Kraft gefunden zu haben, die bestimmt ist, einen Ehrenplatz in der Literatur nehmen."

Friedrich Marx in der „Klagenfurter Zeitung": „Thatsache ist, mit diesem Buche in die Reihe der besten deutschen Erzähler eingetreten Die Dialektschöpfungen, Culturskizzen und Volksstudien waren gleichsam die e, mit deren Farben Roseggers neuestes Werk geschaffen wurde. Schon ist e sichere Meisterhand, welche die Farben mischt und den Pinsel führt; aus mehr unbewußt naiven Schaffen des Naturdichters herausgetreten, hat R. le Freiheit und Objectivität gewonnen, welche ihn nun eine bestimmte, frische Idee mit jedem seiner Stoffe verbinden läßt. Den bisherigen Freun- s jungen Dichters ein Beweis, daß sie ihre großen Hoffnungen auf einen haft Berufenen und Würdigen gesetzt, werden ihm die „Geschichten aus rmark" auch jene Leser gewinnen, welche aus der dürren Sandfläche unserer romane heraus nach dem Walddust und den zauberumflossenen Bergriesen lpenwelt Sehnsucht tragen, wo die Quellen des Lebens im Ganzen rein und lsch fließen, wo der Mann gilt, was er werth ist." Linzer „Tagespost": n dürfte es einem Schriftsteller gelungen sein, aus dem Leben gegriffene rate in so volksthümlicher, packender und anziehender Weise voll Leben und zu behandeln, wie wir es in R.s Erzählungen finden, die einen wahren für jeden Büchertisch bilden. Wir müssen gestehen, daß uns auf novellisti- Gebiete selten etwas zu Gesichte gekommen ist, das uns nur annähernd angesprochen hätte. Unter den Volksschriftstellern Oesterreichs nimmt r unstreitig die erste Stelle ein." — Das Gr. „Tageblatt": „Die ngen sind durchwegs mit einer wohlthuenden Frische geschrieben und mit nnigen Liebe zu Steiermarks Volk und Land, die unseren Dichter so sehr Die Bilder sind durchaus treffend und charakteristisch, und was dabei beson- wohlthuend ist, vom milden Hauche edler Humanität erfüllt und durchgeistigt. n begrüßen wir das neueste Werk des beliebten Volksdichters auf das Leb- , als einen der wenigen gelungenen Versuche, das steierische Volksleben, viel der körnigen Poesie in sich birgt, in seiner Naturwüchsigkeit uns vor- rn."

Nebst diesen allgemeinen Beurtheilungen haben auch die einzelnen Erzäh- des Buches eingehende Würdigung erfahren.

In ähnlich günstiger Weise sprechen sich über Rosegger's bisher erschiene- chriften obige, und viele andere Journale des In- und Auslandes aus.

Wanderleben.

Wanderleben.

Skizzen

von

P. K. Rosegger.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1871.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Peſt, 1871. Gedruckt bei Guſtav Heckenaſt.

Inhalt.

I.

Von einem jungen Wandersmanne.

II.

Von der Reise durch Mitteleuropa.

	Seite
In die weite Welt (Einleitung)	31
Arthur heißt er	34
Gedanken über Wien	41
In Prag	46
Die sächsische Schweiz	51
In deutschem Walde	56
In Leipzig	62
In Weimar	66
In Berlin	73
Eine nächtliche Fahrt auf Usedom	79
Auf dem Thurme der Marienkirche zu Stralsund	86
Rügen	93
Von einem Thalerscheine	100
Nach Amerika	108
Ein Spaziergang in Hamburg	117
Auf dem Meere	123
In Holland	131
Auf dem Rheine	139
In Schwabenland und Straßburg	146
In der Schweiz	158
Im Bregenzerwalde	165
Im Pusterthale	175
Unter den Tannen	184
Heimkehr	189

III.

Wanderungen in den Alpen.

	Seite
An der Lamming	195
An der Ingering	207
Der Haberkupfer	213
Heut g'freut's mich	224
Im Thale bei Seewiesen	231
Eine Nacht in der Schwaighütte	237

I.

Von einem jungen Wandersmanne.

Erinnerung aus den Hirtentagen.

Bei Gott, heut' thät ich dem Jungen ein Paar Kalblederschühlein kaufen, aber damals ging ich selbst noch barfuß, und konnte dem Büblein nicht helfen, wenn es mit bloßen Füßen den Schafen nach über Stoppelfelder lief und über Steinhaufen kletterte. Zur Morgenfrühe fühlte es wohl weniger von den spitzigen Stoppeln und Steinen, aber desto mehr von dem eisigen Reif, der über Feld und Heide lag.

Aber der Knirps wartete nicht erst auf die Kälte, er lief und hüpfte, wie es die Lämmlein thaten, bis die Sonne die Silberkruste schmolz. Noch gab's funkelnde Diamanten auf jedem Halm, doch waren das so wenig Diamanten, als früher die graue Kruste von Silber war, das wußte er gut und er ahnte gar nicht, wie unendlich poetisch sich jene Leute das Schäferleben ausmalen, die noch nie mit nackten Füßen in Reif und Thau gestanden haben.

Ein graues Lodenhöslein hatte es an, von dem man gesehen hätte, daß es nicht mehr ganz neu und tadellos war, wenn des Vaters langer Zwilchrock, den das Büblein umgehüllt, die etwas zweifelhaften Stellen nicht verdeckt hätte.

Eine gestrickte Wollenhaube hatte es am Kopf, die aber später in der Sonne mehr schadete, als nützte, denn sie zwängte die dichten, buschigen Haare ein, die sonst dem Ge-

sichte einigen Schatten zu geben im Stande gewesen wären. Ei, was frug der Junge nach Schatten, er sah gar noch gestissentlich in die Sonne, er wollte ja so ein braunes Gesicht haben, wie der Kniertscher Jakob!

Nun, als die Schafe ruhiger wurden und nicht mehr so in das Weite eilten, stieg der Kleine gar auf einen hohen Steinhaufen, setzte sich dort auf einen schon früher bereiteten Sitz und wärmte die Füße an den sonnigen Steinen, dann zerrte er aus den unerforschlichen Tiefen und Weiten seines Rockes ein mächtiges Buch heraus, das legte er vor sich auf die Kniee und das öffnete er und darin las er nun.

Ja seht, das war eben derselbe Junge, der von dem alten Schulmeister, welcher in der Gegend herum bettein ging, das Lesen und gar ein wenig auch das Schreiben gelernt hatte, und der alle Gebet- und Predigt- und Geschichtenbücher aus der Nachbarschaft und aus entfernteren Dörfern zusammenschleppte und von dem Einige sagten: „Der wird noch ein Pfarrer!" und Andere: „Ja, nichts wird er, mit der Feder baut man keinen Acker an und mit dem Buch heimst man kein Korn ein; und dazu liest er auch noch sündhafte Schriften und Fabeleien, der Antichrist wird er!"

Ja, das war derselbe Junge. Er hatte oft bitter geschluchzt, wenn er daran dachte, wie die Leute roh gegen ihn waren und wie sie seine Eltern beschimpften, daß sie einen mißrathenen Sohn hätten. Aber in den Büchern, die er las, stand Anderes und gar Manches, das ihm die Augen wieder trocknete. Die ganze Welt ist nicht voll Stoppelfelder und Steinhaufen und alle Leute sind nicht Hirten und Ackerer und gehen barfuß. Das stand in den Büchern, die er von

einer alten Frau aus dem Flecken hatte. In der Nacht, wenn der Junge in der Strohkammer lag, hatte er Träume, als gehe er in einer großen Stadt umher, oder als stehe er am Meeresstrand oder fahre gar auf einem Schiffe weit, weit hinaus über das Wasser.

Heute, als er auf dem Steinhaufen saß, las er von der Wienerstadt. Er las vom Stefansthurm, von der Türkenbelagerung, von der Kaiserburg, von Kaiser Josef. Und den Kaiser Josef gewann er so lieb, daß er das Buch stürmisch an die Wange drückte, weil der Kaiser Josef selbst nicht da war. Und dann las er wieder; Bilder waren in dem Buche und die Sonne schien auf die Bilder — aber der Junge wendete seinen Blick hinaus — dort weit hinter dem blauen Wechsel liegt die große Wienerstadt. Zwölf Meilen von Mürzzuschlag ist sie entfernt — sehr nahe eigentlich und in zwei Tagen oder früher noch wäre er dort, und er wäre in Wien, und er ginge in's Kaiserhaus und er ginge auf den Stefansthurm und er sähe Alles an und er spräche mit den Wienern und fragte sie, wie es ihnen geht und wie sie lebten und er sagte ihnen, daß er ein Halterbub aus Alpl sei und daß er ihre Bücher lese und dann schlösse er gar Freundschaft mit ihnen.

Und den armen Jungen faßte ein Sehnen und eine Unruhe, er konnte nicht mehr lesen in dem Buche, er konnte nicht mehr sitzen auf dem Steinhaufen. — — Mit seinen langen Aermeln, die weit über die Fingerchen hinausgingen, begann er zu fächeln und jagte die Schafe heimwärts und dann ging er zur Mutter und trug ihr bittend sein Anliegen vor, daß er heute so gerne nach Wien möchte.

„Du Närrisch, was fallt dir denn ein?" sagte die

Mutter, „wer thät denn die Schaf halten, und wo nähmst denn das Gewand und das Geld? Wirst jetzt nach Wien gehen!“

„Die Schaf thät ich schon in die Halt (eingezäunte Weide) sperren und Rock und Schuh lieh' mir der Kutschersch Jakob und die Hose hab' ich selbst und das Geld hab' ich auch selbst, ich hab' ja vorgestern mein Lämml verkauft.“

Darauf sagte die Mutter: „Du bist gar so viel trotz (kühn) aber meinetwegen kannst schon gehen, wenn der Vater will!“

Der Vater aber sagte: „Du Halbnarr!“

Da weinte das Büblein und es war ihm so gewiß, daß es nicht daheim bleiben könne, daß es fort müsse — es wußte sich nicht zu helfen.

„Was thät denn so was nutzen?“ rief der Vater unwirsch aus, „was hättest denn um's Himmelwillen zu thun? in Wien ist nicht einmal eine Wallfahrt.“

Da trocknete sich der Kleine die Augen und sagte: „Ja, in Mariaschutz ist eine Wallfahrt und eine Stunde weiter draußen ist Wien. Da thät ich die Wallfahrt in Mariaschutz verrichten und thät beten der Erdfrüchte wegen und um Gesundheit — ja, das thät ich und es muß doch auch sein!“

Und das stimmte den Vater; „wenn du die Wallfahrt zu Mariaschutz fleißig verrichtest,“ sagte er, „so magst meinetwegen schon gehen, aber daß du mir morgen wieder da bist!“

Und jetzt war's eine Freude! In zwei Stunden war Alles fertig; die Schafe stacken in der Halt und der Hirt

in des Knierutscher Jakobs Kleider, und auf dem Tisch stand Suppe und Sterz, daß er was esse. Aber der Junge ärgerte sich über diese Zumuthung, nur jetzt nichts essen, nur fort; er war ruhelos. Und endlich sagte er: „Jetzt geh ich," und die Mutter rief ihm nach: „Hast Alles? Schau, daß du nicht krank wirst!" und der Vater rief ihm nach: „Bet' fleißig und schließ uns Alle ein!"

Und dann ging der Hirtenjunge fort von seiner Elternhütte in den Alpen — in eine große, große Stadt — er ahnte nicht, wohin.

Es ist eine wahre Geschichte. Es sind wohl schon Jahre seitdem dahingegangen, aber ich kann es noch genau erzählen, wie es gewesen ist.

An einem hellen Maitag war's, als der Junge durch eine enge Bergschlucht in das breite Mürzthal hinauskam. Er hatte sein graues Lodenhöslein an und er trug Bergschuhe aus derbem Kuhleder und eine braune Lodenjacke, die grün ausgeschlagen war. Der Brustfleck war aus rothem Baumwollstoff und das Hemd, welches am Hals durch ein dichtes, blaues Tuch zusammengebunden war, bestand aus sehr grober Leinwand. Auf dem Kopfe hatte er seines Vaters Hut, der war schwer und breit und ging dem Büblein schier über die Augen, weil es nicht den Kopf hatte wie sein Vater. In einer Hand trug der Kleine einen Bündel, in welchen ihm die Mutter Brot und einen Straubenlaib gebunden hatte, in der andern hatte er einen Stock, den er fest in den Boden stemmte und dann wieder lustig schwang, wie ein rechter Wanderer.

So kam er an den stattlichen Dörfern Krieglach und Langenwang vorüber; heute sah er diese Orte, die sonst sein Höchstes waren, was er bisher gesehen, kaum an, er ging ja nach Wien. Als er aber über den Ort Bühelwang hinauskam und der Ganestein vor ihm lag, ging die Sonne unter und überall trieb man die schellenden Heerden in die Gehöfte.

Der Junge sprach bei einem Bauer ein, mit dem sein Vater einmal einen Ochsentausch gemacht hatte, und bat, daß er über die Nacht im Stalle schlafen dürfe.

„Wo gehst denn du herum?" frug ihn die Bäuerin.

„Ja, wallfahrten geh ich nach Mariaschutz," antwortete der Knabe und darauf erhielt er eine sehr fette Milchsuppe, die er auf der Bank über der Hühnersteige aß, dann brachte man ihn in's Heu.

Das war nun die erste Nacht in der Fremde; der Junge dachte daran und er dachte an daheim und wieder an Wien. Dann schlief er ein.

Den andern Tag, als noch das Mondkipfel lichtgrau am dunkelblauen Himmel stand und als hie und da noch ein Nebelstreifen lag, war unser kleiner Wanderer schon wieder auf der Reichsstraße. Am Ganestein stand er still und sah hinan zur hohen Felswand, die über das Waldesdunkel emporragt. Dann blickte er in die Mürz hinab und spähte nach der Höhle, in welcher ein reicher Schatz verborgen liegen soll, den nur ein Osterfonntagskind zu heben im Stande ist; aber unser Büblein war kein Osterfonntagskind. Wozu auch, es hatte ja so sein Lämmlgeld in der Tasche!

In Mürzzuschlag, da schnalzten schon die Fuhrleute

und da gingen viele Menschen hin und her und an den Häuserecken saßen Weiber und hatten Gebäck und Obst zu verkaufen; — ja, da sah's schon völlig aus, wie in einer Stadt!

Bei Spital begegnete er einem Mann, der auch ein Reisender war und unserem Jungen den Rath gab, daß er fechten sollte. Zuerst verstand dieser nicht, was das heißt, aber als er es verstand, sagte er: „Nein, das mag ich nicht, ich hab ja so mein Lämmlgeld!"

Endlich kam er zum Semmering und dort war's wirklich so, wie die Leute sagten: die Eisenbahn, wie sie so lange nach der Ebene daherlauft, geht da gerad und stolz, wie sie kommt, in den Berg hinein. — Wenn doch nur jetzt so ein Dampfwagen käm', dachte sich der Knabe, damit ich seh', ob er da nicht stehen bleibt und sich nicht ein wenig besinnt, ob er hinein soll. — Und richtig, die rothen Körbe am Bahnhäuschen wurden aufgezogen und es kam ein Zug und er pfiff und er brauste heran und brausend und schnaubend, wie er kam, fuhr er in den Berg hinein. Noch lange hörte man ihn und das war ein dumpfes Dröhnen und noch lange schlug der schwarze Rauch am Gewölbe heraus.

Und noch lange war der Junge stehen geblieben und jetzt hatte er gar das Wunderbare gesehen!

Sinnend schritt er hierauf den Berg hinan und an beiden Seiten der Straße waren Lärchenbäume und der Wald wie daheim; das war ein Berg wie jeder andere, es standen Zäune und Häuser und Ställe darauf und da mitten drin war das Ungeheuerliche!

Auf der Höhe, wo das Gasthaus zum „Erzherzog

Johann" und ein großer Denkstein steht, setzte sich der Knabe ein wenig in das Grüne und nahm seinen Hut ab und trocknete sich den Schweiß. — Und da ist die Grenze, dachte er, und jetzt gehe ich hinaus von Steiermark und in ein ganz fremdes Land und da unten sind Felswände und Schluchten und weiter draußen ist ein breites Thal und noch weiter draußen ist eine endlose Ebene, grau und blau schier, aber in diesem Blauen und Grauen sind weiße Punkte und das sind Häuser und Paläste und da wird Wien sein.

Am Denkstein, der am Wege steht, las er die Worte: »Aditus ad maris Adriatici littora.« — was diese wohl bedeuten mögen!

Endlich brach er auf und schritt jenseits abwärts und da sah er die Eisenbahn, wie sie sich an den Felswänden hinzieht und er sah die Tunnels und die riesigen Steinbrücken und er staunte wieder.

Es war still um ihn und die Sonne brannte und er sah immer hin in die durchbrochenen Felswände und in die überbrückten Schluchten. Das war ja ganz unerhört!

Jetzt hub sich der Junge schier zu fürchten an; die fremde, großartige Natur und die wunderbaren Menschenwerke drückten auf sein Gemüth — er begann zu laufen.

Bevor man nach Schottwien hinabkommt, steht zehn Minuten rechts von der Straße eine Kirche mit zwei Thürmchen und einigen Häusern auf dem Platze. Das ist der Ort Mariaschutz, den der Junge als Ziel seiner Reise vorgeschützt hatte. Aber nun wollte er doch sein Versprechen halten und er ging der Kirche zu. Und als er im dunkeln, kühlen Raum

derselben saß, da dachte er fast sehnsüchtig an sein Daheim und er betete für die Seinen.

Als er dann unter einer schattigen Linde ein Stück Brot aß, weil es schon Mittag war, da dachte er, wie er gestern um diese Zeit noch daheim war und wie es denn wäre, wenn er jetzt wieder umkehrte!

Aber Wien! und dort draußen in der unendlichen Ebene liegt es!

Er wanderte weiter. Er wanderte durch den Markt Schottwien, durch die Klamm und an Gloggnitz vorüber. Da sah er merkwürdige Häuser und Schlösser mit hohen, hohen Thürmen, aber es waren doch keine rechten Thürme, denn aus denselben stieg Rauch auf. Jetzt zog auch wieder die Eisenbahn an der Straße hin und sie war so glatt und eben wie früher, man sah es ihr gar nicht an, daß sie aus der Wildniß kam.

Wohl war die Straße heiß und staubig, wohl drückten unsern kleinen Wanderer ein wenig die Kuhlederschuhe, aber er achtete nicht darauf, er dachte an die Wienerstadt und an den Stefansthurm und wanderte rüstig weiter.

Als der Knabe nach Neunkirchen kam, waren die Berge und die Sonne weit zurückgetreten. Die Pappeln, die an der Straße standen, warfen lange Schatten. — Da könntest du schauen, daß du Herberge bekommst, sagte sich unser Bursche, aber Neunkirchen mit seinen vielen Fabriken ist so laut und war für den Knaben so unheimlich, daß er sich entschloß, an diesem Tage noch weiter zu wandern.

So ging er nun auf der schnurgeraden Straße, die über das öde Steinfeld führt; links hatte er noch die röth-

lichgraue Bergkette, die sich immer mehr zurückzog und um ihn, und rechts, und vor ihm lag die fahle, endlose Ebene. Die Straße war still und verlassen, nur an der Bahn, die links der Reichsstraße hinläuft, rauschte von Zeit zu Zeit ein Zug vorüber. — Wenn sie wüßten, wie sehr mich der Schuh drückt, sie nähmen mich gewiß mit, auch wenn ich kein Fahrgeld zahl; wegen Eines geht's ja nicht so viel schwerer. — So dachte der Junge den Zügen, die gegen Wien gingen, nach.

Dann kam Föhrenwald. Die Sonne ging unter und es begann zu dunkeln. — Es muß doch endlich ein Dorf oder ein Haus kommen? — Aber es kam Föhrenwald und Föhrenwald. Der Knabe fühlte nicht mehr, daß ihn die Schuhe drückten und auch nicht mehr, daß er müde war, er ging und ging.

Die Sterne waren aufgegangen, es waren die, wie daheim; er wäre wohl gerne stehen geblieben und hätte sie angesehen, aber da wäre mittlerweile die Geisterstunde gekommen und er war ja nicht daheim in der Schafhalt oder auf dem Kornfeld, er war in der Fremde mitten in einem großen Wald. — Jetzt werden sie daheim reden von dir und sie werden dich erwarten und du gehst doch immer noch weiter und weiter fort. Dieses Wien ist doch weit weg, das stand nicht in dem Buche! aber vielleicht kommt er heute noch hin und ein Wirth macht ihm schon auf und gibt ihm ein Bett! —

Hie und da sah er ein Licht, aber das war kein Gespenst und auch kein Gasthaus, es war an der Eisenbahn.

Der Junge getraute sich kaum, den Stock auf die harte Straße zu setzen; das ist so laut und am Ende kommt gar

ein Räuber und nimmt ihm sein Geld weg und ermordet ihn!

Und so ging er fort durch die Nacht und durch den Wald und immer durch die Nacht und durch den Wald; es war ihm angst und bang. — Endlich lag ein Lichtermeer vor ihm; das zog sich weit hin und das hatte verschiedene Farben und über dieses Lichtermeer ragte eine dunkle Masse auf. Der Knabe war frisch und wie neugeboren, jetzt stand er vor Wien, wie einst der Türke, aber er zieht ein und belagert es mitten in der Stadt. — Sie sind noch Alle auf, sie sitzen in ihren Häusern wohl beisammen und spinnen und erzählen sich Geschichten. — Es währte noch lange, bis er hin kam, aber endlich stand er da, und um ihn ragten die dunkeln, hohen Häuser auf, und vor den Häusern brannten Lichter und hinter gläsernen Wänden lagen Würste und Gebäcke und Tücher und Anderes. Und da gingen Leute herum, links und rechts und auf und ab, und das war ein Geräusch überall, noch mitten in der Nacht.

Da stand ein Haus, das hieß „zum goldenen Hirschen," und in das ging unser Junge und bat um Herberge. Der Wirth sah ihn an: „Kein Platz!" aber die Wirthin sagte: „Geh zum Hausknecht, vielleicht kannst du im Stall schlafen." Und im Stall war Platz. Der Junge ließ sich ein kleines Glas Wein geben und aß den Straubenlaib von daheim. Dann suchte er sein Lager. Das war auf einem Strohboden im Stall zwischen zwei Pferden; „aber bleib' ruhig liegen, Junge," sagte der Knecht, „sonst kommst du unter die Pferde und du bist mausetodt!"

„Je, hab' oft schon im Stall geschlafen, ich weiß das

ſchon," antwortete der Knabe, „bin nur froh, daß ich in Wien bin."

„Was? in Wien? Ha, ha!" lachte der Knecht, denn der Junge war nicht in Wien, ſondern in Wiener-Neuſtadt. Und als er erfuhr, daß er noch eine gute Tagreiſe in die Kaiſerſtadt habe, da gab's ihm ſchier einen Stich im Herzen und er wollte noch mitten in der Nacht aufſtehen und weiter wandern.

Am andern Morgen ſchlief der Junge aber doch etwas länger, als er eigentlich gewollt hatte, obwohl ſeine Nachbarn ſehr viel Unruhe hatten und ſtampften und ſchnoben.

Auf die Frage des Kleinen, was er für das Quartier ſchuldig ſei, ſagte der Knecht: „Geh nur jetzt, haſt ja ſo kein Geld!" Aber der Kleine gab vier Kreuzer.

Als nun unſer Junge in das Freie trat, da war das Straßenpflaſter glänzend, daß er ſich faſt darin ſpiegelte und in den Dachrinnen rieſelte es und die Leute, die da geſchäftig hin und her eilten, hatten Regenſchirme. — Macht Alles nichts, da iſt's nicht ſo warm, denkt ſich der Junge und neugeſtärkt marſchirt er durch die Stadt. Wohl wirft er noch einen Blick auf die zwei Thürme der Pfarrkirche, die durch eine Brücke verbunden ſind, dann zieht er fort hinaus in den düſteren Tag auf der ſchlammigen Straße. Erſt in Thereſienfeld, das halb in einem Laubwald verſteckt ruhig und heimiſch daliegt, ließ ſich unſer Wanderer eine Schale Rindſuppe reichen, dann ging's wieder fort und fort.

Was doch des Vaters Hut werth iſt, ſelbſt in der Fremde noch! ſo ſehr der Regen rieſelte und rieſelte, der

Kuirps unter der schirmenden Krämpe blieb trocken; aber schwer wurde der Hut und noch tiefer sank er über die Augen hinab.

Wohl stellte sich der Junge einmal unter das geflochtene Dach eines langsam dahinschleppenden Kälberwagens, aber das ging doch gar so matt und mitten im ärgsten Koth; der Knabe eilte ihm endlich vor und weiter.

Wie waren die Wolken in dieser Gegend doch so träge und schwer, sie lagen ganz am Boden! Der Kleine zählte die Straßen- und Meilensteine und er las die Tafeln und Wegweiser und immer öfter und öfter sah er den Namen Wien. Darum wurde er heute nicht hungrig und nicht müde. An Dörfern und Märkten und Städten zog er vorüber, ohne daß er sie in Regen und Nebel recht sah noch sehen wollte. Aber endlich zur Nachmittagszeit erhob sich ein Luftzug, der Regen ließ nach, die Nebel stiegen auf und hie und da borst das graue, schwere Wolkengewölbe, daß der blaue Himmel nieder sah.

Aber die Gegend war öder als je; da war gelblich-rothe Erde und da standen Ziegelscheunen; aber es war kein Baum und kein Strauch und rechts hin nichts, als die unendliche Ebene. Nur links stand der blaue Bergstreifen noch wie gestern aber schmäler und weiter zurück. Und dort in der Ferne gab es auch Thürme und Schlösser und Ruinen. Sollte sich denn nicht noch vor Abend endlich die große Stadt erreichen lassen? — Der Junge schritt rüstig weiter, die Straße ging etwas bergwärts, einer Höhe zu, auf der eine Säule stand. Und als er gegen die Säule kam, da tauchten links unten Thürme und Dächer und Thürme auf, und als er an der Säule stand, da — der Kleine war heftig erschrocken — da

lag die Weltſtadt vor ihm. Aber, das war anders, als er ſich's gedacht hatte, das waren nicht die weißen Häuſer mit den friſchen Gärten vor denſelben, das waren nicht die freundlichen Schlöſſer mit ihren goldenen und ſilbernen Dächern und Zinnen, das war eine dunkle, wüſte und verworrene unabſehbare Maſſe; ei freilich Thürme und Kuppeln all überall, aber Alles ſchwarz, nur funkelt hier und da ein Knopf, ein Kreuz, eine Scheibe. Und dort mitten drin erhebt ſich ein ſchwarzer Bau über alle Häuſer und Thürme und dieſer Bau iſt eingehüllt in Gerüſte und Gerüſte und Alles ſo klein und ſo groß durcheinander. Doch — am Ende iſt das noch nicht Wien, oder wo iſt der Stefansthurm? Der Stefansthurm war jener ſchwarze Bau mit den Gerüſten, der damals eben neu aufgeführt wurde; aber der Junge hatte ſich ihn anders, höher, ſchier bis zu den Wolken hinaufreichend gedacht.

Unſer Wanderer hatte ſich dann auf die Ecke des Steinſtockels der Säule geſetzt und geſchaut und geſtaunt. Da ſtieg überall ſchwarzer Rauch auf, da tönte ein dumpfes Geräuſch in der Luft und man wußte faſt nicht, woher es kam.

Die Abendſonne trat hervor und da ſtrahlte und funkelte ganz Wien und — das war die Kaiſerſtadt. Da ſtand der Türke und da war die Peſt und da lebte der Kaiſer Joſef!

Der Junge wäre trotz des Außerordentlichen, das vor ihm lag, ins Träumen gekommen, wenn ihn nicht das Peitſchenknallen vorüberziehender Fuhrleute aufgeweckt hätte. Endlich machte er ſich auf, ordnete ein wenig ſein Haar, bog den

durch die Nässe steif gewordenen Filzhut zurecht, reinigte die Schuhe im Gras und stieg dann hinab gegen das wogende, wallende Meer der Weltstadt.

Wie dem Knaben zu Muth war, als er durch die Wiedner Hauptstraße, über den Ring durch die Kärntnerstraße ging, das kann ich nicht beschreiben. Diese Pracht der Paläste, diese Wunder in den Glaswänden, dieser Menschenschwarm zu Fuß und zu Wagen und zu Pferde. Und dieses Funkeln und Leuchten in der Abenddämmer, dieser Lichterkranz am Ring weithin und weithin, endlich dieses Lärmen und Rasseln und Schrillen und Klingen! Büblein, es wär' am besten, du stelltest dich in eine Ecke und ließest Alles vorüberstürmen! Ja, da könntest du lange stehen in der Ecke, das stürmt nie vorüber. — Und wenn alle Anderen laufen und stoßen und keck sind, dachte sich unser Hirtenjunge, so kann ich auch laufen und stoßen und keck sein? und er eilte mit dem Schwarm und drängte und wand sich durch. Freilich wäre er ein paarmal beinahe ausgeglitscht auf den glatten Steinen und hätte mit seinem Stock schier eine Glaswand zertrümmert; freilich wäre er ein paarmal beinahe unter Roß und Wagen gekommen, aber endlich stand er glücklich am Stefansplatz.

Da, mitten aus dem Gedränge und Getriebe und aus dem Gefunkel der Lichter ragte der dunkle Bau auf, riesig und einsam. Unser Kleiner ging in den Dom, da war es kühl und finster und ruhig. Er setzte sich in einen Stuhl und da kamen ihm, so wie jetzt Alles um ihn fremd war, fremde Gedanken. Die Gedanken waren so eigen, die Gefühle

so wunderbar, wie sie ihm daheim in der Alpenhütte und im Dorfkirchlein und auf der Haide nie gekommen waren. Er dachte wohl auch an daheim und an seine Eltern, die ihn schon längst erwartet hatten, aber er dachte auch, daß er jetzt in Wien, am Ziele seiner Wünsche war.

Und was begann unser Junge noch an demselben Abend? Er ging durch Gassen und Gassen, gleichviel, wohin er kam. Er ging durch Thore und über Brücken, er wollte wissen, wie groß die Stadt sei, aber überall Häuser und Lichter und Menschen. Und Menschen, fremd in Kleidung und Sprache und Geberden, kein einziger aus daheim. An einem Bau kam er vorüber, aus demselben strahlten Lichter und hallten Gesänge und das war eine Kirche. (Synagoge in der Leopoldstadt.) Der Knabe ging durch das Thor und zog seinen Hut ab. Ja freilich stand der Priester am Altare, aber der Priester hatte einen hohen schwarzen Hut auf, und Alle, die da waren und sangen, hatten hohe schwarze Hüte auf. Und weil das in der Kirche nicht sein darf, so war das ein Traum und der Kleine mußte lächeln. Als er aber lächelte, da nahm ihn ein bärtiger Mann am Arm und führte ihn in die laute Gasse hinaus, so daß er fast weinte.

Aus einem andern Bau hörte er Musik und ein Geräusch, wie Händeklatschen, und das war ein Theater und der Junge kaufte sich eine Karte, wie Andere, und trat ein. Das war nun wieder wie ein Traum. Da waren goldene Wände, und aus den Wänden wuchsen Lichter heraus auf goldenen Aesten und aus den Wänden sahen Leute hervor, lachend und lebendig. Da hingen von der merkwürdigen Decke goldene Kronen nieder und auf den Kronen waren Sonnen

und Sterne und die machten das hohe, weite Haus hell wie am Tage. Und unten, statt des Fußbodens waren Menschenköpfe und nichts als Menschenköpfe und das war Alles lebendig. Und dort — ha, da ging eine rothe Wand auf und hinter derselben sah man in das steierische Felsengebirge. Und da kamen Jungfrauen, weiß und schön, wie daheim am Frohnleichnamstag, und diese sangen, und da rauschte die ganze Musik mit ein, daß das Haus zitterte und — ach, wie das schön und herrlich war! das — das war nicht zu sagen!

— Büblein, wo wirst du schlafen die heutige Nacht? — Er hatte gar nicht daran gedacht, aber als er nun aus dem wunderbaren Haus gekommen war, und als es um ihn dunkel und stiller zu werden begann, da fiel es ihm ein. Aber da strahlte es ihm ja wieder aus einem anderen Palast entgegen und durch die Fenster sah er, wie da drin Leute an den weißen Tischen saßen und aßen und tranken und rauchten und Zeitung lasen. Das war ein Wirthshaus und da ging der Junge hinein.

„Wollen Sie ein Zimmer? In welchem Stock? mit Service?" frug ein schwarzgekleideter junger Herr und der Kleine sagte: „Ja, wie ihr wollt."

Der junge Herr sah ihn lange an, dann führte er ihn über zwei breite Treppen auf ein Zimmer. Der Pfarrer in Krieglach und kein Mensch im ganzen Mürzthal hat so ein Zimmer; da war Alles Silber und Seide und der junge Herr hatte zwei schneeweiße Kerzen angezündet. Darauf sagte dieser: „Bitte gleich zahlen!"

„Was muß ich denn zahlen für das Dableiben?" frug der Junge

„Tag sechs Gulden fünfzig."

„Wie viel?"

„Tag sechs Gulden fünfzig."

Da lachte der Kleine auf und sagte: „Wenn ihr wollt, zwölf Kreuzer geb' ich für eine Nacht."

Hierauf nahm ihn der junge Herr am Arm, führte ihn über die zwei Treppen und hinaus bis vor das große Thor. Dort ließ er ihn stehen.

Eine junge Frau kam der dunkeln Gasse entlang, diese bat der Junge, ob sie ihm nicht Nachtherberge verschaffen könne. Und die Frau sagte ja und war freundlich und nahm ihn mit in ihr Haus. Bevor sie ihm aber das Bett anwies, frug sie: „Hast du wohl auch Geld?"

„Ja," sagte der Knabe.

„Und wie viel?" frug sie.

„So von einem Lämmel," sagte der Knabe.

Darauf öffnete die Frau wieder die Thür und sagte: „Geh' nur, bei mir ist's nichts; da über der Gasse im dritten Stock ist eine Bettfrau, die wird dich wohl nehmen. Adieu!"

Und siehe, die Bettfrau im dritten Stock war sehr alt und sie nahm ihn. Sie frug ihn, woher er komme, und er erzählte ihr seine ganze Reise, worauf die alte Frau sagte: „Kind, du weißt nicht, wo du bist, und dein Mutterl daheim hast du verlassen können?"

Der Junge schlief wenig in derselben Nacht; er dachte immer an das Wort, welches seine Gastfrau zu ihm gesprochen hatte und er nahm sich vor, gleich am nächsten Tag wieder aufzubrechen und heimzukehren.

Aber am nächsten Tag, als er wieder rüstig und frisch durch die reichen, rauschenden Gassen zog, war neue Lust in ihm wach geworden und er meinte, er könne immer in diesem herrlichen Wien bleiben.

Er frug nach dem Kaiserhaus und bald stand er am Burgplatz und sah das Gebäude mit den unzähligen Fenstern an. — Also da hat der Kaiser Josef gewohnt! Wenn er noch lebte, so thät ich mich gleich bei ihm anmelden und ihm sagen, daß ich schon von ihm in den Volkskalendern gelesen habe, und ich thät ihn fragen, ob es wahr sei, daß er so allein im Land herumziehe, völlig wie ein Handwerksbursche, und ich thät ihn einladen, daß er meine Eltern in Alpl auch einmal besuchte. Vielleicht ließ sich auch mit dem neuen Kaiser ein wenig sprechen. — Das war beiläufig das Denken des Knaben, als er am Burgplatze stand. Und nun war in ihm ein Plan gereift. Nützt's nichts, so wird's nicht schaden, meinte er und ging in die Burg und an den Wachen, die ihn ganz ruhig passiren ließen, über Treppen und Treppen empor und hohen, schneeweißen Gängen entlang. Da waren hohe, braune und vergoldete Flügelthüren — ja, wenn er nur wüßte, welches des Kaisers Zimmer sei!

„Was machst du da?" frug ihn plötzlich ein großer, schwarzgekleideter Herr, der an ihm vorüber kam.

„Ja, da kommt ihr mir just recht, wenn ich bitten darf, den Herrn Kaiser thät ich gern ein wenig heimsuchen," sagte der Junge. Da lachte der Herr und deutete, der Kaiser sei gar nicht in Wien.

„Da geht er gewiß auch bei den Bauern herum,"

meinte der Kleine, „und fragt sie, wie es ihnen geht und was für Gesetze sie haben wollen. Ist das ein Sohn vom Kaiser Josef?“

Und weil der Herr immer lächelte, so wurde der Junge ganz zutraulich und er plauderte immer vom Kaiser Josef, bis der Herr ihn an der Hand faßte und sagte: „Komm Bursche, ich werde dich in die Wohnung Kaiser Josef's führen.“

Und er führte den Knaben über Fußböden, mit Teppich und strahlenden Tafeln belegt, durch Gänge und Säle und Zimmer und endlich schloß er eine Flügelthür auf und sagte: „Hier, mein Lieber, hat Kaiser Josef gewohnt.“

Da wurde der Hirtenknabe ganz andächtig; eine Weile stand er da in dem stillen Gemache und sah die Gegenstände an — — und er hatte sich die Eindrücke in seiner Seele bewahrt.

Noch führte der freundliche Mann unsern Jungen treppauf und treppab und endlich in die josefinische Bibliothek. Hier in dem stolzen Tempel zeigte er ihm Handschriften von Josef II. und andere Schriften, wie sie vor vielen hundert Jahren geschrieben worden waren. Und da standen Weltkugeln, die der Mann mit einem Finger bewegte und beschrieb, und er zeigte dem Knaben die Welttheile und die Meere. — „Wenn das die ganze Welt ist, so wird wohl auch Alpl darauf sein,“ meinte der Junge, aber Alpl war nicht darauf. Doch der Herr breitete nun auf einem Tisch eine ungeheuere Karte aus, und hier war Langenwang und Krieglach und Alpl und des Vaters Gut und sogar die Weide verzeichnet, auf welcher das Büblein die Schafe weidete. Da jubelte es auf und

konnte ſich ſchier nicht trennen von dem großen Blatte und von dem merkwürdigen Saale.

Der freundliche Herr machte hierauf dem Knaben Vorſchläge, was er in Wien noch beſehen ſollte und wie er dann am beſten nach Steiermark käme.

So ſchied der Junge vom „Kaiſerhaus".

Mit wenigen Worten wäre es nicht möglich zu erzählen, was unſer kleiner Alpenburſche in Wien noch machte und ſah. Gar den Stefansthurm beſtieg er und ſah hinaus über die Rieſenſtadt, ob denn kein Türke mehr zu ſehen. Gar in den Prater ging er hinab und ſo weit, bis er vor dem breiten, blauen Strom ſtand. Da zogen Schiffe vorüber und auf den Schiffen ſtanden ganze Stadthäuſer und Rauchthürme. Gar nach Schönbrunn ging er und zum Thiergarten, aber in dem ganzen Thiergarten ſah er nicht ein einzig Lämmlein. Und gar einen Friedhof beſuchte er und das war wieder eine eigene Stadt und der Friedhof war ſchier ſo groß wie daheim das ganze Alpl. Der Knirps half ſich überall durch und war ſtolz, daß er ſo allein herumgehen konnte in der großen Wienerſtadt; oft wollten ſich ihm Führer aufdrängen, aber gegen dieſe war er ſehr trotzig, die wollten ja für einen halben Tag mehr haben, als was ſein ganzes Lämmelgeld ausmachte, oder ſie nähmen ihm ſein Geld gar noch weg. Er hatte dergleichen in Büchern ſchon geleſen!

Zudem war das Lämmelgeld bereits auf der Neige; Alles koſtete hier ſo ein Heidengeld und da hatte er ſich gar noch einige Jahrgänge des öſterreichiſchen Volkskalenders (von Auguſt Silberſtein) gekauft. Der Junge hatte nur mehr dreiundzwanzig Kreuzer in der Taſche.

Ganz traurig saß er auf einer Holzbank am Glacis und sah den prächtigen vierspännigen Wägen nach, die an ihm vorüber fuhren. Da kam plötzlich ein Herr mit einem langen Vollbart auf ihn zu und sagte:

„Bursche, auf wen warteſt du da?“

„Ich? auf einen Fünfguldenbeutel,“ antwortete der Knabe.

„Den könnt' ich dir wohl nicht geben, aber wenn du fünf Gulden erwarteteſt, die brächt' ich vielleicht. Wenn du auf eine halbe Stunde mit mir gehen willſt, ſo führe ich dich in mein Haus und dort ſiehſt du dir meine Bilder an und ich geb' dir dann fünf Gulden.“

Das iſt ganz gewiß ein Spitzbub, dachte der Junge, aber ich möcht' nur ſehen, wie weit er's treibt; Geld kann er mir keines wegnehmen und an's Leben wird er mir doch nicht, nein, ſo ſieht er nicht aus und an's Leben wird er mir nicht!

Der Knabe ging mit dem Mann.

Dieſer führte ihn durch einige Gaſſen und in ein Haus und in ein Zimmer, in welchem viele Bilder, aber ohne Rahmen, an den Wänden umherhingen.

„Setz' dich nun da auf dieſen Stockel,“ ſagte der Mann mit dem langen Vollbart, „den Stock behalt' in der Hand und den Hut leg' auf's Knie, ſo. Laß die Haare wie ſie ſind, ich bitt' dich, laß ſie doch! die Hand leg' an den Hut, ſo iſt's gut. Jetzt ſitz mir einmal ein wenig ruhig und ſieh dir das Bild dort mit den Blumen an.“

„Ja, was wollt ihr denn mit mir jetzt machen?“

Der Mann antwortete nicht. Er hatte ſchon Papier und Stift genommen und zeichnete, und in wenigen Minuten war unſer Hirtenjunge, wie er da ſaß, auf dem Blatte.

„Und jetzt dank' ich dir, Kleiner, und da hast du deine fünf Gulden."

Das war unbegreiflich.

— Ich muß rein auf dem Steinhaufen neben meinen Schafen eingeschlafen sein, daß mir jetzt gar so wunderlich träumt; das was mir jetzt wieder begegnet ist, das ist ja gar nicht möglich. Der ist so gut und zeichnet mich und zahlt noch dafür, zuletzt ist er ein Narr und ich hätte das viele Geld gar nicht von ihm annehmen sollen.

So dachte der Junge, als er wieder durch die Gassen lief. Er hatte in seinem Leben noch nie so viel Geld gehabt. Jetzt könnte er ja auf der Eisenbahn nach Krieglach fahren und er wäre schon am Abend daheim! Aber das wäre auch dumm, da wollte er sich schon lieber Bücher kaufen und zu Fuß hingehen, wie er hergegangen war.

Bei Leopold Sommer in der Dorotheegasse kaufte er sich dann Bücher und Bücher und als er aus der Buchhandlung trat, hatte er wieder nur die dreiundzwanzig Kreuzer in der Tasche.

Aber nun wollte er nichts mehr von Wien wissen; er trug ja die Beschreibung der Kaiserstadt, und die Geschichte von Josef dem Zweiten und vieles Andere noch unter dem Arm.

So ging er nun wieder zurück über Spinnerin am Kreuz, sah noch einmal hinab in das Funkeln und Wogen des Häusermeeres, und dann wanderte er fort über die Ebene gegen Wienerneustadt.

Aber — die Bücher waren schwer, und wieder begann

nen die böſen Kuhlederſchuhe zu drücken und der Schweiß rann ihm von der Stirne, und Hände und Füße zitterten dem armen Jungen.

So fand ihn eine Bürgerin in Baden (die Glaſermeiſterin Frau Gießl) auf dem Bänklein vor ihrem Hauſe kauern. Er antwortete kaum auf ihre freundliche Frage, wer er ſei und was er wolle, nur einen bittenden Blick that er in das Auge der Frau. Dann führte ihn dieſe in das Haus, ſetzte ihm Speiſe und Trank vor und ſagte, daß er nun ruhen möge.

Aber der Junge ſchluchzte. Er dachte an ſeine Heimat und an ſeine Mutter, und er erzählte davon und er wollte aufbrechen noch in ſeinem erſchöpften Zuſtand. Da ſagte die Frau: „Es wird gut ſein, Kleiner, wenn du heute mit dem Poſtzug abfahrſt, dann biſt du morgen daheim.“

„Das wäre freilich gut,“ ſagte der Knabe und ſchluchzte noch mehr.

„Aber mache mir deinen Eltern dieſen Kummer nicht mehr; es hätte dir, wie du biſt, auch was Unangenehmes auf deiner Reiſe zuſtoßen können. Wenn du groß und ſtark und frei biſt, magſt du wandern durch die halbe Welt, bis dahin aber bleibe daheim bei deinen Eltern und arbeite mit ihnen und liebe ſie. So, und jetzt nimm von mir dieſe kleine Banknote, damit wirſt du ausreichen. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, wirſt du deine Eltern wieder ſehen.“

Da ſchluchzte der Knabe noch mehr, — er konnte kaum ſeinen Dank ſagen.

Im Mondſchein brauſte der Poſtzug über das weite, öde Steinfeld und im Mondſchein wand er ſich durch die Zwänge und Felſen des Semmerings.

Als im Osten das Morgenroth stand, ging der Junge mit seinem Packet und mit seinem Stock langsam durch das kühle, stille Gebirgsthal, und als die Sonne aufging, sah er seine Eltern wieder.

Ich erzähle noch, daß der Vater während der vier Tage wiederholt sagte: „Der Landstreicher! aber kommt er mir nur heim, ich schlag' drei Stöcke über seinem Rücken ab!" und daß er, als der Kleine endlich doch heimkam, diesen zitternd an der Hand faßte und dabei eine stille Thräne vergoß.

Der Junge aber hatte diese Thräne bemerkt, sie war ihm mehr als all die Freud' und all das Leid, so er auf seiner Reise in die ferne Weltstadt erfahren.

Er hütete dann wieder barfuß die Schafe, saß auf dem Steinhaufen und las in den neuen Büchern.

Das Wandern aber kann er nun einmal nicht mehr lassen, doch heute, wenn er auf der Wanderung ist, trägt er Schuhe von mir, und diese drücken ihn nicht mehr so sehr, wie einst jene des Kutscher Jakob.

II.

Von der

Reise durch Mitteleuropa.

In die weite Welt!

Einleitung.

Es war an einem heitern Märzmorgen, im Jahre 1870.

Es blühten schon die ersten Veilchen.

Ich saß am Studiertisch und brütete über der Karte von Europa.

— Du bist frisch und frei, Junge, und die große, schöne Welt steht dir offen. Willst du nach Süden, in das sonnige Land der Rosen, oder nach Osten, in die stillen märchenträumenden Ebenen, oder nach dem schattigen, sagenreichen Norden, oder nach dem stolzen, kräftig schaffenden Westen, dem Schooßkinde der heutigen Zeit? wähle die Wege und wandere!

Den sonnigen, rosenreichen Süden? ich wähle ihn heute noch nicht, ich lasse erst reifen die Früchte. Den stillen märchenträumenden Osten? ich wähle ihn heute nicht mehr, vielleicht, bis ich einst wieder werde zum gläubigen Kinde. Den schattigen, sagenreichen Norden? Wohlan, das ist der heilige Boden der Germanen; ich will ihren Spuren forschen in den dunkeln Eichenwäldern und ich will sehen, wie es heute lebt und webt das große germanische Volk. Der stolze, kräftig schaffende

Westen, das fleißige Kind der Zeit? Ei, freilich muß ich's auch ein wenig besuchen, muß ja doch auch arbeiten und schaffen lernen, wie's die Zeit verlangt.

So spann ich Träume über der Karte und aus diesen Träumen begann sich nach und nach der Plan einer Reise zu gestalten.

Der Plan hatte sich allerdings etwas weiter ausgedehnt, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte und erstreckte sich nun über Oesterreich, Deutschland, Holland, ein Theilchen von Frankreich und die Schweiz.

Die Hauptpunkte, die auf der Reise zu berühren, sollten sein: Wien, Brünn, Prag, Dresden, Leipzig, Weimar, Berlin, Stettin, Rügen, Stralsund, Hamburg, Amsterdam, Rotterdam, Utrecht, Cöln, Mainz, Stuttgart, Straßburg, Basel, Luzern, Zürich, Bregenz, Innsbruck, Klagenfurt und von hier zurück nach Graz. Ausflüge zu Fuß waren projektirt in der sächsischen Schweiz, in Thüringen, auf der Insel Rügen, in Holland, in Westfalen, im Badischen, in der Schweiz und in den österreichischen Alpenländern Vorarlberg, Tirol und Kärnten.

Mir blieb nur noch die Zeit der Reise zu bestimmen, und ich wählte dazu die schönsten Monate des Jahres, Mai und Juni.

Am 8. Mai, als eben die Schwalben angekommen waren, konnte man mich fortziehen sehen. Ein bepacktes Handkofferchen am Arm, einen Plaid über der Achsel, zahlreiche Empfehlungsbriefe in der Tasche und viel Wanderlust im Herzen, so eilte ich durch die Vorstädte von Graz dem Bahnhofe zu.

Ich machte in Steiermark noch einen kleinen Abſtecher in mein Heimatsthal. „Sei brav und vergiß unterwegs nicht auf den lieben Herrgott!“ ſagte mein Vater und „Geh' nicht gar zu weit fort Bub!“ verſetzte die Mutter, „wirſt doch nicht wieder gar in's Wieneriſch' hinauslaufen!“

Ich mochte es den guten Eltern gar nicht ſagen, wie weit es gehen ſollte — über Länder und Meere! — Die Mutter gab mir noch ein friſches Sacktuch mit, und dann vorwärts in luſtigem Rollen des Dampfwagens durch das grüne Mürzthal und über den Hochbau des Semmerings.

Ich unternahm die Reiſe nicht in der Abſicht, um darüber etwas zu ſchreiben, ſondern nur, um für meine Perſon die Welt zu ſehen und Erfahrungen zu ſammeln.

Und trotzdem finde ich nun in meinem Notizbuche Blätter, die mir nicht ganz unweſentlich ſcheinen, die mir einzelne Reiſeerlebniſſe ſehr lebhaft vergegenwärtigen, oder über die ich wenigſtens lachen muß. Es ſind das meiſt kleine Skizzen aus der Natur und dem Volke, und hie und da befindet ſich ein nettes Abenteuerchen. Auch iſt mir mitunter in der Kunſtwelt und im politiſchen Leben Manches aufgefallen, worüber ich mich nicht enthalten konnte, meine Anſicht zu notiren.

Mit dieſen harmloſen Blättern nun möchte ich zum zweitenmale die Reiſe durch Deutſchland machen. Ich war auf meiner Wanderſchaft ſo mutterſeelen allein, vielleicht finde ich jetzt Gefährten, die mich auf meinen Erinnerungen nachſichtsvoll begleiten.

Willkommen alſo der Freund, der mit mir wandern mag!

Arthur heißt er!

Wenn wir fahren, so brauche ich nicht zu gehen, mochte meine Taschenuhr gedacht haben, denn als der Zug in den Wiener Südbahnhof brauste und ich nachsehen wollte, wie viel wir Verspätung gehabt hatten, fand ich das nette Knödelchen stehen. Ich trieb sie neu auf, ich laborirte mit einer Stecknadel im Werke, es war vergebens; selbst das unbeschreibliche Schütteln und Stoßen des Fiakers, der mich in mein Hotel räderte, war nicht im Stande, die Uhr wieder in Gang zu bringen. Sofort begab ich mich noch an demselben Abend, obwohl es schon spät war, zu einem Uhrmacher; denn meine einzige Begleiterin, die mir buchstäblich so sehr am Herzen lag, die mir Rath und Antwort wußte für alle Zeitfragen, sie durfte nicht krank sein!

Ich fand im ganzen Stadttheil nur mehr eine einzige, kleine Uhrmacherwerkstatt offen. In derselben saß vor einer grünbeschirmten Petroleumlampe ein kaum erwachsenes Mädchen, welches eifrig bestrebt war, die Gehäuse verschiedener Cylinder und Ankeruhren blank zu machen.

Als ich eintrat, erhob es sich und frug: „Was wünschen?"

In dem Augenblick, als ich der kleinen Uhrmacherin in's Auge blickte und bestrebt war, meinen Wunsch zu profla-

niren, fühlte ich in meiner Westentasche lebhaftes Ticken; aha, jetzt geht sie wieder, dachte ich mir, aber es war nicht die Uhr, es war nur mein heftig pochendes Herz.

„Mein Fräulein," sagte ich, indem ich die Uhr aus der Tasche zog, „sie will nicht gehen."

„Schön! ist sie aufgetrieben?"

Ich fühlte mich im Drange des Momentes berufen, der Kleinen irgend etwas Artiges zu sagen, denn es gab unter allen Zifferblättern, die an der Wand herumhingen, keines, das so mild und weiß gewesen wäre, wie ihr Gesichtchen. Mit lebhaftem Bedauern dachte ich an meinen staubigen Reiseanzug, an die Wirren meiner Haare; doch welcher müde Reisende würde noch am Abend wegen eines Geschäftes im Uhrmacherladen Toilette gemacht haben!

„Aufgetrieben, ja," antwortete ich, „mein silbernes Cylinderchen da spielt offenbar Cabale gegen mich, um in die Hand eines so liebenswürdigen Fräuleins —"

In diesem Augenblick flog die Thür auf und ein eleganter junger Mensch trat herein.

„Servus, Malchen! — Numero sicher?"

„Morgen, Arthur; Papa kann den Moment kommen, er wird mich nach Hause begleiten, aber morgen!"

Der junge Mann hatte seine Cigarette an ein Pult gelegt und mit der unbefangensten Miene von Wien drückte er dem Fräulein einen saftigen Schmatz auf das liebe Zifferblättchen, welches eben die gute Stunde zeigte.

„Geh', Arthur, leb' wohl! Morgen also!"

„Morgen neun Uhr Abends. Adieu, Herzchen!"

Der junge Mensch nahm wieder seine Cigarette und eilte fort.

„Und bis wann wollen Sie sie haben, mein Herr?“ frug mich das Mädchen gleichgiltig, indem sie meine Uhr an einen Nagel hing.

„Bis morgen vielleicht,“ sagte ich, „bekomme ich eine Marke?“

„Werden Sie die Uhr selbst holen?“

„Jedenfalls.“

„So brauchen Sie keine Marke. Haben Sie also die Güte, sich morgen im Laufe des Nachmittags anzufragen! 'schamster Diener!“

Ich stand wieder auf der Gasse und ich dachte nach, wie das sonderbar ist, wenn ein so reizendes Mädchen plötzlich zu einem männlichen Spießbürger, zu einem „gehorsamen Diener“ wird.

Am andern Morgen zog sich der Lohndiener meines Hotels eine sehr ernste Rüge von mir zu, weil er meine Kleider nicht ganz in den gewünschten Zustand versetzt hatte.

Ich wollte heute einmal Alles sehr blank und glatt haben.

Der hübschen Uhrmacherstochter halber, meint ihr? I bewahre! ich hatte ja Besuche bei Freunden, bei Gönnern, bei Kollegen vor — und wenn's auch ein wenig der Sackuhr wegen gewesen wäre, die ich heute abzuholen hatte! — Kurz und gut, der Lohndiener erhielt seine Rüge.

Unmittelbar nach dem Frühstück ließ ich mir die Haare schneiden und las dabei die Morgenblätter. Das ist von der

Natur so weise eingerichtet, daß, während die Augen Morgenblätter lesen, die Ohren für den ewig sprudelnden Rebequell des Frieseurs frei sind. Nachdem dieser den Rapport entgegengenommen hatte, daß die Haare am Hinterkopfe glatt zu scheeren und vorne nur zu stutzen seien, begann er, begleitet von dem Wispern der Scheere, zu sprechen. Fast in einem einzigen Athemzuge sprach er vom Wetter, vom Theater, von Regenwürmern, von Arbeiterversammlungen, von Apolloseifen, von den Preußen, vom Stefansthurme, von Schlafröcken, von der Pferdebahn, von Stecknadeln u. s. w. — Plötzlich rief er aus: „Pardon!"

„Was haben Sie?"

„Soll ich Euer Gnaden nach der neuesten Façon etwa die Locken auch vorne glatt scheeren?"

„Pfui Teufel, so geschmacklos!"

„Ich dächte, Fieschi?"

„Aber nein, sag' ich, blos stutzen!"

„Dann bitte ich vielmals um Entschuldigung, Euer Gnaden," flehte er, „es geschah im Eifer der Unterhaltung, ich hab' Euer Gnaden ganz glatt geschoren."

Ich sprang auf, blickte in den Spiegel, taumelte zurück — Gott im Himmel, das war nicht geschoren, das war ja förmlich rasirt!

Was war zu machen? Ich klagte nicht, ich fluchte nicht, ich prügelte den Barbier nicht — in stiller Resignation verließ ich das Haus und der Hut sank mir tief in die Stirne.

Die Herren, bei denen ich meine Aufwartung machte, verwunden es; doch, wo ich Damen vorgestellt wurde, da gab

es in einemfort zu lachen; da wurde der Hund oder der Vogel oder die Katze, oder was Anderes vorgeſchützt, das ſo „urkomiſch“ ſei, aber ich wußte wohl, daß es der geſchorene Chineſe war, der das Zwerchfell ſo unwiderſtehlich bearbeitete.

Ich ſuchte nach beruhigenden Gedanken: für den Sommer iſt's am Ende ja praktiſch und bis der Winter kommt, iſt Alles wieder ausgeglichen; alſo nur kein graues Haar wachſen laſſen, es wird ſchon noch dunkelbraunes kommen!

Sofort durchzog ich wieder mit luſtigem Gemüthe die Stadt, beſtieg den Stefansthurm, beſuchte einige Galerien und verſchaffte mir eine Eintrittskarte in das Opernhaus.

Gegen Abend begab ich mich in mein Uhrmachergeſchäft. Malchen war wieder da und rieb Gehäuſe und Silberketten blank; am Pulte ſaß ein mürriſch ausſehender alter Mann und feilte an einem Meſſingdraht.

„Wünſchen?“ frug mich das Mädchen, als ich eingetreten war.

„Vielleicht meine Uhr ſchon fertig?“

„Haben Sie die Güte — die Marke!“

„Fräulein verabreichten mir keine, als ich geſtern die Uhr da ließ.“

„Werden entſchuldigen, mein Herr, bei uns ließen Sie keine Uhr!“

„O gewiß, mein Fräulein, Sie werden ſich noch erinnern, es war ſchon ſpät, kurz vor der Sperrſtunde, als ich ſie brachte.“

„Es war wohl ein Herr da, der mir eine ſilberne Cylinder übergab.“

„Ja, ja, das war ich.“

„Oh, bitte, Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich meine Kunden nicht kenne. Jener Herr, dem ich keine Marke gab, wird seine Uhr persönlich holen."

„Will dir wer was herauslügen, Mali?", brummte der Alte an seinem Pult.

„Aber sehen Sie mich doch nur an, Fräulein!" sagte ich. Sie sah mich an; „jener Herr trug lange dunkle Haare," bemerkte sie.

„Du ewiger Himmel, ich war ja beim Haarschneider!" flehte ich, doch der Alte rief dazwischen: „Sie, Sie Abenteurer, Sie, wenn Sie nichts gebracht, oder nichts vorzuweisen haben, so haben Sie auch nichts zu holen. Ich rathe Ihnen, treiben Sie's nicht bunt; 's ist die Polizei in der Nähe!"

„Aber Fräulein!" flehte ich, den Alten vollständig ignorirend, „ich kann's ja beweisen, daß ich es war, der die Uhr brachte und dem Sie keine Marke verabfolgten; — es war auch sonst noch Jemand da. —"

„Du lieber Gott, wie viel Dutzend Jemande kommen des Tags über!" lachte das Mädchen.

„Derselbe Jemand aber kam zur späten Abendstunde," sagte ich leise, „und möglich, daß er heute wieder kommt — Arthur heißt er!" Damit that ich einen kurzen, aber vielsagenden Blick nach dem Alten.

Das Mädchen wurde einen Moment verlegen und meinte dann: „'s wird denn doch sein; Sie waren da; o, entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich Sie nicht auf den ersten Augenblick — bitte, da ist Ihre Uhr, hoffe, daß sie jetzt ganz vortrefflich gehen wird!"

Ohne ein Wort zu sagen, zahlte ich die Kleinigkeit für die Reparatur. —

„Vielmals um Entschuldigung!“ hauchte die schöne Mali nochmals.

„Bitte bitte!“ entgegnete ich, verließ die Werkstatt und eilte dem Opernhause zu.

„Arthur heißt er!“ Das war meine Empfangsmarke, mit der ich mich auswies, daß ich den Tag früher in der Werkstatt war. Und die Uhr — sie geht heute noch und bringt mir gute und böse Stunden.

Vielleicht macht es schön Malchen so mit Arthur.

Gedanken über Wien.

Es gibt nur a Kaiserstadt,
Es gibt nur a Wien!

Diese Worte werden gar so oft ausgesprochen und niedergeschrieben, sie haben eben eine große Wahrheit in sich und drücken viel aus.

Es gibt nur ein Wien! — Ich verstand das erst recht, nachdem ich viele andere Großstädte gesehen hatte; und je größer diese Großstädte waren, desto weniger befriedigten sie mich — ich konnte immer nur an Wien denken.

Seit ich als Hirtenknabe die Kaiserstadt zum erstenmal gesehen hatte, war sie anders geworden, und seitdem war auch ich anders geworden; damals konnte ich Wien nur sehen, jetzt konnte ich es auch ein wenig verstehen.

Alte Wiener erzählen wohl von einem anderen Wien, von einem Wien mit Schranken und Basteien — mit Schranken und Basteien um Häuser und Gedanken. Das war noch kein freies Leben und Ausdehnen, das war noch ein Zusammenhalten und Pressen in der kleinen Werkstatt, in der Bureaukratenstube und beim Ofen. Mancher Alte fand das schön und gut und kann das jetzige, neue Wien nicht verstehen.

Das jetzige, neue Wien aber können wir Jüngeren wieder verstehen. Das ist neues, frisches Weben und Streben und Sichentfalten; die kleinen Werkstätten sind hinausgezogen vor die Linie und sind dort große und laute Fabriken geworden; die Bureaukratenstuben haben sich zu Sälen ausgedehnt, in denen der lebendige Puls des Volkes schlägt; und hinter dem Ofen wollen sie auch nicht immer sitzen bleiben, die guten Wiener — hinaus und hinaus in das Freie — und einzig das Freie ist dem echten Wiener das Liebste.

So hat sich's ausgedehnt, so ist's groß geworden.

Eisenbahnen müssen jetzt durch die Riesenstadt ziehen, daß die Bewohner von einem Ende zum andern die Fühlung nicht verlieren.

Und die Wiener ziehen aus mit dem Wanderstab, ziehen in den Wienerwald, ziehen in das Salzkammergut, ziehen nach Steiermark, und sie sind traut geworden mit den Herrlichkeiten der Natur, daß sie zuletzt Gärten und Wälder und Felspartien in ihre eigene Stadt hinein verpflanzen.

Sie wollen eben Alles beisammen haben in Wien, und sie greifen immer weiter und weiter aus. Aber dieses schrankenlose Ausgreifen, immer ist es nicht von Vortheil. Sie haben fremde Sitten herbeigezogen, haben Grundsätze eingeathmet, die den Verhältnissen des österreichischen Volkes nicht gemäß sind — das hat schon manches Uebel nach Wien gebracht.

Der Charakter des Wieners ist ureigen, und es wäre gar schade, wenn er nicht ureigen bliebe. Der Charakter des Wieners ist Herz und Gemüth. Er will leben, lieben, will sich freuen; und er will Leben, Lieb' und Freude aus-

drücken, um auch den Bruder und Nachbar damit zu umfangen — sei's im Scherz, sei's im Lied, sei's im Wohlwollen und Gutesthun, oder sei's gar in Derbheit, Satyre und beißendem Spotte. Der Wiener mag noch so sehr poltern und schimpfen und über sein Oesterreich Witze machen — gute und schlechte — er liebt sein Oesterreich doch über Alles. Der Wiener mag die Woche hindurch noch so sehr witzeln über die Uebelstände der Heimat, und noch so sehr schwärmen für das vernünftige Berlin, für das lustvolle Paris; am Sonntag singt er doch wieder: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!"

Es gibt Leute, die behaupten, Wien sei ein Babel, ein Sodom geworden; Andere sagen, Wien sei eine Sophistenstadt und Wien werde sich selbst aufzehren. Sie sagen und behaupten es, und gehen, wo möglich selbst nach Wien, um zehren zu helfen und sich zu ergötzen an dem Babel und Sodom. Wien versteht eben zu leben; wer soll ihm darob gram sein? Wir sind ja in der Welt um zu leben in dem Guten und Schönen, was in der Welt ist. Wien will rasch genießen von all dem Guten und Schönen. Nicht so sehr für materielle Genüsse verschwendet Wien jene unglaublichen Summen, die es in der That verschwendet, als vielmehr für geistige. Den Künsten baut und weiht die Kaiserstadt ihre schönsten, stolzesten Paläste — wer soll hier nicht gleich an das Opernhaus, an den Musikvereinspalast denken? Und Gemäldegallerien erschließen sich und Schauspielhäuser wachsen überall empor und die Architektur feiert in Wien große Siege*).

*) Und Einstürze. Anmerk. d. Setzers.

Und wer soll in Wien nicht auch die altdeutsche Baukunst bewundern? ragt doch eines ihrer größten überwältigendsten Denkmäler auf, mitten in der Stadt, jedem Fremdling, der nach und von Wien wandert, den ersten und letzten Gruß spendend.

Ich kann stundenlang stehen am Stock am Eisen oder am Stefansplatz, und den Riesen anstaunen. Er steht so still und einsam da, still und einsam über dem Wogen und Wälzen der Großstadt. Er ist der Einzige seinesgleichen weit und breit, vielleicht der Einzige in der Welt. Frommgläubige Menschen haben ihn gebaut aus den kleinen, niederen Häusern empor. Diese Menschen sind lange, lange schon vergangen; wirksame Geschlechter haben nach ihnen den Schauplatz betreten, sie haben viele Kirchen gebaut, sie haben stolze Schlösser und Paläste aufgeführt, sie haben um das Werk der Alten herum geschichtet Steine auf Steine, Häuser auf Häuser; aber der schöne, alte Bau mitten in der Wienerstadt blieb einsam hoch in blauer Luft.

Ich habe den Stefansthurm gesehen an sonnigen Sommertagen röthlich leuchtend aufragen in's tiefe Blau, sein goldenes Kreuz funkelnd, wie ein lebendiges Flämmlein; ich habe ihn gesehen in träumenden Mondnächten als dunkeln, fast unheimlichen Riesen — ein treuer Hirt und Hort eines großen Volkes; und ich habe ihn gesehen an trüben Wintertagen, wie Flocke um Flocke langsam an ihm herniedertanzte und wie seine Spitze sich in den grauen Nebel verlor. Und ich habe ihn beobachtet zur Morgenstunde und im Abenddämmern, in Frühlingsregenbogenstrahlen und in frostigen Herbstschauern, und ich habe ihn beobachtet in heiterer Friedenszeit

und in drangvollen Kriegstagen. Immer war er eigen und immer habe ich in Betrachtung ſeiner in meinem Herzen was Anderes empfunden. — Bloß aus Geſtein beſtehſt du nicht, du wundervoller Bau, du mußt eine Seele haben. Und wieder iſt es nicht an dir die Seele der Kunſt allein, die mich ſo ſehr bewegt, und es iſt auch nicht allein dein ehrwürdig Alter, das mich ſo ſehr ergreift; es iſt mir, als ob du das Symbol und der Mittelpunkt meines Oeſterreich wärſt. — Gewiß iſt, du gehörſt zu dem Schönſten, was ich geſehen, und zu dem Tiefſten, was ich empfunden habe. —

Als ich auf meiner Wanderſchaft Wien berührte, vergaß ich faſt auf die Reiſe, die ich vorhatte. Ich ſchrieb nur ungemein viel in mein Tagebüchlein; ich hatte hier, zu Anfang der Reiſe aber auch noch den friſchen, regen Sinn, der im Uebermaße der Gegenſtände nach und nach ein wenig erblaßte.

Als ich endlich über die Donaubrücke und an Floridsdorf vorüber fuhr, ſteckte ich immer noch den Kopf durch das Fenſter und wollte den Stefansthurm ſehen; ich verlor ihn aber bald aus den Augen; der gute Thurm will nicht mit nach Preußen, der bleibt hübſch daheim bei ſeinen Wienern.

Nun, ich kehre ja auch, ſo Gott will, wieder zurück.

In Prag.

Ganz Prag stand in Flammen. Blutrothe Fahnen flatterten auf allen Thürmen und Zinnen, Pulverdonner krachte von den Höhen und ein endloser Menschenstrom wälzte sich durch die Gassen und toste und schrie wüst durcheinander in verschiedenen Sprachen.

Was war los in der alten, hundertthürmigen Stadt der Libussa?

Da lebte vor vielen hundert Jahren ein König, der nebst Krone und Land auch eine schöne Königin hatte. Aber nun gibt es eine feindliche Kraft, welcher ein König ebenso wehrlos gegenüber steht, als der armselige Kohlenbrenner im Walde — die Leidenschaft. Die Leidenschaft der Eifersucht hatte sich eingeschlichen in des Königs Gemüth und einst ließ er den Beichtvater seines Weibes rufen und frug ihn: „Sag an, Mann Gottes, was hat Dir die Königin gebeichtet?" Aber der Priester wahrte das Beichtgeheimniß. Wohl versprach ihm der König goldene Schlösser — umsonst; er drohte ihm mit dem Tode — umsonst, der Priester wahrte das Beichtgeheimniß. Sofort ergrimmte der König; wenn auch nicht die Kraft, die eigenen Leidenschaften zu tödten, hatten die Könige doch die Macht, die Menschen zu würgen. Unser Gekrönter ließ den

ſtandhaften Prieſter auf eine Brücke führen und in den Fluß hinabſtürzen.

Die Brücke ſteht noch und das Waſſer fließt ſtill und tief wie einſt unter derſelben dahin. Auf der Brücke aber wandeln tauſend und tauſend Menſchen und erzählen ſich die Geſchichte von dem König und von dem unſchuldigen Mann, und ballen die Fauſt und rufen zum Himmel, daß endlich Gerechtigkeit werde dem gekrönten Herrn und dem Manne, der redlich erfüllt die Pflichten ſeines Berufes.

Das Volk nenne ich dieſen Mann, die Sage aber nennt ihn Johannes aus dem Orte Nepomuk in Böhmen.

Und wenn der Jahrestag jener Geſchichte kommt, ſo ertönt die Kunde von Neuem durch das ganze Land, und aus allen Gegenden, vom Rieſen- und vom Erzgebirge, vom Böhmerwald und von den mähriſchen Hügeln wallen Menſchen hinein nach Prag. Und auf der Brücke ſteht das Erzbild des Märtirers geſchmückt mit Reiſern und Blumen und Kränzen. Ein Altar iſt vor demſelben aufgerichtet mit ſilbernen Leuchtern und goldenen Gefäßen und viele tauſend Andächtige ſtehen und knieen und liegen auf den Steinen vor demſelben und ſingen und beten. Sie verehren ihren Schutzpatron und ihren Landsmann, und die große, herrliche Pragerbrücke iſt eine Kirche geworden, wie ihr ſo wunderbar keine findet auf der ganzen Erde.

Und wenn die Sonne hinabſinkt hinter den Paläſten des Hradſchin und die zackigen Thürme der Altſtadt im Abendgolde leuchten, da flimmern hundert und hundert Lampen vor dem Bilde des Johannes auf der Brücke, und was dieſe nur faſſen kann an Menſchen, das faßt ſie heute.

Es ist ein wunderliches Treiben.

Der vorübergehende Städter bleibt stehen und sieht einen Augenblick zum Erzbilde hin und seinen fünf Sternen. Die Menge betet laut; alte Frauen weinen vor Rührung, Polizeimänner fluchen und bettelnde Krüppel wimmern auf dem Pflaster, wo sie schier zertreten werden.

Eine Wallfahrerschaar mit wehenden Fähnlein drängt sich heran und singt ein böhmisches Lied, und nebenher läuft ein Gebäckträger und bietet seine Bretzeln und Krapfen aus.

Am Pfeiler steht eine alte Frau und hält ein Papierbüschel in die Höhe und schreit und keucht, daß man ihr Johannesgebete und Lieder abkaufe; alle sind geziert mit dem Bilde, wie es auf der Prager Brücke verehrt wird. Für die Käufer ihrer Lieder ist sie bereit, die Arie anzugeben und beginnt sofort, während sie den Kaufpreis in Empfang nimmt, ungenirt vor aller Umgebung, das Lied zu leiern, wie es eben die Mittel erlauben zum guten Zwecke.

Und unten fließt sie ruhig hin, die braune Moldau.

Aber nicht allein über den Fluß, auch über alle Kirchen und besonders den Veitsdom am silbernen Sarg des Beichtigers und über die ganze große Königestadt hin erstreckt sich heute der Johanneskultus.

Die Häuser sind geschmückt mit grünen Birkenreisern und rothen und weißen Fahnen; in allen Kirchen und Höfen Gesang und Musik; vor jedem Johannesbild — und deren gibt es zahlreiche — ist eine Schaar Andächtiger und sind viele viele Blumen und Kerzen. Und wenn der Abend kommt, Illumination an allen Ecken und Enden; das leuchtet bunt,

das flimmert und glitzert und ziſcht empor — ganz Prag ſteht in Flammen . . . .

So war es, als ich ankam in der herrlichen Königsſtadt.

Zuerſt ſtaunte ich über den Aufzug, dann ergötzte ich mich an dem Treiben und nannte es köſtlich und toll. Aber die Sache wurde immer noch toller; auf allen Plätzen, in allen Gaſſen und Höfen böhmiſche Geſänge und Wallfahrerfahnen, überall das Bild jenes gemordeten Prieſters mit den fünf Sternen um dem Haupte. Selbſt über den Thüren der Gaſthäuſer waren illuminirte Johanneſe — das bedeutete wohl, daß heute beſonders friſches Bier zu haben in ihren Räumen!

Durch all das bunte Getriebe ſchob und zwängte ich mich dem Hradſchin zu. Auch dort war das Nämliche, nur noch einige Marktſchreier, Bänkelſänger und Gymnaſtiker geſellten ſich dazu und in den Niſchen der Paläſte ſtand ſtets der heilige Johannes, angeſungen und angeleuchtet nach Möglichkeit. Aber halt, oben auf dem großen Platze war in einer Mauerniſche der böhmiſche Landespatron einſam, kein einziger Verehrer war dabei und kein einziges Blümlein und kein einziges Lichtlein. Menſchen gingen hin und her, Wallfahrer zogen vorbei, doch Keiner rückte ſeinen Hut oder neigte ſein Fähnlein vor dem Bilde. Und es war doch auch Johannes und er hatte ſein Kruzifix und ſeine fünf Sterne ſo gut, wie jeder Andere. Ich ſann nach, was den guten Heiligen bei der Bevölkerung wohl ſo in Mißkredit gebracht haben mochte und frug endlich. „Nix deutſch!“ war anfangs der Beſcheid, aber als ich wiederholt frug — je nun — da erfrug ich es denn doch, was es mit dem guten Mann in der Niſche für ein Bewandtniß habe.

Er war ein Deutscher. Das heißt, ein deutscher Bürger von Prag hatte ihn anfertigen lassen und der nämliche Bürger trieb in neuester Zeit Politik gegen die Czechen; das war es, und darum blieb der deutsche Johannes heute allein und im Finstern.

Ich erzähle hier keine Schwänke; die politische Stimmung hat in der Stadt Prag einen gar schrillen Ton, der Einem überall, selbst bei religiösen Feierlichkeiten unbehaglich in die Ohren tönt. Besonders sind es die Tage der dritten Maiwoche, in welchen der Czeche seiner politischen und religiösen Schwärmerei Ausdruck gibt. Ein großer Theil des Volkes strömt zu dieser Zeit nach Prag, um seinen berühmten Publizisten Havlitcek zu feiern; und wieder ein anderer Theil wogt von nahen und fernen Orten des großen Böhmerlandes herbei, den Huß im Herzen und sucht auf dem Giebel der Teynkirche den goldenen Kelch der hussitischen Lehre, der aber nicht mehr zu finden ist. Ein dritter Theil endlich kommt ausschließlich nur des heiligen Johannes wegen.

Es läßt sich indeß aus den Jahrbüchern der Stadt beweisen, daß die Johannesfeier noch nicht gar zu alt ist. Im vorigen Jahrhundert noch fand genau in dieser Form, mit Musik, Schießen, Illumination u. s. w., unter Theilnahme einer unzähligen Volksmenge auf der Prager Brücke die Hußfeier statt. Da kamen die Jesuiten, verdrängten den Huß von der Brücke und stellten anstatt dessen den Johannes von Nepomuk auf und lehrten den Wallfahrern die Sage von dessen Martertod, damit der Platz nicht leer bleibe auf der Brücke und in dem Gemüthe des Volkes.

Die sächsische Schweiz.

Wenn es einmal Riesen gegeben hat, — und daran zweifle ich nicht, denn meine Großmutter hat es oft gesagt — und wenn diese Riesen auch geschmackvolle Künstler gewesen sind, dann kann ich mir die sächsische Schweiz erklären.

Da werden sie einmal zu einander gesagt haben: Was doch dieses Land an der Elbe so öde und leer ist! Wie nimmt sich dagegen da oben das Salzburgerland und die Steiermark und die Schweiz so prächtig aus, da stehen neben den grünen Wiesen und den blauen Flüssen und Seen, die höchsten Berge mit dunkeln Hochwäldern und grauen herrlichen Felswänden! — wäret ihr Alle dabei, wenn wir hergingen und uns auch so etwas bauten? Und wahrhaftig, sie gingen her, brachen Felsmassen von den südlichen Alpen und vom näheren Riesengebirge und schleppten sie hinab an die Elbe und legten sie an beiden Ufern derselben übereinander und bauten Wände und Thürme und neben hin an den kleineren Bächen bildeten sie Schluchten mit Zacken und Hörnern und Höhlen und allerhand sonderbaren Gestalten. Dazwischen ließen sie aber tiefe dunkelgrüne Thäler frei und neben und an und

über den Felsen pflanzten sie dichte Laub- und Nadelwälder, und hinter denselben, in finsteren Schluchten, errichteten sie Wasserfälle und gruben Untiefen in die Unterwelt.

Und nun hatten die Riesen an der Elbe eine Gebirgswelt voll Schönheit und Romantik, wie sie kaum die vielgerühmte Schweiz hat da oben hinter dem Rhein. Die Schweiz ist zwar schön in ihrer Großartigkeit, aber ihre Großartigkeit ist gar nicht mehr bequem für den Menschen: die Natur scheint dieses Land auch gar nicht für den Menschen gemacht zu haben, sondern nur für sich selbst. Das Bergland an der Elbe aber hatte die Schönheiten der Natur mit der Symmetrie der Kunst vereinigt: es war eigentlich eine ungeheure Bildhauerarbeit. Und dazu war das Bergland ganz für den Menschen zurecht gelegt: es war ein Hochgebirge, aber deshalb nicht unfruchtbar, es war eine wildromantische Felsenwelt, aber deshalb nicht unzugänglich und gefährlich. — Und eben aus diesen letzten Umständen ist zu schließen, daß die Schweiz an der Elbe von kunstfertiger Menschenhand gebaut worden ist: die Natur baut nicht so niedlich und großartig, so bequem und wüst zugleich, sie müßte denn gerade in einer wunderbar wohlwollenden Laune gewesen sein.

Dergleichen Dinge dachte ich mir, als ich durch die Schluchten des Meissener Hochlandes schritt. Mein Gott, man denkt denn einmal allerhand kindisches Zeug, wenn man so einsam und in sich gekehrt dahinschlendert. Als mich endlich die gut angelegten Wege auf Anhöhen führten, fast ohne daß ich's merkte, und ich plötzlich keine Wildbäche und Felswände mehr sah, sondern zwischen grünenden, blühenden, sich weithin zie-

henden Kornfeldern stand, da wurde mein Denken ein anderes — nüchterner und vernünftiger.

Dieses Gebirge der sächsischen Schweiz konnte eigentlich nur durch Vertiefungen entstanden sein, daß heißt, die Gegend mußte einst eine Hochebene oder ein einfaches Hügelland gewesen sein. Da kamen wüste Wässer, schwemmten sich Bette, rissen Gräben in das Erdreich, nagten an dem Gesteine und höhlten all' die Schluchten. Und als das Wasser schon längst unten in den Tiefen dahin brauste, begannen an dem entblößten Felsen andere Bildhauer zu arbeiten, nämlich die atmosphärische Luft, der Frost und die Sonne, und so sind die eigenthümlichen Felsbildungen zu Stande gekommen. Zu all' dem senkte sich von oben fruchtbares Erdreich zwischen das Gestein und in seine Risse und Klüfte, und so wuchs in und aus denselben überall der frische, kräftige Wald.

Vom Elbethal aus meint man sich in weiß was für einem Hochgebirge zu befinden, besteigt man aber eine der nahen, kastellartigen Felswände, so steht man erst in gleicher Höhe mit dem übrigen Boden des Meissener Hochlandes. Nur wenige Berge, wie z. B. der große und kleine Winterberg, der Lilienstein, der Königsstein, erheben sich thatsächlich bedeutend über das übrige Terrain.

Diese hier so überaus seltsame Natur haben die Menschen bald aufgefunden, haben auf die Höhen idyllische Häuser und in die Thäler freundliche Städte gebaut, haben die Flüsse geregelt, überbrückt, Wege und breite Straßen angelegt und dieselben gepflastert und gewahrt; zu den Felsenzinnen hinan haben sie Treppen gebaut und oben sichere Geländer und

hohe Thürme hingestellt, und auch bequeme Gaststätten dazu. Und der Elbe entlang haben sie Segel und Dampfschiffe flott gemacht und feste Straßen und Eisenbahnen angelegt, damit nun von Süden und Norden die Menschen kommen sollten zu sehen, was da auf diesem Fleck Erde für ein herrliches Land und Leben.

Und sie kommen.

Schon im Frühlingsmonate strömen sie heran aus allen Gegenden, Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, große Herren und kleine Diener; — und Solche, die schon gehadert mit dem Leben, weil es ihnen für ihre Millionen keine Lust und Zerstreuung mehr bieten wollte, werden in diesem Eldorado wieder für einige Tage beschwichtigt.

Da entfaltet sich denn in den ungeheuren Prachtanlagen ein lautes, klingendes Leben, und der Sachse lächelt schlau dazu und schlägt reiche Zinsen aus den Felsen seines Berglandes.

Der Sachse ist aber auch ein Mensch, der sich sehen lassen darf vor den Fremden aus dem Süd- und aus dem Nordlande. In diesem Meissener Hochlande wohnt ein nettes, geschlachtes Völklein: gleich auf den ersten Blick merkt der Fremde die Cultur: diese drückt sich aus in den freundlichen, reinlichen Wohnungen, in der bequemen einfachen Kleidung und in der zutraulichen, entschiedenen Ausdrucksweise. Kein Einziger ist mir auf meinen Wanderungen in der sächsischen Schweiz begegnet, der mir nicht zuvorkommend einen „guten Tag" geboten hätte. Und wenn ich um den Weg frug, so wußte man mir denselben stets so einfach und bestimmt zu definiren, daß es eine Freude war. Es mochte

vielleicht Zufall sein, aber auffallend war mir, daß mir auf dem ganzen Wege kein Bettler begegnete, da sonst in dergleichen Gegenden der Fremde von solchen Wesen stets verfolgt und gequält wird. Selbst Kinder, die sich als Führer anbieten, wissen das ohne alle Zudringlichkeit und doch entschieden zu thun. „Herr," sagen sie nach der Begrüßung, „wollen Sie, daß ich Ihnen den Weg und die schönen Punkte zeige und etwas trage, ich habe jetzt Zeit und möchte mir gerne ein wenig verdienen!" Und wenn man den gebotenen Dienst ablehnt, so lüften sie wieder das Käppchen und ziehen ihrer Wege.

Die Schulen scheinen in Sachsen ganz anders bestellt zu sein als in Oesterreich; die Dorfkirchen sind einfach und meistens evangelisch; die Friedhöfe geschmackvoll, stets mit schönen, sinnigen Inschriften, meistens aus deutschen Classikern. Besonders erinnere ich mich an einen Vers unter dem Bilde einer gesenkten Fackel auf dem Friedhofe zu Radewalde:

„Glaubt nicht: er habe die Fackel sie zu verlöschen gewendet;
Am unsterblichen Licht zündet er senkend sie an!"

In Oesterreich gibt es nicht gar viele Dorfgemeinden, die dergleichen Grabschriften verstünden.

Doch genug, auch Oesterreich ist an Ehren reich, und die Schönheiten der sächsischen Schweiz können sich doch noch immer nicht messen mit den Herrlichkeiten der Gebirgswelt an der Traun und der Enns.

In deutſchem Walde.

Friede war im Lande.

In den Städten pochte und hämmerte die Induſtrie, auf allen Straßen und Waſſern zog der Handel mit luſtig flatternden Fahnen und die Menſchen in der friſchen, freien Frühlingsgrüne lebten wie die Schäfer.

Ich wanderte in den ſächſiſchen Gebirgen und hatte ſo viel Luſt und Freude im Herzen über Alles, was ich ſah und empfand, daß ich die Hände zum Umarmen ausſtreckte und daß ich ausrief: „Sei mir tauſend und tauſend und tauſendmal gegrüßt, du mein herrliches, deutſches Vaterland!“

Kam auf dieſer Wanderung auch einmal durch eine wüſte, dämmernde Felſenſchlucht. Der Wildbach, der da ſchäumte und brauſte, verſchlug mir ſchier das Gehör und weil ich in Ermanglung eines menſchlichen Geſellſchafters im Wald mit den Bäumen und Bächen und Thieren und Steinen und allem Möglichen plaudere, ſo frug ich auch den toſenden Wildbach, was denn los ſei und was ihn ſo wild gemacht habe. Als Antwort ſpritzte er mir Giſcht in's Geſicht und ſtürmte dann fort hinaus gegen die Elbe und die Nordſee.

Wenn ich um dreihundert Jahre früher ſo durch die

Felſenſchlucht geſchlendert wäre, hätte ich gewiß bald ein paar Menſchen getroffen, denn zur ſelben Zeit waren dergleichen Päſſe und Thäler durchaus nicht ſo einſam; damals gab es überall Leute, die ſich innig dem Reiſenden anſchloſſen und ihm ohne viel Komplimente ſein Gepäck trugen und — davontrugen.

Ich geh' aber lieber allein und trag' mein' Sach' ſchon ſelbſt, — nein, da bin ich nicht ſo bequem. Ich knöpfte ſogar den Rock zuſammen, daß man mein ſchwarzes Uhrband nicht ſah, wenn doch noch etwa ſo Einer aus den früheren Jahrhunderten vorüber käme und — fragte, wie viel es an der Zeit ſei. —

Als ich durch die unwirthlichſten Stellen hinaus war, ſang ich Hymnen an die deutſche Cultur, die in alle Gebirgswinkel und Schluchten gedrungen iſt mit ihrem unberechenbaren Segen.

Aus dergleichen und anderen verſchiedenen Gedanken weckte mich ein kleiner Knirps, der des Weges daher mir entgegen kam. Es war ein Junge, der kaum ein halb Dutzend Jahre, und gar nicht einmal einen Schuh und eine Haube hatte. Ein blaues Hemdchen und ein weißes Höslein war Alles, was er am Leibe trug.

Als er mich ſah, blieb er einen Augenblick ſtehen und ſteckte einen Finger in den Mund; dann begann er zu weinen.

„Was machſt du denn da auf der Straß', du kleiner Schlingel?" frug ich den Knaben; „wem gehörſt du denn?"

Auf dieſe Anrede kam er ganz auf mich zu, langte mit beiden Händchen nach meinem Rockflügel und ſchluchzte.

„Ach, so komm' doch mit, du, so geh' doch!"

„Je, du Blitzjunge, so laß doch nur meinen Rock ganz. Willst du einen Pfennig haben?"

„So komm' doch mit, du, so geh' doch! Zu meiner Mutter komm', so geh' doch!" bat und drängte der Knabe immer ärger, und Thränen rannen ihm über die Backen.

Du liebe Zeit, was will denn das Kind — denk' ich — dem ist gewiß die Mutter gestorben!

„Ich will schon mitgehen, Kleiner, aber sag' mir nur einmal, wohin und wozu?"

„Zu meiner Mutter, sie läßt dich bitten!" antwortete der Knabe und zog mich förmlich mit sich fort.

— Läßt mich bitten! Das muß doch was ganz Besonderes werden! Vielleicht ist Jemand in einer Noth, oder vielleicht — kurz, ich folg' auf jeden Fall. — So dachte ich und ging mit dem Knaben.

Der ließ mich nicht lange auf der Straße, bald bog er seitwärts ab und auf einem schlechten, steinigen Fußsteig in eine noch engere, finstere Schlucht hinein. Ueber uns lagen von einem Felsen zum andern entwurzelte Waldbäume, und hier und da hing das Gestein oben so zusammen, daß man schier den Himmel nicht mehr sah.

— Jetzt folgst du einem jungen Bösewicht, und der führt dich in eine Mörderhöhle! — Ich gestehe, daß mir dieser Gedanke kam, wenn er auch nicht ganz ernst war; — in außergewöhnlichen Lagen kommen Einem oft noch lächerlichere Einfälle als sonst.

„Aber, du Teufelsjunge, jetzt sagst du mir aber gleich, wohin du mich zerrst!" polterte ich den Knaben an. Dieser

fing wieder an zu weinen und entgegnete immer wieder nur das Wort: „Zu meiner Mutter.“

Das mag etwas ganz Merkwürdiges geben, denkt ihr euch, und so sehr Unrecht dürftet ihr nicht haben.

Die Schlucht erweiterte sich, wir kamen auf einen umwaldeten Wiesenplan, und am Rande desselben stand ein kleines, nettes Haus.

In dieses Haus hinein nun führte mich mein Junge.

Daß Unglück darin war, das merkte ich schon vor der Thür, ich hörte seufzen und schluchzen. Und als ich in die kleine Stube trat, da sah ich, wie an der dunkeln Ofenecke ein halb entkleidetes Weib mit losen, verworrenen Haaren kauerte und sich wand und die Hände rang.

Als es mich sah, war es einen Augenblick ruhig; dann blickte es verweisend auf den Knaben und rief unter Schluchzen: „Aber Gottlieb, aber Gottlieb! so geh' doch hin zu der Steinerin in's Eichhag! Ach, jetzt bringt er mir einen wildfremden Menschen!“

„Frau,“ sagte ich nun, „wenn ich in irgend was helfen kann, so helfe ich gerne, wenn ich nur wüßte —!“

Jetzt sah mich das Weib wieder an, barg dann das Gesicht in die Hände und schluchzte noch mehr.

„Ja, meine liebe, gute Frau, so sagt doch nur wo fehlt's denn?“

„Ach, das kann ich euch nicht sagen, geht nur wieder fort, geht! der liebe Herrgott mög' mir helfen!“

Nach diesen Worten kauerte sie sich wieder in den Winkel; sie bebte heftig, der Schweiß stand ihr auf der Stirne.

Wenn man einem Nebenmenſchen in ſeiner Todesqual rathlos gegenüber ſteht, ſo nimmt man ſeine Zuflucht immer zum Waſſer. Ich ergriff ein Trinkglas, das auf einem Fenſterbrett ſtand, eilte damit vor das Haus, wo eine Quelle rieſelte, und füllte es.

Und als ich mit dem Waſſer zurück in die Stube kam, da war es anders geworden.

Das Weib ſaß ruhig am Ofen und lächelte. — Ein junger Menſch war gekommen und hatte Hilfe gebracht; — er war kaum noch eine Minute alt und hatte ſchon Hilfe gebracht.

Jetzt erſt wußte ich, wo es gefehlt hatte.

Nun that ich, was ein ungeſchickter, jüngerer Mann in ſolchen Fällen überhaupt thun kann. Ich plünderte die zwei Betten, die ſich in der Stube vorfanden, ſchleppte Decken und Pölſter zum Ofen und thürmte ſie neben der guten Frau ganz zwecklos auf, eilte nach einem Becken, brachte verſchiedene andere Gegenſtände, wie ſie die Frau verlangte und erwies mich, abgeſehen von Einigem, über alles Erwarten geſchickt und umſichtig in dieſer kritiſchen Lage.

Endlich kam ein ältlicher Mann, den ich ſchon früher in der Gegend als Steinſchläger geſehen hatte und welcher ſich hier als Gatte und Vater legitimirte. Und es kam, da der Kleine mittlerweile wieder ausgeſchickt worden war, eine Frau, und es kamen mehrere Frauen und es kamen viele Frauen und alle ſprachen und ſchrien durcheinander und der junge Menſch, der da war und eigentlich geholfen hatte, überſchrie Alle.

Ich fand mich nun als ziemlich überflüſſig in dem Hauſe. Noch ging ich zur Frau am Ofen und ſagte ihr meinen

Glückwünſch und die Frau ſagte: „Vergelt's euch Gott zu tauſendmal, und habt uns nichts vor übel, daß euch mein Bub' gleich ſo aufgabelt hat, als ich ihn um Leut' geſchickt hab'. Und wenn ihr wieder einmal an uns vorbeikommt, ſo ſprecht zu, ich geb' euch Milch und koch' euch was, aber heut' müßt ſchon ſo vorlieb nehmen, mein Mann kann in der Küch' nichts angreifen."

So verließ ich das kleine Haus und den Wieſenplan, eilte durch die Schlucht der Fahrſtraße zu, ſchlenderte dahin und hatte wieder meine Gedanken.

In Leipzig.

Es war vor Sonnenaufgang an einem frischen Maimorgen, als ich hinauszog aus der alten Stadt Leipzig.

Ich wanderte den gegen Südosten sanft sich erhebenden Anhöhen zu, an welchen sich zwischen Wiesen und grünenden Feldern schöne, breite Straßen hinziehen. Aber die Straßen waren still und leer, nur ich schritt auf einer derselben rüstig dahin und sang das Lied vom Hirtenknaben.

Als ich weiter hinaus und höher hinauf kam, wo sich schon der Blick dehnt über die alte Stadt, über viele Hügel und Ebenen, weithin bis in das Blaue, da pfiff ich nicht mehr, und doch war das Lied vom Hirtenknaben noch nicht zu Ende.

Es war Alles todt und düster um mich. Die Sonne mußte wohl schon aufgegangen sein, aber es hatte sich der Himmel überzogen und am Horizont schwamm das Blaue und das Graue immer mehr in einander. Ein kalter Luftzug strich über die Höhen.

Ich schlug den Mantel enger um mich und wendete meinen Blick bald links und bald rechts. Hier und da hatten Ziegelbrenner rothe Erde abgegraben, weiterhin jedoch war wieder Alles grün und das Korn schoß bereits in Aehren.

Dort auf einem Hügel ſtanden ein paar Buchen und auf einer ferneren Anhöhe — was meint ihr? da ſtand ein Rieſe und ragte hoch über den Wald und bewegte ſeine Arme langſam auf und nieder, als ob er grabe in der Erde — ein Grab aufwerfe . . . ei ja doch, es war nur eine Windmühle; aber ich dachte gleich an Napoleon den Großen.

Wie der Wind ſo wüſt über die Ebene bläſt! ich fühle gar ſchon kalte Regentropfen — die Nebel hängen nieder auf die Haide. Wie es doch auf dieſen Höhen ſo öde und froſtig iſt! — Aber es waren Tage, in welchen es hier gar bewegt und heiß zuging: da war ſchier die Kraft und das Feuer der ganzen Welt auf dieſen Höhen und Ebenen beiſammen, ſich zu bekämpfen und zu dämpfen. Es lebte ein Mann, der zog mit dem Schwerte durch die halbe Welt; dem Ackerer verwüſtete er das Feld, dem Bürger zerſtörte er die Werkſtatt, den Bettler an der Straße ſtampfte der Hufſchlag ſeines Roſſes in den Staub und dem König rief er zu: „Werfe dich nieder vor mir, ſonſt werfe ich dich nieder!“ — Und da ging ein Wehruf durch die Länder und die Völker zitterten vor dieſem Einen Mann. Die Macht der Fürſten zerſplitterte an ihm, die Schrecken der Elemente prallten ab an ſeinem Willen: ſchon ſchwor er zu Gott im Himmel, daß er Gott der Erde ſein wolle, und daß ihn die Menſchen anbeten und ihm opfern ſollten ihr Gut und Blut.

Wahrhaftig, dieſer Schwur nahte der Erfüllung, aber ſiehe, da kam eine gar gewaltige Macht über dieſen Mann, und warf ihn nieder. Dieſe gewaltige Macht war die Einigkeit.

Da verſammelten ſich die Völker des Südens und des Oſtens und des Nordens und umringten den Tyrannen und

ſein Heer zu Hunderttauſenden und riefen ihm zu: „Werfe dich nieder vor uns, ſonſt werfen wir dich nieder!“ Aber der Mann ſtarrte den Hunderttauſenden trotzig ins Auge und warf ſich nicht nieder.

Da ſprach die Einigkeit der Völker den Zauberbann aus und der ſtolze Mann brach zuſammen und war ſiech.

Das geſchah auf den Höhen und Ebenen, wo es heute ſo ſtill und einſam war, und wo ein froſtiger Wind wehte mit kalten Tropfen.

Uebermüthigen Tyrannen zur Warnung haben die Völker dort einen Stein aufgeſtellt und in denſelben die Worte eingegraben: „Der Herr iſt der rechte Kriegsmann, Herr iſt ſein Name!“

Ein anderes Bild, als ich wieder in die Stadt zurückgekehrt war. Wohl überall ſieht man die ernſten Denkmäler jener großen Tage des deutſchen Befreiungskampfes, aber um dieſe wogt und brauſt friſch und luſtig das heutige Weben und Streben. Leipzig iſt ſchier wie ein Herz des Raumes und der Zeit; oder ſteht es nicht in lebhafteſter Verbindung mit allen Weltgegenden? Wenn man dreihundert Schritte geht, ſo begegnet Einem der Deutſche und der Franzoſe, der Amerikaner und der Perſer, der Grieche und der polniſche Jude. Und ſchlummert nicht ein Stück großer Vergangenheit in den Heldendenkmälern, in den Gotteshäuſern, in der Pleiſſenburg — ſitzt im Auerbachkeller nicht noch der ſelige Fauſt, den der Teufel geholt hat?

Und es liegt wohl auch ein gutes Stück Zukunft in dieſer Stadt! Ich ſtand lange vor dem Auguſteum und ſah mit

Vergnügen dem frohen Studententreiben zu. Das Vaterland hofft viel von diesem Hause. Doch, was haben die jungen Leute nur für Wunden und Schrammen über Stirne, Wangen und Nase? Was doch das tapfer ist, wenn auf einem lichten Milchgesichte so ein Schrämmchen sitzt! — So nehmt den Jungen doch einmal die Messer weg! — Nein, man wird bitter, auf der großen, heiligen Wahlstatt des Vaterlandes unter den sonst so hoffnungsvollen Söhnen eines edlen Volkes solchen verrosteten „Ehrensachen" zu begegnen.

Endlich ist Leipzig auch das Herz des deutschen Geistes. Ich meine vor Allem den Buchhandel, der, hier in vollster Grüne und Blüthe, die halbe Welt mit Lectüre versorgt. Fabelhaft ist die Billigkeit unserer, sich den Privilegien entwundenen Classiker. Ich kaufte mir Schillers Gedichte und auch ein Paar Würste; letztere waren um einen halben Groschen theuerer als die Gedichte. Diese Billigkeit der Nationaldichter ist aber ein gutes Zeichen; um so eher wird die Zeit kommen, wo sie in jeder Hütte mit ihrem Segen daheim sein werden.

In Leipzig gibt es erwachsene Menschen, die noch keinen Berg gesehen haben, denn die Umgebung der Stadt ist endlose, trostlose Ebene, mit einigen Anhöhen, auf welchen man die endlose, trostlose Ebene nur noch besser sehen kann. Aber was den Menschen die Natur versagt, das verleiht ihnen stets freundlich die Kunst. Und in dieser hat es der Mensch weit gebracht und jetzt macht er damit der Natur schon ernstliche Konkurrenz.

So gingen auch die Leipziger hinaus vor die Stadt und bauten sich ein Alpenland mit Felsen und Gletschern und

Schluchten und Wasserfällen. Und in den Wäldern birgt sich das Reh und an den Hängen klettert die Gemse und in den Seen der dämmernden Grotten schwimmen Goldfischlein. Hier steht ein Alpenhaus mit Erfrischungen, dort ragt eine Ruine auf, so grau und trotzig, als spukten ihr noch die Kreuzzüge und das Faustrecht im Kopf. Unten im Wiesenthal schlingt sich ein silbernes Bächlein hin, dann lagern sich wieder die Felsmassen und im Hintergrunde liegt das blaue Hochgebirge und auf den lichten Gletschern das Alpenglühen.

Freilich sind zu diesem Hintergrunde nur vierzig Schritte und wenn man einige zwanzig Stufen auf die Felsmassen steigt und man langt mit der Hand nach dem blauen Hochgebirge, so berührt man mit den Fingern die Gletscher sammt dem Alpenglühen.

Es soll, wie ich mir sagen ließ, zu Urzeiten unmittelbar hinter diesem Gebirgslande ein stockhohes Haus gestanden haben, welches seinen spießbürgerlichen Schornstein gerade über die Gletscherwelt emporreckte; jetzt ist aber keine Spur mehr davon und der blaue Aether liegt still über dem Hochlande.

Wann und wie sie das gemacht haben, das verrathe ich nicht, ich sage nur, daß es eine köstliche Idee und an heiteren Abenden bei Musik und Beleuchtung ein ganz famoser Unterhaltungsort ist. Das Lokal heißt das Schützenhaus.

Ich könnte noch weiter erzählen, wie ich *) durch das Rosenthal nach Gohlis ging, wie ich das Häuschen besuchte, wo unser Dichterkönig das „Lied an die Freude" schrieb und wie ich das Denkmal und das Grab Gellerts sah u. s. w.,

*) In freundlicher Begleitung des Schriftstellers Oelschläger.

ich will nur noch, weil ich eben bei den Denkmälern bin, von einer wunderlichen Grabschrift bemerken, welche an der äußeren Südseite der Johanneskirche angebracht ist. Dieselbe ist in kaufmännischer Form und lautet: „Gewinn- und Verlust-Conto, des Christus unschätzbares Lösegeld und Ranzion 100,000. An glückseeligem Sterbegewinn wohlgestorben ist der beste Gewinn 100,000. — Auf F. A. Blechschmidt, bestimmten Sterbetag Anno 1700 den 21. Oktober gelobe ich Jesus Christus, Bürge, zu bezahlen diesen meinen Solawechsel an denselben, dem Werth nach ich selbsten verdient, bin mit seinem Conto und Leben vergnügt, schenke ihm dahero die ewige Seligkeit. Jesus Christus." —

Drei Tage lebte ich in der lieben, alten Stadt an der Elster; es war ein gehobenes Weilen, ich fühlte mich so recht mitten in meinem Vaterlande. Deutschland ist stolz auf sein Leipzig.

In Weimar.

In einem Thalkessel der Ilm, von hohen Laubwäldern durchzogen, von fruchtbaren Kornfeldern und dunkeln Waldbergen umgeben, angesichts des sich in Südwesten bläulich hinziehenden Thüringerwaldes liegt Deutschlands heilige Todtenstadt. Hier haben sie gelebt die Dichterkönige, die Propheten, und hier liegen sie begraben; Weimar ist ein deutsches Jerusalem, ein deutsches Mekka geworden.

Gleich, wenn man über die Höhen von Apolda hinüber kommt, sieht man südlich der Stadt aus einem dunkelgrünen Laubwäldchen eine goldigfunkelnde Kuppel emporragen. Das ist die Fürstengruft und dort ruhen Schiller und Göthe.

Es war mir gar feierlich zu Muthe, als ich hinabstieg gegen das ruhige Städtchen. Dieses ist durchaus nicht groß, aber die Häuser stehen schier weihevoll da, auf dem Pflaster hört man kaum einen Wagen rasseln, und durch die Gassen wandeln nur wenige Menschen. Es ist, als ob die Stadt noch wehmuthsvoll von seiner Glanzperiode zur Zeit Carl Auguste träumte.

Und so lange Weimar steht, wird es träumen von jener Zeit und von den großen Männern, die seine Bürger waren.

Heute zeigt es nur mehr die Wohnstätten der Sänger und der Deutsche betritt sie mit Ehrfurcht als heilige Tempel der Propheten.

Es war hoher Nachmittag, als ich im Städtchen ankam: ich eilte an dem Göthe- und Schiller-Monument am Theaterplatz vorüber, direkt Schillers Wohnhaus zu. Bald darauf stand ich*) im Zimmerchen, wo Schiller gearbeitet hatte und gestorben war. Da steht noch der Schreibtisch und auf demselben das Tintenfaß; da liegt noch das Buch offen, in dem er zuletzt las, und da liegt noch der Brief, den er zuletzt schrieb. Der Sessel steht auch noch am Tisch — man meint, der Professor müsse den Augenblick kommen und sich hinsetzen und seinen „Demetrius" fertig schreiben.

Aber die Schließerin zeigt noch auf das leere, nur mit grünen und welken Kränzen belegte ärmliche Bett im Winkel und sagt leise: „Hier ist er gestorben."

Am Bette steht das Nachttischchen mit dem Schälchen, aus dem er seinen Thee trank, und mit dem Medizinfläschchen.

Am Ofen steht ein Saitenkasten, auf welchem eine Cithar liegt; ich hatte es schier nicht unterlassen mögen, eine Saite zu berühren: die müßten ja einen seltsamen Ton geben! Doch, diese Saiten mögen ruhen und trauern; Schillers Lyra klingt ja durch die ganze Welt für ewige Zeiten.

Göthe's Wohnung ist nicht zugänglich. Seiner Zeit ist der Eintritt gestattet gewesen; da war einmal, so erzählt man, ein Engländer gekommen und der hatte Göthe's Feder mitge—nommen; seitdem läßt der Eigenthümer des Hauses keinen Fremden mehr ein.

Herder wohnte im Pfarrhofe, unmittelbar an der Stadt-

*) Durch die Verwendung des Dichters Julius Grosse, der im Schillerhause als Präsident des Schillervereins wohnt.

kirche; Wielands Haus ist unweit des Theaters. Jedes dieser Häuser ist mit dem Namen des betreffenden Dichters bezeichnet.

Ich bin aber auch lange vor den Erzbildern der vier Sänger stehen geblieben.

Zur Nachmittagszeit wanderte ich dem Friedhofe zu, obwohl mir von maßgebender Seite gesagt worden war, es würde mir kaum möglich sein, in die Gruft zu gelangen.

Der Friedhof zu Weimar ist ein dichter, dunkler Wald von Espen, Linden, Eichen und Cypressen, unter welchen die geschmackvollsten Denkmäler stehen. In diesem Waldesdunkel birgt Deutschland so manches theuere Grab; ich nenne nur den berühmten Schauspieler Wolff, den Tonsetzer Hummel u. s. w. Zu beachten ist die Grabschrift des Menschenfreundes Johannes Falk, welche, von ihm selbst verfaßt, folgendermaßen lautet:

„Unter diesen grünen Linden
Ist durch Christus frei von Sünden
Herr Johannes Falk zu finden.
Kinder, die aus deutschen Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen fleißig für mich beten:
Ewiger Vater, dir befehle
Ich des Vaters arme Seele
Hier in dunkler Grabeshöhle!
Weil er Kinder angenommen,
Laß ihn einst zu allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen!"

Mitten im Friedhofe nun steht ein tempelartiges Gebäude mit der goldschimmernden Kuppel, und hier ist die Grabstätte des Großherzogs Carl August von Weimar und seiner Freunde.

Es ist recht so, denn:

„Könige und Dichter stehn
Auf der Menschheit lichten Höhn,
Darum sollen Dichter stets
Heiter mit dem König gehn;
Darum sorgt die Dichter ein
Neben einem Königsschrein,
Damit sie beim Auferstehn
Wieder mit den König gehn!“

Ich stand eine Zeit im Tempel und las die Inschriften der unten Ruhenden. Da kam ein Mann, der wohl der Thorwart sein mochte und den ich frug, ob er mich nicht in die Gruft führen könne.

„Ist nicht gestattet,“ antwortete er kurz.

Da war ich betrübt und sagte leise: „Ich hätte ihre Särge gern gesehen, aber ich werde wohl in meinem Leben nicht mehr hierher kommen.“

„Sind wohl aus fernen Landen?“ frug der Mann.

„Aus der Steiermark.“

Auf dieses Wort schlug er mir heiter auf die Achsel: „Da sind wir ja schier Landsleute; meine Heimat ist in Ungarn, nahe an der steierischen Grenze; bin mehreremale in Steiermark gewesen. Ei schau, aus der Steiermark! sapperlot, das freut mich. Kommen Sie, lieber Herr!“

Mit diesen Worten zog der Mann einen Schlüssel aus der Tasche und führte mich in die Gruft.

Links in der düsteren Nische stehen zwei Särge aus dunklem Eichenholz, mit Lorberkränzen geschmückt — hier ruhen Schiller und Göthe.

Am göttlich verehrten Grabe des Propheten Jesus

Christus hätte ich kaum gerührter und ehrfurchtsvoller stehen können, als an dieser Stätte unseres erhabenen Sängerpaares.

All' die andern fürstlichen Särge, die im Hauptschiff des Gewölbes der Reihe nach stehen, waren mir ziemlich gleichgiltig, obwohl mein Landsmann von der ungarischen Grenze viele Worte aufbot, mein Interesse dafür zu erregen. Nur am Sarkophag Carl Augusts war mir, als müßte ich dem schlummernden Fürsten meinen Dank sagen, daß er der edle Freund unserer Dichter gewesen ist.

So war mein Wunsch erfüllt und als ich dem Thorwart zu Lohn noch erzählt hatte, wie es in der Steiermark und an der ungarischen Grenze zugehe, verließ ich den Friedhof und wandelte langsam gegen die Stadt.

Am Abend — dieser war so mild und heiter, und die Thürme von Weimar funkelten so prächtig in der untergehenden Sonne — machte ich einen Spaziergang durch das „Hölzchen" und zwar in Begleitung der beiden Dichter, denn ich las Schillers „Spaziergang" und Göthe's „Elegien".

Immer mehr kam ich in's Sinnen und Träumen, da hörte ich plötzlich des Altmeisters Stimme:

„Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein;
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

In Berlin.

Die lieben Berge waren weit zurückgeblieben.

Der Zug ging über Sumpfland und Moorgründe. Ueber der ganzen Gegend lag feuchter Nebel. Da kam mitunter ein scharfer Luftzug und riß den Nebel auseinander und da sah man hie und da eine träge Windmühle.

Endlich rollten die Waggons über den grauen, langsam heranwogenden Elbefluß und links an der Bahn lag eine Stadt, aus welcher unter Anderem zwei runde Thürme emporragten. Das waren die Thürme der Schloßkirche zu Wittenberg, an deren Thore Luther den 31. Oktober 1517 die 95 Sätze anschlug. Von hier aus verbreiteten sich die berühmten Thesen über das ganze große Vaterland und weiter hin, und die Hammerschläge auf das Thor der Schloßkirche haben den römischen Stuhl im Urgrund erschüttert.

In der Schloßkirche zu Wittenberg liegt der große Reformator begraben. Die Protestanten verehren ihn als einen großen Menschen (die Katholiken würden ihn, wäre er Einer der Ihren gewesen, gewiß bereits zu einem kleinen Gott gemacht haben).

Wieder senkte sich der Nebel über die historische Stadt, der Zug aber rollte weiter.

Das war einförmig; der Zug ging über den öden Fläming und durch die endlose Ebene der Mittelmark.

Von der Kirche zu Jüterbog, deren hohe Thürme auf einen Moment zu sehen waren, erzählte mir ein Reisegenosse, daß in derselben einer der Ablaßkästen aufbewahrt sei, mit denen Tetzel damals die „Peterspfennige" gegen Promessen auf das Himmelreich gesammelt hatte. — Nein, was man doch mit dem lieben Herrgott Alles trieb, jetzt stellte man gar falsche Papiere auf seinen Namen aus!

Ueber dem Stadtthore von Jüterbog soll nach den Angaben meines Reisegefährten eine Keule hängen, welche die eigenthümliche Inschrift trägt:

„Gibst du deinen Kindern Brot
Und leidest nachmals selber Noth,
Schlag ich dich mit dieser Keule todt!"

Es soll sich eine finstere Sage an dieses Wahrzeichen knüpfen.

Mein Reisegefährte wollte mir dieselbe eben erzählen, da kam ein Schaffner und überreichte uns einen Plan von Berlin nebst einem Anzeigeblatt der Gasthöfe, Unterhaltungen u. s. w.

Wir nahten der preußischen Hauptstadt. Ich konnte kaum den Plan studiren, ich mußte immer durch das Fenster sehen, ob die Thürme der stolzen Residenz nicht schon auftauchten. Aber es war noch immer das öde Haideland mit Sumpf und Moorgründen, über dem der trübe Himmel lag.

Endlich gegen Abend fuhren wir an dem Kreuzberg (eine sehr mäßige Anhöhe, — das einzige „Gebirge" der

Berliner) vorüber; zu dieser Zeit trat auch der Sonnenschein hervor und die Königsstadt lag vor uns.

Bald darauf ging ich mit meinem Kofferchen der unabsehbaren Friedrichsstraße entlang dem Hotel Pristol zu.

Im Hotel war meines Weilens nicht lange. Noch an demselben Abend traf ich mit einem Grazer zusammen, der sich in Berlin ansässig gemacht hatte. Dieser lud mich mit der Artigkeit des Norddeutschen und mit der Herzlichkeit des Oesterreichers in sein Haus ein und führte mich seiner jungen liebenswürdigen Frau auf, welche ebenfalls eine Steirerin war, was sie auch dadurch zeigte, daß sie den Tisch mit echt steierischen Gerichten bedeckte. So saß ich, mitten in der Stadt Berlin, in einer traulichen Stube echt steierischer Gemüthlichkeit und ich konnte wieder von meiner Heimat sprechen und ihre Schinken essen und ihren Wein trinken und einem jungen Ehepaar in's Auge sehen, das sich steierisch liebt. Da war ich denn sehr vergnügt und ich blieb tagelang in der lieben Familie. —

Unter den Linden! Das ist eine sehr breite Straße mit einigen sehr bestaubten Baumreihen und mit stolzen Häusern an beiden Seiten. Hier gehen und fahren und reiten sie, tragen die Köpfe hübsch vertikal und denken stets: Wir sind Berliner!

Ich armer Oesterreicher schlich an Allem nur so vorüber und sah auf das schöne, glatte Pflaster. Ja, die Wunden haben sie uns geschlagen, das Pflaster aber haben sie für sich behalten.

Dort im Palais, auf dem die rothe Fahne mit dem schwarzen Kreuze weht, wohnt der „olle Willem". Er sieht gerne

zum Fenſter heraus, wo Friedrich der Große in Erz gegoſſen auf dem Pferde ſitzt und wo auch ſeine Berliner ſtehen und ihm kokettiren helfen.

Was doch ſo ein alter König denken mag, wenn er zum Fenſter hinausſieht? An das Glück ſeiner Völker doch wohl? Ei gewiß! — Ne, doch nich! So ein Mann, der Krone und Purpur trägt und vor dem ein Volk im Sande liegt, denkt, wenn er zum Fenſter hinausſieht, in der Regel nichts als: Ich bin der König!

Aber es gibt wenige Menſchen in der Welt, die mit Recht ſagen können: Ich bin der König!

„Ei, wie gefällt Ihnen Berlin?“ frug mich ein alter Herr, der ſich mit beſonderer Artigkeit an mich anſchloß, da er, wie er ſelbſt ſagte, ein Vergnügen daran finde, Fremde auf die Vorzüge ſeiner Vaterſtadt aufmerkſam zu machen.

„Berlin iſt eine ſtolze, herrliche Stadt,“ ſagte ich.

„Nich wahr!“ entgegnete der Mann und ſein Angeſicht leuchtete. „Aber dat iſt ungloolich, hören Sie mal. War ich vor acht Jahren in Thüringen jeweſen, Jott, das Thüringen iſt jar nich ſo beſonders, als man ſacht: Berche und Berche, ach, du mein jütiger Himmel, was iſt ooch en Berch? Da ſehen Sie mal unſeren Kreuzberch an, dat iſt en Berch! Aber laſſen ſich mal ſachen; iſt ſo ene Jans von ener Dam jekom und meint, die Umjebung von Berlin ſei en troſtloſes Sandmeer! Jut, ſach ich, aber ſind man ooch mal in Berlin jeweſen? Dat nich, ſacht die Jans. Dann jehen Sie erſt hin und darnf reden Sie! ſach ich und ken Wort hat die Jans mehr jeſprochen! Und jetzt frach ich Sie, mein Herr, iſt die Umjebung von Berlin en Sandmeer?“

„Gott bewahre!“ entgegnete ich, aus Furcht nach dem Schicksale der Dame aus Thüringen der Thierwelt zu verfallen.

„Dat freut mir! Ach Jott, wenn alle Oesterreicher so einsichtsvoll wären, wie Sie, 's wäre janz anders. Nich wahr, jebildete Leute sind wir Berliner und es kann ooch jar nich anders sind; sehen sich nur mal unser Aquarium, unser Museum, unser Rathhaus an und jehen Sie doch mal in's Arsenal! den Thierjarten werden Sie doch um Jotteswillen ooch besuchen; sind Sie man schon in Potsdam jewesen? Ach, ich mach mich ene Ehr und begleite Sie; unter ener Woch werden Sie mit Berlin jar nich fertich, dat glooben Sie mich!“

Der Mann ging mit mir und je schöner ich Alles fand, desto seliger war er. Ich brachte die Erinnerung an mein schönes Heimatland zum Schweigen und freute mich an den kärglichen Naturschönheiten und an den modernen Menschenwerken und an dem kindischen Gemüthe meines Berliners.

In Berlin sieht man überall Spuren von Friedrich II., doch trägt Alles, was aus dieser Zeit stammt, den französischen Charakter. Potsdam, das einzige Stück lieblicher Landschaft, das man in der Umgebung von Berlin findet, hat von dem tiefsten Grundstein seiner Schlösser bis zu dem höchsten Strahle seiner Springbrunnen durchwegs französische Formen. Nur die Menschen sind deutsch und zum Glücke viel deutscher als jener König, dem der Ort seinen Glanz verdankt. Ich habe keine Sympathie für Friedrich den Franzosen.

Aber ich habe auch keine Sympathie für den „ollen Willem“, denn einige Male wurde meine Freude im Be-

trachten der Herrlichkeiten Berlins doch etwas getrübt. Im Muſeum ſah ich öſterreichiſche Gewehre, im Arſenal öſterreichiſche Kanonen, in den Kirchen öſterreichiſche Fahnen — Alles von Königgrätz her und ich ging durch eine Königgrätzer Straße und ich ging an Siegesdenkmälern vorüber, die auf Oeſterreichs Unkoſten entſtanden ſind.

Das war der Schatten, der meine Freude einigemale etwas getrübt hatte.

Man ſagt, ſie hätten damals Recht gehabt und für Deutſchlands Einheit ſei ein 1866 nothwendig geweſen. Mag ſein, ich bin nicht der Richter, ich bin nur der, welcher das größte Weh empfand, als ſie mitten durch Deutſchland den blutigen Grenzſtrom leiteten.

Eine nächtliche Fahrt auf Usedom.

Die Glocke auf dem Dampfboot „Victoria" hatte bereits das zweitemal geläutet, als ich in Stettin mit meinem kleinen Reisegepäck dem Hafen zueilte. Ich begab mich sofort auf das Deck, denn ich wollte noch am Abend des laufenden Tages auf Rügen sein. Aber ich war am Abend nicht auf Rügen. Erst als der Dampfer, auf dem ich mich befand, schon draußen auf dem breiten Oderstrom dahinglitt, erfuhr ich vom Capitän, daß die „Victoria" nicht nach Rügen, sondern blos nach Swinemünde gehe. Je nun, dachte ich mir, so bleibst du halt die Nacht über in Swinemünde und fährst morgen weiter nach Rügen. Aber ärgerlich war es zu hören, als mich der Capitän belehrte, daß um diese Jahreszeit von Swinemünde bis nach der Insel Rügen gar keine Verbindung sei, und daß mir nichts übrig bleibe, als am nächsten Tag wieder nach Stettin zurückzufahren oder mit der Post durch die ganze Insel Usedom nach Anclam und von dort über Stralsund nach Rügen zu reisen.

Als ich von daheim fortging, nahm ich mir vor, mich auf meiner Reise über nichts, und käme da, was nur wolle, zu ärgern, sondern Alles ruhig hinzunehmen und kaltblütig durchzusetzen. Das mit Swinemünde nun war für meinen Entschluß die erste kleine Probe, die ich indeß bestand. Bald hatte ich bestimmt, daß ich mit dem Postwagen nach Anclam fahren würde. Nach einer sechsstündigen Seefahrt durch das

große Haff, auf welchem dem Reisenden die Mutter Erde einmal auf einige Zeit abhanden kommt, ankerten wir bei der kleinen Stadt Swinemünde. Hier ist der Hafenplatz der Kaufmannsstadt Stettin, in welchem alle größeren Schiffe, welche nicht mehr durch die seichte Mündung in das Haff und in die Oder hineinzusteuern vermögen, landen.

Swinemünde liegt auf der Insel Usedom, auf welcher man jetzt nichts mehr findet, als das nette Städtchen, einige Fischerdörfer, Buchenwaldungen und einen Badeort. Einst war mehr auf der Insel Usedom. Da hat vor undenklichen Zeiten eine große Stadt gestanden, die war Wineta geheißen, war von Wenden bewohnt und hatte alle erdenkliche Pracht und Herrlichkeit, welche man in jenen Zeiten nur finden konnte auf der Erde. Aber die Götter, die in den stillen Hainen der einsamen Insel Rügen wohnten, blickten neidisch herüber auf das gewaltig rauschende Leben und üppige Treiben der Bewohner von Wineta, und in einer Sturmnacht sank die stolze Stadt hinab in den tiefen Meeresgrund.

Wenn du heute an stillen Abenden an den felsigen Ufern hinabblickst in die blaue Fluth, so kannst du sie noch sehen die Thürme und Paläste und ein leises Glockenklingen hören; das ist das ewige Sterbeläuten der geheimnißvollen Stadt, die in den Tiefen der Ostsee begraben liegt.

Der Wirth in Swinemünde bei dem ich mich niedergelassen hatte,*) machte mich darauf aufmerksam, und ich ging richtig am Abend hinaus an die felsigen Ufer und blickte

*) Der Wirth schien ein sehr belesener Mann zu sein, er kannte die meisten österreichischen Dichter und Schriftsteller; mit besonderem Interesse sprach er von Hamerling, Silberstein und Marx.

hinab in die blaue Fluth, sah aber nichts als dunkelbraune Steinblöcke, über welche ein paar Hechte hin- und herschwammen und nach kleineren Fischen Jagd machten. Auch das Glockenklingen konnte ich nicht hören, weil die Wellen, die an das Ufer schlugen, zu sehr rauschten.

Um 9 Uhr Abends ist es in diesen Gegenden im Frühsommer noch heller Tag; da aber ein empfindlich kalter Wind zog und ich noch vor Mitternacht mit der Post weiterreisen wollte, beschloß ich, in mein Gasthaus zurückzukehren, um wenigstens ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Aber in einem seltsamen Lande, unter einem ganz fremden Himmelsstriche, so viele wunderbare, lebendige Bilder in der Seele, und neuer stets gewärtigend, harrt der Müde oft gar lange und vergebens auf den ruhigen Schlummer. Dieser stellt sich nicht ein, und die Eindrücke des Tages spielen und klingen noch fort, nur daß sie sich für Momente mit den Trugbildern des Traumes vermählen.

So ging es auch mir, und noch bevor ich einschlafen konnte, klopfte der Wirth schon an die Zimmerthür mit dem Bemerken, daß der Postwagen in zehn Minuten abgehe.

Sofort machte ich mich eiligst reisefertig, kaufte den Fahrschein und der Postillon hob mich in den Wagen.

Beim matten Schein einer halb verdeckten Oellampe sah ich, daß ich zwei Reisegefährten hatte, die mir gegenüber an den beiden Ecken lehnten und schlummerten; es war ein Mann und eine Frau, nach dem äußeren Aussehen aus der ärmeren Bevölkerung.

Der Wagen rollte dahin, anfangs über Wiesengründe, dann durch Buchenwälder. Ich sah zum Fenster hinaus und

betrachtete die ſchwermüthige Einſamkeit der Natur. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, man hörte keine Grille und keinen Nachtvogel, aber hie und da rauſchte es in den Zweigen und in den Kronen der Bäume.

Der Mann mir gegenüber fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht und blickte in das Freie hinaus. Die Bäume ſtanden zeitweiſe ſehr dicht und es war faſt ganz finſter.

„Ein wahrer Urwald," bemerkte ich, um mit meinem Nachbar wo möglich ein Geſpräch anzuknüpfen, allein dieſer machte eine kurze Entgegnung, die ich nicht verſtand; dann lehnte er ſich wieder in den Winkel, um einzuſchlafen.

Der Wind draußen wurde immer heftiger, das Laub rauſchte wie ein Waſſerfall und die Aeſte ſchlugen wüſt ineinander. Unſer Wagen rollte eilig dahin. Meine Gefährten ſchliefen und ich ſah ſtets zum Fenſter hinaus und hörte dem Winde zu, der heftiger und heftiger und endlich zum Sturme ward. Als wir nach einer Zeit auf eine Haide kamen, da ſah ich Wunderbares. Da lagen und ſtanden und flogen weiße Rieſengeſtalten umher, die Glieder dehnten ſich, die Gewänder flatterten, riſſen ſich los vom großen Körper und bildeten ſelbſtſtändige Geſtalten. So hauſte der Sturm in dem Nebel, der auf der Haide lag. Aus den zerriſſenen Wolken ſauſten ſchwere Regentropfen an unſer Fenſter. Ich zog meine Reiſedecke enger um mich.

Bald wurde es indeß ruhiger und über der Haide mit dem Nebel und über dem Wald wurde es klar; man ſah die Sterne und in Nordoſten ging ein heller Schein auf. Es ſah aus, wie der anbrechende Morgen, aber ich hielt es für ein Nordlicht, weil es erſt 1 Uhr in der Nacht war. Es

war aber kein Nordlicht, ſondern wirklich der anbrechende Morgen, wie mir der Mann in der Ecke zu verſtehen gab.

Der Mann ſchien jetzt vollſtändig wach. Er blickte einige Male ſorgſam nach der Frau in der andern Ecke, die wohl ſeine Gattin ſein mochte. Dieſe ſchlief noch immer. Er berührte ſanft ihren Arm, der über den Sitz herabhing, ließ ihn aber, wie mir ſchien, aus Furcht ſie zu wecken, in ſeiner Stellung.

Ich betrachtete mit geſteigertem Intereſſe das ſonderbare Bild draußen. Der Tag war aufgegangen, — aufgegangen gleich nach Mitternacht, um die wüſten Geiſter, die auf der Inſel herrſchen, zu zerſtreuen. Was iſt dieſer Norden da oben doch für ein wunderbarer Himmelsſtrich! Plötzlich ſtand der Wagen ſtill. Der Poſtillon öffnete den Schlag, der Mann mir gegenüber hob die ſchlafende Frau ruhig auf die Achſel, ſtieg aus und trug ſie von der Straße abſeits im Morgenroth über die Haide. — Das war ein neues Räthſel für mich. Ich wollte den Poſtillon fragen, was es denn mit dieſen Menſchen für ein Bewandtniß habe; allein dieſer ſaß ſchon längſt wieder auf dem Bock, ließ flink weitertraben und blies auf ſeinem Horn ein heiteres Lied. Erſt auf der Station, an der ich ausſtieg, dem Poſtknecht ein paar Groſchen für ein Glas Bier in die Hand drückte, und mich dabei um meine geheimnißvollen Reiſegefährten erkundigte, erfuhr ich deren Geſchichte. Es iſt ein trübes, aber merkwürdiges Geſchick aus einem Menſchenleben, kaum zu begreifen und zu erfaſſen für mich und den Leſer, aber gewiß noch ſchwerer zu tragen für den, dem es zugefallen.

In Swinemünde iſt das Grab eines jungen See-

mannes, der, in seinem Berufe verunglückt, ein trostloses Elternpaar, dessen einziges Kind er war, auf Erden zurückließ. Als die Eltern, arme Fischerleute aus dem Westen der Insel, den Tod des Sohnes erfahren hatten, machten sie sich auf den Weg, und wanderten nach Swinemünde zum Grabe des Kindes. Und als sie am Hügel standen und beteten, und als der Vater seinen Wanderstab in die Erde bohrte, als Gedenkzeichen der Stätte, wo der geliebte Sohn lag, da traf den guten alten Fischer ein zweites Unglück. Sein Weib sank neben ihm zusammen, rief ihn und den begrabenen Sohn noch einmal beim Namen und war todt. Der Schlag hatte sie getroffen. —

Nun sollst du, alter Mann, auch dein Weib hier begraben und allein heimkehren in die Hütte und allein leben und sterben und allein ruhen unter dem Rasen im heimatlichen Pfarrdorfe. —

Aber das wollte der Mann nicht, er wollte sein Weib daheim begraben; doch, arm, wie er war, konnte er ja nicht die Ueberführungskosten der Leiche bezahlen.

Wer weiß, welche Pläne der Arme gemacht haben mochte, bis er endlich zum Postknecht in den Stall kam und diesen bat, er möge ihn und sein todtes Weib mitnehmen bis hin in seine Gegend, er zahle das Fahrgeld wie für zwei lebendige Menschen, aber mehr könne er nicht, und wenn der Postknecht „ein Stein sei", so müsse er (der Fischer) das Weib in der Fremde begraben, und dann sei es wohl das Beste, daß er sich gleich auch selbst dazu lege zum Sohn und zum Weib, denn allein heimkehren, das könne er nicht.

Ob das recht war vom Postillon oder nicht, er war

kein Stein und nahm die beiden Eheleute mit bis gegen das Dorf, wo der Mann seine Hütte hatte und das Weib den Kirchhof. —

Der Postillon hatte es mir nun erzählt, schwang sich dann wieder auf den Bock und blies das Posthorn.

Als ich später allein am Gestade bei Stralsund saß, dachte ich nach über die nächtliche Fahrt auf Usedom, über den Sturm im Walde, über die Nebelgebilde auf der Haide, über den schweigsamen Mann an meiner Seite und über das gebrochene Mutterherz.

Auf dem Thurme der Marienkirche zu Stralsund.

Einen der eigenthümlichsten Eindrücke auf meiner Reise durch Deutschland hat Stralsund auf mich gemacht. Ein stillernstes Denkmal aus lebens- und drangvollen Tagen steht es da, rings von Wasser umgürtet — die zehnthorige Stadt Jaromars.

Jaromar, ein Fürst von Rügen, hat Stralsund im Jahre 12[illegible] gegründet. Da kamen die Dänen und Lübecker mit Feuer und Schwert, auf daß die, kaum dem Meere entstiegene Jungfrau wieder untertauchte in den finsteren Urgrund. Aber bald erhob sie sich wieder, und schöner und lieblicher als je und sie vermählte sich mit der deutschen Hansa.

So ging eine lange Zeit hin und Stralsund blühte als Handelsstadt. Da kam im Jahre 1628 ein mächtiger Feldherr, der Herzog von Friedland. Dieser schwur, die Stadt zu erobern, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden. Aber nicht an den Himmel war sie gebunden mit Ketten, sondern an die Herzen ihrer Bürger. Diese erschlugen dem gewaltigen Wallenstein zwölftausend seiner besten Streiter vor den Wällen der Stadt, und der Belagerer zog ab.

Im westfälischen Frieden wurde Stralsund den Schwe-

den abgetreten, aber der große Kurfürst eroberte es wieder für Deutschland zurück.

Von nun ab wurde Stralsund, das seine, der Hansazeit entstammende Kraft und Macht längst aufgezehrt hatte, ein Spielball zwischen Preußen, Dänen, Schweden und Franzosen, bis es heute, unter dem Schutze des mächtigen Preußen, gleichsam ausruht von seiner großen, blutigen Geschichte.

Stralsund mit seinen schmalen, hohen Häusern, zahlreichen Erkern und stattlich zugespitzten Giebeln, hat ganz den Charakter einer mittelalterlichen Stadt. Die engen, größtentheils parallel laufenden Gassen sind meistens nur von den Faktoren des Kleingewerbes belebt, nur gegen den Hafen hin, in welchem jährlich ungefähr 600 Seeschiffe mit Getreide, Mastvieh, Wolle u. s. w. ein- und auslaufen, entfaltet sich das rege Leben und Streben des Schiffsvolkes.

Im Sommer ist in Stralsund der Fremdenverkehr ziemlich bedeutend, während für den Winter der Adel und die reichen Bürger der Stadt, welche auf der gegenüberliegenden Insel Rügen ihre Sommerwohnungen haben, in die Stadt zurückkehren.

Unter den Gebäuden Stralsunds ist nur das eigenthümlich geformte, vielthürmige Rathhaus mit seinem großen Keller, die Nikolauskirche und die Marienkirche hervorzuheben.

Von dem hohen Thurme der Marienkirche aus, welchen man (über 368 Stufen) fast bis zur Spitze besteigen kann, hat man die entzückendste Aussicht über das befestigte Viereck der Stadt, über einen Theil von Mecklenburg, der Insel Rügen und den blauen Strela-Sund mit seinen zahlreichen

Schiffen. Südöſtlich ſchweift der Blick über den Greifswalderboden und nördlich fernhin über die Fläche des Meeres.

Als ich auf dem Thurme war, ging nach einem Gewitter gerade die Sonne unter. Die Luft war ungewöhnlich rein, der Himmel zum größten Theile klar geworden, nur über Greifswalde und die Inſel Uſedom zogen ſich noch einzelne Regenſtreifen, von einem wunderbar reinen Regenbogen durchwoben. Auf dem Meere, gegen Schweden hin ſtanden am Horizont weiße Punkte — einſam wallende Segelſchiffe, und über den Strela Sund ſtreiften Seemöven.

Von Rügen ſchimmerte das drei Meilen weit entfernte, hochliegende Bergen herüber.

Ich konnte mich von dieſem Bilde nicht trennen. — „Rügen!“ — rief ich aus von Begeiſterung hingeriſſen — „du meer- und lichtumfloſſenes Eiland, du ſagenreiche Stätte altdeutſcher Cultur, du Wiege deutſcher Befreier aus römiſcher Herrſchaft; du einſt von den Segeln der Hanſa umkreiſter Eichenhain; du erſehntes Ziel der Naturforſcher, du Waldesruh der Poeten — ehrwürdige Warte im Norden: ſei mir gegrüßt!“

„Jk wet nich, jez ſtahn mer ſchon twe Stunden da!“ mahnte der Küſter, der mich auf den Thurm begleitet hatte.

„Steigen Sie in Gottesnamen hinab, ich werd' ſchon nachkommen,“ ſagte ich.

Darauf meinte er, ich würde allein nicht hinabfinden, eine Zumuthung, über welche ich lachte.

Der Mann bedeutete mir noch, daß ich mich immer an den Handſtrick rechts halten müſſe; den Schlüſſel, den er unten ſtecken laſſen wolle, möge ich ihm, wenn ich nachkomme,

in seine Stube bringen, dann ging er. Ich sah noch wie die Sonnenstrahlen im Meere erloschen, wie Rügens Hauptstadt noch einmal aufglühte und wie dann stille Dämmerung lag über Land und Meer.

Tief unter mir tönte schon die dumpfe Abendglocke der Marienkirche, als ich endlich an das Hinabsteigen dachte.

Im Thurme war es ganz dunkel; ich hielt mich immer an die Handhabe rechts. Ich stieg langsam und vorsichtig abwärts. Auf den steinernen Stufen fühlte ich hie und da Schutt, den ich beim Hinansteigen nicht bemerkt hatte. Ich hatte stets den Strick in der Hand. Dann und wann rauschte es, ich mußte wahrscheinlich Familien von Fledermäusen behelligen. Mir wurde fast unheimlich; ich suchte in meinen Taschen nach einem Streichhölzchen, fand aber keines und plötzlich hatte ich auch den Strick verloren. Ich tastete an der rauhen, unübertünchten Mauer umher, aber ich fand keinen Strick. Wird sich doch wohl auch ohne einen solchen hinabhelfen lassen, dachte ich und kroch über Stufen und Stufen. Die Treppe wand sich und ich kam immer mehr in Schutt, und endlich hatte ich Mauer und Schutt neben und vor mir und ich konnte nicht mehr weiter. Viel Staub hatte ich aufgewirbelt, der legte sich mir jetzt in die Augen und an die Lippen. Dann und wann flatterte etwas an meinem Haupt vorüber, aus welchem meine erregte Phantasie machen konnte, was sie wollte. — Ich war schier rathlos, doch entschloß ich mich, wieder emporzusteigen, die rechte Treppe zu suchen oder im schlimmsten Falle von der Höhe des Thurmes um Hilfe zu rufen.

Aber es sollte noch einen schlimmeren Fall geben, den

nämlich, daß ich auch den Aufgang nicht mehr fand; ich kletterte über Stufen und Schutt und Gerölle empor, da stand ich an einer feuchten Wand, konnte nicht weiter und mußte wieder umkehren. So kletterte ich eine Zeit erregt und ruhelos auf und nieder und mir schien, als käme ich immer in andere Räume. Hie und da sah ich hoch über mir eine schmale Wandscharte, durch welche einige matte Strahlen der Sternennacht hereinfielen, sonst war überall undurchdringliche Finsterniß.

Ich gab mein Streben auf, es war ja doch vergebens und wie leicht konnte ich in einen Abgrund stürzen.

Ich verwünschte meinen Eigensinn, nicht dem Küster gefolgt zu sein — aber das Bild war ja so herrlich gewesen!

Ich ergab mich in das Unvermeidliche; am nächsten Morgen würde sich das Weitere ja doch wohl finden.

Ich setzte mich auf einen Stein, schlug meine Wollendecke, die ich immer mit mir trug, eng um Achseln und Brust und versuchte einzuschlafen. Aber ich war zu erregt. — So hilflos und verlassen hier, hoch über den Menschen! Wenn unten die Uhr schlug, hörte ich kaum die dumpfen Töne. —

Indeß, nach und nach wurde es in mir ruhiger und noch einmal begann sich in dieser camera obscura das abendliche Bild der Aussicht von oben zu klären. Ich sah das meer- und lichtumstrahlte Eiland — ich sah stolze Schiffe gleiten mit lustig wehenden Wimpeln über den dunkeln Wassern; — ich sah endlich, wie aus den Fluthen Felsen und Triften und Wälder und Auen sich erhoben und ich sah Hütten und Herden und heitere Hirten. Ich sah lustig jodelnde Senne-

rinnen und rüſtige Gemsjäger. Und unten in den ſtillen Thälern ſah ich Dörfer mit Schindeldächern und weißen Wänden, und ich ſah, wie aus den Schornſteinen blauer Rauch aufſtieg — ich ſah mein ſchönes, vielgeliebtes Alpenland. — Ich hörte auch das Glöcklein klingen im Thale. — Mit meinem lieben Emil wandelte ich den duftigen Waldweg, wir gingen Arm in Arm, er pflückte ein Veilchen und ſteckte es mir an die Bruſt. Zwei Mädchen, die der letzte Lenz aus Kindern zu Jungfrauen gemacht hatte, gingen den Berg heran und als ſie zu uns kamen, pflückten wir neue Veilchen .... Da ſchwand plötzlich das liebe Traumbild und ich war wach.

Unweit von mir hörte ich Gepolter und Männerſtimmen, Lichtſchein fiel mir in die Augen.

Das war der Küſter und ſein Sohn, die, als ich am ſpäten Abend und gegen Mitternacht noch immer nicht mit dem Schlüſſel von dem Thurme zurückkam, ſich mit einer Laterne aufgemacht hatten, um zu ſehen, ob mir in den zahlloſen Kammern und Winkeln des alten Thurmes doch nicht etwa was zugeſtoßen ſei. Ich war bei den vielen, durch abgelöſtes Mauerwerk halbverſchütteten Treppen weit abgeirrt von der Haupttreppe, und war wirklich ſchon einem Abgrund nahe geweſen, der mich zwar mit einemmale um ein Bedeutendes tiefer, aber zuletzt wohl gar um ſechs Schuh zu tief gebracht hätte.

Wir mußten noch gar viele Treppen hinabſteigen und als wir an der Glocke vorüberkamen, ſchlug dieſe die Stunde der Mitternacht.

Den andern Tag im Morgenſonnenſchein fuhr ich über den Strela-Sund und wanderte durch die Inſel Rügen bis

hinan zum Rugard, wo ſie das Arndtdenkmal hinſtellen werden.

Dort ſtand ich ſtill und blickte rings um mich.

Da ſah ich die Hügel von Putbus, die Buchenwälder bei Granitz und Stubbenkammer, die Kreidefelſen bei Arkona, die zahlreichen blauen Buchten, das Meer ringsum und in blauer Ferne gegen Weſten den Thurm der Marienkirche zu Stralſund.

Rügen.

Dieſes Rügen — wer es vor tauſend Jahren beſucht hätte!

Da würde er in den dunkeln Urwäldern der Inſel ein halbwildes Kriegervolk gefunden haben. Das waren Slaven, ſtark und kräftig gebaute Männer mit großen, blonden Bärten, Rieſen im Vergleich mit dem heutigen Geſchlecht. Nicht hinter den Herden zu wandeln mit bekränzten Häuptern und die Schalmei zu blaſen wie das alte Hirtenvolk Arkadiens; nicht den Pflug zu führen mit heiterem, hoffendem Gemüthe wie der Römer, war der Sinn dieſes Volkes; — mit dem Bogen und mit dem Schwerte zog der Mann aus; von der Jagd brachte er ſeine Beute heim, oder vom Feindesland. Nur das Weib trieb Feldbau, beſorgte alle häuslichen Verrichtungen, und überwachte die Kinder. Der Knabe, ſobald ſein Arm den Speer tragen konnte, zog mit dem Vater auf die Jagd oder in den Krieg.

Die Obotriten, die Wilzen, die Lutizier, die Redavier, das waren ſlaviſche Stämme, theils auf der Inſel Rügen, theils in dem benachbarten Pommern lebend, die enge Bündniſſe unter einander ſchloſſen, um den deutſchen Königen zu trotzen. Die fränkiſchen Fürſten rückten wiederholt an, um

dieſem nordiſchen Volke ihre Sitten und ihre Religion zu geben und ihm dafür das Land zu nehmen.

Aber lange, lange Zeit haben die Bewohner Rügens ihre ureigenen Zuſtände gewahrt.

Da ſtand an der nördlichſten Spitze der Inſel, auf den wüſten Felſenufern Arkonas von feſten Erdwällen umgeben der Tempel des oberſten Gottes.

Dieſer Gott hieß Swantewit. Sein Bild war von übermenſchlicher Größe und hatte vier Köpfe. In der rechten Hand hielt er ein metallenes Horn, an ſeiner Seite war Sattel, Zaum und Schwert. Der dritte Theil von all dem, was auf der Jagd erbeutet oder im Kriege erobert wurde, war dieſem Gotte geweiht. Es gab noch andere Götter, aber dieſe waren dem Swantewit unterthan und wurden nicht ſo verehrt, als der vierköpfige Rieſe.

An dieſen Tempel und an dieſen Gott nun knüpfte ſich alles religiöſe und politiſche Leben der Rügianer. Hier war, geſtützt auf Weisſagungen und Wunder ſchlauer Prieſter, der Mittelpunkt eines mächtigen hierarchiſchen Bundes, welcher über das Volk die Oberherrſchaft führte und über Krieg und Frieden entſchied.

Der Cultus war im Allgemeinen einfach. Nur im Herbſte, zur Zeit der Ernte, wurde dem Swantewit ein pomphaftes Feſt gefeiert.

Große Sorge widmete man der Beſtattung der Todten. Die Leichen wurden verbrannt, die Aſche in Urnen aufbewahrt und die Urnen nebſt Schmuck und Waffen des Verſtorbenen in tiefe Steingräber verſenkt, über welche man ganze Erdhügel ſchichtete und große Granitblöcke als Wahr-

zeichen aufstellte. Die Begräbnisse wurden mit vielen Wehklagen und Schmausereien gefeiert.

Seht ihr sie wallen dort die Priester von der Begräbnißstätte durch den nächtlichen Hain gegen Arkona? In weißem Opfergewande schweben sie, den goldenen Gürtel um den Leib. Auf dem Kreidefelsen von Littow lodern die Opferflammen und unten rauschen die schwarzen Fluten der See. — Und dort oben über den Saum der Kreidefelsen hin reitet Swantewit auf weißem Rosse, er zieht hin gegen die Feinde des Landes und des Glaubens, um sie zu schlagen mit Blindheit und Pest.

Und zur mitternächtigen Stunde schwebt Hertha mit der goldenen Krone, die Göttin und Mutter der Erde, auf einem silbernen, von zwei weißen Kühen gezogenen Wagen durch den Eichenwald. Es geht der Halbmond auf und die Göttin steigt hinab zum See, um sich darin zu baden.

Und dort in den Urwäldern von Charenza wandelt der siebenköpfige Gott des Krieges: Rugivit, und es wandelt Porevit, der Gott der Wälder, und Porenut, der Gott des Donners, wilde schreckliche Gestalten, anzusehen wie wandelnde tausendjährige Eichbäume ohne Blatt und Blüthe.

Und es zogen im Mondenglanze durch den Hain die Schatten erschlagener Jünglinge und verwunschener Prinzessinnen. Und wieder schwebten geheimnißvolle Götterschaaren durch den Eichenwald, und die Rugianer brachten um Mitternacht Schlachtopfer — Menschenopfer — und tanzten unter Lobgesängen um die blutrauchenden Opfersteine!

So das Rügen vor tausend Jahren.

Und wer es heute besucht, das sonderbar zerrissene Inselland!

Seit den tausend Jahren ist es deutsch geworden, und die Menschen und die Städte und die Sitten sind dort, wie überall in den deutschen Landen. Zwar noch heute werden uns Urwälder gezeigt, doch diese sind kaum einige hundert Jahre alt; die Wälder der Wenden sind längst, längst schon zusammengebrochen.

Weht finden wir noch Denkmale von jenem merkwürdigen Volke. Auf Arkona sind noch Ueberreste jener slavischen Burg und des Tempels, in welchem der vierköpfige Swantewit verehrt wurde. Wir finden in den Buchenwäldern von Jasmund noch graue verwitterte Opfersteine und wir finden Hünengräber, so fest und kolossal, daß man meint, die Erbauer derselben müßten wirklich Riesen gewesen sein*). Wir erkennen sogar noch, wo die Hertha-Burg gestanden und wer in der Mitternachtsstunde den unweit Stubbenitz gelegenen kleinen Waldsee besucht, der kann die weiße Göttin noch baden sehen in den dunkeln Wellen.

Das Alles und noch vieles Andere gibt Zeugniß von dem Volke jener dunkeln Zeit, und darum wandeln Touristen aus allen Ländern heute so gerne über die Insel und meinen im Blätterrauschen des Eichenwaldes und an den alten Opferstätten noch den Lebenshauch jener längst untergegangenen Stämme zu vernehmen.

---

*) Der Postmeister in Zagard besitzt eine reiche Sammlung rügianischer Alterthümer, größtentheils Hünengräbern entnommen, welche für den Kulturforscher von höchstem Interesse ist.

Aber es mußten große Ereignisse gewesen sein, welche die Insel Rügen von jenem Zustande vor tausend Jahren zu jenem brachten, in dem sie heute ist. Wer diese Ereignisse erfahren will: in der Geschichte der Deutschen und der Schweden findet er sie aufgezeichnet.

Jetzt braust der Strom des modernen Lebens über die Insel. —

Nicht blos der Geschichtsforscher und der Sagenfreund, auch der Naturkundige findet in der sonderbaren Gestaltung, in den merkwürdig geformten Kreidefelsen, in den seltenen Mineralien und Muscheln der Insel Rügen seine Rechnung. Für den Mann der Völkerkunde liefert die abgeschlossene Insel Hiddensö in Nordwesten und die entlegene Halbinsel Mönchsgut in Südosten interessanten Stoff, denn die Einwohner dieser Landstriche sind von allen deutschen Inselbewohnern der Ostsee die einzigen, welche, abgeschlossen von dem Culturstrome, ihre ursprüngliche Originalität bewahrt haben. Sie machen gewissermaßen einen eigenen Volksstamm aus; sie haben eigene Sitten und Gebräuche, eigene Kleidung, einen eigenen Dialekt, noch sehr erinnernd an frühere Jahrhunderte. Eine Eigenthümlichkeit der Mönchsguter ist es, daß sie bei Leichenbegängnissen in weißer, und bei Hochzeiten in schwarzer Farbe gekleidet gehen. Die Mönchsguter sind sehr religiös, friedfertig, mäßig und arbeitsam. Sie leben größtentheils von Fischerei, von Lootsendienst und vom Ackerbau.

Auch der Lebemann, der blos genießen will, zieht zur schönen Sommerszeit nach Rügen. Die Bäder von Putbus und Saßnitz wissen ihm alle Bequemlichkeiten zu bieten; das Jagdschloß der Granitz erschließt ihm seine

REGIA MONACENSIS

Kunstschätze und gönnt ihm wohl auch manche Stunde Waidmannslust.

Mitten auf der Insel liegt Bergen, die Hauptstadt. Hinter derselben erhebt sich der Rügard, der höchste Punkt auf Rügen, von dem aus man die ganze Insel mit ihren Buchten und Seen, und Bergen und Wäldern, und Städten und Landzungen übersehen kann. Gegen Westen hin sieht man über der Meerenge in duftblauer Ferne die Thürme von Stralsund, nördlich Hiddensö und Wittow mit dem Leuchtthurm von Arkona, südlich Greifswalde und die Insel Usedom, und östlich Stubbenkammer mit seiner vielzackigen Kreidewand. Um all das schlingt sich — breitet sich aus die blaue Fläche der Ostsee.

Auf diesem Punkte, dem schönsten auf Rügen, dem schönsten in ganz Norddeutschland, wird man dem deutschen Sänger Arndt ein Denkmal setzen. Der Grundstein wurde bereits zur hundertjährigen Jubelfeier des Dichters gelegt. Auch lehnt der Marmorstein schon an der Stelle, welchen Steiermark dem patriotischen Sänger verehrt hat.

Ich stand lange am breiten Grundstein, meines lieben Vaterlandes gedenkend und seines großen Sängers. Endlich — damit ich mir von dieser, allen Deutschen heiligen Stätte auch ein Andenken mitnähme — schnitt ich aus dem Gehäge einen knorrigen Stock und durchwanderte damit die Insel. —

So das Rügen von heute.

Und wer es nach tausend Jahren wieder besuchen würde!

Ei, da fände er vielleicht nur mehr ein kleines Eiland.

Das Meer nagt, und nagt unablässig an dem kleinen Lande. Es reißt immer weitere Buchten, es beißt und drängt sich immer mehr hinein; ein Stück Erde um das andere zieht es in seinen Abgrund, als wollte es dem neuen Geschlechte die Spuren des alten, geheimnißreichen Volkes vollends entreißen. Der hohe Rügard wird das letzte sein von Rügen.

Von einem Thalerscheine.

Geld regiert die Welt, aber Gera'sche Thalerscheine regieren nur die Reuß-Schleiz'schen Lande, weil — ei, da muß ich euch eine köstliche Geschichte erzählen.

Der Andrang der Gepäckaufgebenden im Posthause zu Stralsund war sehr groß, und es bedurfte viel Zeit und Geschicklichkeit, bis ich mich durch den engen Raum zur Kasse wand, um mir einen Fahrschein nach Rostock zu lösen. Es war halb neun Uhr Abends und der Postwagen stand vor dem Hause. Es war schon geschehen, daß der Wagen den Mitfahrenwollenden vor der Nase abrasselte; darum wand ich mich so angelegentlich zur Kasse.

Endlich war es mir gelungen und ich steckte einen Zehnthalerschein durch den Schuber: „Nach Rostock!"

Der Beamte sah den Schein an und zögerte. „Sie, Herr!" sagte er endlich, „da kommen Sie mir mit einem Gera'schen Thalerschein: den nehmen wir nich!"

„Ich habe aber nur Gera'sche und man hat mir nirgends damit Anstände gemacht," entgegnete ich, aber der Mann hatte mir das Papier schon zugeworfen und den Schuber bereits geschlossen.

Ich klopfte noch einmal an das Glas und bat: „Seien Sie doch gefällig, Herr!"

„Ah, jehen Sie zu einem Kaufmann, ich hab' keine Wechselbank!“ schnauzte er mich an.

So ein Postschreiber ist doch in der ganzen Welt grob, dachte ich, und eilte sofort in die nächstbeste, noch offene Spezereiwarenhandlung.

Der Kaufmann war schon freundlicher, aber es that ihm sehr leid, daß auch er mir nicht dienen konnte, aber er hatte nicht so viel Kleingeld. Dasselbe war auch noch in einem Bäckerladen und in einer Zwirnhandlung der Fall.

Als ich wieder durch die Gasse lief, sah ich, daß die Pferde bereits an den Postwagen gespannt waren. „O elender norddeutscher Bund mit deinem zweifelhaften Credite!“ rief ich aus im Vocativ und Seelenschmerz.

Noch kam ich an einem Gasthofe vorüber. Die letzte Hoffnung. Ich stürzte in das Vorhaus, in den Speisesaal, rannte schier den Oberkellner über den Haufen: „Ei, haben Sie die Freundlichkeit, mir diesen Thalerschein für preußisch Silber auszuwechseln!“

„Mit Vergnügen, mein Herr. Nur einen Augenblick.“ — Er hatte ja ein halb Dutzend Bierkrüge in den Händen.

„Aber es pressirt!“ wagte ich zu bemerken.

Kaum hatte der Brave sich seiner Last entledigt, so riß er mir das Papier aus der Hand und eilte durch eine Thür.

Ein flinker Kellner kann dich noch retten! sagte mir mein Inneres. Aber der flinke Kellner ließ mich fünf Minuten im Speisesaal stehen, und dazwischen kamen andere Kellner, Unterkellner, viele Kellner und frugen mich: „Wein, Bier?“ oder ob ich schon bestellt habe!

Und der Oberkellner kam nicht zum Vorschein, so daß

ich mir dachte: Recht schön, jetzt ist dir der mit deinen zehn Thalern durchgegangen!

Doch, alle Achtung vor dem ehrlichen Kellnerstand! endlich flog die Thüre auf: „Excusez, mein Herr, ich mußte erst zum Nachbar laufen, hier!“ und damit schüttete er mir zehn schwere Silberthaler in die Hand.

Endlich Erlösung, aber vielleicht zu spät. Nein, noch früh genug. Zwar sitzt der Postillon schon auf dem Bock, aber das Fuhrwerk steht noch. Ich stürze in das Posthaus: „Einen Fahrschein nach Rostock!“ Steht ein Subjekt in der Halle: „Mein Herr, die Kasse ist schon geschlossen!“

„So hol' euch der . . . Postillon!“ stöhnte ich zum Umfallen erschöpft, „haben Sie noch Platz, ich will nach Rostock?“

„Platz genug, schnell einsteigen!“

Und endlich lehnte ich im weichgepolsterten Sitz, die zehn Thaler noch in der Hand, und der Wagen rollte durch das Stadtthor.

Wenn ich ein echter und rechter Pechvogel wäre, so hätte ich nun in der Eile meine Reisedecke oder den Handkoffer müssen vergessen haben, oder der Postillon hätte mich nach einigen Stunden als fahrscheinlosen Passagier mitten in der Nacht auf die Haide setzen müssen.

Das Alles passirte mir nicht, im Gegentheile, auf der nächsten Station glich ich mit dem Postmeister sehr artig und bündig meine Rechnung aus und die Reise ging anstandslos weiter.

Meine Reisegefährten waren zwei alte Russen und eine junge Russin, welch' letztere mir gerade gegenüber saß. Die

zwei alten Herren sprachen russisch oder schliefen, und die junge Dame sprach kein Wort deutsch und schlief auch. Das war für mich sehr unangenehm. Zudem waren die Sitze so eng, daß bei dem Schütteln des Wagens unsere Knie immer aneinanderstießen; — und das war auch sehr unangenehm.

Die Gedanken, Gefühle und Halbträume, die man in so einem rüttelnden Marterkasten hat, lassen sich nicht gut erzählen; ich dachte nur schon an die weit bequemeren Eisenbahnwaggons von Rostock bis Hamburg und an Hamburg selbst, welches ich noch an demselben Tage zu sehen hoffte.

Endlich, nach einer neunstündigen Fahrt, als schon längst die Sonne am Himmel stand, hielt der Wagen im Posthofe zu Rostock.

Wir stiegen aus. Nebst ein paar Kellnern, die sich unseres Reisegepäckes zu bemächtigen suchten, waren noch zwei schwarzgekleidete Herren da, die uns Angekommene angelegentlich zu mustern schienen. Ich sah sie sogleich für Sicherheitsorgane an und dachte: Am Ende ist gar ein Spitzbube unter diesen Russen.

Wie man doch gleich bereit ist zu argwöhnen! Indeß, die Herren in den schwarzen Kleidern thaten's offenbar auch, sie ließen uns nicht aus den Augen.

Endlich trat gar Einer auf mich zu und redete mich an: „Sie werden entschuldigen!"

„Was denn?"

„Haben Sie gestern Abends in Stralsund im Hotel N. einen Zehnthalerschein wechseln lassen?"

„Ja, allerdings."

„Dann haben Sie die Güte, uns zu folgen!"

„Ei, wohin denn, ich fahre mit dem nächsten Zug nach Hamburg ab."

„Wollen Sie doch mit uns kommen. Im Namen des Königs! Der Mann legte seine Hand auf meine Achsel.

Verhaftet also!

Ich stutzte. Ich wußte im Moment nicht, war das zum Ergötzen oder zum Aergern.

„Ich werde mit Ihnen gehen," antwortete ich, „aber erst dann, wenn ich weiß, wohin und warum."

„Vorderhand in's Rathhaus, dort wird man Sie näher unterrichten."

Wenn es nur einen Fall gibt, so hat man nicht zu wählen: ich nahm mein Gepäck und folgte den Sicherheitsmännern.

Wenn man über den belebten Markt einer Stadt von der Polizei gegen das Rathhaus geführt wird und alle Leute sehen Einen an; die Aelteren verziehen die Gesichter und machen stechende Bemerkungen; die Jüngeren zeigen mit den Fingern, und die Kinder folgen Einem gar auf dem Fuß! Wie ist Einem da zu Muthe?

Recht verteufelt.

Zum Glück ist in Rostock das Rathhaus nicht gar zu ferne dem Posthause. Wir kamen also noch zeitlich an und ich wurde sogleich in eine Schreibstube geführt.

Da saß unter anderen Beamten auch ein langer hagerer Mann mit grauem struppigen Haar und ein paar großen

Brillen. Ich trug auch Brillen. Und so sahen wir uns an durch die Brillen.

Nachdem dieser Herr einige Worte mit den zwei Sicherheitsmännern gewechselt hatte, frug er mich kurz und derb: „Sie haben den Thalerschein besessen?“

„Um was handelt es sich? Ich ließ gestern Abends vor meiner Abreise von Stralsund in einem Hotel einen Gera'schen Zehnthalerschein wechseln, weil man ihn auf der Post nicht annahm.“

„Das glaube ich wohl,“ entgegnete der Beamte, „denn der Thalerschein ist ein Falsifikat!“

Ah, das kann jetzt schön werden, dachte ich, nun sitz' ich fest und wie stell' ich's an, daß ich wieder aus dem Kleister komme!

„Wenn das ist,“ entgegnete ich, „so bin ich für den Moment allerdings rathlos. Aber ich kann nachweisen, wo ich die Banknoten bekam; nämlich von einem Buchhändler in Leipzig. Ich habe aus den Händen desselben noch mehrere Zehnthalerscheine in der Tasche; ich erlaube mir, sie Ihnen vorzulegen.“

Diese waren echt. Ich verlangte das Falsifikat mit diesen zu vergleichen und sofort an das Haus in Leipzig zu telegraphiren. Ich bat, daß das Gericht in diesem fatalen Falle energische Untersuchung einleite, damit meine Reise nicht zu sehr verzögert werde.

„Sie haben einstweilen bei uns freie Verpflegung,“ meinte der Beamte.

„Das weiß ich; aber ich mache auch Anspruch auf Vergütung der Zeit.“

„Das ist Ihre Sache; wir können nicht dafür, daß Sie das Unglück hatten, eine falsche Banknote zu bekommen."

Daß meine Lage nicht sehr erquicklich war, das gebt Ihr mir doch zu?

Wenn ich ein echter und rechter Pechvogel wäre, so hätte ich nun in einem beschaulichen Kämmerlein zu Rostock ein paar Wochen sitzen müssen, oder ich hätte allermindestens den Zehnthalerschein eingebüßt.

Doch, es kam günstiger.

Noch als ich im Verhör war, trat der Gerichtsbote ein und übergab dem Manne mit den grauen Haaren und den großen Brillen ein Telegramm. Der öffnete es, las und sah mich lächelnd an.

„Sie dürfen vom Glücke sagen!" rief er dann aus, „mit dem Zehnthalerschein verhält es sich anders. Das Telegramm berichtet, daß die Sache auf einem Irrthum beruhe und die Banknote echt ist. — Somit reisen Sie glücklich, mein Herr!"

Also war ich wieder auf freien Fuß gesetzt. Aber ich bedauerte den Kellner, der nun für seine Gefälligkeit wahrscheinlich zwei Telegramme bezahlen mußte und außerdem, weiß Gott, wie viel Aengsten ausgestanden haben mochte.

Das Ganze kam mir schier vor wie eine Fopperei, ich konnte den Irrthum nicht begreifen. Die Sache lag wohl in dem Umstande, daß der Zehnthalerschein ein Gera'scher war und als solcher in Stralsund nicht allgemein Annahme fand.

Ist's wie immer, ich war aus der Verlegenheit. Der

Morgenzug nach Hamburg war zwar durch meine Gefangennehmung verſäumt, aber das bot Gelegenheit, mir die alte Seeſtadt Roſtock anzuſehen.

Zu Mittag ließ ich im Gaſthofe wieder einen Gera'ſchen Zehnthalerſchein auswechſeln, aber ich ſagte zum Kellner: „Sehen Sie ihn gut an, ob er wohl auch echt iſt!“

Nach Amerika.

Auf dem Bahnhofe zu Schwerin ſtieg ein Bauernknabe zu mir in den Waggon. Er hatte große, dunkle Augen, ſehr angenehme Geſichtszüge und blonde, gekrauſte Haare, welche ſich nach Bauernart über die Stirne ringelten. Sein Anzug war von ſchwarzem, grobem Tuche, der Hut war ebenfalls ſchwarz und breitkrämpig. In einem blauen Tüchlein hatte er ein Bündel Wäſche und in der Hand hielt er einen kleinen Stock aus Weißbirkenholz, viel niedlicher als der meine war, den ich von der Inſel Rügen mitgebracht hatte, und den ich mir als Reliquie aus dem Norden bis an das Ende meines Lebens aufbewahren will.

Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, blickte der Knabe noch einmal auf das Städtchen und auf die Seen, zwiſchen welchen es liegt, und auf die Buchenwälder und ſagte halblaut: „Adieu, du mecklenburgiſches Land, halte dich gut und ſink' mir nicht in's Waſſer!"

„Willſt du denn ſo weit fort, Kleiner?" frug ich den Jungen.

„Ja, nach Amerika!" antwortete er kurz und beſtimmt, faſt trotzig. Dann ſah er zu Boden und trommelte mit dem Stocke.

Ich ſchwieg erſtaunt. „Nach Amerika," ſagte ich endlich, „und mit wem denn?"

Der Knabe trommelte und gab mir keine Antwort.

„Es thut dir wohl der Abſchied weh; biſt da daheim?"

Der Knabe ſah zu Boden und trommelte.

Nach einer Zeit that ich eine weitere Frage, denn der Kleine intereſſirte mich: „Und wie alt biſt du, mein Lieber?"

„Nu, meinetwegen, ſo machen wir Bruderſchaft!" ſtieß er jetzt plötzlich heraus und warf mir einen faſt zornigen Blick zu.

Nun hatte ich ihn verſtanden. „Wohl," ſagte ich „wer ſo kühn und muthig in die fremde Welt hinauszieht, der iſt ein Mann und kein Kind mehr; Sie fahren heute nach Hamburg?"

„Ja, mein Herr."

Das Geſpräch war abgebrochen, der junge Reiſende trommelte und ich lehnte mich in die Ecke des Coupe's und ſah ihn mit halbgeſchloſſenen Augen an.

Endlich brach er das Trommeln ab, blickte zu mir auf, aber mit freundlichen Augen, und ſagte:

„Neun Jahre bin ich alt."

„Und bleiben Sie in Hamburg?"

„Wollen Sie wiſſen, wo ich geboren bin, ſo ſehen Sie dort das kleine Haus am Walde an."

„Das kleine Bauernhaus dort mit dem Strohdach?"

„Ich ſeh' ſonſt kein's."

„Alſo das Ihre Heimat?" bemerkte ich, indem mein Intereſſe für den Bauernjungen, der indeß hübſch hochdeutſch ſprach, noch reger geworden war.

„Ich ſagte nur, daß ich dort geboren bin, von einer Heimat weiß ich nichts. Meine Mutter iſt ſeit acht Jahren todt, mein Vater ſeit vier Monaten; die Leute hier wollen mich nichts lernen laſſen und ich bin ein armer Junge und kann mir noch nicht helfen und jetzt gehe ich zu meinen Onkel."

„Wo lebt Ihr Onkel?"

„In Chicago."

„Und wirklich nach Amerika? Aber Sie werden doch nicht allein?"

„Nein, es werden auch Andere reiſen."

„Aber, lieber Freund, haben Sie denn eine Idee, was das heißt nach Amerika gehen?" ſagte ich, ich meinte beinahe, der Junge ſei ſo ungeheuer leichtſinnig, daß er daheim durchgegangen wäre, und ſich jetzt einbilde, mir nichts dir nichts in die neue Welt überſiedeln zu können.

„Sie werden in die große Stadt Hamburg kommen und da werden tauſend und tauſend Menſchen herumrennen, aber keiner wird ſich um Sie kümmern, oder man wird Sie nach Geld fragen und immer nur nach Geld. Und wenn endlich ein Schiff nach Amerika abgeht, auf dem Sie fortfahren wollen, ſo müſſen Sie gar viel Geld haben und Reiſebriefe und eine gute Geſundheit dazu."

Der Kleine hörte mich gleichgiltig an, als wollte er ſagen: Alles das habe ich.

„Das wird viele Wochen lang ſchweben und ſchwanken auf den endloſen Waſſern," fuhr ich fort, „das Schiff wird einſam ſein auf dem Meere und ſtürmiſche Wellen werden es hin- und herwerfen und die Wände und die

Maſten werden krachen, und Sie werden in Ihrem Winkel krank und verlaſſen ſein, Niemand wird ſich nach Ihnen umſehen, oder die Matroſen werden Ihnen rohe Witze zuſchleudern. Dann werden Sie denken an Ihre ſtille, geſegnete Heimat und an Ihr treues, deutſches Vaterland, das Sie ſo kalt verlaſſen konnten. Und endlich, wenn es gut geht, werden Sie in jenes Land voll Stolz und Eigennutz kommen und am Hafen einer großen Stadt —"

„Wird mich mein Onkel erwarten," unterbrach mich der Junge mit ruhigem, aber beſtimmtem Tone und ſein dunkles Auge blickte mich wieder trotzig an.

„Was iſt Ihr Onkel?"

„Ein Fabriksbeſitzer. Vor ſechsundzwanzig Jahren iſt er als Matroſe nach Amerika gegangen, und jetzt nimmt er mich zu ſich, weil meine Eltern todt ſind. Ich werde ein Maſchinenbauer."

Das nenne ich Entſchiedenheit im Lebensplane! Ich bekam Reſpekt vor dem Jungen.

„Lieber Freund, ich möchte Sie um den Namen fragen," ſagte ich.

„Ich heiße Simonis."

„Vielleicht wird Ihr Name in der Welt noch ruhmvoll genannt!"

Der Knabe trommelte.

Ich war ſeit der Thaleraffaire in Roſtock nicht zum beſten gelaunt geweſen, aber dieſes junge, ſelbſtbewußte Leben hatte auch für mich etwas Aufweckendes; ich fühlte, daß ich den Jungen ſehr lieb haben könnte.

„Sehen Sie, lieber Freund," bemerkte ich, „ſo iſt es

in der Welt, wir sehen uns heute das erstemal und wahrscheinlich auch das letztemal. Ihren Namen schreibe ich mir ins Taschenbuch und hier auf der Karte gebe ich Ihnen den meinen mit. Wie wäre es, wenn wir wirklich auch noch Bruderschaft machten?"

„Das werde ich mit Freuden thun, wenn ich weiß, wer Sie sind und was Sie wollen," sagte er und blickte mich an und spielte in einemfort mit dem Stocke.

Ich hatte den Altklugen spielen wollen und jetzt war ich der Bevormundete.

„Simonis," versetzte ich, „ich bin das Kind eines Bauers wie Sie, und ich habe mich an's Lernen gemacht und ich will es in der Welt zu einer geachteten Stellung bringen."

„Und wollen Sie auch Geld verdienen?"

So ging es fort, aber dazu kam es nicht, daß er sagte: Gut, wir wollen Bruderschaft machen.

Als wir in die Bahnhofshalle zu Hamburg einfuhren, band der Junge seinen Bündel fester, knöpfte den Rock zu und faßte den Stock.

„Also Mister Simonis, leben Sie wohl!" sagte ich, als wir ausstiegen.

„Tragen gefällig, junger Herr?" rief ein schielendes Individuum und langte zudringlich nach dem Bündel des Knaben.

„Danke!" sagte dieser und klopfte mit seinem Stock dem Anmaßenden derb auf die Finger.

Dann warf er mir noch einen kurzen, kalten Blick zu und verlor sich im Gedränge

Das Zeug für Amerika hat er in ſich, dachte ich mir und ſuchte mich mit meinem Handkoffer durch die Menſchenmenge dem Ausgange zuzudrängen.

Es war bereits dunkel geworden; das Flimmern und Funkeln der hundert Lichter, das Raſſeln und Schreien und Johlen und das Drängen und Stoßen war ganz dazu geeignet, einen Fremden, der das erſtemal in die große Handels- und Seeſtadt kommt, für die erſten Augenblicke zu verwirren.

Ich hielt mich feſt an die Häuſerreihen und wanderte durch Gaſſen und Gaſſen, mein Hotel ſuchend.

Ich kam an ungeheueren Fleiſch- und Gebäckauslagen, an belebten Theeſchänken und Deſtillationen vorüber; dann hatte ich wieder rechts und links hohe Glaswände voll Gold und Silber und Edelgeſtein, Natur- und Kunſtſchätze aller Gattungen und aller Länder, dann ſtand ich plötzlich vor dunkeln Gründen, in welchen ſich die Sterne und Strahlen der Lichter ſpiegelten — das waren die Seen und Teiche und Kanäle der Alſter. Und welch' bunte Welt, welches Leben, welche Eleganz überall!

Ich eilte weiter, ich blickte zu den ſtolzen Paläſten auf, ich ſah die maleriſchen Formen der altdeutſchen Häuſer, ich weidete mich an der Pracht der Nobleſſe und ich war grob gegen zudringliches Geſindel, aber ich vergaß an mein Hotel.

Ich ſchleppte meinen Koffer weiter und weiter; ich kam ja nicht des Hotels wegen nach Hamburg, ich wollte den erſten Eindruck recht empfinden. Ich kam in dunklere, einſamere Gaſſen, da war viel unanſtändiger Staub und Geruch, und ſchmutziges Schiffer- und Fiſchervolk ſchrie und fluchte und lachte.

Plötzlich hatten die Häuser ein Ende und vor mir stand, weit in die Nacht hineinragend der Mastenwald. Das Gesindel wurde noch zudringlicher. „Fründ, ick bedel nich! Dat nich, awers tragen! Ick will ok ken Geld! nu wet ick nich, wo will Er vun nacht slapen? Wat is dat förn Ding? — Du hest di den Düwel verswarn! Will Er sin Or verkopen?" rief es mir von allen Seiten zu und drängte sich an mich.

Hast dich zu weit vorgewagt, dachte ich und nahm eilig den Rückweg und floh durch mehrere Gassen.

Auf Milchglastafeln, durch welche helles Licht fiel, standen die Worte: „Caffee, Rhum, Condition 12 Schilling." Da gehst du nun hinein und trinkst deine Tasse und schlägst in deinem Reisehandbuch die Hamburger Hotels auf! —

Voll Staub und müde, wie ich war, trat ich in das Lokal, welches aber trotz der eleganten Einrichtung leerer war, als ich von außen vermuthete. Ich stellte mein Kofferchen in einen Winkel und setzte mich in eines der rothseidenen Sopha's. Eine junge Dame brachte mir den Caffee. Ich behaupte, daß ich in diesem Augenblicke Augen und Mund sehr weit aufgerissen habe, denn meine Ueberraschung war groß und wurde noch größer, als ich mich plötzlich in einem Kranze der schönsten Frauen befand. Einige von ihnen waren in glänzendster Toilette, andere waren wieder rührend einfach gekleidet; liebreich waren sie Alle. — Aber ein müdes, gehetztes Menschenherz in einer fremden Stadt, nicht wissend, wo sein Haupt hinlegen, bleibt ehern gegen die Reize der Schönheit. Ich that einen Blick in mein Fremdenbuch, zahlte meine Tasse und verließ unter höflichen Empfehlungen von beiden Seiten das famose Haus.

Bald darauf hatte ich mein Hotel gefunden.

Ich machte mir in Hamburg Notizen über den lebendigen, unendlich mannigfaltigen Hafen, an dem ich stundenlang spazieren ging, über die kleinen und großen und ungeheueren Schiffe, zwischen welchen ich mich durch Jollenführer herumschaukeln ließ; Notizen über den Thiergarten, den ich besuchte, den Michaelsthurm, den ich bestieg, Notizen über den Jungfernstieg und die Börse, über den Bazar und die Anlagen, über Altona u. s. w. Ich sehe, daß alle diese Notizen und noch andere in meinem Reisehandbuche stehen, darum lasse ich sie hier weg.

Nur das gehört noch hierher, wie ich das Riesenschiff „Harmonia Hamburg" bestieg.

Es lag seit Tagen im Hafen und rüstete sich zur Abfahrt nach Newyork. Ich staunte über die bequeme und zweckmäßige Einrichtung, über die Unzahl von Räumlichkeiten, vom eleganten Salon bis in die Theerkammer hinab; da fehlte nicht das Billard, nicht der Toilettekasten, nicht der vergoldete Lustre und nicht der kostbare Teppich. Tischler und Schlosser und Tapezierer hämmerten überall, um die schadhaft gewordenen Gegenstände auszubessern; Maschinen arbeiteten, mittelst welcher man die Vorrathskammern und die Waarenräume füllte. Ueberall reges Rüsten und Sichern auf die Tage, in welchen man dem Weltmeere und seinen feindlichen Elementen preisgegeben sein wird.

In die Heizkammer der Dampfmaschinen rollten Steinkohlenladungen, an den äußeren schwarzen Schiffswänden hingen Männer, welche dieselben mit Theer bestrichen und auf den Masten kletterten Seiler und Zimmerleute.

Ganz oben an der Spitze des mittleren Maſtes, wo die deutſche und die nordamerikaniſche Flagge wehten, ſaß auf einem Querbrettchen ein Junge und machte eine dritte Fahne, mit den Farben Newyorks flott, welche ſich zwiſchen den Strickleitern verwickelt hatte.

„Dat is de ni Schepjunge!“ ſagte der Mann, der auf dem Schiffe mein Führer war, „hett de Schlingel ten Geld un ten Bader un Moder un will nach Amerika gahn.“

Jetzt erſt ſah ich den Knaben auf dem Maſte näher an — bei Gott, es war mein junger Bekannter, der kleine Auswanderer.

„Simonis!“ rief ich hinauf.

„Fahren Sie auch mit?“ rief er herab.

„Nein, ich ſag' Ihnen nur nochmals glückliche Reiſe!“

„So grüßen Sie mir das mecklenburgiſche Land nochmals!“ rief er und luſtig flatterte die Fahne Newyorks.

Am nächſten Tag ging die „Harmonia Hamburg“ vom Stapel. Am Hafen ſtand eine große Menſchenmenge und Viele ſchwenkten die Hüte und die Taſchentücher: Gruß den Seefahrern und dem Lande jenſeits des Meeres!

Auch ich ließ mein weißes Tüchlein wehen, denn in der höchſten Krone des mittleren Maſtes, zwiſchen den drei flatternden Fahnen, ſtand Simonis und ſchwenkte ſein Hütlein. — So glitt das ſtolze Schiff ſtill ſtromabwärts.

Nach Amerika.

Amerika iſt das gewaltige Dampfroß, mit ſich fortreißend England, Deutſchland, Frankreich und all die anderen Waggons mit und ohne Räder. Und unaufhaltſam rollt und ſchleift der Zug durch die Zeit . . . .

Ein Spaziergang in Hamburg.

Jenes Hamburg, welches der furchtbare Brand von 1842 verschont hatte, steht heute noch da, wie ein vergessenes Stück siebzehntes Jahrhundert. Die Häuser sind röthlich grau, aus bemalten Ziegelwänden, zwischen welche sich in Kreuz und Quer Holzbalken ziehen. Die zahlreichen Erker, die steilen, rinnenförmigen Ziegeldächer nehmen sich malerisch aus. Viele Gebäude haben, weil der erste oder zweite Stock hervorsteht, eine schiefe Stellung und man meint, sie wollten in die Gasse hereinfallen. Die Gassen dieses Stadttheiles sind sehr schmutzig und es verirrt sich selten ein zierlicher Spaziergänger oder eine elegante Karosse in dieselben, denn hier lebt die Armuth und das Elend. Hier darbt manches Weib, dem die Meereswellen den Gatten oder den Sohn genommen, manches Kind, das vater- und mutterlos hier dem Laster erzogen wird und auch so mancher Mann, der trotz seiner Arbeitskraft und seiner ehrlichen Abstammung dem Gesetze nicht ins Auge schauen mag. Man kann ihnen ja begegnen diesen schleichenden, bleichen, hohlängigen Gestalten, aber es ist besser bei Tag als bei Nacht.

Ei freilich feiert man in mancher Stube auch ein liebes, heiteres Fest. Der Mann, der Vater ist zurückgekehrt aus

Amerika, aus Oſtindien; ein paar Wochen ſind dem alten Matroſen unter den Seinen gegönnt; er möchte ſchon länger bleiben, aber ſein Schiff im Hafen wird wieder flott und zuletzt brennt ihm gar ſelbſt der Boden unter den Füßen. Man ſieht ihn wenig am Jungfernſtieg, er fühlt ſich allzufremd in der modernen Welt, die auf Trottoirs und Teppichen wandelt; er mag aber auch nicht hinaus in den Hammwald, und in den Thier- und Blumengarten, es ſchwindelt ihm faſt auf der grünen Landſchaft und es wird ihm ſchwül zum Erſticken. Am liebſten iſt er am Hafen bei dem Waſſer und bei dem Theergeruch, dort verzehrt er ſeinen Morgenbranntwein und ſein Stück Speck und klettert auf Schiffen und Maſten umher und brummt Seemannslieder, und endlich — ja endlich geht's doch wieder hinaus in die hohen, ewigen Waſſer, in ſeine wogende, leuchtende Welt, würdig in ihrer Schönheit des Mannesgemüths, würdig in ihren Gefahren des Mannesmuthes!

Freilich, der Kummer bleibt zurück in den engen, dumpfen Stuben zu Hamburg und endlich kommt die Botſchaft von dem verunglückten Gatten und Vater. Das iſt Seemannsloos und im Binnenhafen zu Hamburg ſteht ein Opferkaſten für die Wittwen und Waiſen.

Die Mannigfaltigkeiten des Hamburger Hafens würden ein großes Buch geben. Ich ſehe ſie noch auf dem grauen Waſſerſpiegel der Elbe, die unzähligen Maſten und Segeln, die mächtigen Boote, die kleinen Kähne und die ſchmutzigen Geſellen, die ſich auf all dem herumtreiben mit einer bewundernswerthen Kaltblütigkeit und Sicherheit. Ich ſehe noch die Docke am Ufer und die braunen Pfähle, an welche mit

Ketten und Seilen die Schiffe gebunden sind. Ich höre es noch das rohe Gepolter und Gelächter der Lootsen und ihrer Weiber. Fischermädchen tragen auf den Achseln an wageförmigen Balken Körbe mit Fischen, Gemüse und Brot und schreien: „Kopt Karpen, kopt Hechte; kopt Wuttel, kopt Kok!“ So gehen sie dem Hafen entlang vom Morgen bis in die späte Nacht.

Ein halb erwachsenes Mädchen in Lumpen gehüllt drängt sich an uns und zerrt uns am Aermel: „Ick bi en Strackeldern!“ Das heißt, es ist ein bemitleidenswerthes Kind, von dem wir uns durch einen Schilling loskaufen müssen.

„Dat is 'n Mann vun Ehr un Reputatschon!“ schmeichelt uns ein alter Bettler, der ebenfalls eine Gabe will. Dann hören wir wieder das Hämmern auf den Fahrzeugen, das monotone Johlen der Lootsen und die Fischermädchen mit ihrem ewigen: „Kopt Karpen, kopt Hechte; kopt Wuttel, kopt Kok!“

Eines Morgens schritt ich dem Hafen entlang flußabwärts. Ich wollte doch einmal sehen, wie lange das so fortginge mit dem Mastenwald und mit dem Seemannstreiben. Und das ging so fort, bis gegen Altona hinaus. Indeß, als es ruhiger wurde und sich der Wald gelichtet und ich eine freie Aussicht hatte auf den schönen, breiten Strom, auf welchem zahllose Segelschiffe auf- und abglitten, ging ich noch eine Weile fort. Es lag zwar ein zerrissener Wolkenhimmel über dem lebendigen Seebild und es fielen gar einzelne Tropfen, doch, die Stille und die Einsamkeit that mir wohl, es war mir, als sei ich aus diesem Wogen und Stürmen des

hochbewegten Lebens endlich wieder an das Geſtade meines Gemüthes gelangt.

Ich kam an Altona vorüber und meinte, ich ſei noch immer in Hamburg. Ich ſchlenderte weiter, ich war ja ſchon tagelang nicht mehr ſo allein geweſen, als nun: — ich bin einmal ſo, ich kann das Träumen nicht ganz laſſen.

Es begann zu regnen, doch ich zog den Mantel enger und ging weiter. Rechts hatte ich eine lange Gartenmauer, links ſtanden junge Laubbäume, zwiſchen welchen ich auf den Strom ſah. Die Regentropfen, die in den Strom fielen! — gab das nicht ein poetiſches Denken? Und die Tropfen, die auf mich fielen? das gab auch ein Denken, denn ſie fielen ſehr, ſehr zahlreich.

Endlich kam ich zu Häuſern: dort ſtand auch eine Kirche und vor der Kirche eine rieſige Linde — die iſt wohl ſo gut und gibt mir Dach, bis der Regen vorüber iſt!

So ſtand ich unter dem alten Baum und hörte dem Raſcheln zu und ſah wie die Tropfen in den Sand ſchlugen. Ich war eigentlich in einem Friedhof, denn an der Kirche hin ſtanden Kreuze und Denkſteine. Selbſt an der Linde, unter der ich ſtand, war in einem Eiſengitter ein grauer, hoher Stein. Will mal ſehen, auf weſſen Grab ich ſtehe.

Ei freilich ſah ich's und ich erſchrack beinahe. Auf dem grauen Stein ſtand Folgendes eingegraben:

„Saat von Gott geſäet.

Bei ſeiner Meta und bei ſeinem Kinde ruhet Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Er war geboren 2. Juli 1724,

er ſtarb 14. März 1803.

Deutſche, nähert euch mit Ehrfurcht und mit Liebe der Hülle eures größten Dichters. Nahet, ihr Chriſten, mit Demuth und mit Wonne der Ruheſtätte des heiligen Sängers, deſſen Geſang Leben und Tod Jeſum Chriſtum pries. Er ſang den Menſchen menſchlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Throne liege ſein großer Lohn ihm, eine goldene heilige Schale voll Chriſtenthränen.

Seine zweite liebende und geliebte Gattin Johanna Eliſabeth ſetzte dieſen Stein, anbetend den, der für uns lebte, ſtarb, begraben ward und auferſtand."

Alſo auf dem Grabe des heiligen Sängers ſtand ich; der Regen führte mich unter die Linde.

Ich bin einer von denen, die den „Meſſias" vollſtändig geleſen haben. Bis zum Sterben habe ich den Heiland ſtets mit tiefſter Theilnahme begleitet; was weiter hinaus mit ihm geſchah, das iſt für uns ſündige Menſchen nicht zu faſſen — halten wir dafür, daß Chriſtus der Menſchen edelſten einer war und daß er begraben wurde unter den Palmen. —

Auch der Grabſtein von Klopſtocks erſter Gemalin Margarethe ſteht im Gärtlein unter der Linde, derſelbe trägt die Aufſchrift:

„Margarethe erwartet da, wo der Tod nicht iſt, ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den ſie ſo ſehr liebte und von dem ſie ſo ſehr geliebt ward. Aber hier aus dieſem Grabe wollen wir mit einander auferſtehen, du, mein Klopſtock, und ich und unſer Sohn, den ich dir nicht gebären konnte."

Oben säuselte es noch in den Blättern, aber die Sonne brach aus den Wolken und die Regentropfen funkelten.

Diesen Spaziergang nach Ottensee habe ich aufgeschrieben zur Erinnerung an den „heiligen Sänger" — an Klopstock, welcher der deutschen Sprache und Dichtung eine neue Form und Wendung gegeben hat — welcher zur zweiten Glanzperiode der deutschen Literatur der Morgenstern war.

Auf dem Meere.

Es war am Pfingstsamstag und in Hamburg.

Ich ging an den Hafen und ließ mich von einem „Jollen“ durch hundert und hundert Fahrzeuge von allen Größen und aus allen Meeren der Welt hinausrudern zum Dampfer „Amsterdam“, der fast mitten auf der Elbe lag.

Vor vielen tausend Jahren, man weiß nicht recht wann, haben sich die Menschen zum erstenmal auf eine riesige Nußschale gesetzt und sind vom sicheren Ufer mit den Palmenschatten in das indische Meer hinausgerudert. Weil die Ruderschläge der zwei Schiffer — mehr hatten auf den ersten Schiffen kaum Platz — oft schwächer waren, als die Wellen der See, so haben sie über dem Fahrzeug eine Wand aus Baumblättern aufgerichtet, in welche der Wind blies und so das Schiff weiter schob. Freilich haben sie diese Segel gewendet, bevor es Abend wurde, damit sie noch vor Einbruch der Nacht das sichere Ufer, wo die Palmen standen, erreichten.

Und heute haben sich die Menschen Schlösser gebaut, Paläste mit stolzen Prunkgemächern, mit geräumigen Speisesälen und prächtigen Vergnügungshallen. Und auf den Zinnen der Schlösser liegen blühende Gärten und durch dieselben führen reizende Spaziergänge in Lauben und Lustzelte; da

ergehen sich Herren und Frauen in Freude und Vergnügen und sind sorglos, wie sonst. Und unten im Geschoße hobelt der Tischler, hämmert der Schmied, preßt und dreht der Sattler und der Seiler und schafft die ganze Handwerkerwelt.

Und mitten in dem herrlichen Bau wirkt eine wunderbare Kraft mit eisernen Gliedern und Armen, und diese Kraft ist stärker, als hundert gesunde dreißigjährige Männer, und sie wird hervorgebracht durch ein wenig Feuer und Wasser. Und hoch oben über den Zinnen blähen sich mächtige Fahnen, als ob der Sieg errungen wäre über alle Elemente.

Dieses Schloß nun, mit Allem, was darin und daran ist, stößt ab vom Lande und läuft hinaus in die hohe See und läuft tagelang und wochenlang. Und mitten auf dem Weltmeere, hundert Meilen weit nichts um sich, als die tosenden, hochschlagenden Wellen, sind die Menschen im Palaste so sorglos und guter Dinge, wie daheim im frisch grünen den, waldreichen Thalkessel.

Das ist ein Schiff heut zu Tage. Aber so erstaunlich anders und großartig es geworden ist, bei der Form der Nußschale sind sie geblieben; — die Grundfeste des schwimmenden Palastes ist eine riesige Nußschale.

Meiner Tage hatte ich noch keinen solchen Segler gesehen, wie sie zwischen den Welttheilen verkehren, aber im Hafen zu Hamburg sah ich, wie so ein Ding ist, das die Civilisation hinübergetragen hat in die neue Welt und jetzt die Zinsen derselben wieder zurückbringt in die alte.

Auch ein paar Gäste aus Ostindien lagen im Hafen, die hatten gewiß Thee und Gewürze mitgebracht und wollten

nun dafür Leinwand, Metallwaaren, Käse und Backwerk und wohl gar irgend einen deutschen Trunk noch dazu.

Ich sah mir die großen Schiffe recht und so lange an, bis mich die Glocke an den Bord des „Amsterdam" rief. Ich schiffte mich ein nach Holland.

Die untergehende Sonne, die wie eine rothe Scheibe in das Nebelmeer zu versinken schien, vergoldete noch die hohe Thurmspitze der Michaelskirche, als der Dampfer flott wurde. Die Dampfmaschine dröhnte unter dem Deck, die Räder rauschten in den grauen Wellen und die Stadt Hamburg mit ihren Palästen und Thürmen, mit ihrem Mastenwalde, der im Hafen steht, schob sich immer mehr und mehr zurück. Noch sah ich Altona und den Kirchthurm von Ottensee, wo der Dichter ruht, dessen „unsterbliche Seele den sündigen Menschen" Erlösung sang, und die Nacht sank nieder über Land und Wasser.

Ich sah nichts mehr, als die seltsamen Gestalten auf dem Decke beim Scheine der an den Masten schaukelnden Laternen, und einzelnes Leuchten und Glitzern in den plätschernden Wellen.

Auch sah ich noch auf hohem Gestelle den Capitän stehen und dessen Cigarre glimmen. Matrosen zogen kreuz und quer durch das Deck, ordneten die Fässer und Ballen, die mit nach Holland gingen, lockerten Taue, zogen andere stramm, disputirten plattdeutsch oder holländisch und sangen wohl auch eintönige Seemannsweisen. Ich habe noch nichts Melancholischeres gehört, als diese Schifferlieder, sie kamen mir vor, wie ein klagendes, entsagendes Gebet. Und doch findet man nicht bald so kecke und lebenslustige Men-

ſchen, als ein Seemann iſt. Ei, warum auch nicht! iſt ſeine Welt und Courage nicht dreimal ſo groß und weit und herrlich als die anderer Menſchen; iſt er nicht in allen Weltmeeren daheim und in allen Welttheilen obendrein? Er möge nur luſtig johlen und jauchzen, der Seemann, er lebe!

Ich ſtand ziemlich einſam am hinteren Maſt; ich war der einzige Paſſagier auf dem großen Frachtſchiffe. Gewöhnlich ſeien wohl zehn bis zwanzig Mitreiſende, ſagte mir ein Lootſe, doch jetzt über die Pfingſtfeiertage ſeien die Leute nicht gerne auf der See.

Ich konnte nicht begreifen, warum man an einem ſonnigen Pfingſttag nicht auf dem Meere ſein ſollte, freilich wohl iſt das Feſtmahl der Schiffsküche ſpärlicher, als das des heimiſchen Herdes, aber für die feſtliche Geiſteserhebung findet man wohl keinen erhabeneren Dom, als die hohe, endloſe See mit dem unermeßlichen Himmelsgewölbe.

Heute, am ſpäten Abend, hatte ich weder Bedürfniß nach leiblicher, noch geiſtiger Nahrung, ich begab mich ſofort in die Cajüte und legte mich auf meine Matratze.

Was man beim Scheine der Nachtlampe in einer Cajüte zweiter Claſſe ſieht, das iſt nicht viel. Außer einigen ärmlichen Lagerſtätten an der Wand, einen Tiſch mit beleiſteten Rändern und irgend ein paar Taue oder Eimern, findet man kaum mehr, als in einem Eiſenbahnwagen dritter Claſſe. Ich ſchloß alſo die Augen, die mir ohnehin ſchon ſchwer waren. Noch hörte ich eine Zeit das Gepolter und Geſchrei der Matroſen auf dem Deck und das Plätſchern des Waſ-

sers, von dem ich kaum mehr als einen Fuß entfernt war, dann schlief ich ein.

Nach mehreren Stunden, als ich wieder erwachte, war es in der Cajüte finster und auf dem Decke still geworden. Auch das gleichmäßige Plätschern des Wassers hörte ich nicht mehr, dafür aber ein eigenthümliches Krachen an der Wand, ungefähr, als ob große Seile an dieselbe geschlagen würden. Dann war es für Augenblicke ganz still, dann toste Wasser, und dann war es, als ob Sandberge an die Wand prellten. Die Wand ächzte. Ich kam mir vor wie ein Quecksilbertropfen, der nicht ruhig bleiben mag, der nach rechts und links fährt ohne allen Zweck.

Durch eine kleine Oeffnung an der Decke fiel ein Tagstrahl in den dunkeln Raum. Ich stand auf — ach Gott, jetzt konnte ich nicht mehr auf den Füßen stehen! — wie ein Rausch war das; kaum daß ich die Treppenhabe ertappte und mich aufwärts, durch die Fallthür gegen den oberen Raum behelfen konnte.

Es war schon heller Morgen, als ich auf das Deck kam und was noch war und was ich nun sah — auf das war ich nicht gefaßt. — Das nun war es, das hohe, gewaltige, eherne Meer! Ja, das war wieder ein Alpenland, braun und grün mit Schluchten und Hängen, Kämmen und Gletschern. Aber dieses Alpenland war allebendig, die Berge und Felsen stürzten ein und erhoben sich wieder; die weißen Kämme zerspritzten in Schaum und aus den Mulden tauchten sie wieder hervor. Und Alles wogte und rang und begrub sich und stand wieder auf; und Alles war so furchtbar groß und lebendig. Ach, du kühnes, kleines Menschlein,

wie ſchaukelſt du ſo luſtig dahin über dem unermeßlichen Kirchhof! Was dich trägt und ſchaukelt, ſind hunderttauſend lebendige Gräber, und wenn du hinabgleiteſt — dein Heimatland gedenkt deiner mit Lieben und Treuen; dein Mägdlein wacht in der Kammer und betet für dich; es ſchlummert und träumt von dir. Dein Mütterlein, dein blindes, weint und taſtet nach des Sohnes Hand, es hungert nach Brot, es durſtet nach des Kindes Lippen, es ruft hinaus nach dem Verlorenen, aber es iſt weit von dir und die Wellen ſchlagen über dich zuſammen und rauſchen und wogen wieder dahin . . . . Es iſt unausſprechlich ſchön, aber ohn' Lieb' und Erbarmen, das hohe, gewaltige, eherne Meer! Ich hielt mich an ein Tau und ſah hinaus auf die Höhen der See. Auf dem braunen Horizont ſtand ein Schiff, ſo klein wie eine Fliege. Im Oſten lagen Wolken und durch dieſelben ſchimmerte die große Scheibe der aufgehenden Sonne.

Und ich war allein in dieſer unbeſchreiblichen Größe und meinte, meine Seele könne das gar nicht ertragen.

In der frühen Morgenſtunde war Niemand auf dem Deck als ich, nur auf dem mittleren Maſte im Tauwerk verſtrickt, ſaß ein Lootſe und rauchte ſeine Cigarre.

Ich wendete mein Auge wieder auf das Wellenſpiel; da bildeten ſich draußen Gebirge und dieſe vereinigten ſich zu einer langen, mannigfaltigen Kette, und dieſe Kette wälzte ſich langſam heran, ſchlug gewaltig an das Schiff und zerſchellte.

Da bekam ich wohl auch' manch ſalzige Portion in's Geſicht, denn das Meer will auf das Deck und will anbinden mit Menſchen — es iſt herausfordernd.

Ja, und zwar herausfordernd in verschiedener Bedeutung. Ich fühlte es wohl. Die Begeisterung ließ nach, ich wurde immer gleichgiltiger gegen die Schönheit des Meeres, und es ging Manches mit mir vor, bevor ich wieder auf meiner Matratze lag unten in der Cajüte. Da lag ich nun in Noth und Drang und hielt Pfingstfeier.

Als ich noch ein kleines Kind war, hatte mich doch meine Mutter auch gewiegt und ich befand mich sehr wohl dabei; und jetzt wiegt mich das Meer und ich befinde mich nicht wohl dabei. So dachte ich bei mir und war recht ungehalten auf meinen Magen, daß er mir die Freuden der Seefahrt so ganz und gar verdarb.

Für den Seekranken wäre es am Besten, sich immer auf dem Deck, möglichst am Mittelpunkte des Schiffes aufzuhalten, doch der empfindliche Wind, der gewöhnlich schneidet, und das stets auftretende Fieber läßt den Kranken gerne die Cajüte wählen.

Endlich, nach zwei Tagen und zwei Nächten, als das Tosen und Krachen an der Wand wieder dem ruhigen Plätschern gewichen war, war Fieber und Unwohlsein verschwunden. Frischer Eindrücke fähig, eilte ich auf das Verdeck und betrachtete wieder das Gewässer. Aber das war jetzt ein ganz anderes, es war bläulich und ruhig. Eine große Anzahl Schiffe lag in Sicht und am Horizont sah man hie und da ein Streifchen Land.

Wir waren im Zuidersee.

Die Flossenräder des Dampfers gingen sehr langsam, weil theilweise im Sand, denn das Wasser im Zuidersee ist sehr seicht und läßt nur die leichteren Schiffe in die Bucht.

Alle Segel wurden aufgehißt, die Briſe war eine günſtige, und endlich ſahen wir die Thürme von Amſterdam.

Fahnen mit den hamburgiſchen und holländiſchen Farben wurden aufgezogen, die Matroſen bereiteten vor zum Ankern, johlten wieder und ſangen Seemannslieder.

Und als ich im Hafen von Amſterdam ſtand, vor den braunen, hochgiebeligen Häuſern mit den weißen Balken und Geſimſen und Fenſterrahmen, da blickte ich noch einmal zurück hinaus über den Zuiderſee und dachte an das hohe, gewaltige, eherne Meer und an die Menſchen, die auf demſelben ziehen.

Glückliche Fahrt Allen nach Süden und Weſten und Norden und glückliche Heimkehr!

In Holland.

Was man ſich doch ſo kindiſch ängſtlich an die Bruſt der Urgroßmutter Erde klammert! Iſt man nur ein paar Dutzend Klafter über derſelben auf einem Baum, auf einem Thurm oder gar auf einem niedlichen Ballönchen, gleich wird Einem verzweifelt unbehaglich. Und erſt gar, wenn man auf der See iſt; die Wellen ſind gewiß nicht unartig, ſie wiegen Einen mit weichen Armen. Aber ſo eine Landmaus mag nicht ruhig werden, bis ſie nicht wieder über die Halme laufen und im Boden wühlen kann. Als ob Einem die Erde durchginge, als ob man der alten Urgroßmutter geſtohlen würde! Gott ſei Dank, ſie nimmt jedes ihrer Kinder noch früh genug in den Schooß.

Als ich nach der achtundvierzigſtündigen Seefahrt in Amſterdam endlich wieder feſten Boden unter mir fühlte, war ich glückſelig, und doch war es immer noch nicht feſter Boden; ich ſtand eigentlich auf Bäumen, ſowie alle Amſterdamer auf Baumwipfeln herumklettern, wie die Eichhörnchen, denn die holländiſche Hauptſtadt ruht ſammt und ſonders auf Pfählen. Zwiſchen den Pfählen iſt nichts als Schlamm und Sand, dem Meere entſtiegen. Die Holländer haben überhaupt ihr halbes Ländchen der See abgerungen. Wollt ſie

nur einmal ansehen, die mächtigen Wälle, Dämme, Kanäle, Deiche, wodurch das Meer immer mehr und mehr zurückgedrängt und das so gewonnene Land geregelt wird, und ihr werdet sagen, die Holländer haben sich nicht allein ihre Städte, sie haben sich auch ihr Land gebaut; und wie die Städte kunstreich sind, so ist das Land fruchtbar.

Und so wie sich dieses fleißige Volk in ökonomischer, so hat es sich auch in politischer Beziehung eine würdige Existenz geschaffen. Ein holländisches Volkslied sagt:

Wij leven vrij, wij leben blij
Op Neerlands dierbren grond,
Ontwortsteld aan de slavernij.
Zijn wij door eendragt groot en vrij;
Hier duldt de grond geen dwinglandij
Waar vrijheid eeuwen stond! *)

Sofort haben es die Holländer so eingerichtet, daß sie auf die Basteien ihrer Städte statt Kanonen Windmühlen aufstellen konnten. Sehen allerdings für den Fremden ein wenig langweilig aus, diese hölzernen, eckigen Gesellen, aber sie sind fleißige Arbeiter, sie mahlen den Bäckern das Brot, sägen den Tischlern die Balken, klopfen den Webern den Hanf, formen den Gelehrten das Papier, zerreiben den Rauchern die Tabaksblätter und schlagen den berühmten holländischen Malern das Oel.

---

*) Wir leben frei, wir leben froh,
Auf Niederlands theurem Grund,
Entrissen jeder Sklaverei
Sind wir durch Eintracht groß und frei,
Hier duldet der Boden kein Zwingherrnband,
Wo Jahrhunderte lang die Freiheit bestand!

Vor Allem sind diese beflügelten Riesen geschickt in Teichgräberarbeiten; sie verstehen es, die Befeuchtung des Landes zu regeln und pumpen das überflüssige Wasser in's Meer hinaus. Und warum wäre denn auch die strömende Luft nicht ebenso zu benützen wie das strömende Wasser? wenn der Mensch nur will, Alles wird sein Knecht, darum braucht er nicht erst den Bruder zu knechten. Thut, wie die Holländer, knechtet die Elemente und euch selbst macht frei! —

Ich sagte früher, wie ich froh war, als ich festen Boden unter mir fühlte. So eilte ich denn auf diesem die dunkelgrünen Grachten (Kanäle) entlang, der Stadt zu.

Der Hafen in Amsterdam hat bei weitem nicht das Leben wie jener in Hamburg. Große Schiffe können wegen Versandung des Zuidersees gar nicht hereinfahren. Wohl wehen hier auch bunte Wimpel und Flaggen aus verschiedenen Ländern, wohl kreuzen Boote nach allen Richtungen, wohl lärmen die Matrosen, aber es machte auf mich nicht mehr denselben Eindruck wie in Hamburg. Zudem war heute auch Feiertag und den Docks und den Kanälen entlang wandelten nur festlich gekleidete Fußgeher.

Die Stadt selbst hat ein außergewöhnlich malerisches Ansehen. Die sehr dünnen Wände der Häuser sind aus rothen Backsteinen, entweder nackt oder braun überstrichen. Die Fenster sind sehr groß und nehmen mehr als die Hälfte der Wand in Anspruch. Die Vertäfelung der Fenster und Thüren ist weiß. Zu den Thüren führen stets einige Treppen auf- oder abwärts; selten ist ein ebener Eingang. Die Gassen führen fast überall Kanälen entlang: das macht einen

eigenthümlichen Eindruck; ganz Amsterdam steht auf dem Waſſer: das nordiſche Venedig.

Ich eilte dem Hotel Pays-Bas zu. Ich fand es nicht ſo leicht, als es meinem Reiſebuch nach zu vermuthen war. Ich las an den Häuſern wohl: »hier verkoopt men sterke dranken«, oder »water en vuur te koop« oder »dit huis is te huur«, aber nie den Namen meines Gaſthofes. Endlich bat ich einen alten Herrn, daß er mir darüber Auskunft gebe. »Mijn genoegen!« antwortete dieſer, »buiten »org, hier!« Und ich war zur Stelle.

Im Hotel Pays-Bas iſt es gut wohnen und man ſpricht dort auch deutſch. Mein Zimmerchen im vierten Stock war ſehr freundlich; es fiel die Abendſonne durch das Fenſter — die Abendſonne, die über den Ebenen von Harlem niederging.

Das war ein behagliches Ausruhen auf dem Sopha. Ich ging an demſelben Abend nicht mehr aus; ich ſah in der Dämmerung nur noch eine Weile durch das Fenſter über die Giebeldächer der großen Stadt; ich ſah die zahlreichen Thürme und Kuppeln; ich hörte das melancholiſche, alle Viertelſtunden wiederkehrende Spiel der Glocken, ich ſah vom Hafen her einige Flaggen wehen, ich ſah darüber hinaus die dunkeln Gebüſche und lichten Landhäuſer der dem Hafen gegenüberliegende Halbinſel, — ich ſah die Abendröthe, die ſtille, die wunderliebliche, — ich fühlte den milden Hauch des leicht athmenden Weſtes und ich hörte unten das dumpfe Geräuſch der dem Golde und der Luſt nachjagenden Menge. Iſt nicht das Abendroth auch goldig, fächelt nicht der Zephir

auch wohlig um Wang' und Stirn, — ja, wer sich damit begnügen wollte! nicht einmal die Poeten.

Ich hatte in derselben Nacht einen unruhigen Schlaf — das war noch immer ein Tosen an den Wänden und ein Schaukeln, und die Wellen gingen hoch und das Schiff war verschlagen und schwankte auf verlornen Wassern. Wie doch so ein Eindruck lange nachzittert in den Nerven.

Den andern Morgen machte ich mich an die Besichtigung der Stadt. Die Kirchen sind schon zum Frühesten offen; vielleicht werden sie gar nicht geschlossen, es trägt so leicht Niemand etwas heraus. Es ist eben nicht viel darin. Nicht einmal ein Heiliger steht an den weißgetünchten Wänden; nur lehnt sich hie und da ein geschnitzter alter Seehelb oder irgend ein anderer großer Mann der alten Republik an die Mauer. Die Männer der Arbeit, die weisen Führer eines Volkes sind die rechten Heiligen, die wahren Vorbilder. Kommt Leutchen, kommt in die Kirche! —

In Amsterdam gibt es eine Unzahl von Confessionen; da ist protestantisch, wallonisch, englisch-presbyterianisch, remonstrantistisch, evangelisch-lutherisch (sich mehr an den Geist als an den Buchstaben der Augsburger Confession haltend), katholisch, armenisch-griechisch, jüdisch u. s. w., u. s. w. — Und Alle leben zusammen wie Menschen mit Menschen und es hat nicht einmal einen Haken am Traualtar und auf dem Friedhofe. —

Nun die Museen. Es wäre doch lächerlich, wollte auch ich besonders versichern, daß Holland gute Maler hat! Nicht viel weniger lächerlich wäre die Beschreibung der Bildergal-

terien und die Beurtheilung derſelben, nachdem das ſchon ſo oft und von ſo competenter Seite geſchehen iſt.

Ich ſage nur, daß mir oft das Herz lachte, wenn ich ſah, wie der Künſtler die Natur, die Wirklichkeit mit dem Ideale ſo wunderſam zu vereinigen wußte.

Vor dem Erzbilde auf dem Botermarkt, dem großen Maler Rembrandt als »huldе van het nageslacht« im Jahre 1852 errichtet, ſtand ich auch eine Zeit. Warum hat Rembrandt ſo viel Nacht auf ſeine Bilder gelegt? — hat er es wirklich gethan, um das Leben zu malen, wie es iſt?

Von zoologiſchen Gärten bin ich kein beſonderer Freund. Da leben ſie zwiſchen ſchweren Gittern und Eiſennetzen, die armen Geſchöpfe, und ſie ſuchen immer einen Ausweg und ſie betteln Einen an, daß man ſie befreie; — da waren ſie geboren für die ſchöne freie Welt und nun müſſen ſie ihr ganzes Leben im Gefängniſſe zubringen, auf daß ſich andere ſtärkere, befähigtere Geſchöpfe an ihnen ergötzen. Zwar geht es manchem Menſchen auch nicht beſſer — kurz, ich haſſe alle zoologiſchen — Gärten von Thieren und Menſchen.

Ich ſah in meinem Leben ſchon viele ſolche Thiergärten; ich habe alſo den in Amſterdam nicht beſucht, obwohl er in ſeiner Art einer der intereſſanteſten ſein ſoll.

Den botaniſchen Garten hingegen durchwandelte ich mit großem Vergnügen, da fand ich ja meinen alten Freund, den Tannenbaum und mein junges Liebchen, das Maßliebchen.

Als ich endlich nach und nach mit dieſem nordiſchen Venedig fertig geworden war, zog ich hinaus in das Land. Ueberall fruchtbare Wieſen und Felder, und Kanäle dazwiſchen: dann wieder ſandige Hügel mit Windmühlen, dann

wieder kleine Wälder und nette Landhäuser — das ist Holland. Die Leute einfach, aber sehr reinlich gekleidet, haben einen kühlen, ruhigen Charakter, sind sehr gastfreundlich, im Allgemeinen intelligent und vor Allem sehr arbeitsam — das sind die Holländer.

Ich habe Land und Volk in Holland lieb gewonnen, weil es so einfach und bescheiden und doch so tüchtig und selbstständig ist. Trotzdem aber war ich froh, als mich das Dampfroß wieder hereinzog in das deutsche Land.

Auf dem Rheine.

Ich hatte mich schon so sehr gefreut auf den Dom zu Cöln, – dieses große, schöne Werk ist mir aber vorenthalten worden. Zum Behufe der Restaurationsarbeiten war der Bau von Außen und Innen so sehr mit Gerüsten überdeckt, daß jeglicher Eindruck, den er sonst machen soll, für mich verloren ging. Ich war wahrlich recht unmuthig darüber; nun hatte Cöln keinen Reiz mehr für mich. Ich hielt mich auch gar nicht lange dort auf, sondern zog weiter rheinaufwärts.

An dem Hafen zu Bonn am Rhein standen drei Reisende und warteten auf den Dampfer „Humboldt".

Einer der Drei, in grauer, bequemer Reisekleidung, hatte kurze Haare und einen langen Schnur- und Knebelbart. Er trug einen zierlichen Stock, einen Plaid und ein rothgebundenes Buch bei sich. Das war ein Industrieller aus Baltimore in Amerika.

Der zweite trug einen schwarzen modernen Anzug und einen Cylinder, war wohlbeleibt und hatte ein rothes, bartloses Gesicht. In der einen Hand hielt er einen Regenschirm, in der andern eine Hutschachtel. Der war ein Fleischhauer aus Sachsen.

Der dritte hatte Kleider verschiedener Modeperioden an

Leib, war weder bärtig noch wohlbeleibt, trug eine Reisedecke und einen Bergstock bei sich und blaue Augengläser auf der Nase. Der war ich.

So standen wir und warteten auf den Dampfer „Humboldt". Der kam denn aufwärts von Cöln, hielt am Hafen zu Bonn und wir drei gingen an Bord. Wir hatten uns, wie wir waren, in Bonn zusammengefunden und beschlossen, die Rheinfahrt bis Mainz zusammen zu machen. Der Tag und unser Gemüth waren heiter, der Magen durch ein entsprechendes Frühstück versorgt und der Fleischhauer lächelte und war ungeheuer vergnügt. Wir reisten alle Drei aus Plaisir, aber Jeder aus einem andern Zweck.

Ich war da, um den Rhein zu sehen, mit Allem was d'rum und d'ran ist; der Amerikaner interessirte sich nur für das schöne Bergland am Rhein, während der Sinn des Fleischhauers von Sachsen nur nach dem — Mäusethurm bei Bingen stand.

Sein Schwager, der Soldat war, hatte ihm vom Mäusethurm erzählt. Da hatten einst einen Bischof, weiß Gott warum, die Mäuse durch viele Länder verfolgt, bis er endlich mitten auf dem Rhein den Thurm bauen ließ, in welchem er sich dann einschloß, um sich gegen die grauen Verfolger zu verwahren.

Als wir an Königswinter und dem schönen, bewaldeten Siebengebirge vorüber kamen, brach der Amerikaner zum erstenmale in Jubel aus. Der Fleischhauer glotzte ihn an, er konnte nicht begreifen, wie man in Entzücken ausbrechen könne, wenn man einen Berg sieht.

Als wir an dem schroffen Drachenfels, wo der hörnerne

Siegfried den Drachen erschlug, an Nonnenwerth, dem Inselkloster, und an Rolandseck, wo der Ritter Toggenburg wohnte, der gar so jämmerlich verliebt war, vorüber glitten, da jubelte ich im Vereine mit dem Amerikaner. Am Fuße der Ruine Rolandseck haben die Leute eine Menge kleiner Schlösser gebaut; Toggenburg heißt keiner von den Bewohnern, aber jämmerlich verliebt sind gar viele von ihnen.

Von Rolandseck aufwärts ist man eine lange Strecke mitten in den Weinbergen.

Das Bild ist ein herrliches, in seiner Art einziges. Es gibt kein Dorf, das nicht sein Hotel und seine Villa hätte, auf jedem Hügel steht ein altes Schloß, oder ein neues, ein Lusthaus oder ein Kirchlein. Durch die Fichtenwälder schimmern Landhäuser, oder halten wenigstens ihre bunten Fahnen empor zum heiteren Gruß und Willkomm den Vorüberwallenden. Und dazwischen kommen wieder graue Felsen mit ihren Kunstpfaden und Tunnels und wieder Dörfer und Städte und Kornfelder und Weinberge und Wälder. — So geht es fort bis Rüdesheim, wo die Gegend flach wird.

Das sind die gesegneten, hochgepriesenen, viel besagten und besungenen Ufer des Rheins.

Und der Strom selbst? O, er ist schöner als die graue Donau, als die trübe, träge Elbe. Der Rheinstrom ist grün wie — die Lorbern des Sängers, wie die Palme des Kriegers, der Wache hält an Deutschlands Thoren. Der Rheinstrom ist Deutschlands Wächter und Wahrer, Tag und Nacht mißt er sein Erbe; — wo er entspringt in den freien Gletschern der Schweiz, bis hinab in die Niederungen der Nordsee, so breit ist das deutsche Reich? —

Derlei dachte und ſang ich, — o, wer würde nicht zum Poeten am Rheine!

Auch der Amerikaner wurde poetiſch; o, dieſes herrliche Hochgebirge! rief er zuweilen aus und der Fleiſchhauer frug von Zeit zu Zeit aus ſeinem Geſchwätze heraus: „Jetzt muß ja ſchon bald der Mäuſethurm kommen?“

Aber der Mäuſethurm kam noch lange nicht. Eher kam die Burg Hammerſtein, wo Kaiſer Heinrich IV. weilte, als er von ſeinem Sohne, Heinrich V., verfolgt wurde; eher kam das Teufelshaus, deſſen Mörtel aus dem Schweiße der Arbeiter gemacht, das aber bis heute noch nicht fertig geworden iſt, ſondern als Ruine daſteht; eher kam das herrliche Stolzenfels, das ſchönſte Bergſchloß am Rhein, von Friedrich Wilhelm IV. erbaut; und eher kam die alte Kaiſerſtadt Koblenz mit der großen Feſtung Ehrenbreitſtein — aber den guten Mann wollte nichts intereſſiren, als der Mäuſethurm.

Als er nun ſah, daß ſein Loos denn einmal Hoffen und Harren ſei, öffnete er ſeine Hutſchachtel und zog eine koloſſale Salamiwurſt heraus, zu Troſt und Labe für ſein harrend' Herz.

Der Amerikaner, der ſonſt unverhältnißmäßig viel in ſeinem rothen Buche las und darüber manches Intereſſante überſah, blickte doch nun wieder einmal in das Freie und wunderte ſich über die großen Fabriken, die er hier ſah, er hatte gemeint, Deutſchland mache nur im Kleingewerbe und die Fabriken ſeien blos das Privilegium Englands und Amerikas. Noch mehr aber ſtaunte er über den äußerſt lebhaften Verkehr am Rhein, und in dieſem Stücke ſtaunte auch ich

wieder mit ihm. Der Strom ſelbſt iſt ungemein befahren; außer den Hunderten von Flößen und Seglern und Kähnen befinden ſich in den Sommermonaten des Tages hindurch zwiſchen Cöln und Mannheim immer 25 bis 30 Dampfer auf den Wellen. Dazu kommen noch die Eiſenbahnen und Landſtraßen an beiden Ufern des Rheins. Auf den Dampfern fährt der Touriſt, der Geſchäftsmann auf der Eiſenbahn und für die Landſtraßen finden ſich immer noch genug luſtige Handwerksburſchen, Arbeiterkarren und Comödiantenwägen. Da paſſirte die Straße gerade eine herumziehende Gymnaſtiker-Geſellſchaft mit ein paar Tanzbären. Als dieſes der Fleiſchhauer bemerkte, ſprang er ſo hoch entzückt von ſeinem Sitze auf, daß ihm ſchier die Salami über Bord geflogen wäre. Er blickte den Bärentreibern ſo lange nach, als ſie in Sicht waren und rief dann aus: „Ach, du mein gütiger Himmel, was man doch am Rhein Alles ſehen kann!“

Nun zogen wir vorüber an dem hiſtoriſchen Königsſtuhl, wo die Kurfürſten 1400 Kaiſer Wenzels Thronentſetzung ausſprachen und den Pfalzgrafen Ruprecht zum deutſchen König ernannten. Und wir zogen vorüber an den grauen Ruinen Sternberg und Liebenſtein, einſt die Burgen zweier Brüder, welche ſich einer Jungfrau wegen befehdeten, bis Einer von ihnen im Kampfe blieb. Und wir zogen vorüber an den maleriſchen Ruinen der 1794 von den Franzoſen zerſtörten Burg Rheinfels und an der Veſte Neu-Katzenelnbogen, gewöhnlich die Katz' genannt. Und endlich kamen wir zu dem berühmten Lurleyfelſen. Ich erzählte meinen Gefährten die Sage von der Lurley, erzählte ihnen vom Schatze der Nibelungen, der im Rheine begraben liegt, und

erzählte ihnen viele andere Sagen des deutschen Stromes. Der Amerikaner sah diesmal gar nicht in sein rothes Buch, sondern hörte zu wie ein Kind; auch der Sachse schien aufmerksam meinen Erzählungen zu horchen, nur frug er endlich: „Und wo ist denn nachher der Mäusethurm?“

Und siehe, als wir an Oberwesel und an der Veste Schönburg, der Wiege des berühmten Geschlechtes, vorüber gekommen waren, da stand gerade vor uns, mitten im Rheine ein Thurm. Der Fleischhauer stellte sich fest an die Lehne und murmelte freudig: „Der wird es wohl sein!“ Aber der war die kleine Inselburg, die sogenannte Pfalz, von der man sagt, daß in derselben die Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft erwarten mußten. In Wahrheit mochte der Thurm wohl zum Schutze des Rheinzolls erbaut worden sein. Nun kamen wieder Tannen und Buchenwälder, Obstgärten und terassenförmige Weinberge. Was sollte ich doch vom Rheinwein sagen? Der Dichter singt:

„In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch' ein Wein nicht mehr! —
Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben,
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.
So trinkt ihn denn und lasset alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!“ (Claudius.)

Während ich dem Amerikaner dieses Lied vorsagte, brütete der Sachse an einem Plan, der sehr vernünftig war. Er hatte den Entschluß gefaßt, in wahrhaft kosmopolitischer

Weise den Amerikaner, den Oesterreicher und den Sachsen bei einem guten Glase Rheinwein leben zu lassen. Schon wollte er den Kellner rufen, — da schlug in diesem Augenblicke die Schiffsglocke an, wir waren in Bingen und — beim Mäusethurm. Es ist ein sehr unbedeutender, runder, thurmartiger Bau auf einer kleinen Insel, wahrscheinlich auch für den Rheinzoll aufgeführt. Das war nun für den guten Fleischhauer die größte Merkwürdigkeit am Rhein; lange starrte er darauf hin, dann schüttelte er ein wenig den Kopf und setzte sich zu seiner Hutschachtel. Er schien nicht ganz befriedigt zu sein von dem Gesehenen, für das Kommende war er vollständig interesselos und bemerkte er einmal, so ein Wasser und solche Berge sehe man in Sachsen auch.

Ei, wenn es sich blos um das Wasser und um die Berge handelte, das gedeiht freilich gleich irgendwo großartiger, als in der Rheingegend. Wer sich nicht für deutsche Geschichte und Sage, welche am Rheine ihre Denkmale aufgerichtet, nicht für deutsche Cultur, welche hier ihre Stätten und Straßen gebaut hat, interessirt, sondern wer einzig nur nach Schönheiten der Natur fahndet, — den mag nach den großartigen Erwartungen von der berühmten Gegend, eine Rheinreise wohl theilweise unbefriedigt lassen.

Der entzückte Amerikaner behauptete freilich, es gäbe keine schönere, romantischere Gegend in der ganzen Welt, als das Land am Rhein; aber ich bin überzeugt, nach einigen Tagen wird er diese Behauptung widerrufen haben, denn der Mann ging in die Schweiz.

Als unser Dampfer an Geisenheim mit seiner schönen, gothischen Kirche vorüberrauschte, ging bereits die Sonne

unter. Den wahrhaft paradieſiſchen Garten des herrlichen Rheingaues bis gegen Wiesbaden hinauf ſahen wir nur mehr in der Dämmerung. Endlich war es ganz dunkel geworden, nur der Halbmond ſtand über dem Maſt und zog vom Ufer bis zum Schiffe einen ſtrahlenden Streifen durch den breiten Strom.

Noch eine Wendung ſüdlich und nun ſahen wir die Lichter und die dunkeln Umriſſe der Thürme von Mainz.

Wir drei Gefährten brachten die Nacht zuſammen in einem Hotel zu; beim Rheinwein ſtießen wir an auf das Wiederſehen in — kurz, irgendwo auf der Erde. —

Den andern Tag trennten ſich die drei Reiſenden. Der Eine, mit dem langen Schnur- und Knebelbart, fuhr mit dem Dampfer „Humboldt" weiter aufwärts nach Mannheim; der Andere mit dem ſchwarzen, modernen Anzug und der Hutſchachtel zog gegen Frankfurt, und der dritte mit dem Bergſtock und den Augengläſern wanderte in das ſchöne Schwabenland.

In Schwabenland und Straßburg.

Im Zickzack, wie der Blitz fährt, fuhr ich durch das Schwabenland. Das ging von Darmstadt nach Karlsruhe und nach Heidelberg und nach Stuttgart und nach Kehl und endlich schlug ich gar im Münster zu Straßburg ein. Es war vielleicht ein zu tolles Rennen durch das schöne Land, aber es lag was Unstätes in mir. War's eine Ahnung? — In wenigen Wochen nachher brach der deutsch-französische Krieg los.

Auf der Fahrt zwischen Ludwigsburg und Pforzheim flog eine Schwalbe durch das Fenster in den Waggon und setzte sich zitternd auf die Achsel eines kleinen, ärmlich gekleideten Mädchens, das neben einem alten, grämigen Weibe saß. Draußen kreiste ein Habicht, der hatte den kleinen Gabler wohl verfolgt und so hatte sich dieser zu den Menschen geflüchtet. Es war rührend, wie das arme Thierchen zitterte, und ängstlich bittend umherblickte, daß man ihm doch nichts thun möge. Ein rothhaariger Junge schien aber das nicht zu verstehen; dieser grinste ganz mordlustig und streckte schon seine braunen Finger nach dem Vogel aus, aber das Mädchen rief laut und zornig drein: „Gescht! Der Dunder soll di in Erdsboden verschlage, i sag dersch, du Lümmel!“

Da lachten Alle, die im Waggon waren, und als endlich die Schwalbe wieder durch das Fenster und fortgeflattert war, frug ein ältlicher, heiterer Herr das grämige Weib, ob das kleine Mädchen ihre Tochter sei.

„Gott bewahr' mich!" antwortete das Weib bitter; „ein Bettelkind ist's und da hab' ich's in's Haus genommen aus reiner Barmherzigkeit, und was mir das Wesen dafür Verdruß macht jetzt, das ist gar nicht zu sagen. Haben es ja gehört, das Maul hat's wie ein Scheermesser und die Hände hat's wie ein Wachsmändl; nicht einmal die Supp' verdient es, die's täglich haben will, geschweige die Kartoffeln dazu!"

„Nu, nu, das Mädchen ist noch zu jung, aber es wird Glück haben — ein Mensch, dem die Schwalben zufliegen, hat immer Glück," sagte der ältliche Mann, der neben einer gemüthlichen Frau saß, mit der er dann heimlich sprach, und die offenbar seine Gattin war.

Der Zug war schon an Karlsruhe vorüber und ging südlich gegen Rastatt, als der heitere Mann zum grämigen Weibe sagte: „Gott hat uns mit Hab und Gut, aber nicht mit Kindersegen bedacht; wollt ihr uns das Mädchen überlassen?"

„Du lieber Himmel, da thäte mir der Herr ja die größte Wohlthat und dem armen Wurme da auch; bitt', Vefele, bitt' den Herrn und die Frau da, daß sie dich mitnehmen!"

Das Kind bat nicht erst, es setzte sich gleich zwischen die Beiden und die Beiden sagten: „So, Vefele, und jetzt nenne uns Vater und Mutter!"

So weit war es mit meinen Reisegefährten gekommen, als ich in Appenweier ausstieg. Ich konnte es nicht unter-

lassen, dem Ehepaare, das Gott mit Hab und Gut, aber nicht mit Kindersegen bedacht hatte, die Hand zu drücken und zu seinem neuen Töchterlein sagte ich: „Befele, die Schwalben bringen immer Glück, merk' dir's!"

Indeß, wer hatte eigentlich das Glück gebracht, die Schwalbe, oder der Habicht, oder der rothhaarige Junge, oder das gute Herz des heiteren Mannes, oder die lieben und trotzigen Aeuglein des Mädchens? —

In einem Dorfe bei Appenweier, gegenüber von Straßburg, lebt ein Pfarrer, von dem ich eine Menge in mein Notizbuch schrieb.

Ich hatte eine Empfehlungskarte an ihn, hegte aber nicht die glänzendsten Erwartungen, da im Allgemeinen die katholischen Priester nicht besonders tolerant zu sein pflegen, und dadurch Mancher an mir schon Anstößiges gefunden hat.

Bei dem Pfarrer im Badischen aber war es anders. Wir begegneten uns zum erstenmal, aber der Willkomm in seinem Hause war so herzlich und mit so treuen Augen und offenen Armen geboten, daß ich mir gleich dachte: Pfarrer, du bist mehr Mensch als päpstlicher Beamter, mit dir könnte es sich leben lassen.

Und es ließ sich leben. Es war eine wahre Freude, wie die alte, rührige Wirthschafterin auf gut badisch das Tischlein deckte. Was mit gutem Willen geboten ist, muß mit gutem Appetit verzehrt werden! Das hat meine Großmutter oft gesagt, und just jetzt im Pfarrhofe fiel mir's wieder ein.

Während ich aß, sagte mir der Pfarrer, ein noch junger, lebenslustiger Mann, daß er von meiner Ankunft schon

unterrichtet gewesen sei, und daß er für die Zeit meines Aufenthaltes bei ihm schon Unterhaltungen, Ausflüge u. s. w. angeordnet habe; „wir gehen," meinte er, „nach Baden, Allerheiligen, in die Kniebisbäder, zu den Tryberger Wasserfällen, in das Kinzigthal und natürlich nach Straßburg."

Der gute Mann war fast betrübt, als ich sagte, daß ich mich, meinem Reiseplane gemäß, nur einen Tag bei ihm aufhalten könne. Er machte ernstliche, ja verzweifelte Versuche, diesen ungeschickten Reiseplan umzustoßen; ich selbst half ihm hierin, denn ich hätte mir in dem traulichen Hause und in der lieblichen Gegend des Oberrheines einen längeren Aufenthalt nur zu sehr gewünscht; aber es wollte uns beiden mit dem besten Willen nicht gelingen, da ich die Besteigung des Rigi in der Schweiz schon für einen der nächsten Tage bestimmt hatte.

Des Pfarrers Programm schmolz also zusammen bis auf den Ausflug nach Straßburg. Sofort wollten wir noch an demselben Nachmittag auf der Kehler Zweigbahn von Appenweier nach Kehl und über die Rheinbrücke nach Frankreich.

Schon lange sahen wir den äthergrauen Thurm des Münsters über den Sträuchern und Bäumen der Ebene emporragen und endlich stand der Zug im Bahnhofe und ich und mein Pfarrer schritten langsam hinein in die „wunderschöne Stadt".

Schöner kann in der ganzen Bildnerkunst nichts sein als ein reiner, gothischer Bau, und reiner kann kaum ein gothischer Bau sein, als der Münster zu Straßburg.

Es ist ein erhabenes, ehrwürdiges Riesenwerk. Im dreizehnten Jahrhundert ist es aus der Erde emporgestiegen. Auf

welche Zeiten und Menſchen hat es ſeitdem niedergeſehen! Mehreremale ſchlugen die Schwingen der Weltgeſchichte ſelbſt an den edlen Bau, aber er brach nicht zuſammen wie die Geſchlechter der Menſchen an ſeinem Fuße.

Lange ſtanden wir da; es war ein überwältigender Anblick für mich; der Pfarrer hatte gar eine Thräne im Auge; er ſuchte ſie zu vertuſchen, aber ich ſah ſie dennoch.

„'s iſt doch was Wunderbares!" rief er aus, die Deutſchen haben ihn gebaut! 's iſt nur Schade, daß er den Franzoſen gehört!"

Ueber unſern Häuptern rauſchte ein Kaſtanienbaum, der ſagte es uns: Noch bevor dieſe meine Blätter abfallen, wird auf des Münſters luftiger Krone die deutſche Fahne wehen!

Aber wir verſtanden ihn nicht.

Unmittelbar vor dem Baue kann man betrachten, wie jedes von der Ferne geſehene Säulchen oder Thürmchen wieder in viele Einzelnheiten auseinander geht, und daß ſelbſt das Kleinſte mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt iſt. Die Größe des Gebäudes aber kann man gerade in ſeiner unmittelbaren Nähe am wenigſten beurtheilen und es iſt im Allgemeinen die Form der Vorderſeite desſelben der Art, daß die Höhe des Thurmes weniger auffällt. Der Anblick des Stefansthurmes zu Wien vom Stefansplatz aus imponirt in dieſer Beziehung mehr.

Wir eilten nun, um den Bau noch im Innern zu ſchauen. Als wir vor der aſtronomiſchen Uhr ſtanden, guckte aus einem Häuschen juſt der Tod mit der Senſe heraus; da rief mein Pfarrer luſtig: „Scher' dich aber gleich ins Loch, du garſtiger Rippenhans!"

Auf der Plattform ſahen wir die Rheinebene und den ſchönen Strom, und wir ſahen die Vogeſen und die blauen Berge des Schwarzwaldes.

Dieſe Höhe war ein Lieblingsplatz Göthe's während ſeines Aufenthaltes in Straßburg. Ein Stein auf der Plattform trägt ſeinen Namen.

Den andern Morgen reiſte ich ab in die Schweiz. Von Offenbach bis Freiburg fuhr ich mit einem Landmann aus Urloffen, der mir viel Schönes und Edles und wahrhaft Prieſterliches von meinem geiſtlichen Gaſtherrn erzählte.

Ich muß geſtehen, daß ich immer eine Herzensfreude habe, ſo oft ich von einem Prieſter höre, der ein wahrer Freund der Menſchen iſt.

In der Schweiz.

Wenn man sich von Graz über Stralsund und Amsterdam nach Luzern rädern läßt und endlich auf eigene Socken kommt, so sieht man sich nicht erst um nach Hotel und Staubbürste, nicht erst nach dem Pfyffer'schen Relief, noch nach Thorwaldsens Löwen, nein, man flieht, eilt fort, fort — auf eigenen Füßen!

Ich lief, kaum ich dem Bahnhofe entsprungen war, über die eingedeckte Holzbrücke, an der ich im Vorübereilen nur bemerkte, daß sie mit ihren alten Wandgemälden einer Bildergallerie ähnlich sieht, und ich lief dem Hafen und dem Ufer des Vierwaldstädtersees entlang gegen Küßnacht. Mir war unsäglich wohl und leicht; ich wollte nichts von Menschenwerk und Stadtluft, ich wollte die große Natur des Hochgebirges, die ich seit der Fahrt über den Semmering schon so lange entbehren mußte. Das endlich war wieder die freie frische Luft voll Harzduft, voll Waldesrauschen — mein Element. Ich kam mir vor wie verjüngt, wie getragen, ich berührte die Erde kaum.

Ich blieb einmal stehen und blickte mir über die Waden hinab, ob mir an den Fersen nicht etwa Flügel gewachsen

wären, wie dem Merkur, aber ich sah nur die neuen Stiefelabsätze, die ich mir in Straßburg annageln ließ.

Apropos Straßburg! —

Ich trank Moselwein in Straßburg, und warum hätte ich nicht Moselwein trinken sollen, warum hätte ich nicht — genug, ich trank ihn. Ja, ich that noch mehr; im Gasthause, wo ich ihn trank, war ein wunderschönes Kellermädchen, mindestens so schön wie Straßburg, und diesem Kellermädchen gegenüber erhob ich das Glas und sprach: „Ich trinke, auf daß Straßburg wieder deutsch werde mit seinem alten Münster und mit seinen jungen Mädchen! prosit!"

„Merci, mon cher monsieur, de grand coeur!" antwortete die Kleine und lächelte mir recht nett zu.

Und mein Toast ging in Erfüllung, wie Figura zeigt.

Genug davon, jetzt bin ich in der Schweiz. Wo blieb ich doch nur stehen? Blieb gar nicht stehen, wie ein Reh lief ich dem See entlang; ich war außer mir vor Freude, daß ich wieder in den Bergen war. Doch was waren das für Berge, was war das für ein Alpenland! Jetzt, du mein Gott, sah ich's erst, ich stand mitten in der gewaltigen Schweiz.

Da lag vor mir der vielarmige See, so ruhig, so dunkelblau, wie das stille, unermeßliche Himmelsauge an einem heiteren Herbstabend. Ein einziges Segelschiffchen glitt über den Spiegel und es war mir, als trage das einsame Segelschiffchen Poesie über den See — mehr konnte ich nicht erkennen.

Diesseits liegt die grüne „lachende" Wiese und ein kleines Landhaus mit großen, grün eingerahmten Fenstern

und grauen, ſchuppenartig verkleideten Wänden; vor dem Hauſe ſind Lauben und Rebenpflanzungen.

Jenſeits des Sees aber, am bläulich ſchattigen Ufer erhebt ſich der dunkle Wald und die düſtere Felswand, und nun iſt geſchichtet Felswand auf Felswand — hoch empor hat es ſich gebaut und gethürmt in allen Lagen, in allen Geſtalten, und oben an den Hängen und höchſten Hörnern kleben Nebelflocken wie weiße Blüthen.

Aber ſiehe, jene Klamm dort, aus welcher der Waſſerſturz wie ein milchweißes Band niedergeht, öffnet uns einen Blick in den Hintergrund.

O, keine von allen Jungfrauen, die ich je geſehen, bewundert, angebetet, hat mich ſo eigen bewegt, als die Jungfrau *), die ich jetzt ſah durch die Felſenklamm in dem Hintergrund. Da lag ſie hingegoſſen auf der erhabenen Ruheſtatt des Gebirges — ſtill und ernſt und lilienweiß und im Abendſonnenkuß hold erglühend. — Aber was drängt ſich da für ein wilder, finſterer Geſelle vor **), uns den Blick auf das liebliche Bild abſchneidend?

Wie ein Verzweifelter ſteht er da, wüſt und zerriſſen: ewig ſtarrt er nieder in den tiefen See, ob er wogt und fluthet, ob er ruhig iſt. — So ſtürze dich hinein! — Nicht doch, wer weiß, welch' Leid in deinem Herzen nagt; dir ſteht die Jungfrau nahe und ihr blickt täglich zuſammen und jetzt

*) Name des Gletſchers.

**) Der Pilatus, welcher ſich weſtlich am Vierwaldſtädterſee erhebt.

— küßt ſie die Sonne; vielleicht iſt's das! — Man erzählt ſich wohl auch noch Anderes von dir, du finſterer Rieſe. Da kam der römiſche Landpfleger Pilatus, und aus Reue, daß er den Nazaräner zur Hinrichtung verdammt hatte, ſtürzte er ſich von dir in den See, und davon habeſt du den Namen. Iſt das wahr?

Wer hätte ſie alle zählen mögen, die Spitzen und die Firnen und die Gletſcher, die man von dieſem einen Punkte aus, wo ich wie eingewurzelt ſtand, ſah!

Links vor mir, unmittelbar über den Seearm, erhebt ſich ein grünlich-grauer, theilweiſe felſiger, theilweiſe bewaldeter Berg, in Form einer abgeſtumpften Pyramide. Dieſer Berg iſt der Rigi. Auf der höchſten Spitze desſelben leuchtete ein weißer Punkt, das Hotel Rigi-Kulm. Und morgen, wenn die Sonne aufgeht, mußt du dort oben ſein, und heute, da ſie ſchon beinahe untergeht, biſt du noch weit davon, und haſt noch gar keine Herberge.

Einladende Höfe genug, einladende Menſchen auch, denn die Ufer des unſäglich ſchönen Vierwaldſtädterſees ſind dicht beſäet von lebensluſtigen Armen und Reichen, die in niedlichen Häuſern oder ſtattlichen Villen wohnen. Aber ich fühle ja noch die Flügel an den Ferſen, und es lag Küßnacht nicht mehr fern. Dieſer kleine Ort mit den großen Häuſern iſt ſo einladend, wie ſein Name, es war, als ich ihn erreichte, auch ſchon bedeutend dunkel geworden, aber trotzdem ging ich auch hier vorüber. Von Immenſee (am Zugerſee) aus, ſo hieß es in meinem Handbuche, iſt der Rigi am kürzeſten und bequemſten zu beſteigen; mein Ziel für heute war alſo Immenſee.

So ging ich. Vor mir leuchteten Johanniswürmchen, über mir die Sterne. Und Grillen hörte ich singen; in Steiermark thun es an so herrlichen Abenden auch die Burschen.

Kaum eine halbe Stunde hinter Küßnacht kam ich zu dem berühmten Hohlweg, wo Wilhelm Tell den Schuß nach Geßler that. Es war fast ganz finster, denn die Bäume hingen über mir zusammen. Ich blieb stehen, ich dachte an Schillers Meisterwerk, an die Tradition, an das Reichsvogtenthum der alten und neuen Zeit. Mit tiefem Pathos begann ich endlich zu deklamiren: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!“

„Er isch schon da!“ rief es plötzlich hinter mir und zwei Arme legten sich um meine Brust.

Ich war im ersten Moment so erschrocken, daß ein ganzes Planetensystem vor meinen Augen funkelte, aber im zweiten schwang ich schon meinen Stock. Da zogen sich die zwei fremden Arme zurück, und die Stimme hinter mir brach in ein lustiges Lachen aus.

Ich war wüthend. „Verflucht!“ rief ich, „wer ist da?“

„Stell di nit so närrisch, du Dingli; meinst, wo de gohsch und wo de stohsch, sin G'spenster! Luig me an, ob i nit der alt Friedli bi, der bsinnig!“ Diese Worte sprach ein kleines, ältliches Männlein, und dann reichte es mir die Hand. Ich nahm sie an; die Worte waren so traulich gesprochen, und wußte ich auch noch nicht, woran ich war, so war doch der Gedanke an einen Ueberfall verschwunden.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?“ frug ich ruhiger.

„Gueten Obe, de Friedli isch's halt; wann der wilsch und wann de z'friede bisch, so weis' i dir e Hus zum schlofe huit; de Nacht isch lang und chüel. Verstöhnt der mi?"

Wohl, ich verstand ihn. Also einer jener zahllosen Fremdenführer, wie sie die ganze Schweiz durchschwärmen. Doch, er kam mir ja recht, war es nicht spät Abends und suchte ich nicht ein Quartier?

„Angenommen," sagte ich, „aber führen Sie mich in den nächstbesten Gasthof, je näher am Berg, desto besser, ich will mir für morgen den Weg auf den Rigi so kurz als möglich machen."

Sofort führte mich das Männchen unter fortwährendem Geplauder in seinem Dialekt an den Resten der Geßlerburg und an der Tellskapelle vorüber. Fast possirlich sah es aus, das Männlein; es hatte, wie ich jetzt in der Sternenhelle bemerken konnte, einen kleinen Höcker, und trippelte damit geschäftig neben mir her und machte mich auf jedes Steinchen und auf jede Wurzel, über die wir schritten, aufmerksam, damit ich mir nicht den Fuß verstauche.

Ich war wortkarg, mich wurmte doch der plötzliche Anfall im Hohlweg noch ein wenig. — Aber wart', kommen wir nur erst ins Quartier, ich werde dich schon anstreichen!

Und bald kamen wir ins „Hus". Aber das war zu meinem Erstaunen kein Gasthaus, sondern ein großer Bauernhof mit vielen Ställen und Scheunen, aus denen mehrere Blechschellen, wie sie die Herden haben, ertönten.

Als mich mein Begleiter ins Wohnhaus führte, sagte ein Weib, das an der Thüre stand, und an dem ich in der

Dunkelheit nur bemerken konnte, daß es sehr beleibt war: „Je, Friedeli, wen bringst denn da?"

„E Büebli, das im Wald isch gsi und ke Hus g'funde het," antwortete das Männlein und rieb sich die Hände.

Jetzt kamen auch noch andere Leute herbei, und sie lachten und endlich führten sie mich in eine Stube, die sehr geräumig und reinlich war, und in welcher eine Petroleumlampe brannte.

„Entschuldigen Sie, man wird nicht hier bleiben können?" sagte ich.

Da entgegnete mir ein großer, stämmiger Mann, der in schmucker Alpentracht war und ein kleines Pfeifchen schmauchte: „Gasthaus ist zwar keines bei uns, und wir sollten auch Niemand behalten: aber wenn Sie nicht gerne mehr hinabgehen nach Immensee und weil Sie der Friedli schon einmal bracht hat, so bleiben Sie in Gottesnamen nur da; wenn Sie zufrieden sein wollen, wir thun Ihnen gut, wie wir's haben."

Nach diesen Worten zog er über den mächtigen Tisch, der in einer Ecke der Stube stand, ein weißes Tuch, und das wohlbeleibte Weib, welches früher an der Thür gestanden war, brachte Brot und Butter und Honig und eine Schale Milch, und dann luden sie mich ein, daß ich mich hinsetze und esse.

Mir war, ich wußte nicht wie, ich wollte sprechen, und wußte nicht was — endlich setzte ich mich zum Tisch und aß.

Das Männlein, das mich gebracht hatte, kauerte in einem Winkel der Stube und sah mir wohlgefällig zu, wie

ich mir erkleckliche Brotlappen herabschnitt, sie auf einer Seite fürsorglich mit Butter, auf der andern minniglich mit Honig bestrich, und sofort meinen Appetit spielen ließ.

„Nun, wie ist denn das?“ frug ich endlich, als der Mund einmal einen Augenblick disponibel war, „der Mann dort hat mich im Hohlweg aufgefangen; er überfiel mich förmlich und er hätt's bald gebüßt; sehen Sie sich mal meinen Stock an! Aber da kam er mir artig entgegen und bot mir an, mich in eine Herberge zu führen und so ging ich mit ihm. Nun sagen Sie mir, ist er denn kein Fremdenführer?“

„Bei Leibe nicht, bei Leibe nicht!“ entgegnete der Mann, der den Tisch gedeckt hatte und der Hausherr sein mochte, dann setzte er sich zu mir und sagte leise: „Der Friedli ist ein Vetter von meinem Weib und da behalten wir ihn so im Hause, trotz der Albernheiten, die er thut.“ Und mit einem Finger auf die Stirne klopfend: „Hat nichts d'rin da, lauter Räder, sonst gar nichts! Ei ja, thun thut er Niemanden nichts, ist ein guter Tapp und er will allen Leuten, die ihm begegnen, eine Gefälligkeit erweisen. 's wär' schon recht das, aber einem Narren sieht man doch damit gleich. Sonst ist er lustig, der Friedli, und zu Zeiten redet er auch ganz gescheid, halt ja, halt ja!“

— Also ein Fex hat dich heut' zu Milch und Honig geführt, dachte ich, aber deshalb bleibt es doch Milch und Honig!

„Gesegn' Gott, wenn's schmeckt!“ sagte der Bauer, „sind sicher ein Studiosus? — Ni ja, hab' mir's gleich dacht. Mein Aelterer, der Medardi, ist auch Studiosus, ist unten in Zürich. Sie wollen gewiß morgen auf den Berg? Und

vor Aufgang noch? Schau', das ist viel! Die Sonne, wissen Sie, geht da oben viel früher auf, als anderswo; in unserer Stub' hier kommt sie gerade um drei Stunden später. Ja, da mögen Sie heut' wohl gleich ins Bett gehen. — Sepheli!" rief er hernach in ein Nebenstübchen, „Luig, isch das Bett für den Ma da neunis icho fertig? Tausigsappermost, 's isch hochi Zit!"

„Nun, da ich morgen mit dem Frühesten aufbrechen muß," sagte ich, „so wollen wir heute noch die Rechnung begleichen."

„Jetzt hören Sie mir aber gleich auf!" lachte der Mann, „so ein Studiosus da, wär' wohl ein' Schand', wenn ich was nähm'! — Werd' Sie morgen schon wecken lassen, und wenn Sie zurück herabkommen, so geben Sie uns noch einmal die Ehr!"

„'s isch fertig, do lit er, wie ne Grof!" hörte ich in einer Kammer über uns sagen, und mein Gastherr sprach: „Fertig wär's, weich wird's just nicht sein, aber frisch und rein. Gut Plaisir für morgen und jetzt sag' ich Ihnen eine ruhsame Nacht!"

„Gnun der 's Gott der Herr!" lächelte mir das alte Männlein aus seinem Winkel zu und ich wurde in eine Oberstube zu Bett gebracht.

Das Bett war nicht mit allzufeiner Leinwand überzogen, die Decke etwas steif; dennoch aber schlief ich auf meiner ganzen Reise nicht so süß als in dieser Bauernstube.

„'s isch Zit, Büebli, 's hat eis gschlage!" rief es plötzlich, und der Friedli stand mit einer Talgkerze vor dem Bett und rüttelte an der Decke.

Wenn die Zeit des Schlummers des Menschen glücklichste Zeit ist, wie große Philosophen gesagt haben, warum läßt man sich wecken eines Sonnaufganges wegen?

„Bisch sölli müed und schlöfrig gsi? Freili jo, Suntig isch, chumm, 's git e gueti Tag!"

Wohlan, wenn es einen guten Tag gibt, da muß man dabei sein. — Ich erhob mich und in wenigen Minuten darauf gingen wir in der kühlen Nachtluft durch junges Dickicht hinan. Friedli wies mir den Weg. Es war sehr thaunaß, über den Zugersee und über das östliche Hügelland gegen Zürich hin hatte sich Nebel gelagert. Der Sternenhimmel war rein. Da wir auf einem guten Fußweg waren, der nicht leicht zu verfehlen sein konnte, sagte ich meinem Begleiter, daß er nun umkehren möge, und ich wollte ihm eine Münze in die Hand drücken; er kehrte weder um, noch nahm er die Münze. Erst als der Morgenstern aufging, meinte Friedli: „'s isch ein Anderer da, bin jetzt frei dervo, bhüetis Gott!"

„Leb' wohl, Friedli!" sagte ich und das Wort kam mir aus dem Herzen. „Wenn ich einen andern Rückweg einschlagen sollte, so dank' ich dir und den Deinen noch einmal und das vom Hohlweg ist dir verziehen. Leb' wohl, Friedli!"

„Will's Gott, mer werde scho im Himmel wieder z'seme cho!" sagte er und ging bergab.

Das war im ersten Schimmer des Morgensternes.

Ich ging aufwärts. Die Luft strich kühler und kühler; über dem Hügelland lag ein lichter Streifen, einzelne Vogelstimmen wurden wach.

Der Weg führte durch Wald und Strauch, über Weiden und Sennhütten vorüber, oft über Gerölle und an Felswänden hin.

Nach einer zweistündigen Wanderung war ich am Hotel „Rigistaffel". Ich blieb stehen und blickte abwärts und auswärts. In den Thälern lag noch Dunkel, der Stern des Vierwaldstädtersees in tiefer Dämmerung. Die Ufer waren mit weißen Punkten von Törfern und Villen bestreut; Luzern lag da wie ein winziges Häuflein weißer Steinchen.

Eine Stunde später stand ich auf der höchsten Spitze des Rigi am Hotel „Rigikulm", das mir gestern als kleiner Punkt entgegen leuchtete.

Ich hörte einmal einen Mann, der den Rigi bestiegen hatte, folgende Worte sprechen: „Ich weiß nicht, was die Leute an diesem Rigi finden; das Hotel ist gar nicht so außerordentlich, ja im Gegentheile, man lebt im Thale billiger und besser. Und die Aussicht, du mein Gott, nichts als Berge, die dazu noch voll Eis und Schnee sind. Und da geht noch ein eiskalter Wind; die Sonne selbst, wenn sie aufgeht, hat vor lauter Frost ein ganz rothes Gesicht. Was doch die Leut' an diesem Rigi finden!"

Das klingt albern, und der Mann hatte doch die Wahrheit gesagt.

Nach der anstrengenden Partie trank ich im Hotel, in welchem sich einige Engländer befanden, ein kleines Schälchen Milch für fünfundsiebzig Centimes, dann ging ich wieder in das Freie, wo ein eiskalter Wind zog und ich nichts sah als Berge.

Aber welche Berge!

Die ganze imposante Gletscherwelt der Schweiz, wie sie südwestlich des Rigi in einem ungeheueren Halbkreis daliegt, habe ich gesehen. Und dann tauchte im Osten langsam und langsam die glühende Riesenscheibe empor und dann entzündete sich das Meer der Gletscher und das war ein stilles Glühen und Leuchten hin über das ganze wunderbare Hochland!

Ich kann von dem allherrlichen Schauspiel nichts erzählen — Worte entheiligen das Bild, wie es in meiner Seele lebt.

Acht Tage früher hatte ich das Wogen und Fluten der Meereswellen in der Nordsee gesehen und die Sonne ging auf. Und heute sah ich wieder Wogen und Wellen und Fluten und Gischten, aber erstarrt und schlummernd — und über diese unendliche Ruhe ging die Sonne auf.

Das waren die zwei heiligsten Sonntage meines Lebens. Du erhabene Natur, gleich groß in deinem Stürmen und Ruhen — ich bin dein Theil, ich war in dir, ich bin in dir, ich werde in dir sein; du bist mein liebes Mutterherz! —

Die Engländer, die auf dem Plateau des Berges standen, sahen in den Bädeker und in den Berlepsch und sagten: „magnifique!" — Im Bädeker und im Berlepsch muß die Schweiz noch schöner sein als in der Natur.

Als meine Augen getrunken hatten bis zur Berauschung, und als sich mein Herz gelabt hatte an der ewigen Schönheit, so stieg ich wieder abwärts gegen den Seenkranz.

Meine liebenswürdigen Wirthsleute bei Immensee sollte ich nicht mehr sehen, ich wählte einen andern Weg. Ich ging südlich gegen das Klösterli Maria zum Schnee, gar

einſam und arm im Alpenthale gelegen. Da ſteht über 4000 Fuß hoch ein Wallfahrtskirchlein rings von Bergen umſchloſſen, und da leben in einem dürftigen Hauſe drei Kapuziner. Sie betreiben eine kleine Milchwirthſchaft, und ihr niedriges Dach dient armen Wallfahrern und reichen, vom Unwetter überraſchten Touriſten zum gaſtlichen Hoſpiz.

Von hier aus geht es an Hängen und durch Schluchten ſteil abwärts gegen Arth, ein kleines Dorf, das an der ſüdlichſten Spitze des Zugerſees liegt.

Als ich den See gegen Zug entlang ging, ſah ich über dem jenſeitigen Ufer noch einmal meine gaſtliche Herberge, den Bauernhof. Das Männlein ſah ich nicht mehr; bald rollten mich die Räder wieder fort aus dem Lande des Friedli.

— Will's Gott, mer werde ſcho im Himmel wieder z'ſeme cho!

Im Bregenzerwald.

Ein Alpenland mit grünen, dämmernden Thälern, mit verlornen Schluchten und Wäldern, mit unnahbaren, wunderlich geformten Felsriesen, mit ewigen Gletschern, von deren Höhen nieder schneeweiß der tosende Wildbach stürzt, an deren spärlichem Saume die Gemse graſt und der Lämmergeier lauert; und im Thale ein Hirtenvolk, ein biederes, ein urkräftiges, ewig kämpfend mit den feindlichen Mächten der Natur und ewig siegend, heute Hütten bauend, die morgen der Sturm niederreißt, oder die Schneelawine begräbt, und doch fortdauernd von Geschlecht zu Geschlecht, immer mehr erstarkend, immer mehr den rohen Alpen gebietend; und unten tief am Fuße die fruchtreichen Hügel und Ebenen, die traulen Städte und der blaue Wasserspiegel mit seinen heiter geschmückten Kähnen und Schiffen . . . ein Arkadien mitten im deutschen Land, dort am Saume des Schwabenlandes, am Bodensee.

Ich kam von der stolzen, verzogenen Schweiz, vom großen Lustgarten, in dem heute die ganze Welt promenirt, die sehen will und sich sehen lassen darf.

Ich kam über den Bodensee, landete im lieblichen Bregenz, wo die wilde Palme wächst und das Edelweiß, wo so

mancher deutsche Dichter seine Heimstätte gebaut, und zog von dort ein in die urfrischen, sang- und klangreichen österreichischen Alpen. Ich ging durch das reichbewaldete Thal der Ewende, über Alberschwende und Schwarzenberg. Hier wächst noch Korn, hier klappern noch die Getreidemühlen, und die Eisenbahn- und Dampfschiffahrtspläne, die hier in den Wirthshäusern an den Wänden kleben, sagen an, daß diesen ruhigen Wäldern das große Leben nahe ist.

Anders wird es, wenn der Wanderer ein paar Stunden der hier durch eine finstere Felsenschlucht hervortosenden Ach aufwärts entlang geht. Da steht er plötzlich mitten in der hehren, gewaltigen Alpennatur. Noch geht er durch den dichten, üppigen Tannenwald, der sich über ihn wölbt, damit er nicht sehe, was sich nun um ihn formt und aufbaut. Und wie sich der Wald dann lichtet, liegen vor ihm die frischgrünen Weiden und die Hütten der Hirten zerstreut auf dem Plane, oder traulich zusammengerückt in Dörfern. Aber die Hütten mit ihren breiten, liegenden, steinbeschwerten Dächern, mit ihren großen Fenstern und Schnitzereien an den Holzwänden, liegen fast stattlich da. Das weiße Kirchlein mit dem schlanken spitzen Thurme, das auf der Anhöhe mitten im Friedhofe steht, ist hier zehnmal heiliger und erhebender, als in der Stadt der stolze, gothische Dom, in welchem gemarkelt wird um den Glauben, um die Messen, um das Himmelsbrot. Vielleicht finden wir hier im Bregenzerwald auch noch Steine auf dem Wege der Erbauung, doch, laßt mich das kleine Bild nur erst ganz zeichnen. Kein Obstgarten und kein Fruchtfeld umgibt das Dorf, nur ein Steinwall ist gegen den Berghang aufgeschichtet; der soll schützen gegen die Schnee

lawinen, die hier ſchon manches Hirtendorf vergraben haben. Und dort weit rückwärts, von der duftblauen Felswand fällt langſam, wie ein Schneeflockenſtrom, der weiße Wildbach nieder – ein rieſiger Quell, der, kaum aus ſeiner Kluft herausſprudelnd, das großartige Naturſpiel bietet. Und hoch oben wächſt Geſtrüppe und hinter demſelben mögen wieder Weiden und Firnen ſein; und hinter all' dem die blaugrauen Ferner, viele tauſend Fuß höher als das übrige Bergland, und oben zwiſchen den Felskanten glatte, weiter Felder — Eis- und Schneefelder.

Und wenn du jetzt ſtillſtehſt im Thale: du ſiehſt den Waſſerfall, aber du hörſt ihn nicht, du haſt keine Ahnung, daß dort oben um die Riffe und Zacken ein heftiger Luftſtrom toſt: — du hörſt nichts als einzelne Almglocken der weidenden Herden und das helle, getragene „hoi ho" irgend eines Hirten, dem im Herzen eine Freude lebendig geworden, die er jetzt hinaushallen läßt in ſein Alpenland.

Weiter abwärts gegen das Baieriſche könnteſt du wohl auch das Anklingen der über die Rieſe fliegenden Holzſtämme vernehmen, denn dort arbeiten Leute in Geſchlägen und verſenden Scheiter oder Kohlen hinaus in die Ebenen.

Aber auch der Hirt verſendet die Frucht ſeiner Arbeit hinaus in die Welt. Der Berliner ſitzt beim Weißbier und bei einem Stück Käſe, und rühmt die romantiſche Umgebung ſeiner Vaterſtadt, daß ihm trotz ſeines ungeheueren Bierzubers der Mund trocken wird; — was wäre es doch für ein Poſſierliches, wenn die Käſe plötzlich zu erzählen anfinge von den Herrlichkeiten ihres Vaterlandes, vom Bregenzerwald mit

seinen eisigen Felsgipfeln, und von den Naturmenschen in den Alpen mit ihren warmen Herzen!

Treten wir in eine Hütte des Bregenzerwaldes, so finden wir die einfache und reinliche Milch-, Butter- und Käsewirthschaft und bequeme Räume zum Wohnen, groß genug für ein liebend Paar, eine mäßige Nachkommenschaft, und noch obendrein ist Platz für die größte Zufriedenheit. Man meint, das wäre jenes idyllische Hirtenleben, das die Menschheit in ihrer Jugend durchträumt hat.

Doch das ist es wohl nicht. Gleich in der dunkeln Ecke der Stube sieht man das Zeichen, das, ein ungelöstes Räthsel, wie ein Alp auf den Gemüthern des Menschengeschlechtes lastet. In der Tischecke einer jeder Bauernhütte Tirols und Vorarlbergs findet man ein großes, gebräuntes Kruzifix, und selbst an den Wegen, Stegen, an den Zwängern der Herden und vor dem Grosbarren der Kuh ist dieses Zeichen der Erlösung aufgestellt. Wohl findet der Bewohner des Hochlandes Trost und Gemüthsstärke in diesem Zeichen, allein nur zu oft artet dieser Trost in fanatischen Uebermuth, und diese Gemüthsstärke dem Nebenmenschen gegenüber in Gemüthshärte aus. Man sieht es den guten Menschen im Bregenzerwalde, wie sie dastehen mit ihren offenen Gesichtern, in ihrer schmucken, kleidsamen Tracht, nicht an, daß sie roh und taktlos sein können, wo es sich um irgend eine kosmopolitische Idee, oder um einen konfessionellen Begriff handelt.

Da ich von den lichten Alpenzinnen des Bregenzer Hochlandes denn einmal hinein gerathen bin in die dunklere Seele seiner Bewohner, so will ich zum Beweis des eben

Angeführten einen Auftritt erzählen, deſſen Zeuge und Theilnehmer ich ſelbſt geweſen bin.

Auf meiner Wanderung durch den Bregenzerwald ſprach ich eines Abends in einem größeren Dorfe beim Wirthe ein, die Leute kamen mir ſehr freundlich entgegen, brachten mir ihr „Grüß' Gott" und den Beſcheid, daß ich über die Nacht unter ihrem Dache ſchon Platz habe. Ich ſetzte mich ſofort an den Tiſch zum Kruzifix und bald labte ich mich an Milch und Käſe und an den herzlichen Worten der biederen Wirthin.

Ich lenkte das Geſpräch auf Michel Felder, der in jenem Thale Käſe machte und Romane ſchrieb; ich bemerkte, daß die Gegend aber auch dazu angethan ſei, um aus dem Bauer einen Dichter zu machen, und daß dieſer Dichter der Gegend nun auch Ehre mache, man ſpreche in der Welt draußen viel von ihrem Felder, und ich frug, wo der Frühverſtorbene wohl ſein Grab habe.

„Nun ja," antwortete mir die Wirthin, „da oben in der Stillſtadt liegt er halt, müßt freilich auch hinaufgehen um den grünen Waſen anzuglotzen, wie die anderen Herren, die von Bregenz kommen. Nach unſereinem Arbeitsmenſchen fräht kein Hahn mehr, wenn's einmal gar iſt, aber von ſo einem Fabelpeter, da wird geredet und geſprochen, und die Leute gehen zu ſeinem Marterln gar noch kirchfahrten her. Wär' auch geſcheidter geweſen vom Michel, er hätt' auf ſeine Wirthſchaft und auf ſeine Leut' geſchaut . . . Macht Ehr' — ja, bedank' mich für ſo ein' Ehr', wenn der Hunger in der Küch' und der Bettelſtab am Mittagstiſch ſteht. Ruh' ſeiner armen Seel', aber der Michel hätt's ſchon beſſer machen dürfen!"

Die Wirthin schüttelte ihre große Pelzhaube hin und her und schien über den armen Dichter recht erbost zu sein. Kein Prophet ist geehrt in seinem Lande.

Ich war erfreut, als die schmollende Frau in die Küche gerufen wurde. Aber aufmerksam sind sie, die Wirthsleute im Bregenzerwald, sie lassen den Gast in der Stube nicht allein sitzen.

Es trat der Wirth herein, ein schöner, großer Mann in schwarzen Lederhosen, weißen Baumwollstrümpfen und niederen Bundschuhen. Durch die offene, vielknöpfige Sammtweste lugte das blendend weiße Hemd hervor, und die graue Tuchjacke war mit grünen Schnüren zierlich ausgeschlagen. Der Mann sah sehr intelligent aus. Nachdem der Eingetretene seinen hohen, spitzigen Hut mit der Hahnenfeder auf den Nagel hinter den schoberförmigen Ofen gehängt hatte, kam er auf mich zu und sagte: „Grüß Gott," und zündete, da es schon zu dunkeln begann, eine Talgkerze an.

Dann setzte er sich an den Tisch und ließ seine flache Hand auf denselben niederfallen, daß es dröhnte. „Man hat doch allewil viel Kreuz im Weltr!" sagte er, und auf mich zugewendet: „Was meint denn ihr zu der Geschichte? Da will sich ein lutherischer Bäcker aus Württemberg bei uns in der Gemeinde ansiedeln. In unserem Weiler ist so was noch gar nicht dagewesen und unsere Vordern hätten's auch nicht zugegeben; aber es heißt, nach dem neuen Gesetz könnte man's nicht wehren. Jetzt, was sagt denn ihr dazu?"

„Ja, hört einmal," entgegnete ich, „es kommt sehr viel darauf an, wie der Mann die Semmeln backt."

Diese Bemerkung zog mir nichts Ersprießliches zu. Der

Wirth erhob sich sehr schnell von seinem Stuhle, ging einige Male über den Boden und murmelte: „Auch so Einer!“ Dann rief er: „Ihr kommt heut' noch leicht um ein Haus weiter und ich bitt' euch gar nicht, daß ihr da bleibt. Wir sind katholisch und brauchen keine lutherischen Semmeln und — euch auch nicht!“

Somit war ich eigentlich hinausgeworfen. Wo anders nimmt und zahlt man schmunzelnd seine Sach' und geht; aber im Hochlande des Bregenzerwaldes gibt es der gastlichen Häuser nicht gar viele, wo man weiter einkehren könnte. Somit beschwichtigte ich meinen Gastherrn und die Sache war wieder möglichst gut.

Indeß zu Ende war die lutherische Bäckergeschichte noch lange nicht.

Vorläufig kam der Pfarrer in die Gaststube. Wie der aussah, das will ich nicht beschreiben, die Pfarrer sind überall gleich. Aber, als ob er von meinem kleinen Konflikt mit dem Wirthe schon Wind gehabt hätte, setzte er sich gerade mir gegenüber und, mich auf's Korn nehmend, frug er: „Ihr seid Einer von draußen?“

„Ja, ich bin aus Graz.“

„Ei, von der schönen Murstadt! Ich war vor vielen Jahren einmal in Graz, nur auf zwei Tage, aber das sag' ich und werd' es immer sagen, es gibt keinen schöneren Platz in der Welt als die Murstadt. — Ach, wie schade, daß, wie man hört, den Leuten dort der Glaube so ganz und gar abhanden kommt. Aber ihr Neugläubigen und Juden in Graz und Wien, kommt nur und seht euch unsere Berge und unsere Männer an; eure gottlosen Gesetze werden zer-

schellen an unseren Bergen und an unseren Männern! Wir sind gute Oesterreicher, aber geht nur und sagt es in Graz und in Wien, eh' wir vom heiligen katholischen Glauben abfallen, eher fallen wir von Oesterreich ab!"

Wie ich doch erbärmlich dagesessen haben mochte vor dem Eiferer. Ich war ganz verblüfft und wußte gar nicht, wie ich zu der Ehre kam, daß der Mann vor mir seine vollste parlamentarische Redekraft entwickelte, als ob er, ein zweiter Pater Greuter, im Landtage vor hundert Ungläubigen säße.

Im Momente, als der Pfarrer in seinem apostolischen Pathos fortfahren wollte, störte ein heftiges Gepolter an der Thür. Diese öffnete sich und hereinstolperte ein Mann in Tirolertracht, eine „Kraxe" auf dem Rücken, aus welcher von allen Seiten Arme, Füße und Köpfe hervorragten. Der Ankömmling stellte seine Trage derb auf die Ofenbank, setzte sich selbst daneben hin und begehrte Schnaps.

Der Mann war ein Hergottlmacher aus dem Pitzthale. Die „Herrgottln" werden im Pitzthale aus Holz oder Lehm gemacht, drei bis vier Stück an einem Tag von einem einzigen Künstler. Dann, wenn sie fertig, werden sie auf eine Holzkraxe gebunden und hinausgetragen in die Welt, wo sie auf Altäre, in Wohnzimmer oder wohl gar an Bäume gehängt und göttlich verehrt werden. — Gott hat Menschen gemacht, dafür macht der Mensch nun wieder Götter, das ist ganz in der Ordnung.

Nun, und so ein Hergottlmacher saß im Dunkeln auf der Ofenbank, rieb sich den Schnurbart und trank Branntwein. Der Wirth stellte ihm auch den Semmelkorb hin und

ſagte: „G'ſegn's Gott!“ aber der Pitzthaler ſtieß den Semmelkorb von dannen, daß er umkippte und rief: „Ja, g'ſegn's Gott die lutheriſchen Semmeln! glaubſt du, Wirth, ich eß dir ſo ein Brot von eurem lutheriſchen Bäcker? Hab' ſchon gehört von der Geſchicht, und wenn der Ausländer im Dorf bleibt, ſo geh' ich ein anderesmal vorüber und laß keinen einzigen Herrgott im Weiler; wirſt ſehen, Wirth, ich ſprech' nicht mehr zu!“

„Na, deshalb mögt die Semmeln ſchon eſſen,“ fiel die Wirthin ein, „der Herrgott, der das Korn wachſen hat laſſen, iſt noch alleweil katholiſch und der Müller, der's gemahlen hat, auch, und zuletzt kauft der neue Bäcker noch von eurer Waar'; — iſt ſchon möglich, Martin!“

„He! und du meinſt, Chriſtli, ich verkaufte ihm ein Stück? — eher ſchlag' ich all' meine Herrgottln über ſeinen Buckel ab! — nichts für ungut, Hochwürden! aber, ich wär's im Stand!“

Der Auftritt war für mich um ſo unerquicklicher, als ich mir bewußt war, daß ich ſelbſt in dem Hauſe bereits in trübem Lichte ſtand. Ich ſuchte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben und frug angelegentlichſt, was wohl ſo ein Herrgott koſte.

„Willſt du einen weißen oder einen blutigen?“ frug mich der Mann, „die weißen koſten 20, die blutigen 24 Kreuzer.“

Ich nahm einen blutigen und ſchien durch dieſe That in den Augen der Wirthsleute ſehr an Achtung zu gewinnen. Nur der Herr Pfarrer machte eine Handbewegung, die beiläufig bedeuten mochte, daß er gar nicht viel für meine Be-

kehrung gebe. Das Aveglöcklein, das in diesem Augenblicke klang, brachte eine andere, eine ruhige Stimmung in die Gesellschaft. Alle beteten still. Nach dem Gebete erhob sich der Pfarrer, zahlte sein Glas Bier und verließ die Stube. Der Herrgottlmacher aß noch eine Schwammsuppe, ich aber ließ mich mit meinem blutigen Herrgott zu Bette bringen, um am nächsten Tage zeitlich weiter zu wandern.

Im Pusterthale.

Wenn man eine leichte Börse und schwere Füße hat und man steht auf der öden Heeresstraße in einem fremden Land und man möchte gern weiter, so ist das sehr fatal. Das Fahren geht nicht wegen der leichten Börse und das Gehen nicht wegen der schweren Füße; da ist es schier das Beste, man setzt sich auf einen Stein und philosophirt.

Man philosophirt oder macht ein elegisches Gedicht.

Zwar die Börse wird dadurch nicht schwerer, aber die Füße werden durch die Zeit, in der man auf dem Steine sitzt, leichter.

Ich indeß, als ich mit halbleerer Börse und müden Füßen durch das Pusterthal wanderte, verherrlichte den Stein, auf den ich mich bei Neunhäuser einmal gesetzt hatte, weder durch Weltgedanken, noch durch irgend ein Poëm, sondern ich schrieb Ziffern in mein Notizbuch. Ich rechnete zusammen in erster Linie die vermuthliche Anzahl der Tage, die ich vom Pusterthale bis Graz brauchen mochte, und in zweiter Linie die sehr bestimmte Anzahl der Gulden, die ich in der Tasche hatte.

„Heda, Bursche, woher, wohin des Weges?" rief plötzlich eine Stimme neben mir und vereitelte mir so das sehr zweifelhafte Resultat meiner Rechnung.

Ein Mann in brauner Lodenkutte, mit einem breiten Hut, einem derben Wanderstock und einer Reisetasche stand da. Ein Franziskaner.

Er war nicht mehr jung, aber sein Gesicht sah aus wie eine riesige Pfingstrose. Der Vergleich ist gewagt, aber ich will damit sagen, daß des Mannes Gesicht blühend roth und breit und lachend war.

Ueber diese ersten Eindrücke vergaß ich jedoch nicht auf die Beantwortung der Frage und ich sagte: „Von Innsbruck kommt der Bursche und nach Graz will er und jetzt verdrießt ihn das Wandern."

„Dann bin ich sehr froh, daß ihr kein Hexenmeister seid," entgegnete er lustig, „kehr' um die Hand machtet ihr aus so einem alten Franziskanermönch da einen kerngesunden Esel und setztet euch hinauf und rittet in alle Welt!"

Und wär's noch elender mit mir gestanden, diese Worte von dieser Gestalt machten mich auflachen.

Er setzte sich ein wenig zu mir und bald darauf ging ich mit ihm. Er kam ebenfalls aus Innsbruck, war bis Brunneden gefahren und kam nun eine gute Strecke zu Fuß her. Er reiste in Geschäftssachen, wie er sich ausdrückte.

„Per pedes ist mein Leben," sagte er, „ich bin noch ein Bursche aus der alten Zeit, wenn's auch nicht ganz mehr so rüstig geht, denn in so einer Wollenkutte ist's bedeutend unbequemer zu wandern, als im Handwerksröcklein, das läßt sich nicht leugnen, aber fechten läßt sich's doch auch damit, und besser noch."

„In der letzten Nacht fuhr ich über den Brenner; bin zum ersten Mal in meinem Leben auf dem Dampfwagen

gewesen — ein sündhafter Vorwitz und ich thu's in meinem Leben nicht mehr; allen heiligen Patronen hab' ich gedankt, als ich in Franzensfeste war und hernach schlief ich doppelt gut auf dem Heu. Heut' nach der Mess' machte ich mich gleich zu Fuß auf, aber mein schwerer Korb, den ich trug, ließ mich froh sein, als ich mit einem Postretourwägelchen auf das Mitfahren unterhandelte. So fuhr ich bis Brunnecken. Als ich abstieg, wollte dieser Mann Gottes von einem Postillon, daß ich ihm ein Trinkgeld gebe. Ein Narr, der was gibt, wenn er nichts hat, denk' ich mir, aber er sagt: Ihr seid schmutzig! — Schmutzig! antwortete ich, oh, im Gegentheil, Freund Gottes, ich bin blank! — Der Mann brummte, aber meinen Korb ließ er mir doch weiter fahren bis Innichen."

So plauderte mir der Mann vor und dann schritten wir lustig weiter.

Mein Gefährte trug Sandalen und schritt damit sehr weit aus; wir holten sogar einen Stellwagen ein.

„Wißt ihr, warum so ein Marterkasten Stellwagen heißt," frug mich die Pfingstrose plötzlich, „ja, weil er nicht von der Stell' kommt!"

Was euch so ein Postillon für ein beweinenswerther Mensch ist," bemerkte der Mönch später, „vor jedem Wirthshaus bewässert er seine Pferde und sich selbst beweint er."

Der Mann hatte recht, ich hatte das früher durch das Innthal erfahren. Die Fuhrleute scheinen mit den Wirthen förmlich Kontrakt geschlossen zu haben, letzteren so viel Reisende als möglich in's Haus zu schmuggeln, und wer in die düstere Kneipe mit den fürchterlichen, tirolischen Kruzifixen

nicht will, der muß sich das Warten im Wagen gefallen lassen, bis sich der Kutscher genügend „beweint“ hat.

Das Pusterthal ist für Fußreisende trostlos lang und stellenweise sehr einförmig. Bis in die Hochebene von Toblach zieht sich an beiden Seiten des Thales mäßiges Waldgebirge hin, im Thale selbst liegt zwischen den kleinen, ziemlich weit von einander entfernten Orten an den Ufern der Rienz viel Weide und Wiesengrund.

Auf vielen Wiesen arbeiteten die Mäher. Ich bemerkte meinem Gefährten, daß ich den Heuduft liebe, worauf er mir antwortete, daß er den Heuduft auch sehr liebe und daß er sich deshalb schon heimlich im Verdacht habe, er müsse ein Esel sein. Der Esel kam diesmal eigentlich auf mich.

Die hohen spitzigen Hüte der Tiroler, die man im Pusterthal sehr häufig sieht, nannte mein Mönch „Sternstecher“.

Aber die Tiroler sind unter diesen Sternstechern sehr schmuck, die Männer wie die Weiber; es liegt große Schönheit und Kraft in diesem Volke.

Einem Bäuerlein, das ein paar Ochsen leitete, die durch ein Kopfjoch den Heuwagen zogen, rief mein Gefährte zu: „He, Landsmann, euere Ochsen und unsere Stadtleut' haben das gleiche Amt, sie arbeiten all' beid' mit dem Kopf!“

Da kam das Bäuerlein heran, küßte dem Pater die Hand und schmunzelte: „Hochwürdiger Vater, bist wohl recht gemein!“

Damit meinte er, daß der Mann sehr leutselig sei. —

Zwischen Toblach und Innichen ist der höchste Punkt

des Pusterthales und die Wasserscheide zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere.

Bei Niederndorf kommt durch eine Bergschlucht ein Bächlein heraus; laut und lustig begrüßt es die Landstraße, mit der es nun lange, lange wandert, weit hinaus über das Tirolerland, bis es selbst groß wird, viel größer und breiter als die Landstraße und bis es endlich gar von dieser manche Last auf sich nimmt und fortträgt in die fernen Flachländer. Dieses Bächlein ist die Drau.

Ich war in der unteren Steiermark schon mehrmals am Ufer gestanden und hatte den schönen, stattlichen Strom bewundert, wie er still und schwer dahin wogt, grau geworden auf seinem langen, beschwerlichen Wandern und Wallen, und nun sah ich ihn als Kind daheim in seinem Hochthale, wie er hüpft und singt und klar und freudig ist!

Ich wäre in's Träumen gekommen, wenn mich nicht die Pfingstrose, die stets heiter neben mir herschritt und sich mitunter eine braune Dose an die Nase hielt, aus meinem Sinnen geweckt hätte.

„Nennt ihr das Mittel, auf billige Weise blaue Farbe zu erzeugen?“ frug er mich.

Ich sah ihn an; wie kam er doch, während er die letzten Stäubchen seines Tabaks aus der Dose sog, zu dieser Frage?

„Nun, so will ich euch's sagen,“ fuhr er fort. „Man nimmt einen Schusterjungen und einen Knieriemen und balgt den ersteren mit dem letzteren.“

Mich fingen diese Handwerkerwitze beinahe zu ärgern an, denn meine Füße schmerzten mich sehr und ich war nicht zum Trefflichsten gelaunt.

„Wie kommt ihr jetzt zu solchen Bemerkungen?“ frug ich den Mönch.

„Weil ich,“ antwortete er, „auf diese Weise einmal zur blauen Farbe gekommen bin und sie gefühlt habe. Ich erzähl' euch meine Geschichte, wenn ihr wollt; aber lieber Mann Gottes, ihr geht ja verteufelt elend, setzen wir uns auf's Leder.“

Ich war einverstanden und wir setzten uns unter einen Lärchenbaum. Darauf musterte mein Mann nochmals seine Dose, doch ohne jegliches Resultat, es war kein Stäubchen mehr in derselben. Endlich kam er in's Erzählen:

„Bin einmal ein Schusterbub gewesen voll Pech und Ruß und Boshaftigkeit. Hab' mir aus lauter Vorwitz nicht zu helfen gewußt und immer den Meister, der schon alt und kurzsichtig war, hab' ich im Zug gehabt. So mach' ich mich auch einmal d'ran und beklebe seinen Dreifuß mit Pech und Leim; der Meister kommt, setzt sich auf den Stuhl, bleibt seine paar Stunden sitzen, heißt es auf einmal: die Frau Amtmännin ist draußen und will mit dem Meister sprechen, der springt auf — da klebt's am Sitzleder — er zerrt und reißt, vergebens — er lauft mit dem Dreifuß einigemal in der Stub' umher, da tritt die Frau Amtmännin zur Thür herein; der Meister ist in Verzweiflung und grüßt und setzt sich, gleich wo er steht, nieder, daß die Amtmännin das Unheil nicht merkt; diese aber rümpft die Nase: Wenn Unsereins kommt, so erhebt man sich! — Der Meister vergießt Angstschweiß — in mir wogt's und wogt's — ich will dämpfen und zurückhalten, aber es bricht aus und ich lache laut auf. Seht, das war's und als die Amtmännin

sehr ungehalten fort war und der Meister endlich das Anhängsel mühvoll abgelöst hatte, nahm er seinen Knieriemen und mich — nu, und fabrizirte die billige blaue Farbe. Das ganze Firmament schleppte ich auf dem Rücken mit, als mich der Meister hierauf davon jagte. Dann begann meine Wanderschaft. Die Welt ist schön und wunderbar und an jeder Thür gibt's eine Klinge, mit der man fechten kann! Eines Tages kam ich zu einem Kloster und focht mich hinein. — So ein Mordskerl und betteln! pfui! — ruft der Guardian, als er mich sieht. Das frappirt mich, ein Mordskerl und betteln, das geht allerdings nicht, denk' ich; d'rauf steh' ich im Kloster auf einige Tage in Arbeit ein und flick' Schuh und Sandalen und gewinn' dabei die Ueberzeugung, daß es in den Klostermauern süßer und gefahrloser zu weilen ist, als bei jeglichem Meister. Hunger und Durst wird in den stillen Räumen keiner gelitten, aber die nächtlichen Kasteiungen! Lebensgefährlich sollen auch diese nicht sein, ließ ich mir sagen und — kurz, es kam so weit mit mir, daß ich im Kloster blieb und mich nach wenigen Jahren für den Orden auszubilden begann. Mehreremale bin ich wohl in die Zelle gekommen, aber endlich begann doch die Bosheit und der Vorwitz abzusterben und ich widmete mich ganz dem gottseligen Leben. Es ist besser für mich, wie im Handwerk, und in Innsbruck läßt es sich für Unsereinen zur Noth just schon leben."

So die Pfingstrose, dann entfaltete sie sich sehr und lächelte.

Sofort zogen wir weiter, und in mir begann eine Stimme zu rufen: Gehe hin und thue desgleichen; es ist besser, mit frommen, vollen Backen in's Himmelreich einzu-

gehen, als mit den hageren Knochen der Welt in das ewige Feuer zu ſtürzen!

Hinter Innichen holte der Pater in einem Hauſe ſeinen Korb, den ihm der Stellwagen bisher befördert hatte. Im Korbe ſtand ein mächtiges Blechgefäß, deſſen Zweck ich nicht errathen konnte.

Doch ich erfuhr es bald. In einem der nächſten Häuſer, die am Wege ſtanden, ſprach der Mönch zu und bat in frommer, demuthsvoller Weiſe um — Rindſchmalz für die hochwürdigen Franziskaner in Innsbruck. Die Bäuerin machte ſich eine große Ehre daraus und brachte gleich einen Klumpen Butter, den der Mönch ſalbungsvoll in ſein Blechgefäß that. Dann zog er eine Mappe aus der Taſche und vertheilte an alle anweſenden Hausbewohner Heiligenbildchen.

Bevor er das Haus verließ, bat er noch um einen Peterspfennig für den heiligen Vater, was „der gute Wille“ ſei; jeder Heller, auf dieſe Weiſe ausgegeben, bringe zehn andere ein.

Der Bauer wurde ganz ſalbungsvoll und gab einen Gulden; ſonach küßten Alle dem Pater die Hand oder einen Rockzipfel, und der Pater ſprach den Gottesſegen über das Haus und verließ es.

Ich hatte es durch die offene Thür mit angeſehen, und als die Pfingſtroſe nun zurückkam, blühte und leuchtete ſie ſehr.

Für mich ſollte ſie leider nicht lange mehr blühen. Der Mann ſagte zu mir, er ſei nun in ſeinem Revier und Geſchäftsangelegenheiten zwängen ihn, daß er mich verlaſſe; ich habe noch eine weite Reiſe vor mir, vielleicht wolle ich mir

für dieſelbe durch einen kleinen Peterspfennig den Segen des Himmels erwerben?

„Nein," verſetzte ich, „ich verſuch' es ohne dieſen; die Welt iſt ſchön und wunderbar und an jeder Thüre gibt's eine Klinge zum Fechten!"

„So eine Mordskerl und betteln, pfui!" rief hierauf die Pfingſtroſe entrüſtet und verließ mich. Sie ging mit ihrem Korbe einer nahen Häuſergruppe zu und ſah ſich nicht mehr um.

Ich wanderte weiter.

Unter den Tannen.

In meinem Reisenotizbuche befindet sich ein Blatt, welches zur völligen Unleserlichkeit schlecht geschrieben ist. Ich schrieb dasselbe mitten in der Nacht in einem finsteren Walde.

In Oberdrauburg hatte ich noch trefflich zu Mittag gespeist und wanderte dann weiter gegen Villach. Ich war tagelang im Gebirge herumgelungert und mein Sinn stand nun nach einer Stadt. Ich muß nur gestehen, ich bin doch kein rechter Naturmensch mehr, der einzig und allein nur in den Wäldern und Alpenhütten sein Heil findet; ich sitze zu Zeiten schon verdammt gern in Hotels und Caffeesalons bei Comfort und Zeitungen, obwohl ich mich nicht entbreche zu bekennen, daß eine kecke, dralle Landkellnerin auf mich stets einen bedeutend angenehmeren Eindruck macht, als so ein geschnirgelter, gepuderter, gewichster, gebürsteter, geglätteter und dennoch grober maître de cave oder Marqueur.

Ich schritt also fürbaß, der Drau entlang, an Dellach, Greifenburg und Steinfeld vorüber. Je weiter es heute noch ging, desto besser. Aber die Sonne kümmert sich nicht um Fußreisende; sie kommt freilich immer noch vor Abend heim, mag der Wanderer in der Dämmerung auf der Herberge sein

oder nicht. Ich war es eben nicht; da hatte ich mir bisher immer das schöne Thal und die waldigen Berge an demselben angesehen, und da es nun zu dunkeln begann, sah ich mich nach einem Dorfe, nach einer Herberge um und als ich dergleichen in meinem, allerdings beschränkten Gesichtskreise nicht entdecken konnte, sah ich nur vor mich auf die falbe, einsame Straße und schritt fürbaß.

Es war Sonnabend und hie und da hörte ich von den Höhen eine klingende Burschenstimme oder auch wohl zwei zusammen.

„Mei Diandle hab i gfragt
Ob i keman derf heunt?
Ja, kim na, hat's gesagt,
Wann da Mond nit z' hell scheint!

Füchs passen thua i nit,
Is mir viel z'kalt;
Paß lieber auf d' Füchsin,
Hat an schöneren Balg!

Is wohl weit, is wohl weit
Wann i's Wegl betracht:
Wann i's Diandle anschaug
Is ma nix um die Nacht!"

So sangen sie und ich hörte es und ich dachte: Die Hallodris da oben gehen zu ihren Liebchen, und ich bin so weit, so weit von dem meinen und wenn ich die ganze Nacht wandere, so kann ich's nicht mehr erlangen.

Trotzdem entschloß ich mich, heute an keine Herberge mehr zu denken, sondern die ganze Nacht zu gehen und mich

nöthigenfalls nur auf ein Stündchen unter einen Baum zu legen.

Die Luft war kühl, der Himmel war rein und voll Sterne, im Wieſenthale zirpten die Heimchen; es war doch eine herrliche Nacht zum Wandern. Eines nur war dazu nicht geeignet: müde war ich ſchon geworden.

Als nun die Straße durch ein Wäldchen zog, ſpähte ich nach einem geeigneten Plätzchen zum Ruhen. An einer Stelle, wo links ein Fußweg in das Gebirge einbiegt, ſtanden einige dicht beäſtete Tannen und unter denſelben wuchs ein wenig Haidekraut und reichliches Moos.

Das war eine prächtige Stätte. Ich wählte die Stelle hinter den Stämmen, damit, wenn etwa ein Mann, der auf Entdeckungsreiſen ausgeht, mich von der Straße aus nicht bemerke. Sofort ließ ich mich auf's Moos nieder, legte meinen Stock unmittelbar neben mich hin und rollte mich dreifach in meine Reiſedecke.

Lange lag ich nicht, als ich an der Straße Stimmen hörte. Ich entpuppte meinen Kopf etwas. Das war ein lebhaftes Zweigeſpräch zwiſchen einem männlichen und weiblichen Weſen.

„Nu, wie denn?“ ſagte das weibliche, „ich geh' jetzt da nach dem Fußſteig, daß ich heim komm', und das thu' ich, Franzle, und nu ſag's, aber lei lei!“

„Ich hab' dir's ſchon geſagt, Diandle, wir zwei gehen wieder mit einander und ich ſchau kein Andere mehr an; kannſt dich verlaſſen darauf und ich ſag' dir's!“

„Und ich glaub' dir's nicht, nein und das thät ich nicht; biſt ein falſcher Bub und haſt kein' Treu! Biſt im Stand

und laufst glei jetzt zu deinem rothhaarigen Kathle hinauf; o, ich kenne dich, und den Meth zahlst morgen dem Waberle; ich bin nur gut, wenn du was zum waschen hast, du bist ein falscher Fuchs und das bist du!"

„Und wenn ich zum Kathle und zum Waberle geh', was geht's dich an? bist du auch um kein Haar besser, weißt namlawohl, wie ich in der letzten Samstagnacht das Hansle bei dir erwischt hab? geh, geh, ich weiß schon lang, daß dein' Treu kein Sitzleder hat; wenn ich dir für's Waschen zum Kirchtag ein seidenes Halstuch kauf', das, mein ich, wär' Ehr genug, das!"

„Ich pfeif' auf dein' Ehr; ich seng' der Katz 's Haar aus, ist auch so viel das sag' ich!"

„Mache mich nicht wild, Rösle, oder —" dieser Ton des Franzle war höchst bedenklich, ich vermuthete, daß der Bursche mit gehobener Faust vor dem Mädchen stand. Dieses aber ließ sich nicht einschüchtern. „Mir auch recht!" rief es, da hast mich, schlag' mich nieder!"

„Teifel, noch einmal!" fluchte der Bursche und ich hörte ein Klatschen, als ob irgendwo eine flache Hand auf eine Wange gefallen wäre. In dem nächsten Augenblick vernahm ich ein Getrabe und Gekratze auf der Straße, als ob ein Ringkampf vorginge. Unter Schnaufen rief das Mädchen einigemale kaum verständlich: „Dir rauf' ich noch deine Borsten aus, dir, du Heugeigen, und das thu ich!"

Wie „urwüchsig" diese Worte auch sein mögen, ich merkte sie in meinem Büchlein an, verhielt mich aber ganz ruhig hinter den Tannen.

Endlich schien der Kampf ausgetobt zu haben und der

Burſche ſagte faſt weinerlich: „Du Erobian, jetzt haſt du mir einen ganzen Haarfetzen ausgeriſſen!“

„Guatigkeit, als ob du mir nicht den halben Backen eingeſchlagen hätteſt! Nein, Franzle, das thät man ſich von Dir nicht denken, daß du ſo hitzig biſt, gar nicht!“

„Ja, das hätt' ich ſelber nicht glaubt, aber es iſt mir nur ſo gäh gekommen; gelt, du biſt ſo gut, Röſle, und tragſt mir's nicht nach!“

„Geh, ſchwätz' mir nit ſo närriſch! Wie werd' denn ich dir's nachtragen, Franzle! Jetzt, was ich dir nur hab' ſagen wollen, ja, morgen iſt Sonntag, wenn du deine Unterhoſen brauchſt, ſo komm mit mir und hol 's; gewaſchen hab' ich dir's, ja, das hab' ich.“

„Wenn du ſchon ſo gut biſt geweſen, Röſle, ſo hol ich ſie morgen, und was meinſt, Diandle, wir könnten uns da noch ein wenig zuſammenſetzen unter den Baum, lei lei!“

„Möcht wiſſen, was das wieder helfen thät! meinetwegen ſchon, aber wenn du dich verkühlſt, Bübele, ſo will ich nichts wiſſen davon, das ſag' ich dir. Lang hätt' ich auch nicht Zeit, um zwölfe werd' ich doch daheim ſein müſſen, ſonſt verſchlaf' ich morgen das Melken — du ſapperameicht, Bübele, das darf nicht ſein, halt ja nicht und gar nicht!“

Kaum drei Schritte von mir ſetzten ſie ſich auf's Moos.

In meinem Notizbuch ſteht noch: Auf dem Baume raſchelte ein Eichhörnchen, in den Gräſern zirpten die Heimchen und ein Gedankenſtrich. Dieſer muß offenbar bedeuten, daß ich darauf eingeſchlafen bin.

Heimkehr.

Du weißt ein großes Land
Und eine große Stadt,
Ich weiß ein kleines Thal —
Ein Dörflein steht darin.
Ich gäbe für dein Land
Und deine große Stadt
Mein kleines Thal und Dorf
In Ewigkeit nicht hin!

Das liebe kärntneriſche Ländchen mußte es entgelten. Villach war kein Hamburg, Klagenfurt kein Berlin, die Drau war kein Rhein, der Wörtherſee keine Nordſee, der Dobratſch kein Rigi und die Karawanken keine Schweiz. — So eilte ich denn nach ſo vielem Großartigen geſättigt, mich nur nach Einem, nach der Steiermark ſehnend, durch das niedliche und gemüthliche Ländchen den kürzeſten Weg von Weſten nach Oſten. An den Hochnarr, an die Gurkthaleralpen, an den Großglockner hatte ich gar nicht gedacht. Und es fingen draußen im deutſchen Reich auch ſo große Dinge an zu geſchehen, daß ich ein eigenthümlich Unſtätes und ein gewiſſes Bangen in mir fühlte auf allen meinen Wegen.

Vergib, ſchöne Karinthia, holde Schweſter meiner Stiria,

daß ich dir in solcher Lage meine Huldigungen nicht darbrachte; ich habe dich ja lieb, sammt deinen frischen Menschen und deinen fröhlichen Liedern!

Klagenfurt liegt hinter mir; ich sitze im Waggon — die Räder rollen.

Du mein treuer Wanderstab, rauher Norde aus Rügen, hast wohl kein Heimweh hier im Süden? Fühlst du dich fremd im Lande der Alpen? Nein doch, Treuer, das ist ja auch noch deutscher Boden und du bist mitten in deinem Volke. Siehe, nun ziehen wir in Steiermark ein; hier diese leuchtenden Felsen und dunkeln Wälder und grünen Thäler mit den traulichen Häusern und Hütten! das Hügelland dort, das sonnige Weingebirge. Zitherklänge und Jodler und Almer und

Hoch vom Dachstein an
Wo der Adler haust,
Bis ins Wendenland,
Ins Bett der Saar,
Wo die Sennerin
Frohe Lieder singt,
Und der Jäger kühn
Sein Jagdhorn schwingt:
Dieses schöne Land
Ist das Steierland,
Ist mein liebes, theures Heimatsland!

Die Sonne geht unter und vergoldet noch das Hügelland um Marburg. Dort das kleine, blaue Quadratchen gegen Mitternacht hin ist der Schöckel. — O mein nordischer Begleiter, wie freudig mir zu Muth ist! Laufe mein Dampfroß, laufe im Galopp, führe mich in die liebe freundliche

Murſtadt, die meine zweite Heimat geworden iſt, oder führe mich weiter hinein in's Gebirge zum kleinen Thale, zur ſtillen Hütte!

Schon ſehe ich im Abenddämmern die Lichter der Stadt und mitten ſeh' ich emporragen den dunkeln Schloßberg. Das iſt mein Ziel, würdig der herrlichen Wanderſchaft.

Befreit eile ich durch die belebten Gaſſen — ſchon ſehe ich mein Haus. Stolpre nicht, Norde, über die Treppe! hier ſind wir. Wir treten ein; — ſie ſitzen juſt bei Tiſche. „Gott ſegne das Abendmahl!" — Sie ſehen erſtaunt auf; wer mag ſo ſpät denn noch zur Thür hereinpoltern? Nur der Faſſan eilt herbei, ſpringt mir freudig bellend an die Bruſt — und du, mein Faſſan, erkennſt zuerſt mich wieder!

III.

Wanderungen in den Alpen.

An der Lamming. *)

Ich erzähle gerne von den steierischen Alpen und von meinen Landsleuten. Und wenn der Sommer kommt, so gehe ich fort von der Stadt und gehe in das Gebirge zu den Wundern und Herrlichkeiten der Natur und zu den verborgenen Menschenhütten, auf daß ich mich recht erquicke.

Aber ich nehme keinen Städter mit ins Hochland, weil dieser zuvörderst nach den Wirthshäusern frägt, immer auf den Rädern reisen will, die Berge besteigt, blos um die Sonne aufgehen zu sehen und dann und wann über mein Volk Worte sagt, die mich betrüben.

Ich wandere stets allein und nehme nichts mit als einen derben Bergstock, eine Reisedecke und ein Buch von Goethe; für alles Andere sorgt die Natur, wenn man sich ihr ganz hingibt, und sorgen die Menschen, wenn man sich ihnen offen und freundlich anschließt.

Und die Natur, sie ist groß in ihrem Wohlwollen gegen den Menschen. Sie gibt ihm ihren Lebensodem, sie zeigt ihm ihr wunderbares Bild. Wer es gesehen hat, ihr freies, heiteres Angesicht mit den lieblich blauen Augen der Alpenseen, mit

*) Fluß im obersteierischen Murgebiete.

den silberig gezackten Kronen der Felsen, verklärt von den Strahlen des Morgenrothes und des Abendglühens, der hat die Schönheit der Welt und das milde Angesicht Gottes gesehen.

Aber die Natur zeigt dem Menschen auch die Erhabenheit und die Größe. Sie legt Schatten in die Thäler und Schluchten, sie läßt den Wildbach tosen, daß er grabe und forme und zeige, wie er und seine Brüder es gemacht haben, daß die Erde so geworden ist, wie wir sie sehen. Und die Natur läßt den Sturm toben um die Felsenhäupter, und sie deckt das blaue Himmelsgewölbe und senkt die wunderbaren Gestalten der Nebel nieder in das Gebirge.

Aber der Wanderer, der mit seinem Bergstock einsam die Gegenden durchzieht, liebt es in der Regel nicht, diese Erhabenheit und Größe zu sehen und zu fühlen, und so treu seine Wollendecke auch sein mag, sie schützt oft vergebens gegen die Einflüsse, welche die Natur auf den Menschen übt.

Da erinnere ich mich, wie ich einmal in solcher Erhabenheit durch das Thal der oberen Lamming gewandert bin.

Als ich vom lieblichen Tragöß aufbrach, war es noch warm und milde, und ich freute mich am Morgensonnenschein, obwohl mir ein altes Bäuerlein, dem ich feldeinwärts einen Gruß zurief, sagte: „Heut' müßt nicht auf die Alm geh'n, 's wird ein grob' Wetter anheben, die Sonn' hat so viel wässerige Augen!"

Ich wendete meinen Blick sogleich der Sonne zu, wie sie doch aussieht, wenn sie wässerige Augen hat. Ich sah nichts, als daß sich an ihr einzelne leichte Wolkenstreifchen hinzogen.

„Ja, ja," bekräftigte der Landmann weiter, „mein Kettenhund hat heut' schon in aller Früh Gras gefressen, und auf dem Dunghaufen sind über Nacht Schwämme gewachsen — kriegen grob' Wetter!"

Mag just wohl sein, dachte ich, aber über das Neuwaldegg komm' ich doch wohl hinüber, und drüben gegen Eisenerz hinaus wird es wirthliche Bauernhäuser geben. So ging ich fort. Ich kam vorüber an der Meßnerin und am Bribitz, an dessen Fuße der grüne See liegt; ich habe in meinem Leben noch kein schöneres Grün gesehen, als in dem grünen Grunde dieses Wassers. Vor vielen Jahren kam ein Städter, der einen hohen Namen trug, hieher, dieser warf sich in den grünen See und ging unter. Das geschah, sagt man, weil er sein Vermögen auf den grünen Tisch geworfen hatte, wo es auch kläglich untergegangen war.

Lange stand ich am See und dachte nach, was wohl die Farbe der Hoffnung in der grundlosen Tiefe bedeute. Plötzlich wurde ich durch einen Schuß aufgeschreckt, der unweit von mir im Gewände fiel, und unmittelbar darauf stürzte ein Habicht in den See, daß das Wasser einen weißen Sprung empor machte. Dann zogen sich Kreise um die Stelle, und mitten drin lag das todte Thier. — Ich zog weiter. Doch wie lange mochte ich wohl gestanden haben am See? — jetzt spürte ich seine Tropfen auf der Hand. Der Himmel hatte sich überzogen, und an den hohen Wänden strich der Nebel hin. Ich beschleunigte meine Schritte, und murmelte in die Reisedecke „Mein Mann mag recht gehabt haben."

Ei ja wohl, und sehr recht!

Ganz dunkel wurde es und bald ging es nieder. Ich

huſchte an dem Wildbache vorüber von einer Tanne zur andern und ſuchte Obdach. Endlich ſtellte ich mich unter eine rieſige hundertäſtige Fichte und ließ es nun niederrauſchen und aufſpritzen unter den rothen Nadeln am Boden; dabei dachte ich nach, ob ich nun den bereits ziemlich weiten Weg nach Tragös wieder zurück machen oder ob ich den Uebergang über die Alpe wagen ſollte.

In dieſem Sinnen fand mich ein alter Mann, der in ſeinem lodernen Wettermantel und breitkrämpigen Filzhut des Fußſteiges gekommen war. „Was macht's denn da?" rief er mich an, „wollt's euch leicht vom Blitz erſchlagen laſſen, weil's euch ſo unter den Graßbaum ſtellt's? Wenn's wöllt's ſo geht's mit in mein' Keiſch'n, 's wird wohl wieder einmal ſchön werden, daß ihr hinaus nach Tragös geh'n könnt's."

Ich ging mit ihm und theilte dem Manne unterwegs meinen Plan mit, daß ich über das Neuwaldegg wolle.

„Wißt's gut aus?" frug er mich.

„Das wohl nicht, die Gegend iſt mir fremd."

„Dann kommt's nicht hinüber, 's wird der Nebel einfallen und dann ſtürzt's wo ab in den Mauern."

Bald waren wir an einer Halterhütte, die etwas abſeits vom Weg unter mehreren Tannen lag. Ein altes Weibchen ſtand an der Thür und ſchrie meinem Begleiter entgegen: „So drendl nit ſo langſam, Hansl, wirſt mir ja waſchlnaß! Bringſt 'leicht gar den geiſtlichen Herrn mit?"

„Juſt nit," entgegnete der Mann, „oder doch?" dabei ſah er mich an.

Ich bedeutete ihm, daß ich kein geiſtlicher Herr ſei, und dann gingen wir ſchnell in die Hütte. Das Innere des klei-

nen Hauses war sehr dunkel, zuerst sah ich nur das Feuer, das am Herde brannte, dann sah ich die kleinen Fensterchen, dann sah ich das Glimmen mehrerer Tabakspfeifen und einige Männer, die um einen Tisch saßen und Branntweingläschen vor sich hatten.

Ich spritzte meinen Hut ab und setzte mich dann etwas abseits auf einen umgestürzten Kübel.

„Kommt's nur her zu uns da," rief einer von denen, die am Tische saßen, mir zu; ich folgte sofort der Einladung und sagte dem Weiblein, daß, wenn es eine Stärkung zu verkaufen habe, es mir welche bringe. Sofort bekam ich auch ein Gläschen Branntwein.

Während die Männer vom Wetter, vom Holzarbeiten und von Anderem sprachen, sah mich meine Wirthin mehrere Male an und sagte dann zum Mann, der mich mitgebracht hatte und ihr Gatte war: „Der junge Vetter da schaut völlig so aus, wie unser Toni, gelt, Hansl?"

Ich weiß nicht, ob der Halter, ein solcher war der Angesprochene, antwortete; ich sah nur, wie das Weib nach ihren Worten hinter den Herd ging, und die Schürze vor das Gesicht hielt. Sie weinte. Ich frug meinen Begleiter, was der Frau fehlen mochte. „Na, Dummheiten!" entgegnete er, „jetzt denkt sie halt wieder an den Toni, — mein, was hilft's Abgrämen, 's ist so schon vorbei — — hätt' selbst mögen mit'm Kopf an die Wand rennen; der Bub ist halt unser einzigs Kind. — Geh, Anna, schieb' draußen 's Brett vor, 's wird der Gais in den Stall regnen!"

Und als das Weib hinaus war, sagte der Halter: „Ich

darf ihr's gar nicht sagen, sie thät frei närrisch werden; unseren Toni haben halt die Preußen erschossen und im Böhmerland drin liegt er unter der Erd'!" — Nach diesen Worten blickte der Mann zum Fenster hinaus, ob nicht etwa der Regen schon nachgelassen habe.

„Ich bin ein Fremder in diesem Haus," entgegnete ich dann auf seine Rede, „aber was ihr mir da gesagt habt, das thut mir weh — es war wohl vor vier Jahren?"

„Ei freilich, 's wird bald vier Jahr, daß ich den schwarzen Brief kriegt hab. Der Meinen hab' ich's gar nicht sagen mögen, daß der Toni nicht mehr heimkommt; ich hab' gesagt: todt wird er nicht sein, aber weit weg, gar weit weg! — Jetzt aber will sie mir's nicht mehr glauben, und meint schon selbst, daß er todt ist und wenn sie d'ran denkt, so weint sie halt — 's ist ihr gar so viel um den Buben. Jetzt werd ich ihr's doch bald sagen müssen — heut werden die Gemsen wohl auch herabsteigen, in dem Wetter!"

Die letzten Worte sagte er, weil sein Weib bereits wieder in die Stube getreten war.

Ein schon ziemlich alter Mann, den die andern mehrmale mit dem Titel Holzmeister angesprochen hatten, rückte jetzt nahe zu mir, schob mir sein Gläschen vor und frug: „Was gibt's Neues, was hört man vom Krieg?"

„Nu," sagte ich „die Franzosen sind halt an der Grenz'!"

Ich sagte sonst nichts und die Männer schwiegen auch eine Zeit.

„Er wird wohl gar wieder kommen! Daß dieser kreuz-

verfluchte Franzos denn einmal gar kein Ruh gibt in der Welt!" rief endlich der Halter und sein Auge funkelte.

„Zu uns wird er jetzt grad nicht kommen, aber ins Preußenland kann's wohl sein, und wenn er in's Preußenland kommt, das geht uns nichts an!" meinte ein kleines Männchen und zog nach diesen Worten eifrig an seinem Pfeifchen.

„Aber im Dreizehner-Jahr ist's uns doch was angangen," sagte der Halter, „und ich bin auch dabei gewesen, wie wir diese blauen Teufel hinausgeworfen haben, und das war eine Freud' im ganzen Land, und wir sind auch Deutsche, hat's g'heißen!"

„Seit dem Sechundsechziger-Jahr ist's halt anders geworden," meinte der Kleine, „und du hast auch just nicht Ursach', Hansl, daß du den Preußen dein Buckerl machst!"

Der Halter that einen kleinen Seitenblick nach dem Herd, wo sein Weib stand, und schwieg.

„Nein, und bei diesem Krieg kennt sich jetzt kein Teufel aus," schrie der Holzmeister, „'s wär schon das Beste, man thät sich gar nicht kümmern d'rum; aber wenn's beim Nachbar brennt, schöpf' ich mir doch auch gern ein Kübel Wasser. Da bin ich gestern, wie ich in's Herrnhaus hinüber geh', auf dem Weg mit einem Handwerksburschen zusammenkommen, und wie ich halt schon gern' so frag', hab' ich ihn auch über den Krieg angelassen und hab' ihn gefragt, was er meint, mit wem wir Oesterreicher es jetzt halten sollen. Meint er d'rauf: „Der Oesterreicher kann ein Deutscher sein, aber der Oesterreicher kann kein Preuße sein. Und wenn der Oesterreicher ein Deutscher ist, sagt er, so muß er wachen, daß

Deutſchland nicht zu Schaden kommt; und weil der Oeſterreicher kein Preuße iſt, ſo muß er ſich wehren, wenn Preußen dem Haus Oeſterreich die deutſche Ehre und das deutſche Recht nehmen will, wie 's im Sechsundſechziger-Jahr geſchehen iſt. So hat's mir der Handwerksburſch geſagt und ich hab' ihn nur ſo angeſchaut und hab' mir denkt: Das wirſt du völlig verſteh'n und du biſt nicht ſo dumm' wie du ausſchauſt."

„Ein wenig Schläg', das ſag' ich ſelbſt, thät der Preuß ſchon verdienen," verſetzte hierauf der Halter, „aber wenn der Franzos hereinkommt, da ſind wir auch noch auf. Sollt' er leicht wieder unſere Häuſer ausrauben und unſere Weiber zu Grund richten, wie er's da im Steieriſchen ſchon than hat! Wir Steirer ſind nicht gut zu brauchen zum Leuterſchlagen und wenn ſie uns haben zum Soldaten nehmen wollen, ſo haben ſie uns einfangen müſſen. Aber damals ſind wir ſelbſt gangen mit unſeren Hacken und Senſen, und heut' gehen wir auch ſelbſt, und ich alter Speckjäger geh' auch noch und wie die Krautköpf ſchlagen wir ſie nieder, dieſe Franzoſen — Himmel ſaggera!"

Der Mann hatte bei dieſen Worten ſein breites Meſſer aus der Scheidentaſche geriſſen und es mit einem derben Stoß in den Tiſch geſteckt, daß die Gläſer klirrten.

Wackerer Mann, dachte ich mir, und dir haben die Preußen dein einzig Kind erſchoſſen!

Der Regen hatte nachgelaſſen. Die Männer, die am Tiſche ſaßen, zahlten ihren Branntwein und brachen auf. Auch ich war im Begriffe, das Nämliche zu thun, denn ich wollte noch an demſelben Tag am Leopoldſteinerſee ſein, und über den Hängen ſchien jetzt ja ſchier die Sonne.

„Mag' euch's nit rathen über die Alm," ſagte der Halter, „heut' kommt ſchon noch was!" .

Als ich mich aber nicht abhalten ließ, kam das Weiblein und ſteckte mir ein etwas ſchmutziges, gedrucktes Papier zu: „Das ſind die heiligen ſieben Himmelsriegel, Vetter, nehmt ſie nur mit, ich hab' ſie ſchon noch. Ja, ſchaut' nur, wenn ihr die ſieben Himmelsriegel habt, ſo mag euch kein Unglück widerfahren zu Waſſer und zu Land, und 's mag euch kein Waſſer ertränken und kein Feuer verbrennen und kein Wetter erſchlagen, und wenn ihr ſie auf der Bruſt tragt, mag euch kein böſer Feind einen Schaden thun. Schaut nur ſelbſt, 's ſteht gedruckt darauf! Meinem Toni hab' ich auch die ſieben Himmelsriegel mit in den Krieg gegeben, und ſchaut, der Feind hat ihm nichts thun mögen, aber weit, gar weit weg iſt er und — — ich fürcht' mich aber doch, er kommt nimmer heim, dann hat er die ſieben Himmelsriegel halt verloren!"

Ich nahm das Papier und ſteckte es in die Bruſttaſche, dabei ſah ich den alten Halter an. Der alte Halter ſtopfte eifrig ſeine Pfeife, und that eine glühende Kohle hinein.

„Lebt wohl, ihr guten Leute," ſagte ich, als ich fortging, „ich wünſche, daß in euren alten Tagen noch viele Freuden in euch kommen!"

„Wie Gott will," antwortete der Mann, „und ihr ſchaut, daß ihr glücklich über den Berg kommt."

So ging ich fort, dem Wildbach entlang, und dann aufwärts gegen die Frauenmauer.

Die Gräſer waren naß und glänzten in der Sonne, und

die weißen Felswände leuchteten, nur an ihren Kämmen und Riffen und Hörnern hingen graue Nebelflocken.

Ich freute mich, daß ich auf dem halben Wege nicht umgekehrt war, das mußte nun eine herrliche Alpenpartie werden; gegen alles Mißgeschick hatte ich ja die sieben Himmelsriegel in der Tasche!

An einigen Schwaighütten kam ich vorüber. Ich hatte mir vorgenommen, bei denselben zuzusprechen, weil ich Milch und Butter frisch von der Kuh weg liebe; — da sich aber die Nebel von den Felsenkanten wieder mehr herab zu senken begannen und zeitweise auch die Sonne verdeckten, so trachtete ich vor dem Ausbruch des Regens noch über den Sattel zu kommen. Kaum war ich aber wieder eine Viertelstunde gegangen, so sah ich, wie sich die finsteren Nebelwogen mir entgegen wälzten und bald war ich mitten drin und sah nichts mehr, als einzelne aus dem braunen Moosboden hervorstehende weiße Steine im Umkreis von etwa fünf Schritten. Der Weg hatte schon unten bei den Schwaighütten aufgehört und es kam nun darauf an, die Richtung gegen die Einsattlung des Gebirges zu treffen. War dieses nicht der Fall, so müßte ich in das Gefälle und Gewände kommen, das sich rechts und links hinzog und dann konnte ein kleiner Fehltritt den Tod bringen.

Ich dachte daran, aber ich nahm mir vor, sobald ich den ersten Felsen vor mir hatte, umzukehren und in einer der Schwaighütten Herberge zu suchen. Wie aber, wenn ich in Nebel, Wind und Regen auch die Schwaighütten nicht mehr fände, wenn ich plötzlich vor Abgründen stünde und wenn ich endlich weder vor- noch rückwärts könnte?

Doch, ſei ruhig, du zagende Seele, du haſt ja die heiligen ſieben Himmelsriegel bei dir! — Ich zog ſofort das Papier aus der Taſche, warf einen Blick auf die alten, verſchnörkelten Lettern der ſieben Gebete, zerriß es in kleine Stückchen und legte dieſe Stückchen von fünf zu fünf Schritten je eines unter Steinchen auf den Boden, damit, im Falle der Uebergang nicht zu finden wäre, ich doch den Rückweg träfe.

So half ich mir eine Zeit fort. Plötzlich aber kam ein Windſtoß und mit ihm der Regen und gleich darauf fand ich, daß meine Vorſicht überflüſſig war, ich ſtand auf dem Uebergang und vor mir ging es über braunes Moos und weißes Geſtein thalab.

Wenn man nur ausharrt und nicht verzagt, dachte ich, ſo iſt alles Ziel ſchon gewonnen. Somit eilte ich in Regen und Nebel wohlgemuth abwärts.

Plötzlich hatte ich einen Holzzaun und ein Bretterdach vor mir — eine Schwaighütte. Dieſer reihten ſich mehre Hütten an und ich erkannte ſie zu meinem Ueberraſchen als diejenigen, an welchen ich vor kaum einer Stunde vorüber ging.

So ſprach ich denn jetzt zu und aß Milch und Butter friſch von der Kuh weg und wartete den Regen und den Nebel ab.

Erſt am hohen Nachmittag wurde es klar im Gebirge, das herrliche Felſengebilde trat an allen Seiten hervor, die ganze Schrattenkette lag vor mir in ihrer wunderbaren, unbeſchreiblichen Schönheit.

Als ich dann über den Paß ging, ſah ich die Papierſtreifchen, aber dieſe führten gerade auf gegen das wüſteſte Gewände. Eine unbeabſichtigte Wendung, ein Windſtoß mochte meine Richtung verkehrt haben. War es wie immer, ich kam an demſelben Tag nicht mehr zum Leopoldſteinerſee und die ſieben Himmelsriegel waren für mich, wie für den armen Toni, ohne Wirkung geblieben.

An der Ingering.

Bei Knittelfeld ergießt ſich die Ingering in die Mur. Sie wallt ganz ruhig heran, nur flüſtert ſie zu Zeiten ein wenig. Dieſes Flüſtern, ſagt man, bedeute nichts, mir aber war es eine Einladung, daß die Menſchen zu ihrem Urſprung kommen und die Herrlichkeit des Gebirges betrachten möchten. Ich folgte dieſer Einladung und wanderte der Ingering entlang thaleinwärts.

Zuerſt kam ich zu guten Menſchen. In einem großen Hauſe eines kleinen Dorfes wohnten zwei Frauen. Sie trugen ſchwarze Kleider, weil man vor Kurzem einen Jüngling aus dem Hauſe getragen hatte, welcher der Sohn der einen und der Bruder der andern war. Die beiden Frauen lebten in ſtiller Zurückgezogenheit und genoſſen die Liebe und Verehrung der ganzen Umgebung. Als ich in ihr Haus kam, ſetzten ſie mir Speiſe und Trank vor und luden mich ein, daß ich einige Zeit in ihrem Hauſe bleibe und mich erquicke. Und ich blieb einige Zeit und es that mir wohl, daß ich bei Menſchen war, die von Arm und Reich geliebt und geehrt wurden.

Neben dem Hauſe trieb der Fluß eine Mühle und einen Hammer, und die Leute, die daran arbeiteten, waren freundlich und machten vergnügte Geſichter.

Und als ich wieder weiter dem Fluſſe entlang ging, ſah ich noch mehrere Gewerke und hörte die Hämmer und das Klingen der Eiſenſtangen. Es werden in dieſer Gegend Senſen und Sicheln geſchmiedet und das pocht und klingt bei weitem luſtiger, wie etwa aus Degen- und Säbelfabriken, an welchen ich auch ſchon vorüber gegangen bin.

Es iſt ein ſchönes, grünes Thal, durch welches ich zog; und wie am Fluſſe Werke, ſo ſtehen an der Straße freundliche Dörfer und

Wo des Wirthes Töchterlein
Und die Weinzeiger winken,
Da muß man hinein, hinein;
Und muß ſcherzen und trinken!

An den reichen, wohlgepflegten Bergwäldern, die ſich an beiden Seiten des Thales hinziehen, lehnen Bauernhöfe und an deren Thürpfoſten lehnen zur Abendzeit die ſtolzen Bauern in Hemdärmeln und rauchen ihr Pfeiflein.

Wenn man juſt immer wüßte, was ſo ein Großbauer denkt, wenn er in Hemdärmeln vor der Hausthür ſteht und ſein Pfeiflein raucht!

Wenn wir uns länger hier aufhalten könnten, es gäbe ſo viel Heiteres im Hof. Töchterlein ſteht am Brunnen und während ſich der Holzkübel füllt, ſtellt es ſich an den „Grand“ und mißt ſich; der Vater hat einmal geſagt: Wenn du ſo lang biſt, wie der Brunnengrand, dann magſt heiraten! — wenn Töchterlein Schuh an hätte, wäre es ſchon ſo lang! — Aus dem Kuhſtall klingt ein Jodler, die Magd muß einen ſingen, ſonſt verſagt die Kuh die Milch!

Dergleichen beobachtete ich und noch manch' Anderes,

was hier nicht Platz hat, dann zog ich weiter. Wo sich das Thal wieder ausbreitet, stand ein großes, glänzendes Gebäude vor mir. Das ist ein schönes, herrlich eingerichtetes Schloß. (Wasserberg.) Weil dieses einer der zwei Frauen gehört, so durfte ich zusprechen und das Schloß besehen und in demselben wohnen. An diesem Baue hängt ein Stück Geschichte, das aber dunkel und blutig ist. Er soll vor Zeiten den Templern zur Strafanstalt gedient haben. Ich sah die Gewölbe, in welchen einst Entsetzliches vorgegangen sein soll, und es werden einige Werkzeuge gezeigt, an denen ich noch das Blut und die Todesqual der Gemordeten zu sehen glaubte.

Beinahe zwei Jahrhunderte war Wasserberg ein Bischofsitz, bis es die Seelenhirten im Jahre 1360 vorzogen, ihr neues Stift Seckau zu beziehen.

Die Urkunden über die Vorzeit des Schlosses sind zerstreut oder vernichtet. — Ich werde nachforschen; vielleicht gelingt es mir, seiner Zeit Näheres über den alten Bau und seine Geschichte mittheilen zu können.

Hinter dem Schlosse in einem engen Thale liegt der kleine Ort Gaal. Ich wendete mich rechts in die Waldschlucht, durch welche die Ingering braust. Da ist sie nicht mehr der klare, gemüthliche Thalfluß, da ist sie der schäumende Wildbach. Wohl noch ein paar Bauernhäuschen haben sich an das Ufer hingewagt, dann kommt der dichte, wuchernde Hochwald. Wohl dann und wann schließt dieser einen kleinen Anger ein und auf dem Anger oder am Rand steht ein Jäger- oder ein Holzknechthaus oder eine Köhlerei. Links starren hie und da über den schwarzen Wipfeln graue, verwitterte Wände nieder. Aller Sang und Klang scheint aus dieser Wildniß gebannt zu sein, nur das Tosen des Wassers ist gewaltig.

Aber weiter hinein wird auch dieſes ruhiger und klarer, die Schlucht wird wieder ein Thal, der Wald lichtet ſich — doch jetzt, welch' ein Bild! Eingerahmt von der Dunkelgrüne des Raſens und von einigen wunderlich beäſteten Tannengruppen liegt ein kleiner blauer See da und rückwärts erheben ſich in wunderbar herrlichen Geſtaltungen die kahlen Rieſen des Hochgebirges!

Still iſt's — der Fluß, den wir ſo lange verfolgten, ruht hier im See. Das iſt ja ſeine Wiege — er ſchläft.

Dort über die zerriſſenen Hochwände gehen weiße Bänder und Fäden nieder, man ahnt es kaum, daß es die Quellen ſind, die aus dem Geſteine hervorſprudelnd ſich in den Abgrund ſtürzen.

Ueber all' das liegt lichtes Gewölke, welches ſeine Schatten in den verborgenen Thalgrund wirft. — Das Bild macht einen ungemein wohlthuenden Eindruck.

Aber noch ſtehe ich nicht am Ende des Fluſſes, der mich zu ſeinem Urſprung geladen hat.

Hinter dem See beginnt in ſeiner ganzen Größe der Urwald. Wie gebleichtes Gebein ſehen ſie aus die von Stürmen geknickten Stämme. Manches Jahrzehend mögen ſie daliegen mit ihren dürren Armen und Häuptern, quer über wüſtes Geſtein, bis Kraut und Geſtrüppe über ſie wuchert und die kahlen Gerippe in das Grab zieht.

Wieder beginnt das Bächlein, das an mir vorüber läuft, laut zu werden. Nachdem ich lange ſchon die Reſte des Fußſteiges verloren, winde ich mich durch Stein und Strauch und Baum.

Es geht ſtark aufwärts, es lichtet ſich, die Bäume wer-

den zu Zwergen, zu kriechenden Zerben endlich. Auch dieſe verſchwinden, und die Ufer des Bächleins ſind braune, bemooſte Geſteine.

Und jetzt ſtehe ich mitten darin in dem wüſten Gerölle und in den Felſen — mit meinem Bächlein allein.

Ich wandere noch eine Zeit aufwärts und hinein durch das ſeltſame Hochthal, das man das Höllthal nennt, und nun bin ich vor dem Urſprung des Fluſſes. Von einer ungeheuren Felswand ſtürzt er langſam und dumpf brauſend nieder.

Bis hierher ging ich mit ihm; hier mußten wir uns trennen. Ich beugte mich nieder an's ſteinige Bett, zum Abſchiedskuß und zu einem Trunk, um mich zu laben und zu ſtärken, denn das Beſchwerlichſte meiner Wanderung ſollte nun erſt beginnen.

Ueber das Geſchiefer und Gerölle, und zwiſchen den Felsmaſſen ſtemmte und wand ich mich aufwärts, denn ich wollte eine der ſchwindelnden Höhen erklimmen. Und nach mehreren Stunden unſäglicher Mühe war mir das gelungen.

Ich war auf der über 7000 Fuß hohen Pletzen. Um mich hatte ich im Süden den Ringkogel, weiter öſtlich den Zinkenkogel, das Göß eck, den großen und kleinen Reichartkogel, den Grieskogel, im Norden den Schoberberg, das Keſſeleck, den Schrimpfkogel, im Hintergrund das Eiſenerzer und Admontergebirge, gegen Weſten den Rottenmanner Thauern und die Felſenhäupter an der Enns. Weiterhin gegen den Süden war der Zirbitzkogel, der Greſſenberg, der Speikkogel. Ueber dem Gebirge im Hintergrund lag dichter Höhenrauch.

Als ich nun ſo da ſaß auf einem platten Stein, als die

eisige Luft um meine glühende Stirne strich, und als ich hinaus sah in das kahle, wüste Gebirge, wie es in bläulichem Dufte um mich aufgebaut lag, da hub mein Herz schneller an zu klopfen. Ein einziger Baum nur in all' den Thälern und Schluchten und Hängen und Höhen, ein einziger Strauch nur auf all' den Zacken und Thürmen und Kuppeln und Hörnern, — ein einziger nur, und ich wär' nicht mehr allein gewesen in dieser stillen, verlorenen Oede. Aber ich war allein, war ein Stäubchen zwischen diesen ungeheueren Massen — in diesem Meere, das einst in einem furchtbaren Sturme mit all' seinen Wogen und Wällen und Gischten zu Stein geworden ist.

Was auch erwachen mag in der Seele des Menschen, wenn er mitten in diese unbeschreibliche Schönheit und Größe der Natur versetzt ist — der Gedanke selbst wird zu Stein und wuchtig lastet er auf dem Herzen . . .

Ein lustig Gemslein war's, das mich zuletzt wieder zur Besinnung brachte. Es stand kaum zwanzig Schritte vor mir und sah mich an — es hatte gar keine Furcht vor dem träumenden Jungen.

Der träumende Junge konnte sich wohl satt sehen an dem erhabenen Hochgebirge und stieg dann nieder zu den grünen, schattigen Thälern und zu den lieben Menschen.

Der Haberknüpfer.

In den Ferien des Jahres 1866 machte ich eine Fußreise über die obersteierischen Alpen. Nach dem längeren Aufenthalt in der Stadt kam mir der rauschende Tannenwald, das kühn anstrebende Felsenhaupt, der tosende Wildbach vor, wie eine geheimnißvolle Gestaltenwelt aus dem Wunderreiche des Märchens. Die reine, belebende Alpenluft saugte ich gierig ein, wie den Liebeskuß einer freundlichen Fee.

„O dieses Ennsthal ist ein Stück gelobten Landes," rief ich selig aus, als ich, um einen Bergrücken biegend, das herrliche Thal mit seinem fließenden Silberbande, seinen frischgrünen und goldigen Wiesen und Feldern, mit seinen friedlichen Menschenwohnungen, eingerahmt und geschützt von imposanten, glühenden Felsmassen, im Abendsonnengolde vor mir liegen sah.

Einzelne Holzhauer verließen eben mit ihren blinkenden Beilen den harzdurchdufteten „Schlag", in welchem die neu gefällten und entrindeten Baumstämme in Kreuz und Quer dalagen, wie die Gefallenen nach einer unglücklichen Schlacht, an ihren Wunden verblutend.

Von den nahen Almen hörte man einzelne „Juhezer" und, wenn die Luft just leise herüber zog, das harmonische

Glockengeläute heimziehender Heerden. Ich ſtützte mich auf meinen Stock und, in Nachdenken verſunken, horchte ich dieſen Tönen; mir war es ſchier, als ſeien dieſe Glocken da oben die rechten Concordia-Glocken. —

Im Thale war es dunkel geworden. Die letzten, verſpäteten Schnitter hatten ſich Kornblumen um die breitkrämpigen Strohhüte geſchlungen und wandelten ſchäkernd dem Dorfe zu. Von der Kirche klangen drei Glocken zuſammen, und das machte das „Dängeln" der Sicheln in den Gehöften verſtummen, die Leute ſtiegen im Halbſonntagsgewand die Anhöhe zum weißübertünchten Gotteshaus hinan, aus deſſen Fenſtern Kerzenſchimmer und Orgelton drangen. Es war der Feſtabend vor Maria Himmelfahrt und ſtille Feier wehte durch das ganze Thal.

Mir ſelbſt war zu Muth, als wandle ich im Reiche der Seligkeit und ich ging durch den ſüßen Friedensabend dem nahen Dorfe zu.

Plötzlich bemerkte ich der Straße abwärts auf dem Schnittfelde zwiſchen den „Haberdeckeln" eine Geſtalt ſich bewegen und eifrig ſich bücken. Es war ein alter Mann mit langen, wild herabwallenden weißen Haaren in halb militäriſcher Kleidung. „Macht Feierabend, Vetter!" rief ich ihm über den Straßengraben zu. Der Greis blickte etwas überraſcht auf, doch ohne meinen Gruß zu entgegnen, ſetzte er ſeine Arbeit fort. Jetzt erſt bemerkte ich mit höchſtem Staunen, worin ſeine Arbeit beſtand. Statt blos die zerſtreuten Halme zu ſammeln, wie ich anfangs glaubte, war er beſtrebt, jeden einzelnen Halm wieder an ſeinen Wurzelhalm, den Stoppel — anzuknüpfen.

Längere Zeit ſah ich dieſer ſonderbaren Arbeit zu, während ich den Mann ein um das andere Mal frug, was er doch mache, bis er mir endlich mit dumpfen Worten bedeutete, daß dieſe Haberhalme alle wieder wachſen und reif werden müßten, ſonſt bekomme er ſein Gretle nicht.

Du haſt es mit einem Geiſteskranken zu thun, dachte ich mir und ging kopfſchüttelnd meines Weges.

Am Eingang des Dörfchens ſteht ein hölzernes, ſchindelbedecktes Haus, über deſſen Thür neben einem Tannenreiſig die Worte aus der Bibel ſtehen: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden.“

Dort ſprach ich ein und bat um Nachtherberge, welche mir der Wirth gleich zuſagte.

Nachdem ich mich bei einem Gläschen Bier und Schwarzbrot im traulichen, ſorgfältig geſcheuerten Stübchen bequem gemacht hatte, erwähnte ich meinem Gaſtgeber gegenüber des räthſelhaften Mannes auf dem Felde.

„Habt ihr ihn auch bemerkt, den Joſi?“ ſagte der Wirth, ſich auf die Bank ſetzend — „ja, ja, es iſt eine eigene Geſchichte, und wenn ihr mir zuhören wollt, ſo mag ich ſie euch ſchon erzählen. Mädl, trag' mir vorerſt ein Krügl herauf, bring' auch für'n Herrn — da noch eins mit; — man weiß nicht, wie man euch heißen ſoll. — Ein Student ſeid ihr; iſt recht ſchön; und da ſeht ihr euch jetzt in den Vakanzen die Welt ein Bißl an? Nu, wie g'fällt's euch bei uns da? Morgen ſchaut euch auch die Kirch' da oben an, die hat der reiche Wiedenhofer vor zwei Jahren ganz neu herrichten laſſen, weil der kinderloſe Mann mit ſeinem Reichthume ſonſt nirgends hin gewußt hat. Und ſeht! — daß wir auf den Joſi kom-

men, gerade der Wiedenhofer hängt mit ihm zusammen. Die Geschichte hat sich vor vierzig Jahren zugetragen und war so:

Die Reithhäuslerin, — ihr Häusl ist schon längst verfallen, ihr könnt morgen nur noch den Steinhaufen sehen, wo es gestanden, — hatte einen Sohn, dem sie nach ihres Mannes Tod das Häusl übergeben wollte. Aber, da kamen die Kriegsjahre und der Joseph, der groß und stark wie ein Fuhrbaum war, mußte Soldat werden. Sechs Jahre blieb er aus und brachte dann eine Schußwund' und ein Ehrenzeichen nach Haus. Aber sein Mutterl fand er nicht mehr, die haben wir drei Wochen früher begraben. Ich war damals ein Bursch' wie Eisen und mußte das arme Weib auf den Kirchhof tragen helfen. Das ging nun dem guten Joseph tiefer als die Franzosenkugel und er ging im Dorf herum, als suche er sich selbst.

Er hielt mit Niemandem Kameradschaft und trat auch nirgends in den Dienst. Die Leute schickten ihm mitleidig Kost in das Häusl oder luden ihn zu Tisch, wozu er aber nie erschien. Der reiche Wiedenhofer — sein Hof lag hinter der Kirch', jetzt ist er an die Herrschaft da drüben verkauft; — der Wiedenhofer, sag' ich, ließ ihm die Wäsch' versorgen und zeitweilig kam Joseph in dieses Haus, und von der Zeit an wurde es mit seinem Grame besser. Aber endlich bemerkten es die Leute; der Joseph sah des Bauers Tochter, die Gretl, gern, und das war's, was ihn wieder zu einem frischen Burschen machte. Die Gretl war euch aber auch ein Teufelsmädl; alle Burschen, wie wir damals im Dorfe waren, balgten uns um sie herum, und da ist deßwegen auf dem Kirchplatz bei der Lind' oben einmal so gerauft worden, daß der ganze Platz hernach von Neuem hat eingeweiht werden

müſſen. Die Gretl hat aber gar keinen von uns mögen, nur mit dem Joſeph hat ſie geſprochen, bis ſie ihr Vater einmal beiſammen in der Futterkammer erwiſcht und ſich es geſchworen hat, daß dieſer Keuſchler, wie er den Joſeph genannt, das Mädl nie und nimmer bekommen werde. Nicht etwa, weil er ein Keuſchlerſohn ſei, ſondern weil er in ſeinem Leben nichts thun wolle und wie ein rechter Tagdieb durch das Dorf ſtrabanze und er jetzt ſchon betteln gehen müßte, wenn nicht das Häusl noch ein paar Gulden werth wäre.

Seit der Zeit war's aus mit der Liebſchaft und Joſeph konnte Gretl nur mehr über den Zaun ſehen. Wir andern Burſchen ſchleckten uns darüber alle zehn Finger ab und waren froh, aber den Joſeph kriegten wir immer ſeltener zu ſehen und endlich kam er gar nicht mehr in's Dorf. Der ging derweil aber mit ganz etwas Beſonderem um und er beſchloß, ein anderer Menſch zu werden. Der Gretl ſchrieb er einen Brief, in welchem ſtand, daß er für ſie Alles thun wolle und ihr Vater und das ganze Dorf ſolle ſehen, daß er kein Faullenzer ſei, und daß er, wenn er nur wolle, allein ſo viel Dünger aus dem Stall werfe und Korn dreſche, wie Andere drei, daß er ſchon ſelber im Stande ſei, für ſich und Weib und Kind Brot zu verdienen und gewiß vor keiner Thür um ein Stücklein anhalten werde. — Das war gerade im Hochſommer und die Haberfelder waren ſo reich und grün und die Wieſen ſo voll von Futter, wie man's ſonſt ſelten bei uns erlebt. Es war ein geſegnetes Jahr und der ſtolze Wiedenhofer ging mit verſchränkten Armen durch ſeine Haberfelder; beſonders das Stück Acker hinter dem Haus der Wieſ' entlang war ſo prächtig aufgegangen und waren

die grünen Halme ſo lang, daß wir Alle ſagten: So ein Haber wie der des Wiedenhofer ſei in der Gemeinde noch nicht gebaut worden. Der Wiedenhofer hatte ſeine wahre Freude daran und konnte ſchon nicht die Zeit erwarten, wo die herrlichen Halme reif ſein würden. Aber auch die Bachwieſe daneben war heuer eine prächtige Heimſe für Wiedenhofers Viehſtand. Jakobi war gekommen und der Bauer ließ die Senſen dängeln zur Wieſenmahd. Aber am nämlichen Abend, als man im Wiedenhofe die Senſen ſchärfte, geſchah's auch im Reithäusl drüben, aber durch einen Wetzſtein, damit man's im Dorf nicht höre.

Wie's nun finſter geworden war und die Thurmuhr zehn ſchlug, verließ Joſeph mit der ſcharfen Senſe das Häusl und nahm den Weg gegen die Wieſe des Wiedenhofers. Es war eine finſtere Nacht und einzelne Tropfen fielen vom Himmel. Aber das ſollte Joſephs Werk nur noch ſicherer machen, und — auch viel leichter zu ſchneiden ſei ein naſſes Gras. Der Mann hatte ſich's nämlich in den Kopf geſetzt, daß die Knechte vom Wiedenhofe den andern Morgen, wenn ſie ſich an die Wieſe machen wollten, dieſelbe bis auf den letzten Halm abgemäht finden ſollten. Und wer hat das gethan in dieſer Nacht? ſoll dann das ganze Dorf fragen, und dann wolle er, der Joſeph, zum Wiedenhofer treten und ihm ſagen: Ich allein hab's gethan, Bauer, damit ihr wißt, was ich für ein Faullenzer bin und auch mein' Sach' angreifen kann. Und nun gebt mir euer Mädl! — Das ſollte denn ein Sieg ſein, glänzender noch, als der, den er bei Leipzig mit erfochten, und dann ſollten ihm alle Männer im Dorfe die Hand ſchütteln und ſagen, du gehörſt ganz zu uns und machſt uns

Ehre, und die Weiber sollten sich denken: Die Margretl hat's mit ihrer Auswahl verstanden! — Derlei Gedanken machten ihm die Arme stark wie Eisen und schwirrend rauschte die Sense durch das hohe Gras. Joseph hat's später einmal erzählt, wie leicht ihm war, und daß ihm noch keine Arbeit so geschlaun als diese. Er achtete es gar nicht, wenn er mitunter in einen Stein schlug, daß die Funken flogen. Wenn er auch für Augenblicke ausruhte, um die Sense zu wetzen, so bemerkte er es doch nicht, wie es regnete; war er ja ohnehin naß vor Schweiß. Oft mußte er sogar die Augen anstrengen, um die Mahden unterscheiden zu können, aber Joseph war unermüdlich und Liebe und Stolz leiteten die Sense in ihrem trägen Halbkreis, wenn sie in die Erde zu wachsen schien. Endlich, noch vor dem Taggrauen war die Wiese ab und erschöpft sank der Mann unter einer triefenden Esche nieder. — Den andern Tag in aller Früh ging der Oberknecht hinter den Hof hinaus nachsehen, ob's zum Mähen heute doch nicht etwa zu naß sei, kehrte aber ganz erschrocken in's Haus zurück, weckte den Bauer und schrie: „Baur! 's ganz' Haberfeld hinterm Stall is ruinirt, abg'mäht; kein Halm steht mehr!" Bald war's ganze Dorf hinter dem Wiedenhofe und bedauerte, und fluchte über den Frevler und meinte, das hab' nur der Neid gethan. — Ich selbst bin n'übergsprungen und hab' mir die G'schicht angeschaut; ich sag euch, 's Herz hat Ein'm weh 'than, wie der ganze, schöne Haber g'legen und vom Regen einbaschlt und verdorben gewesen ist. Der Wiedenhofer hat heilig geschworen, den Bösewicht, wenn man ihn finde, hängen zu lassen. „Und wer soll's g'wesen sein!" schrie er, „ich hab kein' einzigen Feind

im ganzen Dorf als — — aber der kann's nicht 'than haben, der wär' z'faul g'wesen dazu und er war sonst doch kein schlechter Mensch." Er meinte den Keuschler Joseph. Es ist kaum fünf Minuten angestanden, hat man den unter der Eich' g'funden, wie er noch die Sens' in der Hand hält. Wie wilde Thiere sind jetzt d'Leut über ihn hergfall'n und wie der Joseph erwacht, hat er gar nicht gewußt, wo er ist, und ist erst zur Vernunft kommen, wie sie ihn g'stoßen und geschlagen haben, und als er das ruinirte Haberfeld gesehen hat und die Wies', wo das Futter noch stand wie gestern, da hat er einen fürchterlichen Schrei 'than und ist rücklings zu Boden g'fallen. Aber, wir haben noch immer g'glaubt, der Joseph hab's dem Wiedenhofer aus Rache than, weil er ihm seine Tochter versagt; wie's aber der Keuschler vor dem Dorfrichter und dem Pfarrer heilig geschworen hat, daß er die Wiese abmähen wollen, damit's die Leute sähen, daß er kein Faullenzer sei und daß er die Gretl bekomme; daß er sich in der Finsterniß geirrt und so wider Willen das Haberfeld verdorben habe; da glaubten wir's erst dem armen Joseph. Der Wiedenhofer aber war so sehr beleidigt, und trotz alles Zuredens des Dorfrichters, daß der Joseph doch sonst immer ein braver, fleißiger Bursche war und er's wohl auch bleiben werde sein Leben lang und daß er, der Bauer, als reicher Ehrenmann die jungen Leute, wenn sie sich gar so gerne hätten, doch nur in Gottesnamen zusammengeben möge; trotzdem that der Bauer einen Eid, daß der Keuschler seine Tochter nicht eher bekommen sollte, bis jeder abgeschnittene Halm wieder auf seiner Wurzel stände. — Das ging nun dem armen Joseph schier bis ans Leben und

die Erschütterung dieses Vorfalles warf ihn aufs Krankenbett für viele Wochen. Währenddem verheirathete der Wiedenhofer seine Tochter an einen Viehhändler, den sie nie und nimmer gerne haben können. Herr! das war eine recht unglückliche Ehe, welche aber bald aus war. Die Geburt ihres ersten Kindes war ihr Tod. Wenn ihr morgen zur Kirch' n'auf kommt, dort, wo das schwarze, eiserne Kreuz mit dem Nagel am Kettlein zum Küssen hängt, liegt sie mit ihrem Kind begraben. Der Wiedenhofer hatte nun noch viele Jahre gewirthschaftet, aber nie mehr ist der Haber hinter'm Stall so schön geworden als in jenem Sommer. Mit der Wirthschaft ging's abwärts, als ob kein Segen Gottes dabei gewesen wäre, und weil der Bauer kinderlos war', hat er das Grundstück endlich dem Baron Hornbach, der da hinter den Bergen sein Schloß hat, verkauft. Zwei Hinterstuben hat sich der Bauer zur Ausnehmung behalten und dort wohnt er nun mit dem Joseph, der sich mit ihm alt gelitten hat, zusammen. Der letztere aber, den wir nun den Josi nennen, mäht auch keinen Haber mehr. Er ist arm genug; seit seiner damaligen Krankheit ist er irrsinnig. So oft man's ihm auch schon gesagt, daß die Gretl todt, so glaubt er's nicht und bildet sich ein, der Wiedenhofer habe sie irgendwo verborgen und gäb' sie ihm erst, wenn die abgeschnittenen Halme auf dem Haberfeld wieder auf ihren Wurzeln ständen, um zu reifen. — Der Wiedenhofer thut dem Unglücklichen Alles, was er ihm aus den Augen absehen kann, dafür ist der Kranke auch gutmüthig und ehrt den Bauer wie einen Schwiegervater. Oft aber lag er schon vor ihm auf den Knien, und bat ihn unter Thränen, ihm seine Braut nicht länger mehr fern zu halten.—

Im Frühjahr, wenn das Haberfeld grünt, ſcheint ſich Joſi's Zuſtand immer zu beſſern; da geht er Tage lang um dasſelbe herum, es zu bewachen. Immer aber verſchlimmert ſich ſeine Krankheit im Schnitt, wenn die Halme fallen; da bringt er dann oft Tag und Nacht auf dem Felde zu, ſammelt die verſtreuten Halme und knüpft ſie mit aller Emſigkeit eines Jünglings an die Wurzel. Erſchöpft kehrt er dann in ſeine Stub' zurück, aber es iſt ihm wohl. So macht er's ſeit Gretls Tod alle Jahre und die Leute laſſen ihm's machen, wie er will; er ſchadet ja Niemandem und ihm iſt's der einzige Troſt. Man nennt den Joſi, ſo weit man ihn kennt, den Haberknüpfer. Ihr habt ihn heut' geſehen, Herr, 's iſt bedauerlich ihm zuzuſchaun. Joſi iſt ſonſt ein ganz frommer, chriſtlicher Mann und theilt ſelbſt den Armen von ſeinem Brot. „Ich bin ja der jung' Wiedenhofer!" ſagt er. In letzterer Zeit ſteht er öfters ſinnend oben im Kirchhof vor dem eiſernen Kreuz; ſchüttelt aber dann jedesmal ungläubig den Kopf und wankt in das Feld hinaus — Haberknüpfen."

Mein Gaſtgeber ſchwieg. Ich ebenfalls und reichte ihm ſtumm dankend die Hand.

Die Leute kehrten vom „Segen" zurück, ſtanden um den gedeckten Tiſch herum, ſprachen laut das Tiſchgebet und ſetzten ſich fröhlich zur Schüſſel.

Ich bat um mein Zimmer und der Wirth ſagte mir ein herzliches „Gut' Nacht!"

Den andern Tag führte mich mein freundlicher Erzähler im Dorfe herum, zur Kirch' hinauf und zeigte mir alle Denkmale der geſtrigen Geſchichte.

Als ich, von ihm herzlich Abſchied genommen, das Dorf

verließ, ſah ich neben der Straße auf dem Haberfeld jenen Mann wieder, dem nichts übrig geblieben war von ſeinem Leben, als die Hoffnung, aus todten Stoppeln ſprießend, als ein an zerſchnittenen Strohhalmen hängendes Glück. —

Uebers Jahr beſuchte ich die Gegend zum zweitenmale und kehrte wieder bei meinem Wirthe ein. Das Nächſte war, mich um den Haberknüpfer zu erkundigen.

„Der hat Feierabend gemacht, lieber Herr," antwortete der Mann „'s war noch im letzten Jahr, als man ihn draußen unter den Haberdeckeln todt gefunden hat. Er hatte ſich einen Strohkranz um die weißen Locken gewunden, mit dem man ihn auch oben neben dem ſchwarzen Kreuz begrub. — Wenn ihr morgen hinter den Wiedenhof geht, ſo ſchaut euch das Haberfeld an; die Halme ſteh'n ſo dick und hoch und voll, wie vor einundvierzig Jahren; und der Joſeph hat die Gretl bekommen."

Heut' g'freut's mich!

Wenn über dem triften-, wald- und felsenreichen Hochland ein klarer, blauer Sommertag liegt, so wacht in allen Wesen, die im Hochlande sind, ein freudiges Leben auf. Und wenn gar ein Mensch, der den größten Theil seiner Zeit in düsteren, dunstvollen Städten hinbringt — dabei aber doch eine Seele hat, die bei jeder Schönheit, welche das Zusammenleben geschulter Menschen in den Städten hervorbringt, und bei jedem Blumenstengel und bei jedem frischen Grashalm und bei jedem Sonnenfaden, den ihm die Natur zwischen die Mauern hinein sendet, in Entzücken aufzittert — an einem klaren, blauen Sommertag durch das Hochland zieht, so verliert er sich fast und meint, er ist in einer andern Welt!

Durch den Theil des Hochlandes, den ich am liebsten besuche, weil er Alles in sich faßt, was wir schön, romantisch und wunderbar nennen, und jene Menschen hervorbringt, von denen wir so tausenderlei lernen könnten, weil sie von uns noch nichts gelernt haben — geht jetzt der Dampfwagen.

Mir ist das unangenehm, weil der Steinkohlenrauch die reine Luft und den wohligen Duft verdirbt, weil das Brausen und Pfeifen der Maschine die erhabene Stille stört oder

den Gesang der Vögel und Menschen verwüstet, und endlich, weil durch den Dampfwagen und die große Welt, die auf demselben durch das Land zieht, die Menschen selbst andere werden, als sie sonst waren, was oft sehr zu ihrem Nachtheile ist. Aber ich gehe doch nicht mehr zu Fuß, seitdem die Eisenbahn ist, ich fahre und begnüge mich, daß ich zum Fenster hinaussehe auf die unbeschreiblichen Herrlichkeiten des Hochlandes.

Da ist euch denn so eine Dampfmaschine das allerprosaischeste Ding; sie steht nicht still, wenn ein Punkt kommt, der mehrere Stunden angesehen und bewundert werden müßte, sie bringt kein Lied zu Stande, wie das Posthorn, das sie verdrängt hat; sie dampft und braust und pfeift nur und stürmt vorwärts, wie ein großer Theil der jetzigen Welt, an manchem Schönen und Edlen vorüber.

Den Menschen, die in den Bergen daheim sind, war anfangs das Dampfroß kein willkommener Gast, einmal aus Gründen, die ich schon angeführt habe und dann auch noch aus vielen anderen; weil ihnen nun aber ihre Rinder, die jetzt in fremde Länder wandern, und ihre Wälder, die nun fallen müssen, besser bezahlt werden, als früher, und weil ihnen der Dampfwagen viele nothwendige und angenehme Dinge um billiges Geld aus der Stadt bringt, so sind sie zufrieden und setzen sich gar selbst in die fahrenden Häuser.

Zuerst thaten das nur die Tollkühnen, denn es ging das Gerücht im Volke, daß diese Reihe Häuser mit all' ihrem Inhalte — eine ungeheuere Last, die sich ohne ein einziges Pferd, oder sonstiges Zugvieh, in rasender Geschwindigkeit fortbewegt — vom Gottseibeiuns gezogen werde. Und

dieſer thue natürlich ſo was auch nicht umſonſt, er nehme ſich dafür von den Menſchen und anderen Dingen, die durch die Eiſenbahn befördert werden, den zehnten Theil. Da belehrte aber einmal ein luſtiger Bahnwächter die Bauern im Wirthshauſe, daß nach den neuen Geſetzen der Zehent längſt aufgehoben ſei, und daß auf denſelben weder der Pfarrer noch der Teufel Anſpruch habe. Seitdem fahren Alle auf der Eiſenbahn und ſind luſtig.

Auch an jenem Tage, von dem ich heute eigentlich was erzählen will, waren viele Bauern im Waggon. Sie ſprachen von wirthſchaftlichen Dingen, ſcherzten mit den Weibern, die auch mit uns fuhren und trieben allerhand Kurzweil miteinander. Nur ein jüngerer Mann fiel mir auf, der auch Bauernkleider trug, aber mit den Andern nicht ſprach und nicht ſcherzte. Er ſaß mir gegenüber und blickte gern in das Freie hinaus, wie ich. Er lugte ſo unter ſeiner breiten Hutkrämpe hervor, dann pfiff er einen Jodler und dann ſah er wieder zum Fenſter hinaus, ſchnalzte mit den Fingern, und jauchzte halb für ſich her: „Heut g'freut's mich!“ — Aber es war, als ob das in ihm nicht jene Heiterkeit wäre, wie die draußen im friſchen Sommermorgen und wie in den Anderen, und als ob er ſich ſeiner heimlichen Luſtigkeit faſt ſchämte. Nur wenn er den Kopf durch das Fenſter hinausſteckte, rief er laut: „Heut g'freut's mich!“ und endlich hub er gar zu ſingen an:

„Heut g'freut's mih, heut g'freut's mih,
Ih geh hoam in mei Haus,
Ih geh hoam zu mein Weibert,
Weh neamamehr aus!“

Man ſoll einen Menſchen in ſeiner Seelenluſt eigentlich ſo wenig ſtören, als in ſeinem Seelenſchmerz, aber ich gewann 's nicht über mich — ich zupfte den Mann ein wenig am Ellbogen und ſagte: „Heut g'freut's euch?"

Und wie er das Wort gehört hatte, zog er ſeinen Kopf vom Fenſter zurück, ſchlug mir ſeine Hand luſtig auf die Achſel: „Meiner Seel, heut' g'freut's mich!"

„'s iſt aber auch ein wunderſchöner Tag heut'."

„Schöner Tag hin, ſchöner Tag her, ſchöne Tage gibt's wohl mehr! Aber heim zu geh' ich und zu meinem Weiberl komm ich wieder und mein kleines Micherl ſeh' ich und ich hab' wieder mein Häuſerl und heut' g'freut's mich!"

Der Mann drehte ſein Schnurbärtchen und dann warf er ſeine flachen Hände auf meine Knie: „Geht's wohl auch heim, he?"

„Habt es errathen. Und mich g'freut's auch, wenn ich die lieben Berge wieder ſehe."

„Ei was, Berge hin, Berge her, Berge gibt's wohl mehr. Habt's ein Haus, frag' ich, und habt's ein Weib und habt's ein Kind? Gelt, das habt's nicht! Aber ich hab's und ich bin ſchon fünf Tag nicht daheim geweſen. 's hat mich ein wenig verſucht, aber Gott ſei Lob und Dank, daß es ſo gut ausgangen iſt. Bin ein Flößer von da oben und wir thun Holz hinabſchwemmen in die Stadt. 's iſt ein Elend in der Stadt und ich könnt' nicht ſein drin, aber, wenn man einen ganzen Tag auf dem Waſſer iſt, ſo iſt man doch recht froh, wenn man den Schloßberg ſieht, und wenn man zum Holzplatz anfährt, ſpringt man wohl gleich

hinaus und denkt: 's ist ein Glück, daß man da ist. Aber für mich war's letzthin ein Unglück; wie ich vom Floß springen will, verklemm' ich mir den Fuß da zwischen zwei Bäume, ich fall', es schnalzt und macht einen tollen Bremsler. Teufel, denk' ich, jetzt ist der Fuß ab! Und richtig, ich kann euch nicht weiter gehen, sie müssen mich in ein Haus tragen. Da lieg' ich nun vier Tag und vier Nächt' unter weltfremden Leuten und dem Doktor muß ich alles Geld geben, was ich für's Holz eingenommen hab'. Aber gut ist's doch geworden, der Fuß war nicht ab und heut' brauch ich ihn schon wieder. Meine Nandl wird aber schau'n, wenn ich komm, wer weiß, was sie ihr von mir schon vorgesagt haben. Ist eine gute Haut, meine Nandl; 's ist g'rad zwei Jahr jetzt, daß ich das Haus kauft, und sie geheirat' hab'. Und — nein, aber heut', wenn ich heimkomm', schlag' ich mich wohl gleich auf die Ofenbank hin und die Nandl muß mir einen Sterz kochen. Dem Micherl wird's doch wohl gut gehen — a halt ja! Das wär' ein Jammer gewesen, ihr Herr, wenn ich mir den Fuß abbrochen hätt', wer thät denn was verdienen! Reich sind wir nicht, just daß wir 's Haus auszahlt haben, aber wenn wir gesund sind zusammen, so fürcht' ich mich nicht. Ich tauscht mit Keinem in der Stadt und wenn ihr ein Graf seid, so sag' ich euch in's Gesicht, ich tausch' nicht mit euch. Ich hab' das, was ich brauch', und ich hab' noch mehr, und ich krieg' noch mehr und wir richten es uns so ein, daß wir in nichts einen Abgang haben. Wenn der Herrgott im Himmel nur mein Micherl gut aufwachsen läßt! a halt ja, 's wird schon sein und — nein, heut g'freut's mich!"

„Wo ist denn hernach euer Daheim, lieber Mann?“ frug ich, denn ich hör' nichts lieber in der Welt, als Worte von häuslichem Glücke.

„Wo? Werden just nicht mehr weit haben hin,“ sagte er, „gleich bei der nächsten Station steig' ich aus und dann geh' ich noch so eine Stund' zu Fuß und um die Mittagszeit bin ich daheim. Ihr fahrt vorbei an meinem Haus. Links steht's, so einen Büchsenschuß weg von der Eisenbahn, 's ist gemauert und hat ein neues Schindeldach; vor dem Haus ist ein Garten und hinten stehen drei große Tannen; 's ist kein anderes Haus so, ihr kennt es leicht. Heut', wenn ich heimkomm', thu' ich aber auch den ganzen Tag nichts, als erzählen, ja, heut' halt' ich ganz Feiertag und da sitzen wir zusammen auf der Gartenbank; das einemal hutsch ich 's Micherl auf den Händen, 's anderemal wieder 's Weiberl. Und wenn die Sonn' hinab rutscht, so kocht die Nandl eine gute Milchsupp' und wir setzen uns zusammen und essen rechtschaffen. Ich mein', ich seh's jetzt schon, wie wir zusammensitzen und danach die Nandl das Micherl in die Heidl (Wiege) legt, und dann machen wir uns wohl auch in's Nest und — Herrgott, und heut' g'freut's mich!“

Der Zug hielt, der Schaffner rief die Station aus, der freudige Mann zog sogleich einen Bündel unter der Bank hervor, sagte mir, daß ich glücklich reisen möge, rüttelte an der Thür und stieg heiter lächelnd aus.

Ich sah noch, wie er die Fahrkarte abgab und dann einen Fußsteig längs der Bahn einschlug. Ich sah noch, wie er ein grünes Kraut und ein paar Mohnblumen abpflückte und sich den Strauß auf den Hut steckte, dann war der

Zug vorüber und ich blickte wieder in das Hochgebirge, über welchem der klare, blaue Sommertag lag.

Ich vergaß aber auch nicht, mich nach einem gemauerten Hause umzusehen, das ein neues Schindeldach hat und unter drei großen Tannen steht.

Wir fuhren eine gute Strecke, es wollte nicht kommen; doch endlich sah ich die drei Tannen, allein — diese waren versengt und unter denselben stand ein halb eingestürztes, geröthetes Mauerwerk und um dasselbe lag Schutt und Gebrände und hie und da lohte noch ein rothes Flämmlein und aus Allem stieg der Rauch auf.

Noch sah ich, wie ein paar Männer die Brände auseinanderzogen und ich sah noch, wie drei andere Männer auswärts gegen das Dorf auf einer Holztrage eine zugedeckte Last trugen, dann war der Zug vorüber und ich blickte wieder in das Hochgebirge, über welches der klare, blaue Sommertag lag.

Im Thale bei Seewiesen.

Noch heute sehe ich das Weiblein wandern auf der staubigen Poststraße.

Es war im Thale bei Seewiesen. Ich schlenderte ruhig dahin in der stillen Alpennatur, blickte auf die zerrissenen Felsen der Schwabenkette und sang: Hoch vom Dachstein! —

Lange hinkte, gestützt auf einen Pilgerstock, ein Weiblein vor mir her, alt, arm und mühselig. Ein graues, blaugestreiftes, kurzes Kittelchen trug es und ein Jöpplein aus verblichener Leinwand. An den Rücken hatte es einen mächtigen Bündel geschnürt, um den Kopf trug es ein weißes Tüchlein — die Haare, die unter demselben hervorlugten, waren noch viel weißer.

Ich hatte die greise Pilgerin nicht beachtet, denn derlei Erscheinungen gibt es eine Unzahl auf den Straßen in der Umgebung von Mariazell. Als das Weiblein nun aber seitwärts wankte und sich erschöpft auf einen Schotterhaufen setzte, rief ich ihm zu, ob's denn nicht mehr gehen wolle. Da seufzte es und richtete sein Gesicht zu mir auf. Freunde, ich hab' unter den Lebenden noch kein solches Antlitz gesehen. Nicht die zahllosen, tiefen Furchen, die der Pflug eines kummervollen Lebens hier aufgewühlt hatte, haben mich

so sehr ergriffen — die fahlen, vertrockneten Lippen, das erloschene Auge habe ich gesehen . . . sonst sagt das Volk, man sehe kein Gespenst, wenn man nicht daran glaube!

Nein, es war ja doch kein Gespenst, es war ein unglückseliges, lebendes Menschenkind.

Es war aus dem Lande Krain zu Fuß hereingewandert in seinem vierundneunzigsten Jahre. Es war schwach und krank und allein und mußte den Löffel warmer Suppe erbetteln. Wie lange es schon auf der Wanderung war, das wußte es selbst nicht mehr recht, es hatte seitdem oft in Scheunen geschlafen und im Freien, unter Bäumen und Garben. Nach Mariazell ging die Reise.

Das erzählte mir das Weiblein, als ich neben ihm saß; ich hatte Mühe, daß ich die Worte aus zahnlosen Lippen verstand, aber ihr Erzählen ging mir an's Herz. Vorurtheil und Aberglauben richten so Ungeheuerliches an im Volke — es ist ein Elend mit den armen Menschen.

„Ach, warum, um Gotteswillen, diesen weiten, weiten Weg, jetzt in euren alten Tagen?" frug ich fast entrüstet.

„Wenn ich nicht sterben kann, wenn ich sonst nicht sterben kann!" antwortete sie mit tonloser Stimme und starrte auf die Steine. Dann erzählte sie mir die Geschichte, die ich hier möglichst wortgetreu mittheilen will.

„Siebzig Jahr ist's jetzt vorbei," begann sie, „seitdem ich im Steierischen war bei der Zellermutter. Wenn man vierundzwanzig zählt, ist man wie ein Röselein schön und fein — aber kindisch noch und vorwitzig. Ich war wie ein Röselein und von Gottschee bin ich gekommen nach Mariazell und hab' eine Wallfahrt verrichtet, damit ich einen

Mann bekäm', wie 's mein Herz begehrt, — drei Stunden vor Mariazell — das wird der Vetter wissen — ist eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg und auf derselben sitzen drei versteinerte Männer und thun mit einander ein Kartenspiel seit undenklichen Jahren; weil sie einst im Leben mitten in der Christnacht auf den Felsen gestiegen sind, um zu spielen, so hat der Herrgott sie zu Stein gemacht und da müssen sie spielen bis zum jüngsten Tag. Um einen solchen Mann hab' ich nicht gebetet am Hochaltar zu Zell und von diesem will ich auch nicht reden. Was anders ist in dem Felsen, auf dem die Spieler sitzen — der Vetter wird's wohl auch wissen; — der Stein hat ein Loch und der Wallfahrer, der, von Zell zurückkommend, von der Straße aus durch das Loch den blauen Himmel sieht, der kommt seiner Tage noch einmal nach Zell, und das ist heilig und gewiß, alte Leut' in meiner Heimat haben's oft und oft gesagt. Wie ich nun zurückkomm' von der Zellermutter und vorbei an der Stelle, sagen meine Gefährten: Mina, schau' hin auf jenen Felsen dort, siehst du das Loch im Stein? — Ja, rief' ich, den blauen Himmel seh' ich in demselben. So preise Gott den Herrn, sagen Alle, Mina, du kommst deiner Tage noch einmal nach Zell. Andere, die hinter uns gegangen sind, haben die Oeffnung nicht mehr gesehen. Ja, so war's und so komm' ich zurück in's Heimatland. Vetter, das Kirchlein ist schon zerfallen, in welchem ich mit meinem Wendelin in den heiligen Ehstand getreten bin. Ach, so lang', so lang' ist das her — 's ist schon bald nimmer wahr. Dann sind Zeiten gekommen gute und schlechte, und alle sind wieder vergangen. Ich habe Kinder gehabt und Enkel — 's wächst

ſchon lang der grüne Raſen über ſie. Was hab' ich für Freud und Pein gehabt in meinem Herzen von der Stund' an, wo ich ſie das erſtemal an die Bruſt gedrückt habe, bis zur Zeit, wo ſie hinabgerollt ſind in die tiefe Grub'. Ich dank' dem Herrgott, wenn's aus iſt mit mir, daß ich ruhen kann, aber ich thät gerne noch einmal die Jahre all' durchwandern und durchkümmern, wenn ich ſie wiederſehen könnt' im Garten ſpielen, meine Kinder. Ein einziger Urenkel iſt mir geblieben und iſt mir gefolgt herein über den letzten Winter. 's war ein Büblein in die ſechzehn Jahr und friſch wie das Leben mit goldfarbenem Haar: ich hab's geliebt und mich hat's geliebt, und noch einmal hätt' ich mit ihm mögen durch das lange Leben gehen. Da iſt der Lenz gekommen, der liebliche Lenz — mein Junge hat mir noch das erſte Veilchen gebracht. — 's war ein ſcharfer Winter geweſen; auf dem Teiche lag noch Eis. Wie es kam, daß es geſchah — geſehen hab' ich's nicht, — eingebrochen war das Eis und meinen Jungen haben ſie herausgezogen aus dem Teich .... warum, das weiß ich nicht — etwa, daß es mir das Herz durchſchneide — ſie haben ihn doch gleich wieder verſenkt in die Erde ...

Und ſeitdem bin ich allein in dieſer Welt, hab' kein Kind und keinen Freund, bin übrig geblieben über mein Geſchlecht hinaus. Jeſus und Maria, wie hab' ich gebetet Tag und Nacht, daß ich erlöſt werde, daß ich ſterbe und ruhe bei den Meinen! — Vetter, wie hat mir da in einer Nacht ſo wunderlich geträumt. Die Zellermutter ſteht vor mir — ſie hat wohl an, ein ſchneeweißes Kleid und auf dem Haupte trägt ſie fein einen Kranz von Roſen. Da fall' ich nieder

auf die Knie: Gegrüßt seist du, Himmelskönigin! — da hab' ich sie nicht mehr gesehen. Aber wie ich die Augen auf zum Himmel wende, da seh' ich eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg und auf derselben sitzen versteinerte Männer und unten durch den Stein ist das Loch — ich blickte hindurch und ich seh' den blauen Himmel. Gleich wach' ich auf und da weiß ich's heilig und gewiß: du kannst nicht sterben, du kannst nicht sterben, vor siebzig Jahren hast du durch jenen Felsen gesehen — du kommst deiner Tage noch einmal nach Zell; — und du bist seit jener Zeit nicht dort gewesen, aber jetzt mußt du hin, zu beten um Ruhe, um Erlösung. — So ist's gewesen, Vetter, und ich hab' mein Gut in ein Tuch gethan, hab' noch Weihwasser gegossen auf das liebe, junge Grab und bin fortgewandert gegen das ferne Zellerthal. Was thät ich noch länger auf dieser Welt?"

Lallend, wie im Entschlummern hatte das Weib die letzten Worte gesprochen. Auf den Höhen klang ein Alpenhorn.

„Ihr seid nun nicht mehr weit von jenem Felsen," sagte ich nach einer Weile, „wie, wenn ihr aber wieder durch das Loch seht?"

Da lächelte das Weiblein. „Ihr freilich," meinte es, „ihr seht noch frisch und mögt noch lange leben; doch, mein Augenlicht ist schwach, kaum, daß ich den Weg noch finde und das Zellerthal. Ich schau auch nicht mehr auf, was fliegt — Unsereins sieht den Boden an, was kriecht. Dann such' ich mir in diesem Thal auch noch ein Gräblein auf." —

Eine kleine Gabe reichte ich der Armen, die aus der Ferne in das stille Alpenthal kam, um zu sterben, weil ihr

die Ruh' verſagt, bis ſie den Bann des Aberwitzes löſen ſollte, der ſiebzig Jahre auf ihrer Seele laſtete. Mit tauſend Wünſchen dankte ſie mir — ſie wolle beten für mich in Mariazell, daß ich lange lebe, aber nicht allein — nicht verlaſſen und vergeſſen. — Die Pilgerin ahnte wohl nicht, daß ich hingehen und dem ganzen Lande von ihr erzählen würde.

Und warum habe ich euch die Geſchichte erzählt? — Fragt mich nicht, lange genug trug ich ſie verſchloſſen in mir herum, ſie iſt doch gar zu betrübt!

Heute wird das arme Weib wohl die Ruhe ſchon gefunden haben, — wir aber wollen heiter ſein.

Eine Nacht in der Schwaigbütte.

In der Nähe der Stadt Leoben steht eine Mühle. In dieser Mühle ist mein liebster Aufenthalt, sowohl in stürmischen Wintertagen als zur milden, sonnigen Sommerzeit. Es gibt keinen Monat im Jahre, an dem ich nicht schon in dieser Mühle geweilt, und kaum einen Zustand der Witterung, den ich nicht von den Fenstern dieses Asyles aus beobachtet hätte. In der Mühle wohnt mein Freund Emil, bei dem, wenn alle Welt mich sonst verdrießt, ich zu jeder Jahreszeit auf Sommerfrische bin. Was sind das immer für liebe, erfrischende Tage! im Winter bei Kälte und Schneegestöber kehren wir einwärts in unsere warme Stube und in unsere warmen Herzen, und im Sommer ziehen wir auswärts über Feld und Flur, in die Wälder und auf die Berge. Als wir noch Knaben waren, ja, da haben wir nichts von einander gewußt, da ging Jeder mit seinen Gespielen oder Schulkollegen, oder wohl auch allein — bis wir einst in Waldeinsamkeit uns fanden. Von dieser Zeit an blieben wir beisammen und hatten einander lieb und suchten einander zu verstehen und zu erfreuen und dadurch uns wohlzuthun mit treuem Gemüthe. Dann, als wir in den Flegeljahren waren, pflückten wir auf unseren Waldwanderungen Veilchen und sprachen von unseren Liebchen

und machten wohl auch gar ein wenig Verſe. Dieſe Zeit iſt auch vergangen. Die Jahre wurden ernſter, unſer Denken nüchterner und unſer Fühlen geregelter. Wir haben die wunderliche Zeit zuſammen durchgemacht.

Die Mühle indeß klappert und klappert heute wie damals, und das Waſſer rauſcht, wie es vor uns gerauſcht hat, und wie es nach uns rauſchen wird; — und Emil und ich ziehen heiter durch die Gegend und betrachten ruhig die Natur, er vom mineralogiſch wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus, ich vom poetiſchen.

Allerdings iſt es ſchon geſchehen, daß wir, ſolch' verſchiedenen Zielen nachſtrebend, uns auf Momente aus den Augen verloren.

So war mir eines Tages, als Emil ſich mit mineralogiſchen Studien im Thale beſchäftigte, zu Muthe, als müſſe ich fort, fort in einſame Thäler zu düſteren Felswänden und Wildbachfällen, oder aufwärts gegen luftige Alpenhöhen — wie wir denn ſchon oft das Sehnen und Drängen in uns fühlen, ohne den Grund davon zu kennen.

Es war ein heißer Sommertag und Emil ſuchte meinen Ausflug zu verhindern; er ſprach von einer plötzlichen Wetterveränderung, die allen Anzeichen nach wahrſcheinlich ſei, von den unwirthlichen Alpen, die ich in dieſer Gegend noch zu wenig kenne, und er ſchlug mir ſehr freundſchaftlich vor, daß ich „auf der Mühle" bleibe.

Aber ich blieb nicht. Ich wanderte durch den Gößgraben, kam an der idylliſch-romantiſch gelegenen Kapelle zum „Kaltenbrunn" vorüber und zog nun ſtundenlang in der Waldſchlucht hin, den ſchäumenden, brauſenden Wildbach neben und

unter mir, den knorrigen, hohen, harzduftenden Tannenwald über mir. Ich kam an Kohlstätten vorüber und an „Martertaferln", wie sie an die Bäume genagelt sind, und die mir von so manchem Unglück, ja sogar von Mordthaten erzählten. Da wurde ein Holzhauer von einem Baume erschlagen; dort wurde ein Förster von Wildschützen erschossen; hier wurde eine Almerin im Wildbach todt gefunden. Wieder wo anders war ein Reisender erfroren oder von einer Schneelawine erdrückt worden, und in der von Brennesseln umwucherten Köhlerhütte dort, hatte man vor wenigen Jahren den Köhler ermordet gefunden.

Ich dachte lebhaft an die wilden Geschichten, und das ewige Rauschen und Tosen um mich und das Dämmern des Hochwaldes regte mich immer mehr auf. Ich dachte auch an Emil draußen im sonnigen Thale.

Endlich ging der Fußsteig steil aufwärts und ich mit ihm, und endlich lichtete sich auch der Wald.

Und bald war ich auf luftigen Alpenhöhen. Es ist ein wunderbares Bild, das man bei günstiger Witterung von jener Alpe sehen kann. Im Norden liegt, von der Raxalpe bei Neuberg an bis zum hohen Zinken, in mannigfaltigstem Halbkreis die leuchtende Felsenkette der Eisenerzalpen und des Hochschwab; im Westen ziehen sich hin die grünen Höhen der Glein- und Stubalpe, vom Zirbizkogel begrenzt, im Süden die Waldberge der Kainach und Feistritz und das Grazfeld. Im Osten endlich liegt der Schöckel und der nackte Hochlantsch und der blaue Wechsel, der letzte Ausläufer der Kalkalpen.

Ich sah dieses Bild nur theilweise, denn eben schickten sich die Worte meines Freundes an, in Erfüllung zu gehen.

Ich hatte ſie lange ſchon geſehen über dem Reiting und dem Reichartkogel, die kühngeſchichteten Wolken; ich hatte auch ſchon einigemale das ferne Donnern gehört. Nun aber begannen ſich bereits von Alpe zu Alpe die röthlich grauen Nebel zu wälzen. Um mich indeß ſchien noch die Sonne und auch die Luft war ruhig. Das blieb aber nicht lange ſo. Schon zog als Vorläufer der Wolkenmaſſen ein weißer Schleier über die Himmelsbläue und verband die einzelnen kleineren und größeren Wölklein miteinander, und auch im Süden und im Oſten war es, als ſtiegen Gewitter auf. Nun kamen die Nebel herangezogen und ſenkten ſich nieder auf die Alpenblöße und wälzten ſich heran, und es ſtrich der Wind und brachte große Tropfen.

Ich eilte einer Alpenhütte zu, die am ſüdlichen Hange des Berges ſtand, doch die Thür war verſchloſſen und der Brettervorſprung über derſelben gab nur ein mißliches Dach, das bald ganz unzureichend wurde, als das Gewitter losbrach. Ich kroch über eine Leiter auf den Stallboden, dort fand ich einiges Heu, dort ließ ich mich nieder und von dort aus ſah ich dem Strömen und Sauſen des Regens und des Hagels und den matten Blitzen zu, und ich hörte das heiſere Donnern. Der Donner wurde bald lauter, der Regen nach und nach mäßiger, und der Himmel lichtete ſich. Das Wetter zog ab. Für mich aber war's nicht mehr zum Weiterwandern, es war der Abend nahe und ich beſchloß, auf dem warmen Heu die Nacht zuzubringen, und morgen zum Aufgang der Sonne die Spitze der Alpe zu beſteigen.

Später, bevor ich einſchlief, vernahm ich durch einzelnes Blitzaufleuchten in der Abenddämmerung, ſowie durch ein dum-

ßes Rollen im Weſten, daß ſich ein zweites Gewitter heranzog. Gleichzeitig hörte ich das Geſchelle der Rinder, welche die Schwaigerin von der Weide und in den Stall trieb. Ich hörte dann unmittelbar unter mir auch, wie die Schwaigerin mit dem Zuber kam und ſich zum Melken anſchickte. Zuletzt hörte ich gar reden, und ich dachte, daß mehrere Menſchen unten im Stall ſein müßten. Ich überzeugte mich indeß bald, daß es nicht ſo war und daß die Magd lediglich nur mit einer Kuh ſprach.

„Haſt mir wieder brav Milch geben heut, Falchlo,*) dank' dir Gott!" ſagte ſie, „magſt einen Klee? Seh, ich geb' dir noch einen. Ich geh' mir jetzt meine Suppen kochen. — Aber hör'! — mich ziemt, 's wird heut' noch ein Wetter kommen. Du Falchlo, wenn's etwa recht grob nidergeht, ſo komm' ich zu dir heraus und leg mich da auf's Stroh — 's iſt gleich ein wenig kurzweiliger."

Mittlerweile wurde das Donnern immer lauter.

„Sapperlebermühl!" fuhr die Schwaigerin unten fort, „ein Weihholz muß ich auch auf das Feuer legen. Was meinſt Falchlo, 's wird doch nicht einſchlagen? — Aber ſchau, wenn ich dich nicht hätt', was thät ich denn — du biſt halt mein' G'ſpanin, du! — Deine Mutter, die Oſtromlo**), ſchau, die hab' ich auch allweil gern gehabt. Damals, wie mich der Bauer unten im Thal in's Haus genommen hat, bin ich noch ſo ein kleines Diandl geweſen; Vater und Mutter ſind mir geſtorben, und ich hab' halt müſſen unter fremden Leuten

*) Benennung für eine falbe Kuh.

**) Benennung für eine ſchrekige Kuh.

herumkugeln und ich hab' keinen Menschen gehabt, der auf mich geschaut hätt', 's ist bös für ein armes Waisl, dasselb' ist richtig. — Nu, und wie mich der Bauer halt in's Haus genommen hat — mein, bei wem sollt' sich so ein Mensch denn anhalten? — bin ich halt in den Stall gangen und bin alleweil bei der Gstromlo blieben. Ja freilich, sonst ist deine Mutter ein Wildling gewesen und geschlagen und gestoßen hat sie und keinen fremden Menschen hat sie in den Stall gelassen — nicht einmal die Bauersleut'. Und meinst, sie hätt' die Milch wem Andern geben, wie mir? Gar nicht! Aber von mir hat sie sich Alles gefallen lassen und wir sind rechtschaffen gut gewesen miteinander. Mein Bett hab' ich im Stall gehabt, grad so, wie wenn's da im Winkel stehen thät'. Nu, wenn mich die Leut' halt geschlagen und gestoßen haben, bin ich zu meiner Gstromlo gangen, und hab' ihr's klagt, und der guten Haut selber sind die Augen voll Wasser gestanden. — Uih! ist aber das eine ungestüme Nacht heut, krachen und schallern thut's und der Sturmwind geht; — Gott sei Dank, daß wir unter'm Dach sind! — Du, jetzt, was hab' ich dir denn sagen wollen? — ja richtig: hast du den Köhlerthomerl noch gekannt? Mag völlig nicht sein; 's ist halt doch schon eilf Jahr, seit 's mit ihm gar ist. Nun, und daß ich dir erzähl', den Thomerl hat deine Mutter, die Gstromlo, auch leiden mögen, — mich und den Thomerl. Ja, und der Thomerl hat aber auch sie rechtschaffen gern gehabt, und auf die Nacht ist er halt manchesmal von der Kohlstatt kommen und hat sie angeschaut und hat sie zärtlt. — Und da ist just auch einmal so ein Wetter kommen wie heut', und der Thomerl ist gerade im Stall bei der Gstromlo gewesen.

Kannst nicht fortgehen in so einem Regen, Thomerl, sag' ich, thätst ja wasch naß werden; leg' dich dort auf's Stroh, und wenn dir kalt wird, so geb' ich dir mein Decken — Helf uns Gott! nein, wie das aber doch grob niedergeht, heut', und jetzt hat's richtig wo eingeschlagen! — Nu, und daß ich dir's auserzähl', der Thomerl ist im Stall blieben. Steht dir aber nicht lang an — trägt der Teuxl den Bauern daher — aber ohne Licht und ohne Haselstock ist er nicht kommen. — Jessas, Thomerl, sag' ich, grab' dich geschwind in's Stroh, der Bauer! — Aber der Alt' leuchtet schon herum, ob im Stall Alles in Ordnung ist, und wie er zum Strohhaufen kommt, brummt er: Was ist denn das für ein Wuzel, da? — hat ihn richtig! denk' ich, — aber derweil springt dir die Gstromlo auf, sprengt die Ketten ab und jeilt (jagt) den Bauer hinaus zur Thür, daß er sich völlig verstoßen hat. — Versteht sich, der Thomerl hat auch nichts vergessen gehabt, b'hüt' dich! sagt er noch zu mir und ist auf und davon, — nu, und ich hab' die alt' Gstromlo schön langsam wieder anbunden. — Und schau, meine liebe Falchlo, in derselben Nacht ist der Köhlerthomerl das letztemal bei der Gstromlo gewesen, in acht Tagen d'rauf hör ich's — 's hätt' ihn im Wald — ein Baum derschlagen. — — Mir ist nicht recht gut, Falchlo, geh, gib mir noch ein paar Tröpferl warme Milch — die dämpft's nieder. — — Ja, schau, aber die Gstromlo hab' ich auch nicht lang mehr gehabt. Du bist noch ganz klein und kindisch gewesen; sei froh, daß du's nicht weißt, wie sie deine Mutter mit einem Strick hinausgeführt haben zur Schlagbrucken. Der Nachbarn-Knecht ist hinten her gangen und hat eine großmächtige Hack' tragen. Ich hab's gar nicht ansehen mögen,

bin in die Futterkammer gelaufen und hab' meinen Kopf in den grünen Klee vergraben, daß ich nichts gehört und nichts gesehen hab'. — Aber, wie Alles vorbei gewesen ist, bin ich hin zum Kalberl, zu dir, und hab dich um den Hals genommen. — Schau, Falchlo, und seit der Zeit sind wir zwei halt beisammen; was thät ich denn, wenn du nicht wärst, wen hätt' ich denn?"

So hatte ich Alles gehört. Die „Falchlo" mußte schon eingeschlummert sein, sie entgegnete nichts auf die Herzensergießungen der Magd.

Mir aber war bei all' dem die Seele betrübt geworden: ich hatte in die Tiefe eines armen Lebens geblickt. Ein wunderlich Weib! die Menschen hatten sie zurückgestoßen, ihre Freude und ihr Leid nicht verstanden; nun hatte sie das Thier, das im Winter mit ihr in dem Bauernhof stand und im Sommer mit ihr auf die Alm zog, zum Gefährten, zum Freund gewählt. Derlei vereinsamte Menschen machen es gerne so.— Ich dachte an meinen Emil, an das Glück der Freundschaft, und wie das süß ist, wenn sich Menschen lieben und sich mittheilen können in Freud' und Schmerz.

Der Donner war verstummt; nur das Wetterleuchten schlug noch durch die Fugen der Bretterwand, und noch den Regen hörte ich rauschen. Im Heu war es warm, ich schlief endlich ein.

Ein helles, lustiges Jodeln weckte mich am andern Tag zur frühesten Stunde. Die Schwaigerin molk wieder ihre Kühe. Ich erhob mich, aber draußen war nicht das erwartete Morgenleuchten — es rauschte immer noch der Regen.

Ich meldete mich in der Hütte an. Die Schwaigerin,

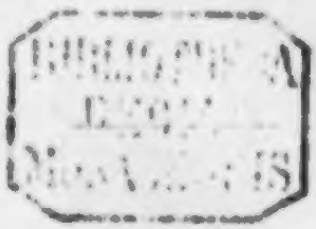
welche wohl ſchon über dreißig Sommer zählte, war derb unterſetzt, mit kräftigen Geſichtszügen und blauen Augen; man hätte ihr die Zartheit und das tiefe Leid ihres Herzens nicht abgeſehen. — ich ſagte ihr, daß ich mir erlaubt habe, in dieſer Nacht auf ihrem Stallboden zu ſchlafen. Sie entgegnete nichts darauf und ſprach überhaupt ſehr wenig.

Sie ſprach ja nicht mit Menſchen. —

Nachdem ſie mich mit Milch und Brot bewirthet hatte, trieb ſie ihre Kühe auf die Weide und mir blieb auch nichts Anderes übrig, als in Regen und Nebel wieder abwärts zu ſteigen.

Als ich zum ſpäten Mittag äußerſt durchnäßt und müde wieder in die traute, gaſtliche Mühle kam, eilte mir mein Freund mit offenen Armen entgegen: „Ach du Armer! wärſt du doch da geweſen, es war eine Freude, ich habe ein tiefes Kohlenlager entdeckt!“

„Und ich ein tiefes Menſchenherz!“ antwortete ich und erzählte ihm die ernſt-heitere Geſchichte.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sonderlinge

aus dem Volke der Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

Erster Band.

Preßburg & Leipzig.

Verlag von Gustav Heckenast

1875.

Druck von C. A. Wigand in Pyrmont.

Eingang.

„Halbnarren aus dem Volke der Alpen.“ Diesen Titel schlug ein guter Freund dem Buche vor. Und diese Bezeichnung wäre nicht ganz so närrisch, als sie aussehen mag. Besondere, seltsame Menschen, die entweder von Natur aus eigenartig angelegt oder durch außergewöhnliche Geschicke eigenartig gemacht, ihre besonderen Wege gehen, eine fremdartige Anschauungsweise hegen, seltsame Thaten vollbringen, — solche Menschen werden im Volke „Halbnarren“ geheißen. Die Benennung kann in einzelnen Fällen wohl auch ihre Richtigkeit haben. Thatsächlich Mancher trägt, wie der Volksausdruck lautet, ein Rädchen zu viel im Kopf, reitet irgend eine fixe Idee, und hat als Sonderling vollauf Anspruch auf obigen Titel. Im Allgemeinen aber thäte man damit den Sonderlingen hart Unrecht. Oft ist es gerade der Allerbegabteste einer Ortschaft, der als Sonderling verrufen wird. Die Besten wie die

Verworfensten können wir als Ausnahmen von der Artung gewöhnlicher Menschen zu den Sonderlingen zählen. Ja, streng genommen ist Jeder von uns ein Original; so wenig, wie sich genau betrachtet, die äußeren Erscheinungen, etwa die Gesichtszüge eines Einzelnen wiederholen, ebenso wenig findet man das Seelenbild irgend eines beliebigen Individuum anderswo wieder. Jeder Mensch existirt eben nur in einem einzigen Exemplare.

So nahe wollte ich aber der Bezeichnung „Sonderlinge" nicht zu Leibe gehen. Ich verstehe den Ausdruck, wie man ihn eben ohne Haarspalterei versteht. Meine „Sonderlinge" sind Leute, die wie seltsame Auswüchse aus dem Menschenwalde des Alpenvolkes hervorragen. Wunderliche Charaktere, durch Naturanlage, Leidenschaften oder äußere Verhältnisse gebildet, oft harmlos, gemüthlich und humorvoll, hochherzig und edel; oft aber auch bösartig, finster, dämonenhaft; zuweilen wiederum mit genialer Anlage — aber häufig Menschen, die ihren Beruf, ihr Leben verfehlt haben und mit sich und der Welt grollend ein kümmerliches und düsteres Dasein führen; zumeist arme mittellose Leute, die nach einem wunderlichen Lebenslaufe im Armenhause sterben. Der Ursachen, aus welchen die Sonderlinge hervorgehen, sind unzählige; vor Allem sind es außer der Erziehung die Liebe, die Geldsucht,

die Religion, die einen Charakter wandeln, bilden und auf seltsame Bahnen zu lenken vermögen.

Ich habe in diesem Werke eine Reihe solcher Gestalten darzustellen gesucht, Menschen, wie sie mitunter im Dorfe, im Walde und auf den Höhen vorkommen und vorkommen können. Von Manchen konnte oder wollte ich nur ein allgemeines Bild geben, bei Anderen wieder war ich in der Lage, etwas tiefer in ihr Wesen einzugehen — wie sie sich meiner Beobachtung eben boten, oder wie sie in mein Leben oder in das Gemeinsame hineinspielten. Im Allgemeinen sind sonderartige Wesen — erstens, weil sie sich vor uns stets abschließen, zweitens, weil wir uns in ihre Denk- und Empfindungsweise nicht leicht hineinzufinden vermögen — schwer zu erfassen. Daher kommt es auch, daß ich manchem meiner Sonderlinge nicht um eine Schattirung, nicht um einen Lichtpunkt mehr zu geben wagte, als was sich an ihnen unmittelbar darbot. Andere, die Leichtlebigen und Mittheilsamen — es gibt ja auch solche darunter — machten es freilich wieder leicht, sie mit ihren Schrullen, Glossen und Lustigkeiten abzuschreiben. Und so ist eine recht wunderliche, gemischte Gesellschaft zusammengekommen, die sich gewiß nirgends anders, als hier im Buche gut miteinander vertragen würde.

Die „Sonderlinge" schließen sich meinen „Gestalten aus dem Volke" (bei Gustav Heckenast, Preßburg) an, und zwar insoferne, als auch in diesem hier vorliegenden Werke, in der zweiten Abtheilung mehrere Typen vorkommen, welche die Reihe der typischen „Gestalten" ergänzen; so wie hinwiederum in den „Gestalten aus dem Volke" Darstellungen enthalten sind, die streng genommen zu den „Sonderlingen" gehören. Meine volksthümlichen Schriften sollen sich eben einander vervollständigen. Bisher war bei der Umständlichkeit sowohl meiner Studien, als auch der Auswahl des Stoffes, die nicht immer streng zu bewerkstelligen war, eine genaue Eintheilung nicht gut möglich; doch hoffe ich noch Gelegenheit zu haben, das Vorhandene so zu schlichten und zu ordnen, daß es, übersichtlich, in seinen Theilen abgegrenzt, zusammen ein organisches Ganzes bilde.

In der dritten Abtheilung dieses Buches habe ich das Wesen und Leben einiger Sonderlinge novellistisch, in größeren Erzählungen behandelt, und ich denke, daß — wenngleich die Form dieser Erzählungen nicht ganz mit den gedrängten Darstellungen der ersten und zweiten Abtheilung zu stimmen scheint — der Inhalt derselben mit dem Ganzen harmoniren und den Werth des Werkes nicht schädigen wird.

Nach dieser kleinen Rechenschaft nun lade ich meinen freundlichen Leser ein, mit den „Sonderlingen aus dem Volke der Alpen" Bekanntschaft zu machen und sich an ihnen womöglich recht zu ergötzen.

Graz, im Herbst 1875.

P. K. Rosegger.

Sonderlinge.

Erster Band.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Der Samenmann.

Seit Jahrhunderten gab es im Thale keinen merkwürdigeren Mann, als den Samstag Christof. Er hätte dreimal Anrecht gehabt auf das Spital, denn er war übel geboren. Eine Krankheit hatte ihn zugerichtet, er war stocktaub und einäugig und hatte eine verstümmelte rechte Hand. Aber seine Linke war gesund und ernährte drei Gemeinden. Der Christof war blutarm und wohnte unter dem Strohdach einer Scheune. Als Knabe entsprang er dem Krankenhause, in das ihn der Vormund nach dem Tode der Eltern gesteckt hatte; die erste Nacht nach seiner Flucht verschlief er in der Scheune, und seitdem war diese sein Daheim gewesen und er hatte in ihr seinen ersten Bart und seine weißen Haare erwartet. Aus Stroh hatte er sich ein Stübchen geflochten, das sah aus wie ein mächtiger Korb und hielt die Kälte und die Hitze ab. Das Stroh beschützte den Mann ja gern, denn jeder Halm verdankte ihm das Leben und die Aehren ließen gerne ihre bauchigsten Körner dem guten Christof zum Brod. Der Mann war eine Gestalt zum Erbarmen, aber es gab keinen Amtmann und keinen Pfarrer weit und breit, der so geehrt und in sich so glückselig war, als der Samstag-Christof.

Der Samstag-Christof war wie die Kraft Gottes, des Schöpfers; worüber er seine Hand ausstreckte — und es war

doch nur die linke — das wurde gesegnet. Man wußte nicht, woher es kam, es war wie eine angeborne Eigenschaft; Christof war der berühmteste Säemann im ganzen Bergland. Es gab sehr geschickte und erfahrene Bauern im Thal, sie hatten — darüber war nicht zu klagen — fleißige Hände und volle Speicher, sie verstanden das Ernten — aber das Säen verstanden sie nicht. Einmal ging das Korn zu dick auf und erstickte sich, das anderemal standen die Halme schuhweit auseinander, und jede Aehre hatte ein ganzes Ländchen für sich — dafür trugen sie auch den Kopf hoch und waren leer und spießig, nun voll und glatt. Oft waren mitten in den Aeckern leere Gassen, durch die Roß und Wagen hätten ziehen können, ohne ein einzig Halmlein zu beschädigen. Ein Sträfling kann die Gassen, durch welche er Spießruthen laufen muß, nicht bitterer hassen, als der Bauer solch eine leere Gasse durch sein Kornfeld. Die Samenkörner mit vollen Händen hinzuwerfen, ist freilich leicht, aber das Erdreich ist braun und die Körner sind braun, und es ist schwer, die Gleichmäßigkeit einzuhalten, daß kein Fleckchen leer bleibt oder keine Handvoll auf die andere fällt. Gute Augen, ein fester Schritt und eine sichere Hand gehören dazu.

Der Samstag-Christof hatte nur ein einziges Auge, das gewiß nicht über die Ecke der Nase sah, und er hatte sichelkrumme Füße und er hatte nur die linke Hand, und dennoch blieb, wenn er säete, auf dem ganzen weiten Felde keine Handbreit leer und kein Korn fiel auf das andere. Wenn auf Christof's Acker der Same aufging, so war das so gleichmäßig, wie eine grünende Wiese, und wenn er reifte, legte ein Halm seine schwere Aehre auf die Achsel des andern.

Darum suchten Alle den Christof auf in seinem Strohkorbe, darum that der Christof im Frühjahre und Herbste zwei Monate nichts als säen, und er säete auf allen Feldern des ganzen weiten Thales. Da trug er ein großes, weißes Tuch um die Lenden, und darin hatte er das Samenkorn, einen ganzen mächtigen Ballen. So legte er fast mit Grazie seine Linke hinein und schwang sie dann gefüllt — doch halt, nicht auf das gelockerte Feld — die erste Handvoll warf er auf sandigen Boden oder auf einen Felsen oder hin über das Haidekraut der nahen Au. Warum er's that, das sagte er nicht, und Keiner stellte ihn darob zur Rede. Dann aber ging's über das Feld, von einem Rain bis zum andern. Wie er die Hand so schwang im Halbkreise, da zogen von derselben die braungelblichen Strahlen der Körner aus, und sie verdünnten sich in der weiten Runde und wurden unsichtbar, bis sie zur Erde fielen. Gleich kamen auch die Vöglein herbeigeflogen von den nahen Bäumen und von den Büschen. Sonst hüpfen sie gerne auf den Erdschollen herum und picken die frischgesäeten Körner auf, aber dem alten Christof flogen sie auf die Achsel oder auf die Lederhaube und einmal ließen sie sich gar wundersam nieder zum Kornsack und schnappten sich nach Lust die Lingelchen heraus. Als ob sie es wüßten und verständen, daß das Körnlein im Sacke gerade so sättigt, wie das Körnlein im Erdreiche, obwohl das erstere nur ein einzig Körnlein bedeutet, das letztere aber eine ganze schwere Aehre.

Keine Handlung im formreichen Cultus ist so würdevoll und heilig, wie das Hinlegen des Samenkornes in die Erde. Das ist Glaube und Hoffnung, das ist ein liebevolles Begräbniß mit der kindlichsten Zuversicht an die Auferstehung. Ich habe

noch keinen lachenden, singenden oder plaudernden Säemann gesehen; der tollste, ausgelassenste Bursche schreitet bei dieser Arbeit still und ernst einher, als sei er zur selbigen Stunde ein Priester und verwandle das Brod in den Leib des Herrn. Es ist, als ob dem Säemann bei dieser Handlung eine Ahnung überkäme von seinem eigenen Hinsinken in das Erdreich und Wiederhervorgehen zu neuem Leben.

Freilich webt über diesem tiefen Meere der Poesie, sowie immer im Volke, der Schaum des Aberglaubens. Der Säemann soll ein Sonntagskind sein und die Arbeit nur bei aufnehmendem Monde verrichten. Gewiß ist, und das behaupte ich selbst, daß der Same besser gedeiht, wenn er früher mit Weihwasser übergossen wird, indeß muß ich nachtragen, daß das Wasser nicht unbedingt geweiht sein muß, die Hauptsache ist nur, daß es befeuchtet. Sonst wird beim Säen die erste und die letzte Handvoll kreuzweise hingeworfen, damit nicht etwa der böse Feind Unkraut unter den Weizen menge. Aber der Christek that das nicht, die erste legte er auf unfruchtbaren Grund und die letzte — es war recht und billig — behielt er sich zum Eigenthum. Hatte er an einem Tage zehn Aecker besäet, so hatte er sich zehn Händevoll Korn erworben; da ließ sich in der Saatzeit der Lebensunterhalt für das ganze Jahr zusammenbringen.

Im Thale lebte ein böses, häßliches Weib, die Brennnessel-Greth. Es war eine arme Witwe mit drei unmündigen Kindern; es war auch ein Säeweib und hatte sich und Anderen durch seine böse Zunge schon viel Unkraut ausgestreut. Die Greth liebte keinen Unglücklichen, aber umsomehr haßte sie den Glücklichen. Der Samstag-Christek, arm und häßlich

wie sie, aber geachtet von Allmänniglich und geliebt von jedem Kinde, selbst von den Vöglein der Lüfte, war ihr ein Dorn im Auge. Im Allgemeinen achtete man nicht auf die Brennnessel-Greth, was sie auch sagen und thun mochte. Auf einmal aber ging ein ganz eigenartiges Gerücht durch aller Leute Mund: Nun, endlich wisse man's, warum der Samstag-Christof so trefflich säe, er benütze den Bösen dazu, der müsse ihm jedes Korn auf den genau abgemessenen Platz in die Erde legen und bekäme dafür die erste Handvoll, die der Christof auf unfruchtbaren Boden wirft. Der Samstag-Christof sei ein Hexenmeister.

Wer das Ding zuerst ausgestreut, das wußte man nicht, aber das alte Brennnesselweib kicherte.

Im nächsten Jahre säete jeder Bauer sein Kornfeld eigenhändig und dem alten Christof wich man aus und grüßte ihn nicht mehr. Dieser lebte verborgen in seiner Scheune, während draußen der Frühling war. Aber als die Saat aufging, gab es über die Felder hin viele aschgraue, kahle Streifen und zur Blüthezeit wucherte Nesselkraut und Hederich zwischen den Halmen und in den Erntetagen lagen die Garben gar dünn zerstreut auf den Stoppeln.

Im nächsten Herbste wurde in der Hütte der Brennnessel-Greth viel gebetet und geflucht. Das Weib hatte sein Kornäckerlein bestellt, aber nun bekam es, wie sonst alljährlich, keinen Samen von der Nachbarschaft; erstens, weil solcher in diesem Jahre rarer war als sonst, zweitens, weil sich das Weib schon gar so verhaßt gemacht hatte. Alles bestellte seine Wintersaat, aber der Acker der Witwe blieb brach liegen. Christof hatte in seinem Vorrath einen Kübel Korn; da

dachte er bei sich: Streue ich diese Körner auf ihr Feld, so bin ich wieder der Hexenmeister, und bleibt ihr Acker leer, so verhungert sie mit ihren drei Kindern. — Da war der alte Mann einmal über eine Nacht nicht in seiner Scheune.

Der Winter kam und ging vorüber; in der Hütte des Nesselweibes war Trostlosigkeit; die Greth betete für ihre Kinder und verfluchte alle übrigen Menschen. Aber im Frühjahre, als alle Felder grünten im weiten Thale, blieb auch das der Witwe nicht kahl: es ging auf demselben Korn auf in saftiger Fülle und schöner Gleichmäßigkeit, erquickender zu sehen, wie alle Aecker der Großbauern. Der Samstag Christof hatte hier gesäet, es ließ sich nicht leugnen. Nächtlicherweile mußte er es gethan haben, und dennoch stand jedes Halmlein von den andern wie abgemessen. Das hatte den Argwohn von dem „Hexenmeister" wohl bestärkt, aber der Pfarrer sagte: „Er hat Almosen gegeben mit der Linken, ohne daß es die Rechte wußte; er ist gegangen auf den Acker des Feindes um Mitternacht und hat das Unkraut zertreten und guten Samen gestreut. Ehre dem Manne!"

Ich habe den alten Samstag-Christof, den Samenmann, noch gekannt. Ueber seinem Körper schienen alle Uebel kommen zu wollen; in seinen letzten Jahren war er so buckelig, daß er, wenn er ging, wie ein Ballen herangewandelt kam. Sein niedergebeugter Kopf war kaum einen Fuß von der Erde entfernt, seine hagern Hände, wovon die rechte fingerlos war, hingen nieder bis zum Boden; es war, als ob er alle Körner wieder aufsuchen wollte, die er in seinem Leben ausgestreut hatte. An einem Samstagabend fand man ihn mitten auf einem reifen Kornfelde, leblos, tief zusammengekauert wie ein

Samenkorn, das in Verwesung übergehend keimen will. Man konnte den Greis nicht mehr gerade legen, der Sarg mußte kurz und breit sein.

Das Grab des alten Christof wurde bald weit und breit bekannt; es wuchsen, zufällig vielleicht, aber doch bedeutungsvoll, drei Halme auf demselben und drei Kornähren daran. Die alte Brennnessel-Greth führte ihre drei Kinder zum Hügel, pflückte jedem eine Aehre und sagte: „Nehmt und bauet sie an, vielleicht ist Segen daran!"

Zwei dieser Kinder besitzen heute weite Kornfelder, herausgewachsen aus den zwei Aehren; das dritte hat seine Aehre verworfen und zieht hab- und heimatlos durch die Länder.

Der Lustigmacher.

Der Mann könnte sich heutzutage ein schweres Geld verdienen, wenn drei Umstände nicht wären. Allein für's Erste mangelt das schwere Geld und aus diesem Umstande geht ja gerade das Bedürfniß nach einem Lustigmacher hervor. Für's zweite macht ein Justin Hummeltreiber um Geld nicht lustig. Und für's Dritte ist der Justin schon gestorben.

Doch wir haben nicht das Recht, die Vorzeit um den Mann zu beneiden; sie hat ihn bedurft, so gut, als ihn die Gegenwart bedürfte, die Zukunft bedürfen wird.

„Jetzt ist der Spaß gar," hatte er gesagt und das ist sein letztes Wort gewesen. Er hat eigentlich nicht lustig gemacht; er war der ernsthafteste Mensch von der Welt und die ältesten Leute können sich nicht erinnern, den Justin einmal lachen gesehen zu haben. Nur, daß er ein klein Bischen schmunzelte, wenn ein recht großes Ungemach über ihn kam — das war Alles. Die Leute wurden ganz von selbst lustig, wenn der Justin zugegen war. Nicht etwa, daß er possirlich anzusehen gewesen wäre: er hatte eine Gestalt und ein Benehmen, wie jeder Andere. Sein Gesicht war rundlich, stets glatt rasirt, seine weichen Haare lichtfalb, seine Augen grau, seine Nase hübsch aufgestülpt, sein Mund — „proporz". Er war schon gewachsen und eine Weile bei den Soldaten gewesen. Die übrige Zeit war er in dem Thale geblieben, in welchem er geboren worden.

Er war reich begütert; aber seine Baarschaft betrug in ihrer höchsten Blüthezeit — das war, als er die Erbschaft

eines Oheims einzog — einundzwanzig Gulden Wiener Währung und sieben Groschen. Sein Gut war in etwas Anderem. Die Obstbaumzucht verstand er; besaß aber nur einen einzigen Holzapfelbaum zu eigen. Dieser stand an einem schattseitigen Wiesenrain und war ein scherzweises Geschenk seines Pathen. Im Frühjahre zog Hummeltreiber mit dem Raupen- und Maikäfersack, und im Herbste mit der Obstschüttstange und mit der Preßbutte. Das war sein Erwerb, der uns des Weiteren nichts angeht. Im Winter saß er in seiner Kammer, verfertigte Kinderspielwerk und trank zuweilen ein wenig von seinem Holzapfelmost.

Einmal war der Most sehr gut gediehen; da schob der Justin oft und oft den grünen Krug vor sein altes blindes Mütterlein hin und sagte: „Trink, Mutterle und stoß an mit mir auf gute Freundschaft!"

Und einmal, als das Weiblein recht trank und lustig dabei war, traf es jählings der Schlag.

Saß dann der Justin drei Tage lang an ihrer Bahre und murmelte fortweg: „Schau, die Frau ist den starken Trunk nicht recht gewohnt; Manche schwätzen und lachen, wenn sie ein wenig zu viel haben; Andere schreien und raisonniren, wieder Andere schlafen."

Als er vor ihrem Grabe stand, verzogen sich seine Züge schier ein wenig zu einem Lächeln. Und das Lächeln war so seltsam, daß Alle darüber lustig wurden. Aber sie hatten es verkannt, es war im Gesicht ein schmerzhaftes Zittern gewesen.

In seiner Jugend hatte der Justin ein Nachbarsmädchen gerne gesehen. Um dieselbe Zeit that er außerordentlich ernsthaft und zuweilen ganz gegen seine Gewohnheit ein wenig

unwirsch. Das that er, weil er mit dem Glücke seines Herzens geizte und es nicht zu den Fenstern herausgucken lassen wollte.

Es war eine Ahnung, daß dieses sein Glück eines Tages entspringen könnte. Aber daß er es recht fest halte und an sich schmiede, beschloß er, das gute, hübsche Kind zu freien. Die Hochzeit war beim Amtmann schon richtig, und beim Wirth auch, und Justin stand unter seinem weiß und roth blühenden Holzapfelbaum und blickte in das weite frischgrüne Thal hinaus und sagte vor sich hin: „Daß Gott die Welt erschaffen, das ist gar nicht so dumm gewesen."

Am Hochzeitsmorgen, als sie zur Kirche gingen, kam ihnen der Herr Pfarrer schon entgegen und berichtete, daß die Erlaubniß vom heiligen Vater nicht angelangt sei, daß also diese Ehe wegen zu naher Blutsverwandtschaft von der Kirche nicht bewilligt werden könne.

Da wurde der Justin roth im Gesichte und schmunzelte ein wenig. „Richtig," sagte er hierauf, „unsere Großväter sind Brüder gewesen. So sauber, jetzt können wir gehen, wie das Dirndl vom Tanz."

„Herr Pfarrer," rief der Brautführer erbittert, „es ist wohl auch nöthig, daß wir uns beim heiligen Vater anfragen, ob wir das bereitete Hochzeitessen verzehren dürfen?"

„Glaub' nicht," sagte der Justin gelassen, „dieweilen thät wohl die Supp' kalt werden."

Und der junge Mann hat die einmal aufgetischte Kälbermarifuppe und die Hochzeitstorte nicht kalt und trocken werden lassen. Und darüber sind die Leute wieder sehr lustig geworden und haben gesagt: „Ja, Recht hat er, ich thäts just so machen."

Als Justin hierauf unter die Militärpflichtigen kam und durch die Entscheidung des Loses nicht behalten wurde, sagte er das erste und einzige Klagewort seines Lebens: „Ich hab' schon Unheil, bei meiner Treu! jetzt behalten sie mich auch nicht zu den Soldaten. Leicht bin ich ihnen zu sauber gewachsen, als daß sie mich wollten vor den Feind stellen. Oder bin ich keinen Schuß Pulver werth?"

Diesmal war aber leicht Rath; er ging für einen Andern, den das Los getroffen, der aber daheim Vater und Geschwister zu versorgen hatte.

Als Justin hierauf bei dem Feldzug in die Hände der Wälschen gerieth und sie ihn erschießen wollten, meinte er, mit den Augen zwinkernd, zu seinen Gewalthabern: „Ich rath' euch gut, Leutchen; zwar, mich geht's insoweit nichts an, aber ich sag' allerweil, ihr sollt mich nicht zusammenschießen. Da habt weder ihr, noch hab' ich selber was davon."

Das war ein lustiges Auflärmen bei den Wälschen und sie schenkten ihm das Leben.

Als er hernach vermittels Austausches der Gefangenen fieberkrank und abgemagert bis auf die Knochen wieder in die Heimat zurückkam, meinte er zu seinem Obersten: „Wird kein gutes Geschäft gemacht haben, der Herr Oberst; ich wett' was, Er hat einen kernfesten, baumstarken Mann für mich gegeben!".

Zur Zeit, als der „ausgediente" und „verabschiedete" Justinus Hummeltreiber wieder zurück in sein Thal kam, wurden just die Zündhölzchen gangbar und durch eine Unvorsichtigkeit derselben brannte eines Tages das halbe Pfarr-

derf ab. Juſtin war bei den Löſcharbeiten der Erſte und Tapferſte, und als die Gefahr vorüber und das Feuer gedämpft war, trugen ſie den Armen vom Platze weg; er hatte zwei arge Brandwunden am Leibe. Und als ihn der laute Jammer der Verunglückten umgab, erhob auch er ſein Wort und ſagte: „Ich halt' nichts auf die Todesſtrafe, gar nichts; aber ſo ein Zündhölzlein das hätt' man doch gleich früher köpfen laſſen ſollen."

Auflachten ſie über dieſes pudelnärriſche Wort; aus ihren Thränen lachten ſie auf, und ein alter Mann ſagte dem Juſtin ein Vergeltsgott dafür, als wär' es ein Schluck Wein geweſen.

Bald darauf erhielt Juſtin die Erbſchaft von ſeinem Oheim; das war ein gutes Pflaſter auf ſeine Brandwunden. In den erſten zwei Tagen hatte er davon nur die 7 Groſchen verbraucht; das Uebrige wurde ihm am dritten Tage geſtohlen. Darüber grübelte der Juſtin: „Was ich nur dem Dieb Gutes gethan haben mag, daß er mir ſchon drei Tage nachgewartet und die ſieben Groſchen geſchenkt hat. Nein, das thut nicht Jeder!"

Einmal, zur Spätſommerszeit ſchlug der Blitz in ſeinen Holzapfelbaum und vernichtete Stamm und Früchte. Nach dem Gewitter kamen trübe, umwölkte Tage und die Leute ſagten nach dem Sprichwort, der Himmel mache ein ſaueres Geſicht.

„Je, das glaub' ich," verſetzte der Juſtin, „ſüß ſind ſie nicht geweſen, meine Holzäpfel."

So trieb er's, oder vielmehr ſo ließ er's treiben. Er arbeitete redlich ſein Theil, und dabei war er ſo kindiſch, daß er ſelbſt mit den Obſtbäumen ſchwätzte und ihnen mit

guten Worten beizubringen suchte, wie sie am besten wachsen und Früchte tragen könnten. Es war aber, als ob er „zu lauter Holzklötzen spräche"; trotz seiner Pflege und Liebe trugen sie oft spottschlechte Früchte.

Und die Leute waren nicht viel besser, wie die Obstbäume. Sie belustigten sich zuweilen an dem Behaben und den leichtherzigen Sprüchen des Mannes, doch Keinem fiel es ein, sich selbst eines so leichten heiteren Sinnes zu bestreben. Sie hießen ihn den Lustigmacher. Er schien aber weder lustig noch traurig; er war stets gelassen, hatte über Vergangenes nie eine Klage und äußerte für Zukünftiges nie einen Wunsch. Er war mit sich im Reinen.

Als Justinus Hummeltreiber endlich in eine Krankheit verfiel, von der ihm der Arzt sagte, daß sie vielleicht recht langwierig sein, übrigens aber mit der ruhigen Auflösung des Körpers enden werde, kamen sehr viele Leute, um ihn zu besuchen. Statt selbst zu trösten, gingen sie getröstet und oft sogar recht erheitert von hinnen. Und zuweilen an Sonntagen saß ein ganzer Kreis von Leuten um sein Bett und es gab oft ein mächtiges Gelächter über die Worte, die der blasse, abgewelkte Mann mit seinem ernsthaften Gesichte sagte. Litt er an Fußkrämpfen, so meinte er, es zwicke ihn Vater Abraham bei den Waden; kam ihm der Schwindel, so tanzten die neun Chöre der Engel in seinem Haupte. Hatte er das böse Jucken im Hals, so sagte er, es stecke noch ein närrisch Liedel in seiner Gurgel, oder eine tolle Red', oder sei's gar eine Lug', man wolle so gut sein und es mit einem Schürhaken heraufziehen, um zu sehen, ob das Ding noch zu irgend etwas nutz sein könne.

„Dem Todtengräber hätt' ich gern noch früher die jungen Zwetschkenbäume gepfropft," rief er einmal, „kriegen wird er gar nichts für sein Tagwerk. Und liegen will Unsereiner so tief, wie jeder Andere."

Und eines Abends, als er noch so geplaudert hatte, gab's plötzlich einen Ruck in seiner Brust. — „Jetzt ist der Spaß gar," sagte er matt und sank auf sein Streh.

* * *

Ach' Schade, daß der große, unermeßliche Schatz, den dieser Mann besaß, das reiche kindliche Gemüth, die glückliche Weisheit der Einfalt, mit ihm begraben werden ist. — Todtengräber, Du hättest an der Grube unseres Justinus den Schatz sollen heben; schau um Dich, die Menschen sind bettelarm!

—

Ein Wald-Philosoph.

In meiner Haut stecken ein paar grundverschiedene Menschen. Der eine tritt hervor, wenn ich lang und viel mit Leuten verkehre, und ist mir oft ein ganz unausstehlicher Kerl. Er ist so schablonenmäßig geschnitten, er will so sein wie andere Leute; was er etwa mehr hat als diese, das stutzt er sich ab, und was er weniger hat, das will er sich durchaus aufstückeln, und ging's gleich nicht mit natürlichen Dingen zu. Ich hätte den gespreizten hölzernen Gesellen längst verabschiedet, aber die Leute brauchen die Figur, sonst verdrängen sie mich. Sie muß auf der Welt meinen Platz bewahren und bedeuten: Hier gehört Einer her!

Der andere meiner zwei Menschen hingegen ist ein guter drolliger Kauz, stets mit sich zufrieden und doch allfort rüstig an sich verbessernd. Der ist nicht dumm, der hat sein Lebtag noch keinen Handschuh angezogen, wenn ihn nicht in die Finger fror. Wenn ich mich in die Einsamkeit zurückziehe, ist er bei mir, da hebt er jedes Steinchen auf und betupft jedes Zweiglein am Baum, und erzählt mir davon Geschichten. Mit den Blumen der Wiese redet mir der Kauz und mit den Thieren des Waldes und thut, als ob er sie verstünde. Hernach singt er wieder und jauchzt, daß der ganze blaue Himmel klingt wie eine weite helle Glocke. Das ist ein prächtiger Bursch; den ganzen Tag wird Einem bei ihm nicht langweilig. Ich wandere so gerne mit ihm in die Wälder, in die tiefsten Wälder der Alpen hinein und wir

ſpinnen Gedanken und wir weben uns in einen Schleier von Gedanken, und wir träumen von vergangenen Tagen, die in der Erinnerung, durch den ſüßen Waldfrieden geweiht, ſchöner ſind, als ſie in Wirklichkeit je ſein konnten. Und wenn über den Wipfeln der Tannen die Wolken ziehen, ſo ſagt mein Gefährte: „Siehe, ſie haben getrunken an den Quellen der Alpen und gehen nun hin, um die Felder des Flachlandes zu erquicken.“

Und wenn uns zuweilen ſo ein rauher, knorriger Waldteufel begegnet, ſo ſagt mein Freund: „Halt, den fallen wir an und fragen ihn, wie er lebt. Das Sichverſenken in fremdes Leben iſt ein gutes Mittel gegen Selbſtliebe und Eigennutz.“

Als ich einmal — es war an einem Sonntag Vormittage — durch einen Wald des Oberlandes ſtrich, fand ich, daß ſchier alle Bewohner des Waldes zur Dorfkirche hinausgegangen waren. „Was ſoll denn ich für einen Gottesdienſt halten?“ frug ich mich. Da antwortete mir mein Gefährte, der heute ganz feierlich ſtill war: „Mache du dich an den erſtbeſten Menſchen, dem du in dieſem Waldthale begegneſt, ſei er wer er ſei. Und halte ihn herzlich und liebreich, und thue ihm Alles, was du kannſt, zulieb, als wie wenn er auf der Welt kein einziger Freund und Bruder wäre.“ Da mag er wohl Recht haben, denke ich, und das wird der rechte Gottesdienſt ſein.

Ich gehe darauf nicht gar lange, als ich nach einer Wegbiegung ein paar hundert Schritte vor mir eine Geſtalt wackeln ſehe. Auf den rechtſchaffen breiten Schultern der Geſtalt ſaß ein ganz kleines Köpflein mit einem hohen grü-

nen Filzhut, wie ihn die halbverwitterten Gebirgler gerne tragen, um auch so groß dazustehen in der Welt, wie die schlanken Bewohner des Flachlandes. Der Hut saß ein wenig schief und die Geierfeder desselben ragte keck nach vorne, was Raufslust bedeutet. In der Hand trug der Mann ein blaues Bündelchen, das er gar zart und behutsam in die Luft hinaushielt. Die andere Hand führte einen buckligen Baumast als Steck, an dem noch ein paar Reiser grünten. Der Rücken der Gestalt war lang und breit, aber die Füße waren um so kürzer und schmächtiger und gar außerordentlich säbelkrumm. Sie bildeten, wenn der Mann zuweilen ein wenig stillstand und mit dem Steck in den Wasserkehren des Weges wühlte, um die stehenden Wässerlein abzuleiten, ein ganz regelrechtes Oval, und ein Eichhörnchen, das über den Rain herabkam, stand mäuschenstill und überlegte, ob es seinen Weg des Spaßes halber nicht durch den schönen Rundbogen nehmen sollte. Es hob schon das Köpfchen und schnupperte, und wenn die Geierfeder und der Baumast nicht gar so mordlustig dreingestarrt hätten, bei meiner Treu', es hätte den Sprung gewagt.

Ich schritt langsam hinterdrein, und als sich der Mann zuletzt auf einen Fichtenstock setzte, holte ich ihn plötzlich ein. Er sprach just mit sich selbst; er hielt etwas in der Hand, führte es mehrmals nahe zum Auge und schüttelte fort und fort den kleinen Kopf. Er hatte ein rundes, braunes, ehrliches Galgengesicht, das allweg über das Ding in der Hand lächelte und sich in alle Formen zog.

„Vetter, Vetter, was habt Ihr denn da?" redete ich ihn zum Gruße an.

Er blickte kaum auf, er sah immer auf seinen Gegenstand und schüttelte den Kopf und grinste.

„Wenn der Weg ein klein wenig besser wär', ich thät' dich vor mir hertreiben!" murmelte er zu seinem Ding in der Hand. Da sah ich's, es war ein Stück Käse.

„Freilich wohl, daß er nur zwölf Kreuzer kost' hat," sagte der Mann hierauf zu mir, „aber 's ist halt doch! — ei, ei, 's ist halt doch! — thun's grad' einmal herschau'n da, aber fein bald, sonst läuft er uns eher davon!"

Weltschmerz lag in seinem Lächeln.

Da hatte er den Käse gekauft für sauer erworbene Groschen, und nun kamen kleinwinzige Wesen und nahmen Beschlag davon vor seinen Augen, und noch dazu mit einer Ruhe und Keckheit, die empörend ist.

Dabei funkelte dem Manne die Jagdlust aus den Augen. Endlich kam er doch wieder zu sich und brummte: „'s ist nicht zu glauben, was die Leut' heutzutag' schlecht sind — ist das ein Käse?"

Dann hub er langsam an zu essen.

„Und ihr wollt dieses halbverdorbene Ding da genießen?" sagte ich.

„Was denn!" entgegnete er, „wofür hätt' ich's nachher gekauft?"

Ich suchte zwei Zehnkreuzerstücke aus der Tasche. „Da, Vetter, kauft euch was Frisches!"

Er sah mich nur so scharf an; es schien ihm nicht sonderlich zu gefallen, daß ich ihm Almosen geben wollte. Er starrte auf die Münzen. Endlich nahm er sie und sagte: „Werden auch Läus kriegen, so gut wie der Käse. Geld will

bei mir kein's bleiben. — Nun, ich dank' gar schön für die Unterstützungen!"

Er nahm's in der Mehrzahl; zwei Zehnkreuzerstücke sind eben zwei Unterstützungen.

„Gessen wird er aber doch!" brummte er, und säuberte weiter an seinem sehr betagten Käse.

Plötzlich jedoch rief er: „Nein, ich mag dich nicht!" und schleuderte das Stück Molkereiproduct auf die Erde.

Stumm starrte er vor sich hin. Eine so große That hatte der Mann vielleicht sein Lebtag noch nicht gethan. Dann hub er wieder an, den Kopf zu schütteln.

Und lange saß er da.

Ich stand daneben und dachte: die Geschichte ist noch nicht aus; entweder er hat Gewissensbisse oder er philosophirt.

Ich hatte gut gerathen.

Wie im Traume sagte er, indem er fortwährend mit dem Kopfe nickte: „So wird's mit uns auch einmal sein."

Ich hauchte auf.

In dumpfem Tone fuhr er fort: „Der Herrgott will die Welt nehmen, wird sie um die Erden hauen, daß die Fetzen fliegen. Die Leut' sind schon zu schlecht. Ist das ein Käse?!"

Dann wendete er sich zu mir: „Weil Sie noch dastehen, Sie schauen mir aus wie ein G'studirter. Mit Verlaub, Wann geht die Welt zu Grund?"

Ich zuckte lächelnd die Achseln.

„Nachher haben Sie nichts gelernt. Das Achselzucken kann jeder Halbnarr; ich auch." Und er zuckte die Achseln.

Nach einer Pause fuhr er fort: „Wie sie beim letzten

Abendmahl beisammen gesessen sind, der Herr Christus und die Apostel, da haben die Apostel den Herrn gefragt, wie lang denn die Welt noch thun stehen. Und da hat der Herr Christus gesagt: ...mmer tausend Jahr! — und jetzt haben es die Apostel nicht verstanden, hat er gesagt: immer tausend oder nimmer tausend."

„Wird wahrscheinlich immer tausend gesagt haben," versetzte ich. Darauf glotzte mich der Waldmensch erschrocken an und stotterte: „Das wär doch aus aller Weis! Ja, wann krieg' ich denn nachher meinen Lohn?"

Das ist zuletzt doch kein Halbnarr, das ist schon ein ganzer! dachte ich mir.

„Andere Leut' sind reich," fuhr er fort, „leben in Freuden, haben den Himmel auf Erden. Ich bin bettelarm und in der Mühsal, muß mein Bett graben mit blutigen Händen. Bei der Nacht bin ich daheim und mein Weib heißt Kummernuß; das Elend ist mein Kind und mein Gast ist der Jammer. Jesus, nein — lachen muß ich auch noch?! Und der Pfarrer hat gesagt: am jüngsten Tag krieg' ich meinen Lohn dafür, das Himmelreich. Leicht hat er mich hell angelogen?"

„'s ist kein Mensch auf der Welt, bei dem sich dieses Leben ihm verlohnen," sagte ich; „dafür hat jeder Mensch seinen letzten Tag — den jüngsten Tag. Und es kommt etwas nach dem jüngsten Tage: nennst du es süße Ruh', nennst du es himmlische Seligkeit, nennst du es ewiges Leben — es ist alleins, die Hauptsache ist, daß du hoffst."

Ich predigte für mich allein. Er starrte zu Boden: „Jetzt hatt' man gemeint, so ein Kas wär' das Letzte von

der Kuh und sonst nichts mehr, und jetzt kriechen auf einmal lebendige Dinger heraus, und die Geschicht' geht von vorn' wieder an. — Sie, Herr, leicht bin ich ein Narr, aber 's kunnt sein, er hätt' gesagt: immer tausend ... ."

Ich ließ den Mann sitzen im Walde und ging davon. Mir war wohl, wie der schwebenden Lerche in der Himmelsluft; mir war weh, wie dem unsterblichen Wanderer Ahasver. Von ferne hörte ich das Glöcklein der Dorfkirche klingen: Nimmer tausend! In den Aesten und Kronen des Urwaldes säuselte es: Immer tausend — immer tausend!

Drei absonderliche Naturfreunde.

Eines Tages bat mich Freund Wendelin v. Hirsebrei, daß ich ihn einmal auf meinen Alpenfahrten in's Hochgebirge mitnehmen möchte, er sei Naturfreund, habe aber noch niemals die schöne Natur gesehen. Gerne gab ich dem Bittsteller Gehör, denn man darf nicht sterben, ohne die Natur des Hochlandes gesehen zu haben, und leben noch weniger.

„Freund Wendelin," sagte ich, „so rüsten Sie sich, wir wandern."

Und als hierauf der Tag gekommen war, fanden wir uns auf dem Bahnhofe ein. Ich trug stets meine schwerbeschlagenen Bergschuhe, denn die Berge sind aus Stein gebaut; und ich trug meinen langen derben Stock, denn mit solcher Waffe will die Alpennatur bekämpft und besiegt sein. Ich hatte auch meine Jagdkleider an und meine Ledertasche um — des Touristen Verrathskammer. Ferner trug ich eine schwere Wolldecke und einige Rothriemen mit mir, denn stramm gerüstet, wie ein Krieger, muß man ihr entgegentreten, der holden, der hehren — aber auch oft furchtbaren Natur.

Freund Wendelin indeß schien die Sache ganz anders aufgefaßt zu haben; er wollte der Natur offenbar eine höfliche Salon-Visite abstatten. Wendelin war in feinen Stiefeln, schwarzen Tuchkleidern, trug ein zierliches Strohhütchen und in der behandschuhten Hand einen lichten Sonnenschirm.

„Wie ich sehe, lieber Freund," sagte ich, ihn begrüßend,

„habe ich mich diesmal zum Ueberfluß gerüstet, wir prome-niren wohl nur im nächsten Parke?"

Er sah mich an. „Wie so denn?" frug er, „wir fahren ja in's Hochgebirge."

Ich zuckte meine Achseln. Dann fuhren wir fünf Stunden lang auf der Eisenbahn. Wir fuhren vorüber an frischgrünen Wiesen, an sonnigen Feldern des Hügellandes, an freundlichen Halden, buschigen Lehnen und waldigen Höhen. Manch traulich Dörfchen lag unter Obstbaumgärten, manch schneeweißes Kirchlein stand auf dem Berge und manche altersgraue Ruine ragte über dunkelnden Tannenwipfeln. Bemooste Felsblöcke wucherten an den Hängen und ein Wildbach gischtete uns entgegen und verspritzte seine weißen Schäume an dem wilden Gestein; und ein kalter Hauch, der Kuß der Gletscher, stieg aus dem Bette des Bergstromes zu den Fenstern unseres Waggons empor.

Freund Wendelin war eingenickt. Ich zog ihm die glimmende Cigarre aus der Hand, auf daß er sich nicht gar sein feines Beinkleid verbrannte.

Endlich hielt der Zug an unserer Absteigstation. Da hatte ich nun meine liebe Noth mit meinem Reisegenossen; ich versetzte ihm die urwüchsigsten, aufrichtigsten Püffe, allein er wollte nicht erwachen, und der Schaffner rief dem Zugführer schon das „Fertig" zu.

„Die schöne Natur, hören Sie doch, die schöne Natur, die Sie sehen wollen!" zeterte ich. Da taumelte er empor, haschte nach seinen gelben Glacéhandschuhen und sich die Augen reibend murmelte er: „Wo sind wir denn?"

Und endlich stand er auf dem Perron und der Zug rollte weiter.

Der kleine Bahnhof schmiegte sich an einen grauen Felsen; den Hang hinan grünte Lärchenwald, über demselben ragten weiße Wände. Das Brausen des Zuges war verstummt. Jetzt hörten wir das Wasser rauschen in der Schlucht; jetzt hörten wir den Specht hacken an den Bäumen und die Amsel schlagen. Jetzt sahen wir den Habicht schimmern, hoch in der Bläue des Himmels. Weithin stiegen ein paar Bauernweiber herum und sammelten Gefällholz und lachten dabei und sangen sich Treylieder zu.

„Da sind wir in ein langweiliges Nest gerathen," bemerkte mein Freund Wendelin.

Ich gab ihm meinen Stock, nahm ihn am Arme und führte ihn bergan. Zimperlich schritt er hin, ängstlich mied er jede feuchte Stelle, damit ja der Glanz seiner Stiefelchen nicht erblinde.

Die Flora blühte reichlich; die Vergißmeinnichtchen blickten uns an mit ihren treuen blauen Augen; die Schlüsselblumen und Maßliebchen mahnten uns leise, an ihnen zu untersuchen, ob „Sie" — die wir etwa meinten — uns liebe und in welchem Grade; sicherlich „von Herzen". Und die Alpenrosen leuchteten uns entgegen in heller, heißer Gluth; es war, als stiegen lebendige Flämmlein auf aus den lorbeergrünen Sträuchen.

Wir schritten weiter. Noch einmal kam der Wald; wir schritten im Schatten mooſiger Zwergtannen. Ameisen krabbelten zu Hunderten zwischen den Wurzeln und schleppten an dürren Nadeln und Harzkörnern und bauten an ihrer

Stadt. Kleine Hummeln ſummten vorüber und verſuchten an unſeren Hüten und Röcken, ob ſie wohl Honig gaben; allein die beflügelten Sammler zogen bald wieder ab. Ein ſchwarzgoldiger Schmetterling ſchwebte an dem knorrigen Geäſte, wie flügge gewordene Dreifaltigkeitsblümchen. Geſchäftige Spinnen woben an ihren Schleierwänden — aber höher oben lauerte der Kreuzſchnabel; der iſt ein halb Dutzend Spinnen und Käfer gewohnt zum Mittagstiſche, und heute, ihr fleißigen Spinnen und Ameiſen, heute hat er noch nicht geſpeist!

Als wir endlich durch dieſen Wald hinaufgegangen waren, öffnete ſich uns die Gebirgswelt. Es waren ringsum Felsrieſen aufgeſtiegen, während wir im Schatten wandelten, und über eine dunkle Wand ſtürzten zwei milchweiße Waſſerfälle nieder. Das Hügelland und die Ebene draußen waren verſunken in ein bläulich grünes Aethermeer; an dem fernen Horizonte zeichnete ſich matt röthlich ſchimmerndes Gewölke. Auch über dem Berglande ſtand die Herrlichkeit der weißen, ſcharfgeſchnittenen Wolken, die, unbeweglich ſcheinend, ſich doch von Minute zu Minute anders formten und in den wunderlichſten Geſtaltungen das Auge überraſchten.

„Ja, das iſt eine Herrlichkeit!“ ſagte ich und vergaß das Weiterſchreiten.

Freund Wendelin ließ ſich langſam auf den Flechtenpelz eines Steines nieder und entgegnete: „Gar nicht übel. Hätte ich nur einen Schluck Waſſer; mir dorrt die Kehle zuſammen.“

Durſt iſt ein garſtig Wort, und Waſſer war keines vorhanden.

„Aber wo," frug mein Genoſſe, „wo iſt denn eigentlich die ſchöne Natur?"

Als ich dieſe Worte gehört hatte, ſtarrte ich meinem Freund Wendelin ſchnurgerade in das Geſicht. „Theuerſter!" ſagte ich endlich, konnte aber vor Beſtürzung kaum ſprechen, „Theuerſter, Sie haben die Augen offen, und ich weiß auch ſonſt nicht, wie das zugeht, aber — Einer von uns Beiden iſt nicht bei Sinnen."

Freund Wendelin war über dieſe unvorhergeſehene Wendung meiner Höflichkeit ſehr erſtaunt; er blickte mit einem Ausdruck wohlwollenden Mitleides auf mich. Und gleich darauf verlangte er zum Beweiſe ſeines unbedingten Menſchenthumes zu eſſen und wieder zu trinken. Ich überließ ihm die Ledertaſche. Dann ging ich ſeitwärts gegen einen Hang, ſetzte mich hin und betrachtete die Alpenwelt.

Der Gebirgsſtock, auf dem wir waren, ſtand mitten in einer ungeheuren, vielleicht 20 Geviertmeilen weiten Zackenkrone aus Kalkmaſſen von 7—10,000 Fuß Höhe. Aus dunkelnden Schluchten, in welchen die Nadelwälder blauten oder die Wildwaſſer brauſten, bis hinan zu den Firnen und Eisfeldern — welche Mannigfaltigkeit, welches Farbenſpiel, welche Majeſtät! An den Tafeln der Hänge meißelten noch die Strahlen der Sonne ihre goldene Preisſchrift, aber über den Gletſchern ſenkten ſich finſtere Nebelmaſſen nieder.

Nicht lange ſaß ich da, ſo hörte ich ein klägliches Rufen. Es kam von meinem Freunde Wendelin, der mir mit ausgeſtreckten Armen zueilte und athemlos erzählte, er hätte einen großen Vogel geſehen, der auf ihn zugeflogen ſei.

Noch war ich aus meinem Lachkrampf nicht heraus, als der Vogel bereits um den Felsriff bog. Zum Glücke war das Thier noch lange nicht ausgewachsen und zur Stunde erst ein schlichter Hühnergeier.

Als die Angst beseitigt war, theilte mir Freund Wendelin mit, daß er meine, endlich die schöne Natur gesehen zu haben. Sie sei mit bloßen Füßen zwischen dem Gesträuche der Alpenrosen und Zerben dahingeschwebt und habe einen großen Korb mit frischem Grase getragen. Er — mein Freund Wendelin — habe ihr nachsteigen wollen, da sei eben in den Lüften das gefährliche Thier genaht.

Wir gingen weiter und immer aufwärts. Die Ebenhütten unter den Wänden, wie ein kleiner Weiler von Sennereien hieß, ließen wir abseits liegen; wir wollten heute noch höher steigen.

Die Sonne hatte sich bereits einem fernen Dreizacke im Westen zugeneigt und drohte in einem rasch sich dehnenden Nebelmeere zu versinken, als wir eine Alpenhütte ereichten. Sie stand einsam auf freier Höhe, nahe an einer Felswand, die von dem zwischen den Dachbrettern aufsteigenden Rauche geschwärzt war. Ich legte mich vor der Hütte auf das feine Federgras und betrachtete nimmersatt die Alpenwelt. Mein Begleiter vertraute mir mit grämlichem Gesichte, daß er „kaput" sei. Später ging er auch zur Hütte und sah durch die Fugen in das Innere derselben. Plötzlich kam er zu mir herangehuscht und flüsterte, er habe sie wieder gesehen und jetzt sei sie ohne den Graskorb und sie sei ganz „magnefik", und es ginge auf der Welt nichts über die schöne Natur.

Mit dieser „schönen Natur" begann ich bald hiernach

zu unterhandeln bezüglich der Nachtherberge. Sie erlaubte uns das Schlafen in ihrer Hütte, auf dem Dachboden im Heu. Sie brachte uns weiße Milch und ſchwarzes Brod und zwei graue Blechlöffel dazu, die ſie ſich vorher ſorglich abgeſpült und mit ihrer Schürze getrocknet hatte.

Wir ſahen uns in der Hütte um und Freund Wendelin drückte ſeine Verwunderung darüber aus, daß die ſchöne Natur ſo arm ſei. Es ſollten ſich doch Menſchenfreunde finden; über dem maleriſchen Herd wäre ein venetianiſcher Spiegel geſchmackvoll, und er — Wendelin v. Hirſebrei — gäbe als Freund der ſchönen Natur gerne ſein Scherflein.

Ich wickelte mich in die Wolldecke, legte mich auf das weiche Gras und betrachtete die Alpenwelt in der Abenddämmerung. Schon der Pſalmiſt ſagt, daß er ſelig geweſen im Schauen der Herrlichkeit Gottes.

Meinen Freund trieb der Rauch des Abendfeuers aus der Hütte. Ich wies mit dem Finger gegen die felſigen Hochzinnen empor und zeigte ihm das Alpenglühen.

„Der Tauſend, das iſt nett!“ ſagte er, „man meint, der Berg ſei aus ſchönen rothen Ziegeln aufgeführt.“ Dann ſchlich er wieder gegen das kleine Haus.

Meine Augen konnten ſich nicht ſatt trinken an der wunderbaren Gluth, die da hingegoſſen war über den Alpen. Endlich aber war ſie erloſchen. Dunkel lag auf dem Berglande und im Gewölke des Himmels. Dann und wann flackerte ein Lichtſchein zwiſchen den Wolken, und dadurch traten ſcharf die eigenartigen Geſtaltungen hervor, die ſonſt nicht mehr zu ſehen waren.

Plötzlich hörte ich in der Hütte schreien: „Du grauslicher Stadtbub, du! schamst dich nicht? — Meinst, ich hätt' nichts Besseres zu schaffen! Bei euch in der Stadt drin mag's sein, aber bei uns auf der Alm ist das kein Schick, und für so kecke Leut' wächst bei uns im Gebirg der Kehrbesen!"

Gleich darauf kam Freund Wendelin zu mir gestolpert: „Tausendsassa, die Kleine da drin ist eine Bestie!"

„Geschieht Ihnen recht," entgegnete ich, „von der Sittlichkeit der Städter schwätzen die Schreibfedern; von der Bravheit der Aelpler erzählen die Kehrbesen."

Endlich lag die Nacht über den Höhen. Wir kletterten über eine Leiter und legten uns in das Heu. Wendelin schimpfte über den elenden Comfort. Da waren keine Hausschuhe, da war kein Schlafrock, da war kein Sopha, um vor dem Schlafengehen — auszuruhen. Und es war kein silberner Armleuchter und keine Nachtwäsche und kein Roman von Eugen Sue da.

Freund Wendelin wollte sich resignirt eine Cigarre anzünden. Ich schlug ihm das Zeug aus der Hand. Da brummte er und rückte von mir weg unter das Dach. Dort lag er eine Weile ruhig; sicherlich träumte er von der schönen Natur. — Plötzlich war jetzt ein Aufleuchten in dem kleinen fensterlosen Raume und bald darauf ging ein dumpfes Dröhnen über das Dach hin.

Die Blitze und das Brausen eines nahenden Gewitters wurden häufiger — schon sauste der Wind und rüttelte an den Schindeln. Ich erhob mich von dem Lager, und an der

südlichen Seite des Daches, wo kein Heu lag, schob ich ein Brettchen weg und sah hinaus in die Gewitternacht.

Das war ein gewaltig Bild! Blitz um Blitz — ein Meer von wogendem Lichte wallte über die Felsen und Höhen — grünlich schimmernd, goldig erglühend, kreideweiß lodernd. Und das war ein Brausen und Grollen, tief und hohl, schwer, wogend und dröhnend von einer Wolke zur andern. Dann wieder die Finsterniß, in ihrer bangen Schwere nur vom Sturme durchbraust — wie der wüste Fiebertraum eines Blinden in der Todniß. — Da, plötzlich durch die Nacht ein zuckender Riß vom Himmel bis zur Erde, ein lodernder Schlangenfaden, ein Licht, das nicht allein das Auge blendet, sondern auch den Gedankennerv hemmt — und ein schmetterndes Krachen, als berste die Alpenwelt . . .

Nun ächzte es kläglich im Heu unter dem Dache; Wendelin begann laut zu beten und kroch zu mir heran, auf seiner Stirne lagen kalte Tropfen.

Ich suchte ihn und — mich selbst zu beruhigen. Da hörte ich draußen im Sturme von der Felswand her in lautem, bebendem Tone folgende Worte sprechen:

„Das ist der Ruf der Ewigen, der Natur, deren Kindlein wir sind, deren Herz wir sind, die uns küßt mit den Wonnen des Frühlingsmorgens, die uns umarmt mit den Schauern der Gewitternacht — gleich treu und liebreich im Blicke der Sonne wie in dem Hauche des Blitzes — gleich mütterlich in dem Flüstern der Quelle und in dem Grollen der Donner. Die erhabene, die heilige Natur, die von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, die ihre Bekenner segnet und ihre Verläugner straft — sie sei verehrt außer uns, wie in

uns! Sie geleite uns immerdar, die getreue Schöpferin, die uns erlösen wird, wenn die Bande roſten und die Haare bleichen, die uns erwecken wird zur neuen Urſtänd!"

Das ſeltſame Gebet war verſtummt; wieder das Brauſen und Toſen, und auf das Dach praſſelte ein Schloſſenregen nieder.

„Leut', kommt herab vom Boden!" rief die Sennin unten in der Hütte, „heute geht's bös um — jetzt brennen die Ebenhütten unter den Wänden wie Stroh!"

Wir ſtiegen hinab; Wendelin taumelte wie ſinnlos umher.

„Das iſt doch aus der Weiſ'!" jammerte die Almerin, „wenn's nur kein Vieh hat derſchlagen! ei mein, ei mein, 's wär' um die Leut' auch ein Schad'!"

Ihre Bettdecke warf ſie um ſich, verließ die Hütte und lief durch Sturm und Regen davon.

Ueber der Höhe, der ſie zueilte lag ein Schein und als Regen und Hagel etwas dünner geworden waren, ſahen wir die überragende Felswand hellroth beleuchtet.

Nicht lange aber ſtanden wir am Herde und ſtarrten in die Kienſpanflamme, als an den Brettern von Neuem die Schloſſen zu knattern begannen. Um die Scheiben zu retten, öffneten wir die Fenſter. Da blies der Wind herein auf den Herd und wirbelte die glühende Aſche auf und löſchte den Span aus.

„Das iſt mein Erſtes und mein Letztes auf der Alpe!" wimmerte Freund Wendelin, welcher vor Angſt und Froſt zitterte.

Endlich ließ der Sturm nach. Wohl lohten noch immer die Blitze, aber die Donner wurden heiser und seltener. Draußen erscholl Geschrei und Glockengeschelle und das Brüllen von Rindern.

Später kam die Sennin mit mehreren anderen dürftig gekleideten Weibern in das Haus. Es waren die Bewohner der abgebrannten Hütten.

„Du himmlische Baßgeige!“ rief die Sennin in ihrer Art, als sie uns merkte, „jetzt hocken sie da und haben gar kein Licht! Nicht einmal ein Todter mag sein ohne Licht, geschweige ein Lebendiger! — Nein, dem Herrgott und unserer lieben Frau sei gedankt, daß es nicht noch schlechter ist gekommen. Die Hütten werden sie wohl wieder aufbauen, aber wer weckt Menschen auf, die der Donnerkeil trifft?“

Sie schloß die Fenster, machte Licht und betheilte aus ihrer Truhe die Nachbarinnen mit trockener Kleidung. Die Weiber thaten die Kleider über, wanden ihre nassen Haarlocken um den Kopf und weinten.

Wir saßen hinter dem Herde. Wendelin hatte die Angst nicht ganz verwunden, denn im Osten wüthete noch das Gewitter.

„Was ist denn noch für ein Mann in der Nähe?“ frug ich die Almerin, „ich habe vorhin da draußen an der Felswand eine Stimme gehört.“

„Ei ja,“ antwortete die Almerin, „das ist der närrisch' Doktor.“

„Wie?“ frug ich, „ein Narr!“

„Närrisch sind die Stadtleut' alle, aber der ist noch am närrischsten,“ war die Antwort. „Der steigt schon seit vielen

Jahren herauf auf diesen Berg und hält den Rindviehern die schönsten Predigten vor — wie ein studirter Pfarrer. Ja, geht nur und guckt ihn an; in der Hütt' will er mir nicht schlafen; da draußen in der Steinwand ist eine Kluft, da liegt er drin. Ein Doktor ist er, sagen die Leut', aber er legt Niemand was in den Weg; 's ist ein Kreuz und Leiden mit ihm; er soll Niemanden haben auf der Welt, sagen die Leut'."

Die Sennin redete nicht weiter. Wir gingen endlich wieder hinauf in unser Heu. Ueber dem hinziehenden Gewitter stieg der Tag herauf. Das Meer des Morgenrothes lag hingegossen und schwarze Wolkenstreifen wie Sandbänke auf dem Meere. In unsäglicher Pracht strahlte das große Rund der Sonne auf, und das Licht, vor wenigen Stunden noch in wilden Strahlen zuckend, lag nun still und unendlich auf dem Hochlande.

Ein kühler, klarer Tag war gekommen; die Zerbenstreifen dämmerten blau, die Felsen leuchteten, die Flora war ausgebreitet, wie zu einem lieblichen Sonntag. In den Schluchten aber lagen die niedergeschwemmten Eiskörner.

Freund Wendelin verschlief Alles, und als er erwachte, wollte er Thee und gewichste Stiefel. Die Almerin war nicht mehr daheim; sie war drüben bei den rauchenden Stätten der Ebenhütten und zog mit den Anderen Eisennägel und Thürbänder aus der Asche. Die Rinder grasten unten auf der weiten Au; eine Glockenkuh sah der Arbeit bei den rauchenden Trümmern zu und schüttelte ihren großen Kopf.

Auch Wendelin war zu den Brandstätten hinabgegangen und er wollte sich an einer glühenden Kohle derselben seine

Cigarre anzünden. Das soll ihm aber die Sennin streng verwiesen haben: „Er leichtsinnig Ding! Daß Ihn leicht auch der Donner erschlagen thät! so ein Feuer da!“

„Beim Zeus!“ hatte der erfreute Wendelin darauf gerufen, „die Weibsperson ist mir zuletzt gar nicht sächée!“ Er wurde ganz zutraulich gegen die Sennin, und als sie hernach ihrer Hütte zuging, schlich er ihr nach, wagte einen zärtlichen Handedruck und dann — bekam er eine Ohrfeige. — Gleich darauf packte ihn das Heimweh nach der Stadt.

Während die Leute bei der Brandstätte waren, hatte ich die folgende Begegnung.

Hinter der Hütte an der Felswand saß ein Mann in dunkler städtischer, aber abgebrauchter Kleidung, und mit grauem, kurzgeschorenem Barte. Es war ein Greis; die rauhen Wangen waren braun und eingefallen, doch in den Augen glühte es, als wäre eine Flamme des nächtlichen Blitzes darin hängen geblieben.

Er blickte vor sich auf den Boden. Zwischen den weißen Steinen grünten die Blatter einer Myrte.

Ich trat zu dem Mann und sagte: „Das ist doch seltsam, wie auf solcher Höhe dieses Gewächs fortkommt.“

„Nicht wahr, das ist seltsam!“ antwortete der Alte, dann blickte er wieder still auf die Myrte.

Das war wohl der Mann, den die Sennin den närrischen Doktor genannt hatte. Um mich von der Wahrheit dieses Ausspruches zu überzeugen, suchte ich mit diesem Manne ein Gespräch anzuknüpfen. Es wollte kaum gelingen.

„Das war eine wüste Nacht heute,“ bemerkte ich.

„Eine wüste Nacht,“ bestätigte er.

„Sie haben wohl ein gutes Schutzdach gehabt?“

„Ein gutes Schutzdach habe ich wohl gehabt.“

„Sie weilen gewiß schon länger in diesem schönen Hochland?“

„Ich weile schon länger hier,“ war die Antwort.

„Und werden sicherlich noch eine Weile hier verbleiben?“

„Ich werde in Ewigkeit hier verbleiben!“ rief er aus; „da hat mir ja der Blitz meine Braut erschlagen. Da unter den weißen Steinen schläft sie; da in dem weißen Reiche der Myrte steigt ihre Seele herauf zu mir, bis ein Blitzstrahl kommt für mich und wir Hochzeit halten.“

Ich habe dem Greise stumm die Hand gedrückt und voll Theilnahme und Neugierde die Worte gesagt: „Das muß eine traurige Geschichte sein.“

„Das ist eine traurige Geschichte,“ war wieder die Antwort. —

Später führte ich meinen Freund Wendelin die Alpe hinab gegen den Bahnhof. Er war wortkarg und hinkte gewaltig. Aufathmend schwang er sich in den Waggon und fuhr dem heißersehnten, weltlustschwangeren Stadtbrodem entgegen.

Ich aber blieb im Gebirge zurück. Und hätte uns diese arge Welt auch schon fast ganz zernichtet, im Hochgebirge allein ist sie noch liebenswürdig. Im Alpenthale werden kranke Herzen wieder frisch und blühen auf wie die rothen Rosen auf den Firnen.

Den Beweis davon hat auch der alte Mann, der „närrisch' Doktor“, von Neuem wieder geliefert.

Nach Tagen, da mir endlich die Annäherung an diesen Mann gelungen war, hat er mir unter dem Schatten von Wachholderbüschen die folgende Geschichte erzählt:

„Vor vierzig Jahren — junger Mann, diese Zeit vermögen Sie noch nicht zu messen! — war ich ein Draufgott von dreiundzwanzig Sommern. Armer Eltern Kind, vermeinte ich Alles gethan zu haben, nachdem ich die medicinische Fakultät absolvirt und mir den Doktorrang erworben hatte. Mein erster und einziger Gedanke war nun: heirathen. Eine Geliebte hatte ich mir schon auserlesen, ein schönes, ein sehr schönes Kind! Waldine hat es geheißen. Waldine! Haben Sie einen solch' wunderlichen Namen schon gehört? Sie war eines reichen Gutsbesitzers Tochter; die ich auf Vakanzen kennen gelernt. Gott weiß es, sie hat auch mich lieb gehabt! aber ihr Vater war ein Mann, der sein gutes Kind Gott zurückgeben wollte und nicht den Menschen. Und mir, mir noch am wenigsten. Die Doktoren konnte er nicht leiden, sie hätten, so behauptete er oft und im Ernste, seinen Vater noch auf dem Todbette umgebracht. Und sehen Sie, als ich nach vollendeten Studien Doktor war und an die Gründung eines häuslichen Herdes dachte, da — kennen Sie das Kloster zum heiligen Kreuze? es steht auf einem Hügel, in der Nähe Ihrer Stadt; — in diesem Kloster saß Waldine, hatte eine fuchsgraue Kutte an und sollte eine Nonne werden. Dieses liebe, lustige Mädchen eine Nonne! — 's ist hell zum Lachen! Und ich hab' auch gelacht, hab' mich mit zwei Studiengenossen verbunden. Der eine ging verkleidet als sittsame Jungfrau zum Kloster hinein und hielt eine Sprechstunde mit Waldine, in der er ihr den Plan mit-

theilte und sie darauf vorbereitete. Der Zweite vermummte sich in die Kutte ihres ehemaligen Beichtvaters, führte sie im Garten spazieren und steckte ihr den Anzug eines Chorknaben zu. Und an demselbigen Abend stand ich im Wäldchen, das hinter dem Kloster ist, und es kam der „Beichtvater", der mir das Gelingen der Sache anzeigte, und es kam ein Chorknabe gesprungen und er eilte an meine Brust und küßte mich heiß. Hinter dem Wäldchen harrte ein Wagen, der rollte mit uns die ganze Nacht und als es Morgen ward, befanden wir, ich und meine Waldine, uns im Gebirge.

„Was dem Mädchen an Leichtsinn abging, das ersetzte ich ihm durch zuversichtliche, überredende Worte. In der Gegend jenseits des Gebirges stand ein Waldkirchlein, das ein mir befreundeter alter Priester verwaltete. Dort wollten wir uns trauen lassen, dann einige Zeit in der Zurückgezogenheit leben und endlich wieder in die Stadt einkehren und den Segen des Vaters erwerben.

„Der Weg über das Gebirge — Sie kennen ihn ja, Sie sind ihn gegangen — war mühevoll, und ich mußte den lieben wunderschönen Chorknaben oftmals auf den Armen tragen. Wahrlich es ist eine süße Last gewesen, und Waldine hat mir gedankt mit ihren großen braunen Augen. ‚Oskar,' hat sie gesagt, ‚das will ich Dir Alles vergelten, mit Blumen will ich den Boden Deines Hauses bestreuen und kein Sandkörnlein soll Deinen Fuß drücken, wenn ich erst Deine Gattin bin.'

Als wir auf diese Höhe gelangt waren, wo die Wälder enden und nur die Wachholder und Zerbensträuche wuchern, haben wir den Pfad verloren, sind rechts hinangestiegen gegen

die Felsenge. Die Sennerei ist dazumal noch nicht gestanden. Ein warmer, sonniger Tag ist gewesen, die Alpenrosen haben uns zugelacht schon von Weitem. ‚Siehst Du,‘ hatte Waldine noch gesagt, ‚auch auf den Bergen brennt die Liebe in den Rosen und in den goldenen Wolken, die dort am Himmel stehen.‘ — O wie sollte ich das Wort von den goldenen Wolken vergessen können? sind es doch dieselben Wolken gewesen, die — ja, hören Sie doch, wie es gekommen ist. Ein par kalte Tröpflein fallen nieder aus der warmen Luft; ‚Waldine,‘ sage ich, ‚dort an der überhängenden Felswand wollen wir ruhen und den kleinen Streifregen vorüberziehen lassen.‘ Und wir saßen zusammen auf dem grauen Moose eines Steines und blickten hinab in die Tiefe des Landes, das vor uns ausgebreitet lag, und wir blickten zu den schönen hohen Bergen hinüber, die heute noch stehen, wie sie an jenem Tage gestanden sind. Der leichte Regen zog auch bald vorüber. Die Sonne trat hervor aus dem Gewölke. Ein weißer Schmetterling gaukelte an der Wand hernieder und wiegte sich an dem langen Halme einer Rispe. — ‚Kommst ja gerade vom Himmel her, du schöne weiße Blüthe!‘ rief das Mädchen und hüpfte behendig in ihrem sammtnen Knabenkleide dem Schmetterlinge nach. — In demselben Augenblicke schlägt mir ein gewaltiger Feuerball in das Gesicht, daß ich besinnungslos nach rückwärts taumele; — — und wie ich wieder erwache und mich aufrichte, da ist bereits die Dämmerung des Abends angebrochen und ich bin allein. — Auf der Matte, wo der weiße Schmetterling geflattert, liegt Waldine hingestreckt und die verbrannten Fetzen der Oberknabenkleider hingen an ihrem Körper. — —

„Der Blitz hat sie erschlagen," fuhr der Alte nach einer Weile leise fort, „ich bin die Nacht bei ihr gesessen und habe gebetet. Und am Morgen habe ich mit dem Hacken meines Stockes an der Felswand ein Grab gescharrt; und am Abende habe ich meine Braut an der Felswand begraben. Erst in der zweiten Nacht, da ich auf dem Grabe gesessen bin, ist mir mein maßloses Unglück klar geworden, daß ich gemeint habe, das Herz müßt' mir zerspringen vor Weh' und Pein.

„Am dritten Tage endlich habe ich weiße Steine zusammengetragen auf das Grab, und dann bin ich mit meinem zerstörten Leben hinabgestiegen in die Thäler, wo Menschen wohnen, wo ich aber eine weit größere Oede gefunden habe, als jene ist, auf der stillen Höhe.

„Freudlos habe ich mein Dasein fortgeführt in Kümmerniß und Einsamkeit, und die Leute haben mich den närrischen Mann geheißen. Wahr ist's, jener Blitzstrahl hat mir mein Gehirn verbrannt und mein Herz. Nur Heimweh hab' ich noch gefühlt, das Heimweh nach der Felswand wo das Grab ist. Und zu jeder Sommerszeit bin ich zur Höhe emporgestiegen. Wenn ich die erste Blume geküßt habe, die auf dem Grabe gewachsen ist, dann wird mir immer leichter. Heute bin ich ein alter Mann, aber meine Seele ist nicht mehr krank, ich habe mich ergeben der Herrschaft die über uns waltet, in der wir werden vergehen und uns verwandeln zu ewig neuem Sein. Meine Braut liegt längst nicht mehr im Grabe; im Myrthenbusch, im Alpenhauch, im Thautröpfchen und im Goldkäferchen, das da kreucht über die Wurzeln der Legföhre, und in der Flamme des Blitzes — in Allem lebt sie fort,

und die ganze Alpenkette, das Reich der Natur nenne ich meine Braut — mit der ich eines Tages werde vereinigt sein."

Der Mann sprach nicht weiter; ein Wachholderzweig fächelte um seine weißen Locken.

„Ihre Geschichte geht zu Herzen," sagte ich, „sie ist auch trostreich. Darf ich sie den Menschen unten wieder erzählen?"

„Sie dürfen die Geschichte wieder erzählen," antwortete er, „aber erst, wenn ich vereinigt bin mit meiner Braut. Es ist ja so der Brauch, daß jede Geschichte mit einer Hochzeit endet," setzte er ein wenig lächelnd bei. Dann erhob er sich ohne ein Abschiedswort zu sagen, stieg wie träumend einem bunten Schmetterlinge nach, der durch das Knieholz hinanflatterte. —

Manches Jahr ist seitdem vergangen. Freund Wendelin v. Hirschrei hat sich unzählige Male der magnetischen Bergfahrt, wie er sagt, gerühmt. Von jenem Berge aber drang eines Tages die Kunde nieder, es sei an einer Felswand, wo die weißen Steine liegen, ein todter Greis gefunden worden. Man wußte kaum, wer er war und welches Todes er starb.

Mir aber ahnt, es ist der Bräutigam gewesen; und somit betrachte ich des Schweigens Siegel für gelöst und gebe diese kleine Geschichte von den absonderlichen Naturfreunden den Menschen zur Kurzweil und Erbauung.

—

Der Zillacher-Anderl.

Samstag war's. Der Anderl saß in der Flachsdörrkammer, wo er auch sein Bett hatte, und that sich den Bart rasiren. Die Stadtherrchen kratzen mit dem Schermesser zumeist just dort herum, wo sie gerne einen Bart haben möchten.

Der Bauernbursch rasirt sich nur, wo ein Bart steht. Freilich war der Anderl schon fünfundreißig Jahre alt und sein Bart war so steif, daß man nach der Bauern Sprichwort den Dreschflegel daran hätte hängen können. Trotzdem ließ der Anderl vor dem Scheren die Seife ordentlich in die Borsten trocknen und kramte mittlerweile, seine grauen Backen vollblasend, in den Hosentaschen herum. Da drin hatte er einen alten Taschenveitel, ein Stück Zunder und einige Kreuzer, die sich aber bei näherer Untersuchung in der Mehrzahl als Messingknöpfe herausstellten. Der Anderl blies die Backen noch bauchiger. Messingknöpfe! Für den morgigen Sonntag Messingknöpfe? Mit derlei hat der Hirschenwirth seine Hosen und Wärmster sicherlich versehen. Heute schon hätte der Anderl Durst.

Jetzt trat eine alte Magd in die Flachsdörrkammer; Der Anderl möge eilends in die Stube zum kranken Vater kommen. Und als der Bursche bei dessen Bette stand, sagte der alte Zillacher: „Anderl, nimm deine Zipfelmütze ab. Anderl, paß auf, dein Vater macht's Testament. — Aha! gelt, jetzt kannst losen! Hast gleichwohl nicht immer so auf mich hören wollen; soll dir aber geschenkt sein, will dich

nicht verkürzen. Deine Brüder und Schwestern, die haben das Ihrige. Wenn ich die Augen zugemacht hab, Anderl, so weißt es, die braune Kuh ist deine Erbschaft.

„Vergelt's Gott z' tausendmal," rief der Anderl.

„Aber sei brav und thu' dir das Trinken ab, und der himmlisch' Vater soll dich beschützen und bewahren."

Der Alte schwieg. „Kann ich jetzt die Zipfelmütze wieder aufsetzen?" fragte der Anderl.

„Jetzt kannst du machen, was du willst", versetzte der Zillacher.

Als nach einigen Tagen der Alte todt und begraben war, führte der Anderl die braune Kuh aus dem Stall. Er trieb sie die Straße entlang, und da er so hinter dem Thiere dahertrottete, führte er mit diesem folgendes Gespräch: „Du alte Kuh, du bist ein zaunmarterdürres Vieh. Wenn du erlaubst, so möcht' ich meine Joppe an deinen Hüftknochen hängen." Und als sie zu einem Wassertrog kamen und das Rind stehen blieb und trank, sagte der Anderl: „Ja, meine liebe Kuh, ich hätte auch Durst!" Er trank aber doch nicht.

Da kam ein Bauer des Weges der fragte: „Wo treibst du deine Haut hin?" Der Bursche knirschte die Zähne und schritt fürbaß. Mittlerweile war das Euter voll geworden, und als sie zu einer Schenke kamen, unterhandelte der Anderl mit der Wirthin, ob sie nicht seine braune Kuh melken und ihm dafür ein Krüglein Wein geben wolle. Das Geschäft war abgemacht. Und so trieb der Zillacher Anderl seine Erbschaft viele Stunden weit fort, weidete sie an guten Rasenplätzen, tränkte sie an den Brunnen, und wenn das Euter

voll war, so vertauschte er die Milch gegen Wein. Für die Länge aber blieb das Euter der braunen Kuh immer kleiner, während der Durst des Burschen größer wurde. Da dachte der Anderl, das muß anders gemacht werden, und verkaufte das Rind an einen Wegmacher. Der Wegmacher vermied die Frage, ob die Kuh nicht etwa gestohlen sei, bot hingegen nur fünfunddreißig Gulden Kaufpreis. „In Gottesnamen!“ sagte der Bursche, und als er das Geld in die Tasche schob: „Hab' ich noch weit zu einem Wirthshaus?“

— Fünfunddreißig Gulden, das ist meine Erbschaft, dachte er dann, mit dieser will ich recht wirtschaftlich umgehen. Mit dreißig Gulden läßt sich schon was anfangen; die fünf Gulden aber — damit will ich 'mal gründlich meinen Durst löschen. Einmal im Leben muß der Mensch seinen guten Tag haben; — dann heißt's arbeiten und fleißig sein.

Als er zum nächsten Wirthshaus kam, suchte er sich den bequemsten Tischwinkel aus und hub an zu trinken. Die Wirthin setzte sich zu ihm und schwätzte und sagte, sie hätte frische Butterkrapfen in der Küche, die seien ihr diesmal vortrefflich gerathen; ob er — der Anderl — denn nicht ein paar verkosten wolle. Ihm war's recht; und die umsichtige Frau Wirthin wußte wohl, daß nach den Butterkrapfen wieder neuer Durst kommen müsse. Der Wirth jedoch hatte sich seinem Gaste gegenüber so verhalten: in das erste und zweite Glas schenkte er reinen Wein; in das dritte und vierte that er ein wenig Obstmost dazu; dann that er zur Hälfte Wein und zur Hälfte Most in den Becher; später goß er die Hälfte Obstmost, ein Viertel Wein und ein Viertel Wasser zusammen. Als endlich dem Anderl auf seiner Bank

einmal ordentlich warm geworden, sein Durst jedoch immer noch nicht gelöscht war, da schüttete ihm der Wirth im Keller bloß Obstmost mit ein wenig Zwetschkenbranntwein vermischt in das Weinglas, hernach nur mehr Most allein, und endlich, wer am dritten Tage den Wein des Anderl untersucht hätte, der würde gefunden haben, daß der Bursche gut gegohrenen Aepfelmost mit etwas frischem Wasser trinke.

Natürlich that dieses der Zechrechnung keinen Eintrag, und am dritten Tage waren fünf Gulden vertrunken. Zu dieser Zeit hatte die Wirthin jedoch bereits für frischen Durst gesorgt. Da sagte sich der Anderl: Im Grunde ist es eine Narrheit, wenn ich mir jetzt einen Abbruch thue, der leicht der Gesundheit schaden könnte. Der Fieberdurst muß gelöscht, durch und durch gelöscht werden. — Dasselbe sagt auch der Vater daheim. Zwei Gulden spendir' ich noch. —

Er blieb wieder ein paar Tage sitzen; dann aber brach er auf, um mit seinen achtundzwanzig Gulden ein nutzbares Geschäft zu beginnen. Als jedoch der gute Villacher Anderl am heißen Tage auf der staubigen Straße so wanderte, da kam es mit sich überein, daß er seine Erbschaft auf ein viertelhundert Gulden abrunden wolle; blieben ihm drei Gulden gut, die er in der nächsten Schenke vertrank.

Da war aber in demselben Jahre ein sehr heißer Sommer; entweder es war die Hitze unerträglich oder die heftigen Gewitterregen, in beiden Fällen muß der Mensch ein Dach haben und dazu hat Gott die Wirthshäuser erschaffen. Als die Baarschaft des jungen Villacher auf beiläufig zwanzig Gulden herabgesunken war, da sagte er: Jetzt, Anderl, ist's g'nug! Da er nun die Zeche gezahlt hatte, blieben ihm blos

neunzehn Gulden und fünfundneunzig Kreuzer in der Tasche. Ei, dachte er sich, der Gulden ist angebracht, weg damit! — Und ihn ähnlicher Weise gings auf fünfzehn, auf zwölf, auf zehn herab. Und nun sagte der Zillacher Anderl das denkwürdige Wort: „Mit zehn Gulden richtet Einer heutzutage nicht viel mehr aus. Der Mensch, der auf eine Erbschaft ansteht, ist schlecht daran; mit eigener Kraft muß der Mann das Seine erwerben."

Er ging von einem Wirthshaus ins andere, und trank und trank. Und endlich war nichts mehr in seiner Tasche, als die Messingknöpfe. Da haben aber die Wirthe neben der Wanduhr oder neben der Stubenthür so schwarze Tafeln hängen, auf welchen mit der Kreide allerhand Buchstaben geschrieben werden können. Sagte eines Tages der Anderl: „Herr Wirth! meines Vaters Sohn trägt einen ehrlichen Namen; thät euch keine Schand machen auf der Tafel."

„Das nicht", antwortete der Wirth, „aber die Tafel könnte leicht den ehrlichen Namen was herabzwicken. Traue dieser schwarzen Tafel nicht, mein Freund!"

Der Anderl stutzte und war trübsinnig. Endlich sagte er zu sich: Was braucht man auch so einen dicken Brustfleck in der heißen Zeit? — Er verkaufte seine Tuchweste und vertrank das Geld. Dann vertauschte er seine Ochsenlederstiefel gegen ein paar leichte Schuhe, seinen Lodenwamms gegen ein kühles Leinwandröcklein; das dadurch gewonnene Geld vertrank er.

Wohl hatte er sich mittlerweile auch ein par Groschen Taglohn erworben, aber das liebe Wirthshaus hatte ihm's angethan, und ehe noch zwei Monde nach seines Vaters

Tod verflossen waren, saß der Anderl da, arm wie eine Kirchenmaus, bärtig wie ein Waldteufel; auch sein Scher-messer hatte er vertrunken.

Jetzt war er tief verzagt. — Wenn Einer nichts mehr hinabzugießen hat, so muß man die Gurgel zubinden, hat einmal Einer gesagt, — das leuchtete dem Zillacher Anderl wohl ein. Wenn der Fisch nicht mehr trinken kann, was hat er sonst auf dieser Welt? — 's ist gar grausam bitterlich! — Aber was kannst machen?

Der Anderl wußte draußen in der Torfau einen alten Birnbaum. Zu dem ging er hinaus, an den kletterte er emsig mit harter Mühe bis zum Wipfel, von welchem aus er das Dorf sehen konnte, mit seiner Kirche und mit seinem Wirtshaus. Hierauf machte er Reue und Leid, wie es einem guten Christen geziemt, nestelte dann sein Hosenband los und schlang es um den Hals.

Zur selben Stund ging der Pfarrer am Birnbaum vorüber; er erschrak höchlich, als er das Beginnen des Mannes da oben bemerkte. — Jachäus, steig' eilends vom Baum herab! heißts in der Bibel; war hier aber schlecht angewendet. „Anderl!" rief der Pfarrer, thu' dir das nicht an! Aufknüpfen, na, das wär' doch eine Dummheit, die dich dein Lebtag reuen würde!" Vergebens, der Anderl wand bereits das Hosenband um den Ast. Der Pfarrer versuchte auf den Baum zu klettern, um die That zu verhindern, allein der Stamm war glatt, der Pfarrer nicht mehr jung und der Selbstmörder kam mit seinen Vorbereitungen schon zu Rande. Da fiel dem Priester was ein. „Anderl!" rief er auf den Baum, „du mußt herabsteigen, ich such' dich

ſchon ſeit einer Stunde, ich habe juſt ein friſches Faß angezapft."

„So!" ſagte der Anderl, „ja das iſt ſchon wieder ganz was Anders," und ſogleich kletterte er dem Erdboden zu. Sie gingen mitſammen in den Pfarrhof. Der Pfarrer ſchoß eine Weile im Hauſe herum, dann kam er zurück. „Das iſt ſchon eine verzwickte Sach', Anderl, jetzt haben wir den Kellerſchlüſſel verthan. Die Köchin war beim Teich unten, hat Karpfen ausgeweidet, da iſt ihr der Schlüſſelbund ins Waſſer gefallen. Was wir nur anfangen?"

Der Anderl rieth den Schloſſer an, allein der Pfarrer verſicherte, das Kellerſchloß ſei ſogar heiklich beſtellt und ein hieſiger Schloſſer könne es juſtament nicht aufſperren. — Die Thür erbrechen, ſchlug der Durſtige vor; nicht möglich, meinte der Pfarrer, ſie ſei mit eitel Eiſen beſchlagen über und über. Das einzige Mittel: der Schlüſſel müſſe aus dem Waſſer hervorgeholt werden: — ob der Anderl dazu behilflich ſein wolle? — Das verſteht ſich. — Wurde denn fürs Erſte der Teich abgelaſſen, der da war, um des Pfarrers Kornmühle zu treiben; und als das Waſſer verfloſſen war, machte ſich der Anderl an den Schlamm, hub ihn ſchaufelnum ſchaufelvoll an das Ufer, arbeitete bis ſpät in den Abend und ſuchte den Schlüſſelbund.

Und als es finſter geworden war, rief ihn der Pfarrer ins Haus und ſagte: „So, mein lieber Zillacher-Anderl, jetzt haſt du mir ein gut Theil Schlamm aus dem Teich gefaßt, dafür ſollſt heut' fünf Groſchen haben und das Nachtmahl, und ein Krügelchen Wein — der Kellerſchlüſſel hat ſich vorgefunden."

glotzte der Anderl verwunderlich drein.

„Und wenn du mir den ganzen Teich ausschaufelst," fuhr der Pfarrer fort, „so sollst du für das Tagwerk zwölf Groschen haben, und die Köstigung und dein Krügelchen Wein."

So wurde es abgemacht. Und als der Teich in der Ordnung und wieder mit Wasser gefüllt war, da bekam der Anderl Geschäfte in der Mühle. Nur immer hübsch beim Wasser, daß der Durst nicht zu stark wird. — Es ist gar nicht zu glauben, wie ein Mensch sich ändern kann, wenn er danach geleitet wird. Der Pfarrer wußte den Zillacher wohl zu behandeln, und der Anderl wurde sein bester Arbeiter, den er je noch gehabt hatte.

Wenn sie dann Abends beim Krügelchen Wein saßen, das dem braven Hausgenossen niemals vorenthalten wurde, und es anmuthig zu sehen war, wie glatt und lind die lieben Tropfen ihrer Wege gingen, so sagte der Herr Pfarrer dem Anderl auf die Achsel klopfend: „Wär' doch jammerschade um deine Gurgel, wenn du sie dazumal zugeschnürt hätten!"

—

Der Drachsler-Joggel.

Halt' mir's nicht für Uebel, mein lieber Knöpfel-drachsler-Joggel, daß ich dich denn hervorrufe aus dem Grabe, ehvor die Posaune schallt und dein Lohn im Himmel fällig ist. Ich rufe dich zur Zeit deiner blühenden Jugend, als dir — wenn du dich noch erinnern kannst — vom Vormund deine Großjährigkeit und von der Landesinnung deine Selbstständigkeit im Handwerke zuerkannt wurde. Du hattest damals die blauleinerne Kniehose an und das gestrickte Schafwollenjäcklein, an dem deine Großmutter selig drei Jahre und siebzehn Tage gearbeitet hatte. Die Knöpfe waren von dir und dem Ahornholze, das im Gemeinwalde wuchs. Von den Knien bis abwärts hast du dir nie viel gekostet, denn du gingest gern barfuß; weißt du noch, wie dich Schulmeister's Laura einmal in die Waden gezwickt hat? Ja, Schulmeister's Laura, das war ein Meisterstück, aber viel zu hoch stand sie für dich, viel zu hoch. Hat dir aber doch eines Tages einen Strauß auf deinen Hut gesteckt, aber einen Strauß von Immergrün, das in der Blumensprache so viel heißt, als: sollst ein Junggeselle verbleiben dein Lebtag lang. Bist es auch verblieben; und der Strauß ist nicht mehr von deinem merkwürdigen Hut gewichen. Knöpfel-drachsler-Joggel, schon dieses deines Hutes Willen solltest du noch einmal von den Todten auferstehen. Es war deines Großvaters Hut. Er war für die Ewigkeit gebaut und hätte zur Noth ein größer Haupt bedeckt als das deine gewesen. Die Krempen waren so breit, daß du da-

runter selten ein Stück blauen Himmels sahest; der Boden war mächtig ausgeschweift und die sehr große Scheibe, die er darstellte, war die einzige Grund- und Bodenfläche, die du auf Erden besaßest. Ein breites Sammtband mit einer stets funkelnden Messingschnalle umwand das Ganze. So gingest du, das Schwergericht zu oberst, in Form eines wandelnden Rettich's einher. In den Taschen der Schafwollenjacke trugst du deine Werkstatt mit herum, das Schnitzmesser und das Drechselrädchen, und du arbeitetest in allen Häusern, wo sie Knöpfe, Ahlhefte, Messerhefte u. s. w. brauchten. Dein blaues Taschentuch hieltest du stets in den Räumen des Hutes verborgen, und so kam es, daß du immer den Hut abzogest, nicht allein wenn du an dem Herrn Pfarrer oder Amtmann vorübergingst, sondern auch, so oft deine Nase den Beistand des blauen Tuches verlangte. In eine Ecke des Sacktuches hattest du — darf ich's ausschwätzen? dein Geld gewickelt. Auch wenn du ein Stück Brod besaßest, das der Magen nicht unmittelbar begehrte, so bewahrtest du es in den Tiefen des Hutes. Endlich, Joggel, mußt du dich doch auch erinnern, was sich noch im Grunde des Hutes auf der weiten Scheibe befand; da hattest du zwei sinnige Bilder aus dem alten Testamente, auf dem Kirchtag gekauft, aufgeklebt: Joseph und die Frau Potiphar, und Judith und Holofernes. Das war das keusche Schild deiner ewigen Junggesellenwürde.

So führe ich dem geneigten Leser meinen Knöpfeldrechsler Joggel vor. Der Mann hatte, wie wohl ersichtlich, das Knöpfedrehen gelernt. Bald aber hatte er von seinem Handwerke nichts mehr, als den Namen; die Krämer und Schneider ließen die Knöpfe in großen Partien aus der

Stadt kommen. Verlegte ſich der Joggel zwar auf das Dreh-ſeln von Roſenkranzperlen, einer im Lande ſehr begehrten Waare; aber nicht ſieben Roſenkränze brachte der Arme an den Mann; von Eſchen- und Lindenholz, unter welchem die Leute voreinſtmalen viel weltlich Allotria getrieben, oder ihre Räuſche ausgeſchlafen, konnten ſie Roſenkränze nicht brauchen. Solche mußten aus Cedernholz oder gar aus dem Kreuze Chriſti ſein und in Zell hochgeweiht ſein.

Den letzten ſeiner Roſenkränze brachte er mit Liſt und Trug an — das Weib.

Begegnete er auf dem Kirchwege der Gemeinſchuſterin.

„Magſt Dir nicht eine Betſchnur mitnehmen?“ rief er mit etwas heiſerer Stimme.

„Du, Narr!“ ſagte die Schuſterin, „hab' ich eh' die beſte bei mir ſelber. Mein Roſenkranz da, vom Kalvariberg iſt er.“

„Vom Kalvariberg?“ frug der Joggel, „laß ſchauen!“

Und als er die braune Holzperlenſchnur in der Hand hatte, blinzelten ſeine Augen ſehr heftig unter der ſchattigen Krempe, und ſeine Naſenſpitze bog ſich tief herab und ſein ſcharfes Kinn ging weit hervor. Und als er den Roſenkranz eine lange Weile geprüft, und als er die Kügelchen von allen Seiten befühlt und beguckt und berochen hatte, ſagte er in ſehr leiſem und heiſerm Tone — durfte doch der allgegenwärtige Gott das Wort nicht hören —: „Je, das iſt dir ein verdächtig Ding, Schuſterin. Vom Kalvarienberg freilich, aber nicht vom Chriſtikreuz, wie du doch glaubſt — ja, riech' nur ſelber, das wirſt du doch kennen, daß dieſes Roſenkranzholz von des linken Schächers Galgen iſt.“

Bis in's Herz hinein erschrak die Schusterin, und ob gleichwohl sie der Behauptung des Joggel's nicht geradewegs glaubte, so war doch ihr Vertrauen zu ihrem Rosenkranz dermaßen erschüttert, daß sie auf der Stelle eine neue Betschnur kaufte.

Aber ehe an demselben Tage noch die Sonne niederging, wuthete in Joggel's Seele das Gewissen ob des vollführten Unrechtes so sehr, daß er der Schusterin das Geld für die Betschnur zurückbrachte und auch die Ehre ihres Kalvari-Rosenkranzes wieder zu retten suchte.

Von jener Zeit an ließ er die Sache bleiben, drachselte für Näherinnen Nathreiber, für Spinnerinnen Garnspulen, drehte Salznäpfchen, Wandnägel und was solcher Dinge so sind.

Es war gut, er verhungerte nicht.

Allfort was zu essen — so war sein Wunsch — und nach dem Tode eine „schöne Leich'". Allein dieses letzte Begehr machte dem Joggel manche Sorge, sah er doch fast allwöchentlich einmal, wie im Dorfe arme Leute begraben werden. Ein schlechter Sarg, keine Musik, kein Gesang, nur ein einzig Glöcklein, so werden sie in die Grube geschoben. Ei, das ist doch wahrhaftig nicht der Mühe werth, sich fünfzig Jahre und noch länger auf dieser Welt herumzufrötten, wenn es nachher so mir nichts, dir nichts aus ist! — Wo es ein pomphaftes Begräbniß gab, da war der Joggel dabei. Hatten sie im Flecken einmal einen Obristen begraben, war gar die türkische Musik dabei gewesen. Das war unserm Drachsler das Wichtigste, was ihm auf dieser Welt begegnet — das vergaß er nicht — und in seinem Hut über der Potiphar war der Tarum des Geschehnisses aufgeschrieben.

Wenn er es nur so weit brächte im Leben, daß sie ihn dereinst mit Musik auf den Friedhof begleiten! — Doch, das war viel verlangt. Starb in der Gegend ein reicher Bauer, der hatte zwölf Paar Ochsen hinterlassen und drei schwere Zugpferde und, weiß Gott, über hundert Schafe — 's war Alles umsonst: viel geläutet und gebetet wurde beim Begräbnisse — aber Musik — nicht ein Pfiff! . . .

Doch fast zur selben Zeit ereignete sich ein anderer Fall. Der Geigenschneider, der an Sonntagen Vormittags in der Kirche und Nachmittags im Wirthshause die Fiedel strich, ein armer Mann, der guten Gewissens nicht einen Faden sein nennen konnte von dem Beinkleide und der Joppe so er am Leibe trug — dieser Geigenschneider starb und wurde . . . mit Musik bestattet. Der Kirchenchor ging hinter dem Sarge mit Trompeten und Hörnern, mit Posaunengeschmetter und Paukenschall, daß es eine Pracht und eine Freude war. — Was geschah?

Am Grabe des Schneiders gelobte es sich der Joggel unverbrüchlich: er werde Musikant.

Und durchgesetzt hat er's. Ich habe den Mann in der Kirche jenes Dorfes oft genug pfeifen gehört. Er blies die Klarinette und blies sie zur Begleitung des Gesanges der Laura — Schulmeisters Laura. Aber nicht lange das. Laura wurde Frau Kaufmännin, da war ihre Stimme bald erstickt, während der Joggel Musik machte viele Jahr und Tag. Er konnte so lieblich jodeln mit seiner Klarinette und wenn er Solo hatte, so horchten nicht allein die Andächtigen in der Kirche auf, sondern gar auch die Heiligen Gottes, die auf den Wänden und Altären herumstanden. Völlig das Herz wurde

Einem warm, hörte man ihn blasen; aber auf den Takt achtete er nicht sehr, auf die Noten auch nicht; gerade wie ihm zu Mute war, so blies er und darüber vergaß er, was diese Welt an Not und Zurücksetzung ihm bot.

„Ich pfeif was d'rauf!" sagte er zu Allem, was ihm beikam; und hatte er keine Arbeit, so blies er Klarinette, und hatte er nichts zu essen, so blies er Klarinette. Blies aber nicht vor den Thüren, blies auf der Heide, im Walde, und wenn Sonn- oder Festtag war, so blies er recht herzlich und fromm dem lieben Gott sein Anliegen vor. Und der liebe Gott brachte das auf den Musikanten und ließ ihn hungern.

Nur einmal des Jahres konnte er sich sattessen. Am Kirchweihnachmittage war es stets, daß der Herr Pfarrer nach der feierlichen Prozession seinen Kirchenmusikanten zu Dank und Anerkennung eine Mahlzeit gab. — Waren aber dem guten Jeggel zu dieser gesegneten Stunde durch die vorhergegangene Anstrengung die Rippen stets dermaßen angeschwollen, daß der Bissen allzugroße nicht in den Mund gingen.

Von einer andern Entlohnung der Kirchenmusikanten kann im Texte keine Rede sein. — Macht ja nichts, dachte sich der Jeggel, ich will nichts und verlange nichts, als das Eine, so mir gebührt. Sie werden mich musikalisch begraben.

Und an keinem Sonntage fehlte er auf dem Chore. Freilich mußte er jetzt Schuhe und Strümpfe tragen, denn barfuß zum Tantum ergo den Takt treten — der Regenscheer litt es nicht. Auch die klanleinene Kniehose war durch eine baumwollene Kniehose von dunkler Farbe verdrängt worden. Allein, die gestrickte Schafwollenjacke wollte nicht weichen und der Hut war derselbe. Das Mundstück seiner Klarinette,

sowie ein allfälliges Notenheft trug er stets in seinem Hute, und so hatte er den Schlüssel seiner vielverheißenden Kunst bei sich auf allen Wegen und Stegen.

Es ist in der Pfarrchronik, die der Schulmeister führt, nachgesehen worden: achtundvierzig Jahre und neunzehn Wochen lang war der Klarinette-Joggel Kirchenmusikant gewesen. Dann kam er in das Armenhaus.

Hier lebte er noch eine Weile fort, aber er durfte nicht mehr blasen; die Genossen wollten Ruhe haben. Und als der Joggel endlich starb, wurde er begraben, wie arme Leute eben begraben werden — ein schlechter Sarg, ein einzig Glöcklein, ein paar Vaterunser-Gebete — aber Musik? — nicht Ein Pfiff.

Ei doch. Nachher erst haben die Leute daran gedacht, haben untereinander erzählt: während des Begräbnisses des alten Musikanten sei in der Kirche heller Orgelklang gehört worden, und die Posaunen hätten geschmettert und die Pauken hätten sich gerührt. Und als man nachsehen gegangen, was denn für ein feierlich Fest, sei kein Mensch in der Kirche gewesen und auf dem Chore hätte Todtenstille geherrscht.

Mag ja sein, daß die Instrumente dankbarer waren, als die Gemeinde. Mag ja wohl sein. du aber, mein lieber Knöpfeldrachsler-Joggel, sei froh, daß du von dieser Welt nichts mehr hörst; halt' fein die Ohren zu und schlafe. Ist es Zeit, so wird die Posaune dich schon wecken, wie geschrieben steht; und dann, Joggel, gehen wir, ich und du, zu Paaren, und die Engelein all' werden uns mit hellem Musikschall in's Himmelreich geleiten!

Der Adaml.

Der Adaml, das war ein gar armes, elendes Büblein. Das war ein kleiner, dicker Knirps mit einem großen Kopfe, der Kopf saß tief und fest zwischen den hohen, breiten Schultern; hinter der rechten Achsel erhob sich ein mächtiger Höcker. Wie der Adaml die Hände schon gerne niederhängen ließ, wenn nichts anzugreifen war — hingen sie ihm schier bis zu den Knien hinab. Die kurzen dünnen Füßlein waren so bestellt, daß vorne die Zehen stets zusammenstanden, als hätten sie sich allerweg was Heimliches zu erzählen. Gott erbarm, sie hatten sich zu erzählen, wie sie verfroren waren, und es waren ihrer an den beiden Füßen nicht so viele, daß sie die Zahl der Wochen ausmachten, seit welchen sie schon in keinen Schuhlein gesteckt.

Dieser Junge torkelte in dem Kieselhofe unter den Füßen der Knechte und Mägde umher und wer ihn brauchte, der gab ihm nur einen Schupfer mit dem Stiefel, und wem er was nicht recht ausrichten konnte, von dem bekam er wohlgemeinte Auftritte.

In jedem größeren Bauernhofe muß so ein Schuhbadern sein, an dem sich Jeder abwischen kann. Wenn ein Knecht in der Wirthschaft was schief stellte, wenn eine Magd was verdarb an dem oder dem, wies schon oft hinkt, so hatte der Adaml die Schuld. Da gab es keinen Leichtsinn des Dienstbuben, wenn in der Nacht ein Rind von der Kette loskam und die andern schädigte; da gab es keine

Ungeschicklichkeit der Küchenmagd, wenn sie die Milch verschüttete — da hatte an Allem der Adaml die Schuld. Er konnte sie am leichtesten ertragen, oder wer im Hofe hatte sonst so breite Schultern und einen solchen Höcker wie der Adaml?

Der Kieselhofbauer hatte den Jungen als kleines Kind einem Bettelweibe abgenommen und ihn zu erziehen und zu behandeln versprochen, wie sein eigen Kind.

„Streng mag der Bauer schon sein auf den Buben," hatte das Bettelweib gesagt, „der darf wohl einen Rippler gewohnt werden auf der Welt, nur seine geraden Glieder laß mir der Bauer nicht verderben!"

Der Bauer schenkte dem Weibe einen Laib Brod und behielt also den Knaben. Und die geraden Glieder? Jeder Großknecht dürfte Gott danken, wenn er ein solch gewichtiges Haupt, so knorrige Arme und einen so kräftigen Rücken hätte, als der Adaml. Dieser Rücken war aber die Jahre her auch wacker erprobt worden, denn der Kieselhofbauer hatte ja eine gute Erziehung versprochen.

Da war in dem Hofe eine Stallmagd. Sie war noch nicht alt, aber streng in ihren Pflichten und durfte sich schon getrauen, zu Zeiten mit dem Bauer ein Wörtlein über die Dienstbotenordnung hinaus zu reden. Sie nahm den armen Jungen oft in Schutz, wenn er von Allen im Hofe verfolgt und mißhandelt wurde.

„Was geht denn Dich der Bub an, Afra?" frug sie der Bauer einmal.

„Was mich der Bub angeht? Bauer, das hab' ich dir lang schon sagen wollen, mit diesem Kinde hast du dir kein' Staffel in den Himmel baut. Schau dir den Adaml

einmal recht an, hast du dein Lebtag schon ein solches Krüppelg'spiel gesehen? Wie der Adaml jetzt dasteht, ist er sich zu Allem zu wenig, kann seinem Brod nicht nachkommen und die Knechte richten ihn noch zugrund. Ich kann' das nicht ansehen, Bauer, und in einem Haus, wo sie arme Leut so unter die Füße treten, mag ich nicht bleiben! Halt mir's nicht für übel, Bauer!"

So nahm Afra die Stallmagd den Jungen in ihren Schutz.

Wenn der Adaml bei Tisch so unter den stämmigen Knechten kauerte, so lugte nur sein Kopf herauf über den Rand; er sah nie in die Schüssel hinein, sein Löffel kam schier immer mit der lauteren Suppe zurück, nur in den seltensten Fällen lag ein Brodschnitzchen d'rin. Nicht viel günstiger ginge bei den Knödeln und beim Sterz, und so kams, daß der Adaml nach dem Essen oft rechtschaffen gern ein schwarzes Stückel Brod verkiefelt hätte. Da nahm ihn denn die Afra mit in den Stall und gab ihm ein Schälchen Milch und der Junge blickte ihr dafür so treuherzig in die Augen und sagte: „Dank dir Gott, Kuhmensch, jetzt hab' ich gessen, jetzt mag ich schon wieder arbeiten."

Er hatte eine rauhe, lallende, ja, wenn er in Erregung war, eine fast bellende Stimme; die anderen Leute verstanden ihn kaum und höhnten ihn aus; Afra verstand ihn und war zu dem armen Burschen liebevoll wie eine Schwester. Sie besorgte ihm die Wäsche, besserte ihm die Kleider aus, und wenn der Reif des Herbstes kam, und es war der Schuster noch nicht im Hause gewesen, so trat sie dem Adaml ein Paar alte Schuhe ab. Trotzdem hatte er an seinen verfrorenen Füßen oft fürchterlich zu leiden und er

wimmerte die ganzen Nächte hindurch, bis wieder die Afra kam und ihm kaltes Kraut oder labende Rübenblätter auf die Frostballen legte. Es aber verlachten ihn die Anderen, weil er „Weibsſchuhe" trage, — er war in Allem, was er war und that, der Spott des Geſindes.

Nach ſolchen Erfahrungen begann der arme verwahrloſte Junge ſeiner Umgebung die Fäuſte zu ballen und die Zähne zu fletſchen; aber Alle höhnten ſolcher Rache und drückten ihn mit Spott und Arbeitsüberladungen womöglich noch tiefer zu Boden.

Ein ſchönes großes Auge hatte Adami gehabt, aber das begann ſich nun immer mehr und mehr hinter den langen dunkeln Brauen zu verbergen. Nur wenn er im Stalle bei Afra ſaß und ihr von ſeinem Leiden klagte, traten die hellen milden Augenſterne wieder hervor, und je leiſer er ſeine Worte ſprach, deſto deutlicher und verſtändiger waren ſie zu hören.

Da kam endlich eine Zeit, wo den Burſchen auch Afra nicht mehr verſtand. Er war ihr einigemale mit runden glatten Kieſelſteinen gekommen, wie ſie unten im Thalgrunde in Unzahl lagen und hatte dieſe in verſchiedenen Figuren auf ihre Kleidertruhe gelegt. Und einmal brachte er einen Strauß bunter, ſilberigſchillernder Rußhäherfedern und legte ihn auf den Hauptpolſter ihres Bettes. Da frug ihn Afra, was ſie denn mit dieſen Dingen ſollte. Darüber wurde er roth im Geſichte und ſchleuderte die Steine in die Stallſtreu und zerzauſte den Federſtrauß, daß die Fetzchen flogen. Von dieſem Tage an kam er lange nicht mehr in den Stall und Afra mußte ihn endlich bitten, daß er ihr wieder die Kleider zum Ausbeſſern gäbe.

Einmal, an einem Sonntag, ſtand der Adaml unten am Bache und ſah den Forellen zu, die auf dem braunſandigen Grunde des klaren Waſſers langſam hin und herſchwammen. Und als der Fiſcher mit ſeiner langen Schnurſtange des Weges kam, hielt er vor dieſem die Hände zuſammen und bat ihn um die Erlaubniß, eine ſolche Forelle herausfangen zu dürfen. Als ihn der Mann nach längerem Fragen verſtanden und ihm die Erlaubniß lächelnd ertheilt hatte, warf der Burſche eilends den Rock und den alten, dicken, faſt formloſen Filzhut weg, daß die dichten, borſtigen Haare emporſtanden, ſtreifte die groben Hemdärmel auf und legte ſich auf den Bauch hin an des Baches Rand. In wenigen Minuten ſchwänzelte ein weißbauchiges Fiſchlein in ſeiner Fauſt und Adaml ſprang und johlte vor Luſt. Der Fiſcher lächelte und ſchenkte dem Burſchen die Beute. Dieſer that lebende Waſſer in den tiefen Hut, das Fiſchlein dazu und eilte ſo dem Hofe und dem Kuhſtalle zu. Noch war das Waſſer nicht ganz verſickert, noch plätſcherte und zappelte das Thier im Hute und warf ſich von einer Seite auf die andere und die Floſſen fächelten und die rothen Sternchen glühten auf dem glatten Leibe — als der Adaml damit vor der Stallmagd ſtand und röchelnd vor Laufen dieſer den alten Filz mitſammt dem Inhalt hinhielt.

„Was haſt denn, Adaml, was thuſt denn, was willſt denn?“ lachte Afra, „jetzt bringt mir der Kindiſch gar einen halbtodten Fiſch daher!“

Der Burſche aber grinſte mit leuchtenden Augen und gurgelte: „Den mußt du braten und eſſen, weil du brav biſt auf mich und weil —“

Dann ging er davon und es zitterten ihm seine Füße und es zitterte ihm sein Herz.

Einmal saß Afra im Stalle auf der Kleidertruhe und neben ihr saß der Zimmerer-Nantl. Sie redeten leise miteinander und die längste Zeit gar nicht — sie legten ihre Arme einander um die Nacken.

Der Adaml sah es durch die Thürfuge und als darauf der Nantl von der Magd zärtlichen Abschied nahm und heraustrat, kletterte ihm der Zwerg behende wie ein Eichhörnchen auf den Nacken und begann ihn zu würgen und erhob ein kreischendes Zetergeschrei. Als die Leute herbeieilten, rutschte der Bursche auf den Boden und es war kein Wort von ihm herauszubringen. Der Nantl hatte ihm noch einen derben Schlag in das Gesicht versetzt und war davongeflohen.

Nach diesem Tage bat Afra den Adaml nicht mehr, daß er ihr seine Kleider zum Ausbessern gebe. Der Adaml wich ihr auch aus; nur von der Ferne oder unbeachtet, wenn er sie sehen konnte, blieb er stehen wie ein Baumstrunk und starrte auf sie hin.

Das war zur Winterszeit. Und als hernach der Frühsommer kam, stellte der Kieselhofbauer die Afra mit einer Heerde von Kühen hinauf auf seine neuangekaufte Alm. Auch der Adaml als Halter zog mit und das zu seiner größten Freude.

Als die beiden Menschen einige Zeit in der Einsamkeit auf lichten Höhen waren, stand der verkrüppelte Bursche einmal einen ganzen Abend am Herde und sah die Magd an und sprach kein Wort. Und als sie die Suppe auf den Tisch setzte und ihn zum Essen rief, stand er am Herde, und als

sie das Gruß-Maria sprach, stand er am Herde, und als sie endlich zu ihrem Bette ging und die Schuhriemen zu lösen begann, stand er immer noch am Herde.

„Nach und nach wirst ein ganzer Narr, Adaml, das seh' ich wohl," sagte Afra endlich.

Da wendete er seinen Körper, was er immer thun mußte, wenn er den Kopf wenden wollte, und dann stolperte er über ein paar Milchkübel hin an ihr Bett.

„Wie mich der Herrgott erschaffen hat, so bin ich!" rief er auf einmal mit rauher, wildwogender Stimme. „So lang mich die Leut niedertreten, kann ich nicht gerad stehen, und so lang mich die Leut für einen Narren halten, werd ich bis in Ewigkeit kein gescheites Wort hervorbringen. — Sie haben mich zurückgestoßen daß ich mit den Hunden heule, sie haben Lasten auf mich geworfen, wie auf einen Mühlesel, sie haben mich in die steinige Erde gestampft, sie haben meinen Leib zugerichtet, daß Gott erbarm! und sie wollen mich — wie ich so bin — nicht als Mensch erkennen. Ein Mensch bin ich aber!" brüllend stieß er diese Worte hervor, dann weich, fast winselnd: „Das ist ja meine Pein, daß ich ein Mensch bin."

„Adaml, du mußt eine warme Suppe essen und in dein Bett gehen. Du weißt, ich hab nie was gegen dich gehabt."

„Jetzt haben sie mich verkrüppelt," fuhr er fort in einer Weise, wie man es in dem blödsinnigen Burschen kaum vermuthet hätte, „mich verkrüppelt, und die Andern sind hoch und grad, wie die Bäume; jetzt haben sie mir kein gut Wort gegeben und nichts gelernt, und die Andern wissen

Alles und verstehen Alles — und ich kann völlig die Zung' nicht heben, wenn ich ein Wort sagen will. Nachdenken thu' ich oft und ich kenn's, es geht nicht recht mit mir zu, und ich laß dirs wol gelten, daß ich ein Narr bin."

„Das hab ich nicht gemeint, Adaml, du bist ganz vernünftig, und wohl Manchem könnt's taugen, wenn er deine Gutheit hätt'. Wer dich quält und wer dir Feind ist, der steht neun Klafter tiefer, wie du."

„Nachher — nachher magst mich leicht!" brach der Bursche jubelnd aus, „nachher hast mich gern, nachher bist gar meine Dirn?"

Er wollte ihr um den Hals fallen, aber Afra wich erschreckt zurück und entgegnete: „Wegen dem, daß du nicht gar so sauber gewachsen bist, wie oft mancher Bursch, der zu den Soldaten muß und wegen dem, daß du eine schwere Zung' hast, thät' ich dich gar nicht verschmähen; auch nicht wegen dem, daß du nichts hast lernen können, und daß du kein Haus und kein Feld hast; — will dich wol wie meinen Bruder halten, aber sonst — schau, ich hab halt schon den Nantl, dem hab' ichs versprochen."

Der Adaml stand da und legte die rechte Hand in das verworrene Haar. Er drückte seine Augenbraunen zusammen, sein Kopf wollte noch tiefer zwischen die Schultern schliefen. Endlich murmelte er: „Hätt's nicht verlangt, daß du mir das Letzt' gesagt hast, hätt' zufrieden sein müssen mit einem Kopfbeutler, daß es nichts ist. Hab' nur gemeint, ich müßt' dich einmal fragen, weil ich schon über zwanzig Jahre alt bin und weil ich anheben möcht'. Jetzt, weil ich weiß, wie's mit dir ist, will ich's anders einrichten, und — Afra, daß

du mir mein Lebtag eine Wohlthat gewesen bist, das wird dir nicht vergessen. Jetzt beschütz' dich der lieb' Herrgott und ich geh' in mein Bett!"

Er wackelte hinaus, er legte sich auf sein Stroh — und jetzt hob und dehnte sich seine Brust und sein Athem ging schnell. Der Bursche stöhnte.

Es ist eine traurige Sach' mit dir, Adami, du armer Junge!

Der Zimmerer Kanti war ein hübscher, lustiger, lockerer Mann, aber — „Laß mir doch das gottverdammte Wildschützenleben!" hatte ihn Afra zu tausendmal gebeten. Ei, das war halt kein Rehbellen und kein Schildhahnruf, und so hörte es der Kanti nicht. So oft er hinauf in die Hütte kam, hatte er unter dem langschößigen Lodenrock sein zerlegtes Gewehr bei sich; dann und wann klopfte er gar in der Nacht an und keuchte mit einem gewichtigen Rehbock über dem Rücken zur niederen Thür herein.

So war er auch einmal gekommen mitten in einer Mondnacht und darauf saßen sie zusammen neben dem Herd. Sie flüsterten und legten einander die Arme um den Nacken — da hörten sie draußen Hundegebell und bald darauf Männerstimmen. Ja freilich, die Jäger waren es und sie polterten schon an der Hüttenthür. Unter dem Herde war die Nische für eine Hühnersteige, dorthinein verkroch sich der Kanti, und die Afra warf Geäste und Reisig darüber, wie es zum Herdfeuer bereitet war. Dann schleppte sie das Wild und das Gewehr in die Milchkammer und begann laut zu zanken, daß auch in der Nacht noch keine Ruhe sei und was die Polterer da draußen denn wollten?

„Hat uns lang genug genarrt," riefen die Jäger, in die Hütte stürmend, „aber heut' kommt er uns nicht aus. Wir haben den Schuß gehört, den Wilderer über die Höh' laufen gesehen und seine Spur führt zu dieser Hütte. Wenn du uns den Wilddieb verläugnest, Brentlerin, so gehts nicht gut her!"

„Mein, verläugnen — ja, ich —" Afra brachte kein Wort hervor. Zitternd blies sie in der Ofengluth einen Span an. In der Angst, daß die Männer die Herdnische durchsuchen könnten, deutete sie gegen die Thür der Milchkammer.

Und als die Jäger mit gespanntem Hahn und der Fackel in die Milchkammer traten, kauerte neben dem todten Rehbock, die Büchse in der Hand, ein höckriger, zwergenhafter Bursche mit funkelnden Augen und verstörten Haaren — der Adaml.

Die Männer stutzten einen Augenblick über diese erbärmliche Gestalt, dann fielen sie über ihn her, entwanden ihm das Gewehr und banden mit einem Riemen seine Hände so fest ineinander, daß sie dunkelblau anliefen. Der Bursche schwieg, er ließ mit sich machen, was sie wollten, nur einen Blick that er nach Afra, einen Blick, ergeben und treu, und dennoch leidvoll — nicht zu sagen.

Die Magd ahnte wohl, was das heißen sollte; ihr zu Lieb wollte er den Wilderer retten, sich selbst opfern; sie erwartete, daß der Rantl aus seinem Versteck hervorkriechen und den unschuldigen Jungen befreien werde. Aber sie luden dem armen Burschen den Rehbock auf seine Höcker und führten ihn davon mit Fluchen, mit Stößen und Schlägen, und der Rantl kroch nicht hervor.

Als es endlich wieder still war in der Hütte und draußen, steckte der Mann seinen Kopf durch das Reisig und flüsterte grinsend: „Tausend Sapper, aber jetzt wär' ich bald ankommen!"

Da schrie die Afra: „Hörst, Nantl, du bist ein Lump, den man anspucken soll, daß du den Adaml, der's so gut mit dir gemeint hat, so kannst fortschleppen lassen. Wenn du nicht augenblicks nachlaufst und dich selber angibst, so bist bei mir nimmer daheim!"

Das konnte der Zimmerer-Nantl schier nicht begreifen, wie Eins wegen eines solchen Krüppels da so ein Aufhebens machen konnte, er sah die Magd nur greß an, und als diese die Thür sehr weit aufmachte, huschte er richtig hinaus und davon.

Da war es still, da verlosch der Span in der Hütte, da strahlte das milde Mondlicht zu dem Fensterchen hinein und legte eine weiße Tafel auf den Lehmboden. Die Afra aber lag schlaflos auf ihrem Lager und weinte. Da schlich die lichte Tafel des Mondes dem Fußboden der Hütte entlang, an den Wandstufen empor und über die Decke bis zu ihrer wogenden Brust.

Es vergingen Tage, der Nantl kam nicht und der Adaml kam auch nicht. Da wollte die Brentlerin länger nicht mehr warten, sie schloß die Hütte zu, sie ging hinab zum Kieselhofbauer und sie fuhr mit diesem hinaus zum Gericht. Sie durften den Adaml besuchen in seiner dunkeln Klause, aber sie durften ihn nicht mit heimnehmen, so lange der nun neu angeklagte Wilddieb, der Nantl, nicht eingebracht war.

„Man meint, er hätte genug zu tragen an seinem Buckel," sagte der Kieselbauer halb scherzend, halb anerkennend, „und jetzt nimmt er noch die Sünden der Welt auf sich!"

Es vergingen wieder Tage, in welchen die Afra weinte, über den falschen, niederträchtigen Zimmerer fluchte. Endlich aber überraschten diesen die Förstergehilfen in einer halbverfallenen Köhlerklause und bald hernach stieg der Adaml hinauf zur Alpenhütte. Sein Kopf saß schier noch tiefer zwischen den Schultern als ehedem und der Höcker war auch nicht kleiner geworden.

„Er ist einfältig gewesen und jetzt haben sie ihn doch noch eingefangen," sagte der Adaml.

„Du bist einfältig gewesen," antwortete die Brentlerin, „er aber war schlecht. Du bist der Mensch, der wahrhaftig ist und den eins nicht verachten soll wegen seiner Gebrechen." — Oft unter dem ärmsten Dach wohnt die Lieb' und die Treue, sie guckt zuweilen auch wol ein wenig beim Fenster heraus; da gehen die meisten Leut' an ihr vorbei und wundern sich nachher, daß die Lieb und die Treu aussterben thät auf dieser Welt. — „Her deine Hand, Adaml, jetzt bleiben wir beisammen unser Lebtag lang!"

„Nachher, nachher magst mich leicht?" rief der Bursche jubelnd aus, „meine Dirn, schlecht bist nicht dran mit mir, diesen Buckel kriegst als Zuwag!"

Und er schüttelte seinen Höcker. Aber der Kopf saß noch immer so tief zwischen den Schultern — nah' am Herzen.

Der Schäfer von der Birkenhaide.

Der Schäfer von der Birkenhaide war ein Schäfer nach dem Herzen Gottes. Er war im Verhältniß zu andern Schäfern blutjung und im Verhältniß zu seinen Schafen steinalt. Er hatte ein gelbgoldiges Haar, das er sich alljährlich zur Herbstschur mit der breiten Wollenscheere vom Haupte schnitt. Er war schlank und hoch gewachsen, wie die weißen Birkenstämme, zwischen welchen er den Sommer hindurch lebte und die Schäflein weidete. Von diesen Birkenstämmen schälte er eines Tages ein zartes weißes Rindenhäutchen los und schrieb darauf die Worte: „An die Gais Esther im Fischgraben. Es ist mein guter Rath, daß du deine Gaisen auf die Birkenhaide treibst. Hierum giebt es Brombeerlaub, das mögen wir nicht alles überkommen. Ich laß dich schön grüßen.

Titus, der Schäfer auf der Birkenhaide."

„Da schau, das schreib ich der Esther," sagte er zu seinem Freunde, dem grauen Widder, der ihm über die Achseln schnupperte.

„Halt her!" blökte der Widder, und als ihm der Brief nahe genug war, um lesen zu können, fraß er ihn auf.

Das gute Verhältniß der beiden Freunde war nun für lange Zeit gestört und die Esther kam nicht auf die Birkenhaide. Der Widder genoß unter seinen Schafinnen vergnügliche Zeiten; aber dem Schäfer war das Herz schwer und als sich einmal eine Ziege aus dem Fischgraben auf die

Birkenhaide verirrte, herzte sie der Titus und flüsterte ihr in die Ohren: „Thu' mir die Esther grüßen!"

„Thu' es selber!" mäckerte die Gais und lief davon.

Und am nächsten Samstag that er's selber. „Esther," sagte er, „ich muß dir was anvertrauen, ich bin ein Narr."

„Je, das weiß ich schon lang!" lachte die Esther.

„Laß mich nur ausreden; ein Narr vor lauter Lieb' zu dir."

Da jauchzte die Esther schier auf vor Lachen und lief weg.

Der arme Titus hielt sich den Kopf mit beiden Händen, denn der wollte auch davonlaufen und den Schäfer allein lassen mit seinem blutenden Herzen. „Ach, hätte ich meinem Vater gefolgt!" klagte er, „wäre ich ein Seelenhirt geworden, anstatt ein Schafhirt! Nun sehe ich's wohl, die Welt ist eitel und das Schäferleben hat mir der Teufel geholt!

Er war gar nicht dumm, der Titus; er war belesen und that spintisiren wie es schon so Schäferbrauch; zuweilen zwar sah er ein wenig blöde und albern aus, aber er war ein Schalk und Philosoph durch und durch. — Krieg' ich schon mein Mädel nicht, so werd' ich gar ein Pfaff!

Es gibt Leute, die erst dann nach der christlichen Heiligkeit streben, wenn sie mit der Welt umgeworfen haben. So ein Fuchs war auch der Titus. Nicht gar weit von der Birkenhaide in einem alten Schlosse wohnte ein Häuflein grauer Brüder. Sonntags predigen und Werktags betteln war ihr ehrsam Handwerk, und es gab keine Gasse und keine Straße in der Gegend, in deren Staub nicht die Sandalen der grauen Brüder zu verspüren waren.

Da saßen in der Klause auf der Birkenhaide einmal zwei Männer zusammen, so ein grauer Bruder und unser Schäfer. Der graue Bruder ließ sein behendig Redewerk klappern und fuhr mit den Händen bekräftigend hin und her, auf und nieder. Der Schäfer that nichts, als fort und fort gemächlich das Haupt neigen: er glaube Alles, er sei mit Allem einverstanden.

Zuletzt, als sie auseinander gingen, wattirte der Titus all die zahl- und grundlosen Säcke des ehrwürdigen Bruders mit Schafwolle aus. Es war die ganze Herbstschur.

Und als der Pater fort war, ging der Titus mit verschlungenen Armen unstät über die Haide und zählte an den Tagen und Stunden, die ihn noch von der Aufnahme und Einweihung in den geistlichen Stand trennten. Dann zog er ein Büchelchen aus der Tasche, das er zum Gegengeschenk für die Herbstschur bekommen hatte. Das Büchelchen war tausendmal mehr werth, als die Herbstschur, denn es war das Brevier: aber des Schäfers Gedanken wollten nicht weilen in den vergriffenen Blättern, sie flatterten wie Schmetterlinge weit in der Gottesluft herum, tänzelten um die weißen Birkenstämme, um die blökende Heerde, flimmerten gar in den Fischgraben hinab und umgaukelten die Gais Esther. — Ja, Die wird gucken wenn sie hört, der Titus wird ein geistlicher Herr! Ja, nachher wird sie's glauben, daß in einem Schäfer auch was stecken kann. Ja, nachher wird ihr leid sein. Ja, geschieht ihr schon recht! — Bei seiner ersten Predigt wird sie gewiß auch dabei sein. Ja, die erste Predigt! ja die muß er sich wohl prächtig einstudiren.

Der Schäfer stieg auf eine Felswand und blickte mit

Befriedigung nieder auf die Schafheerde, die sich unten versammelte. Hierauf hub er an zu reden:

„Geliebte Brüder im Herrn!“ Er machte eine Pause, dann wiederholte er die Worte noch einmal, redete aber nicht weiter. Er stand lange auf dem Felsen und wendete sein Haupt nach allen Himmelsgegenden; aber er schwieg. Sein Schweigen hatte eine kleine Ursache — es fiel ihm nachgerade gar nichts ein. Die Schafe schüttelten ihre Wolle, so viel ihnen die gestrige Scheere noch am Leibe gelassen hatte; sie waren enttäuscht. Sie hatten gemeint, der Schäfer wolle ihnen vom Felsen herab gesalzene Brodstücke zuwerfen, wie er sonst zuweilen that. Nun versicherte er sie blos seiner Brüderlichkeit. Sie gingen blökend auseinander.

Der Titus aber tröstete sich: Mach' dir nichts d'raus, daß du dermalen noch nicht weiter kannst im Worte Gottes. Erst bei der Salbung kommt der heilige Geist über dich. Sanct Peter ist ein Fischer gewesen und ist doch ein grundgescheiter Apostel geworden; und doch ist nach dem Sprichwort ein einziger Fischer dreimal so dumm wie drei Schäfer zusammen.

Der Titus hatte, wie die allermeisten Schäfer, eigentlich sein Lebtag zu den Barfüßern gehört; ja er trug nicht einmal Bindesohlen, und wenn er sich einen Scherben oder einen Splitter in die Fußsohlen stieß, so schnitt er ihn gelassen mitsammt einem Stück Haut heraus und pfiff dabei, etwa wie ein Schuster, der eine alte Schuhsohle zertrennt. Die härene Kutte ist wärmer wie die Zwilchjacke, „die mehr Fenster hatte, als das Kaiserhaus“ und durch welche der innere Mensch an allen Ecken und Enden herauslugt. Ferner

ist erbettelles Brod sorgloser zu genießen, besonders wenn man es in ein Gläschen Wein tunkt, als Hirtenkost, die heute eine Seuche vergiftet, morgen ein Dieb davonträgt. Also was konnte der Titus verlieren? Das Predigen und Beichthören sammt allem Zubehör bringt der heilige Geist. Vielleicht wird der Titus gar noch Oberer!

Am Vorabende des Michaelfestes war's. Der Titus hatte seine Schafe bereits in die Sicherheit des Stalles gebracht und zwar zum letztenmal. Er hatte seinem Bauer wie der ganzen Welt heute den Dienst aufgesagt. Morgen geht's in's Kloster und das Novizenjahr hebt an. An diesem letzten Abende ging der Titus noch einmal in die Birkenhaider Kirche, in der er getauft und gefirmt worden war; es war ihm feierlich zu Muthe; und sollte er ja selbst noch taufen und die Sacramente spenden, wie der geistliche Herr Caplan, der dort vom Pfarrhof-Fenster herabschaut und als Prediger und Beichtvater weit und breit berühmt ist.

Die Kirche war leer und weitete sich bereits in der abendlichen Dämmerung. Zuerst kniete der Schäfer in seinen Stuhl und betete. Es war ihm sehr ernst mit dem Gebet und sein Entschluß stand fester als je. Dann stieg er die Stufen des Altars empor, breitete die Hände auseinander und sagte: Dominus vobiscum! Sogleich aber erschrack er über den Frevel, den er trieb, und trollte sich von den Stufen herab.

Dort an dem Pfeiler prangt die Kanzel; die vier Evangelisten stehen Wacht und darüber auf dem „Hut" schwebt der heilige Geist. So möchte der Titus doch herzlich gerne wissen, wie sich's auf einem wahrhaftigen Predigtstuhle steht. Und es ist ja sonst kein Mensch in der Kirche der darob ein

Aergerniß nehmen könnte. Husch ist der Schäfer auf der Kanzel. Nu, da geht freilich eine andere Luft und Alles fühlt sich so geweiht an und vom heiligen Geiste tropft schon die Eingebung nieder. Hätt' ich euch nur da, ihr sündhaften Birkenhaider, ihr; niederpredigen wollt' ich euch, daß all des Teufels wär'! dachte sich Titus, wartete aber nicht bis sie kamen, sondern stieg würdigen Schrittes wieder zu den leeren Kirchenstühlen nieder.

Dort im Winkel neben dem Taufstein steht der Beichtstuhl. Außen auf dem Bänklein ist der Schäfer schon gekniet und noch dazu mit schwerem Herzen. Inwendig ist er aber noch nie gesessen. Am Altare ist der Geistliche der Opferpriester, auf der Kanzel der Apostel, hier im Beichtstuhle aber ist er an Gottes Statt, also der liebe Herrgott selber. Was aus einem Menschen nicht Alles werden kann! Aber wunderlich muß sich's doch sitzen da d'rin auf des lieben Herrgotts Kanzleisessel. Husch hockt der Titus im Beichtstuhl und legt sich halb aus Vorwitz, halb zum Schutze gegen den Teufel die vorhandene Stola um den Nacken. Zwar ist es da noch finsterer wie draußen und man riecht die Sünden aus allen Fugen und Ecken. Gar gemüthlich ist das nicht. Schon will der Schäfer den Beichtstuhl wieder verlassen, als ein Weiblein in die Kirche torkelt und sich unweit vom Beichtstuhle in eine Bank setzt. Jetzt kann der Titus nicht hervorkriechen, die Alte verlästerte ihn in ganz Birkenhaid als einen Frevler. Es heißt also noch ein wenig sitzen bleiben anstatt Gottes; das Weiblein hat nur ein paar Vaterunserchen auf dem Herzen und wird wohl bald wieder davonhumpeln.

Aber, anstatt dieses davonhumpelte, humpelten zehn

andere daher, und bald kam auch jüngeres Volk, Mädchen, Männer und Kinder, und die Kirchenstühle füllten sich und die Leute thaten ihre Rosenkränze hervor, und zuletzt kam gar der Mesner und zündete zahlreiche Kerzen an.

Dem Schuster wurde sehr unbehaglich; er that den dunkelblauen Vorhang ein bischen herfür, daß sie ihn doch zum mindesten nicht sehen konnten, wenn er schon während der ganzen Messe im Beichtstuhle sitzen bleiben mußte.

An der Sacristeithür klingelt's, die Orgel beginnt zu tönen, der Herr Pfarrer tritt zum Altar. Der Titus spürt einen gewaltigen Stich im Herzen. Das ist die Michaeliandacht, und bald kommt jetzt der Caplan, um Beicht zu hören. Stille aber der Schuster hervortreten vor Aller Augen, vor Aller Ohren, die in alle Weiten reden: Was hat denn Der im Beichtstuhl gemacht? Noch gehört er nicht hinein, oder ist er ein Narr oder gar ein schlechter Mensch? — Nein, er bleibt im Versteck, und wenn der Caplan wirklich kommt, so verkriecht er sich unter den Sitz hinein; jetzt gilt's klug zu sein auf alle Mittel und Weis'.

Langsam näher und näher rückten die Leute dem Beichtstuhl. Ein hübsches demuthiges Mägdlein schob sich sachte und sachte vor und suchte ein wenig, und so gut es die Beichtordnung erlaubte, hinter den Vorhang zu gucken, ob der geistliche Herr wohl schon sitze. Richtig, es rührt sich die blaue Stola. Das Mädchen hält sofort sein weißes zierlich gefaltetes Handtuch sittsam vor den Mund und hustelt sich aus; und als sonach das Herz entfernt ist, kniet sie nieder auf das Pultlein und reckt das Köpfchen gegen das vergitterte Beichtfenster.

Der gute Schäfer ist in Todesangst. Zu erkennen geben kann er sich um keinen Preis. Durch ein Unbeachtetseinlassen des Beichtkindes auffallend machen darf er sich auch nicht. Sollt' er nun also den Beichtvater spielen? Es wäre der entsetzlichste Frevel, aber — gibt es einen andern Ausweg? Und ist der Titus nicht schon Priester im Herzen? Und er meint es nicht schlecht, er legt nur so ein Bischen das Ohr an's Gitter und braucht ja das Beichtkind nicht anzuhören, es nicht loszusprechen.

Zu allem Glücke ist es im Beichtstuhle sehr finster; die Orgel klingt, Alles ist in der Andacht. Mit dieser einen sündigen Magd wird der Titus doch wohl fertig werden.

So legte er denn das Ohr an's Gitter.

Das Mädchen ließ gar nicht lang auf sich warten. Zuerst kam das Gebet von der offenen Schuld; dann kam ein Häuflein Sünden, lauter Scheidemünzen, wie sie so jedes ordentliche Beichtkind hat und haben muß. Dann stockte es.

Der Schäfer saß auf glühenden Kohlen. Es ist kein Grund da, um die Lossprechung zu verweigern; und spricht er los, so läuft sie hin und empfängt die Communion. Richtig, sie ist beim Abendgebet eingeschlafen, hat sie gesagt; ja, dann kann keine Lossprechung ertheilt werden, ehe sie sich gebessert hat. Schon will das der Titus mit verstellter Stimme sagen, da kommt das Beichtkind noch mit etwas vor. Es stottert und schluchzt. — „Ja, und dann, Hochwürden, daß — daß ich halt den Liebsten nicht vergessen kann," fährt das Mädchen heraus. „Und es läßt mir keine Ruh' bei Tag und Nacht, und ich weiß, es soll nicht sein und ich hab' mir's selber

gethan, ich bin übermüthig gewesen und er hat gemeint, ich mag ihn nicht und jetzt geht er in's Kloster."

Der Schäfer fährt zurück und lugt. Gottswahrhaftig, es ist die Gais Esther vom Aichgraben.

„Ich hab' mir's selber gethan," klagt das Mädchen wieder, „und jetzt weiß ich mir bei meiner Seel' nit zu helfen, und vergessen kann ich ihn halt nimmer."

Sie schweigt und harrt erwartungsvoll, was ihr der Beichtvater wohl rathen mag.

Diesem wird's schier selber dumm und er meint, der ganze Beichtstuhl hebe mit ihm an zu tanzen. Aber im Kerne ist der Titus eben gerade kein Narr, er merkt es zugleich was die Stunde bedeutet. Sein Herz drückt er mit aller Gewalt hinab unter die Bank. Dann lehnt er sich hin und murmelt abgewendeten Antlitzes: „Hm, hm, das ist freilich wahr'. Da müssen wir mehr darüber reden, liebes Kind, weißt du was, komm' heute um's Gebetleuten in des Pfarrers Obstgarten."

Das Mädchen schwieg eine Weile, dann stotterte es ängstlich: „Wär' schon recht, ja, Hochwürden, aber im Obstgarten ist halt kein Beichtstuhl nicht und keinem Menschen will ich meine Sach anvertrauen, als nur dem lieben Herrgott."

Da war es dem Schäfer im Beichtstuhl', als müsse er hell aufjauchzen. „Dein Liebster ist gewiß der Schäfer von der Birkenhalde?" frug er flüsternd.

„Ei freilich ja, der Titus halt."

„So kann ich dirs im Beichtstuhl sagen, er hat mich ja gebeten d'rum, der Schäfer ist bei mir in der Beicht gewesen; er geht nur deßweg in's Kloster, weil er dich nicht kriegt,

der läuft dir noch nach in dein Haus; denn schau wie er dich lieb hat, Ehster, glauben kannst es nimmer!"

Zum Glück hatte der Organist dem heiligen Michael zu Lieb' alle zwölf Register aufgezogen, und so verstand die Ehster den leidenschaftlichen Ausbruch des Beichtvaters nur halb. Und dem aus Rand und Band gekommenen Schäfer dünkte es die höchste Zeit, daß er das Kreuz schlug und den Schuber zuklappte.

Die Orgel schwieg, die Vesper war aus, die Leute bliesen ihre Lichter ab und verließen nach und nach die Kirche. Auch die Ehster schlich dem Ausgange zu, voll Sorg' und Liebesnoth — und heut ist ihr am Beichtstuhl das Herz nicht leichter geworden.

Der Schäfer entschlüpfte seinem unheimlichen Verstecke und als er wieder unter freiem Himmel stand im kühlen Berghauch und Abendroth und die Stämme der Birkenhaide dort oben wie glühende Nadeln leuchteten, da that er einen Athemzug, mit dem er ein ganzes, neues glückseliges Leben einsog.

Und wie der Beichtvater gesagt hatte, der Schäfer lief dem Mädchen noch an diesem Abende nach in ihr Haus — „denn schau, wie der dich lieb hat, Esther, glauben kannst es nimmer!"

Sie hat's aber doch geglaubt und nach wenigen Tagen erhielten die grauen Brüder auf Birkenrinde geschrieben den Bericht: „Ich kann nicht kommen, ich hab mir ein Weib genommen und bleibe der Schäfer von der Birkenhaide."

—

Der Wiedergetaufte.

Erschütternd ist es, wenn man in toller Jugendlust tollen Abenteuern zujagt, um die Herrlichkeit der Welt zu schauen, und man steht plötzlich in die Ungründe eines verlorenen Lebens.

Die Verwanderung war beschwerlich, mein Gaumen weiße Wasser. Oft nach mehrstündigem Durst hörte ich das Rauschen einer Quelle. Sie sprudelte in einem Fichtenwäldchen, das im entlegenen Gebirgstale stand. Aus moosigem Gestein quoll das klare Wasser. Ich kauf hin und trank. Wäre ich ein Steinmetz gewesen, ich hätte die Worte in den Felsen gegraben: „Das Wasser ist das Beste auf der Welt."

So sehr die Quelle entlegen und versteckt war, so schien sie doch zuweilen besucht zu werden, es war das Kreßkraut zertreten und am Wässerchen stand ein Schöpfgefäß aus Baumrinde geformt.

Und siehe, als ich noch in der Kühle saß, kam ein Mensch herangeschritten, der mir für all meine Zeit unvergeßlich ist. Es war ein hagerer Mann mit sonnenverbranntem tiefigen Gesichte und wüstem Bartwuchs. Nichts, als ein braunes Lederhemd und eine ähnliche Schürze und einen Hut aus Binsengeflechte und Stiefel aus Baumrinden trug er am Leibe. Das war eine spärliche Hülle, und dennoch verbarg sie mir den inneren Menschen ganz und gar.

Sein Auge war hohl und unstät, schoß jählings hervor und duckte sich eben so hastig wieder in seiner Höhle. In der knorrigen Hand hielt er einen knorrigen Stock. So stand er vor mir.

„Bist durstig geworden?“ redete er mich an; seine Laute waren ungeübt.

Mein Gegengruß war sicherlich nicht sehr männlich gewesen, denn der halbwilde Mann sagte nun:

„Wirst dich fürchten vor mir? Magst du Brod zum Wasser? So gehe mit mir.“

Die Furcht schwand, die Neugierde wuchs, ich ging mit ihm.

Er führte mich durch das finstere Wäldchen gegen die Felswand. An der Felswand war eine Spalte, davor lehnten Bretter und Baumrinden, durch Erlenzweige aneinander gebunden. Mein Gefährte kroch durch die Spalte und winkte, daß ich ihm nachkommen möge.

„Da gehe ich nicht hinein“, sagte ich leise.

„Wenn du ein Hasenfuß bist, so kriegst du auch kein Brod“, versetzte er.

Ich schämte mich und schlüpfte sofort durch die Oeffnung. Da war es sehr finster, der Mann führte mich mit seiner harten kalten Hand und drückte mich endlich auf einen Stein nieder, daß ich raste. Dann schob er eine Rindentafel bei Seite und das Taglicht fiel in die Höhle. Die Wand war rauh und bildete an einigen Stellen Nischen, in welchen mancherlei sehr einfache Geräthe standen. Der Fußboden war mit Tannenreisig belegt. Neben mir auf zwei Steinen lag ein Brett als Tisch; dahinter war ein Haufen von Kiesel-

steinen und weiter abseits zeigten glühende Kohlen, an denen ein zugedeckter Topf stand, die Feuerstelle. Ein geschnitztes Heiligenbild war auch zu sehen.

„Das ist mein Haus", sagte der Mann im Tone der Befriedigung.

„Wo schlaft ihr denn?" frug ich.

„Hier ist das Bett", antwortet: er und wies auf die Kieselsteine, „da bin ich vor dem Ungeziefer sicher."

Hierauf legte er mir ein sehr hartes Stück Schwarzbrod vor und sagte: „Gesegne dir's Gott!"

Ich aß die vertrocknete Rinde nicht ohne Mühe. Er sah es und lächelte. Dann zog er die Binsenkappe ab, da merkte ich sein graues Haupt.

„Ja", meinte er „es thut Einem gut, wenn einmal wer kommt. Viele Leut beisammen mag ich nicht sehen, aber einen allein hab ich gern. Bist gerade so groß wie mein Bruder. Kommst du von weit?"

„Ich komme von der Stadt."

Er stutzte, hernach frug er kleinlaut: „Reden sie noch von mir?" Und nach einer Weile: „Ja, das wirst du nicht wissen; geschlagen haben sie mich."

Er starrte zu Boden.

Nach einer Weile, als der Sonnenstrahl auf ein schneeweißes Steinchen schien, welches mitten in der Höhle auf dem Reisig lag, sagte er: „Jetzt ist es Mittag. In Zell werden sie zum Gruß der lieben Frauen läuten. Wenn du gegessen hast, so wollen wir beten."

Hierauf faltete er die Hände und sagte langsam: Der Engel des Herrn bracht' Maria die Botschaft, daß sie

empfangen von dem heiligen Geiſt! Gegrüßt ſeiſt du Maria!" Dann betete er eine Weile ſtill, und plötzlich wendete er ſich zum geſchnitzten Bild und rief: „Marie ſprach: ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geſchehe nach deinem Worte!" Hierauf ließ ſich der Alte auf das Knie nieder und murmelte lange vor ſich hin, und endlich ſagte er zu mir gewendet: „Das Wort iſt Fleiſch geworden und hat unter uns gewohnt! Gegrüßt ſeiſt du, Maria!" Dann nahm er das Bildniß von der Wand und küßte es.

„Was habt ihr da?" frug ich.

„Sei ſtill," antwortete er. „Das iſt die Mutter Gottes. Paß auf, in hundert Jahren wird auf dieſem Platz eine große Gnadenkirche ſtehen, und alle Sünder von der Welt werden kommen, und allen wird verziehen werden. Auch jene, die mich geſchlagen haben, werden kommen, aber denen wird nicht verziehen werden."

Armer, irrer Mann! dachte ich und wollte mich wenden.

„Schon davon gehen willſt du?" frug er überraſcht, „ach ja, auf meinem zerfleiſchten Rücken ſchleppe ich es, wie die Erbſünde, und kein Menſch bleibt mehr bei mir."

„Iſt es euch lieb, ſo bleib ich ſchon noch ein wenig bei Euch", ſagte ich, „Menſchen die grau geworden ſind und viel gelitten haben, muß man nicht meiden."

„Nicht?" verſetzte er gedehnt, „nu, gelitten, das hätt' ich wohl."

„Erzählt mir von eueren vergangenen Tagen, lieber Mann," bat ich.

„Erzählen!“ sagte er, „nein, das kann man nicht erzählen. Vor zwanzig Jahren etwa, da war's hier so, wie heut. Nur war dieses Brod nicht da, und du auch nicht.“

Dann hob er den Topf vom Feuer, nahm einen Holzlöffel und aß. „Die Speise haben mir die Engel vom Himmel gebracht,“ lächelte er, „gekochte Pilze sind es.“

Nach dem Essen faßte er wieder seinen Stab und führte mich aus der Höhle.

Ich bat nochmals, daß er mir aus seinem Leben etwas erzähle; da schritt er gegen den frischen Quell und setzte sich auf einen Stein.

„Wasser muß ich fortweg haben,“ meinte er hierauf, „mir steigt gern das Blut zu Kopf, und mein Gehirn ist auch schwach. Ja, dem Hes ist es grimmig ergangen. — Guck mich an! schau ich aus, wie andere Leut'? Wie der Prinz schau ich aus, der in einen Bären ist verwunschen worden.“

Er biß in die Lippen und seine Augensterne zogen sich ganz zurück in ihre Höhlen.

„Der Kohlenbrenner da unten, der sagt, seit der großen Kriegszeit wären über zwanzig Jahre vorbei. Ist das wohl wahr? Jetzt schau einmal, zu derselben Zeit bin ich so ein Bursch gewesen wie du da. Ist mir just der erste Bart gewachsen.“

Nun hielt er die hohle Hand zur Quelle und fuhr sich damit über die Stirne, daß die hellen Tropfen über sein Gesicht rieselten.

„Ist eine gefährliche Zeit, wenn der erste Bart wächst“ fuhr er hierauf fort, „man ist frei ein Narr vor lauter

Uebermuth und Heißblut; aber verstehen thut man gar nichts. Bin eines reichen Bauers Kind gewesen. Meine Mutter hat gemeint, ich hätt das Zeug zum Predigen und Messelesen in mir; aber mein Vater hat gesagt: Hat mir noch nicht fünf Groschen ins Haus bracht, der Knirps, und jetzt sollt ich tausend Gulden für ihn ausgeben? Nichts da, der Hes bleibt daheim bei der Düngerfuhr! — Ist gut, der Hes ist daheim verblieben, ist tollustig gewesen — oder wo lebt der blutjunge Bursch, der nicht freudig ist? Mit einem jüngeren Bruder hab' ich mich umgetrieben bei den Rehen im Wald, und in der Nachbarschaft bei den schönen Mägdelein. — Jählings aber wird's gewendet. Der Amtsbot' bringt einen Brief, der ruft mich zur Rekrutirung. Ja, du, jetzt schaut die Welt anders aus. Du mußt in ein fremdes Land, mußt hungern und dursten; mußt exerzieren des Tages, mußt dich abrichten lassen, wie ein Hund; mußt Wacht stehen in der kalten Nacht. Mit schwerem Sack und Pack mußt du wandern in Staub und Sturm und Sonnenhitze. Und ist Krieg, so mußt du die Hütten plündern und zerstören, in denen du ausruhen möchtest, mußt todtschlagen den Gegenmann, dem du die Hand möchtest drücken. Endlich trifft dich selbst die Kugel."

Er schwieg und netzte sich wieder die Stirne.

„Ja", fuhr er fort, „Soldatenleben! Die halben Nächte lang hab ich gebetet: Maria Mutter Gottes, ich opfere dir Leib und Seel und tausendmal von Herzen will ich dich grüßen alle Tag, wenn sie zu deinen Ehren läuten, nur von dem Soldatenleben thu' mich gnädiglich behüten! — Verzeih' mir's Gott, mein Vater hat eine Handvoll Geld

lieber gehabt, als seinen Sohn, hat mich nicht losgekauft, gleichwohl ich vor ihm auf den Knieen bin gelegen. Da höre ich, ein Mittel gäb's: das Heirathen könnt' mich retten. — Jetzt, schau mich an, du hast einen großmächtigen Narren vor dir: das erstbeste Mädel hab' ich geheirathet und gegen meiner Eltern Willen, und zu meinem Verderben. Kehr die Hand um, sagt das Gesetz: Heirath und Familie ist kein Befreiungsgrund. Der Hes muß zu den Soldaten — gar ist's."

Der seltsame Mensch wusch sich wieder die Stirne, wusch sich lange und ächzte dabei. Dann stand er auf, die dürren Finger in einander geklammert und die Augen fest geschlossen murmelte er: Ich hab' mich geflüchtet in die Wildniß. Schergen sind nach mir ausgezogen, sie hätten mich nicht erkannt, da hat mich mein eigen, mein blutseigen Weib verrathen, ha ha ha, 's ist doch ein Hauptspaß auf dieser —" er biß die Zähne zusammen, daß es scharrte — „millionentausendmal vermaledeiten Welt! —"

„Mit gebundenen Händen, wie einen Spitzbuben, haben sie mich davongeschleift. Zwei Zähn' hab ich mir ausgebissen unterwegs. — Kennst du die Schmach? — Sie treiben dich durch dein Heimatdorf, durch die guten Bekannten und Verwandten — wie einen Schelm. Kennst du die Schmach? — Geh, du hast noch keine böse Stund' gehabt. — In die Stadt haben sie mich getrieben. In der Stadt haben sie mich geschlagen — Jesus, Jesus!"

Er ergriff das Scherfgefäß und goß sich Wasser über das Haupt, daß es von allen Seiten niederfloß über die grauenhafte Gestalt.

„In zwei Reihen", fuhr er dann fort, „haben sie sich aufgestellt. Jeder mit einer schweren sausenden Ruthe. Mit nutternacktem Rücken haben sie mich da mitten hindurchgetrieben — zwei-, dreimal hindurch. . . . . Spießruthenlaufen heißt man das Spiel. — Ein Mensch schlägt den andern, und der Himmel bricht nicht zusammen? — Du, ich sag's: neun Teufel haben sie in mich hineingeschlagen. Seit diesen Schlägen kann ich mich selber nicht mehr leiden, Tauf' und Krisam ist verloren!"

Wieder begoß er sich mit Quellwasser.

„Wie ist es weiter geworden, du guter, armer Mann?" frug ich.

„Anders", versetzte der Alpeneinsiedler. „Ehvor die Wunden noch geheilt, bin ich ausgebrochen, bin davon in einer Wetternacht. Von meinem Weib ausgewichen und meinem Bruder, und jedem Menschen. In diese Wildniß bin ich heraufgegangen. Das Haus hab' ich mir gebaut, von wilden Kräutern hab' ich gezehrt, und vom Fleisch der Thiere, die ich mit der Schlinge gefangen. Nur mit einem Kohlenbrenner da unten, auch schier so schwarz wie ich, bin ich bekannt worden, der hat mir Manches zugeschwärzt. Auch die Mutter Gottes hat er mir gebracht, die du gesehen hast. Rechtschaffen haben wir miteinander gebetet und geflucht. Allbeid' will uns der Hölleteufel haben."

Wieder begann der Mensch sich mit Wasser zu begießen, so daß ich ihn doch endlich frug, was er denn damit wolle.

„Der Kohlenbrenner", entgegnete er, „der hat ein Buch, da steht die Geschicht' von den Wiedergetauften drin. Und schau, ich will auch so ein Wiedergetaufter sein. Meine erste

Tauf' die ist ja todtgeschlagen mit den Spießruthen. Mit neuem Wasser muß die Schmach abgewaschen werden. — Sie haben auch schon die Sterbglocke für mich geläutet draußen in meinem Torf. Haben mich für todt gehalten, weil mich gar die Häscher nicht mehr gefunden. Aber ein Gemsjäger hat mich einmal gewahrt, hat mich wollen mitschleppen hinab zu den Leuten. Bin nicht gegangen. Darauf sind meine Verwandten gekommen; ich hab' mich vor ihnen verkrochen zu hinterst in die Felsen. Mir graut vor den Leuten. Ich will da verbleiben im Gestein bis zur zweiten Taufe. Von da hab' ich nicht weit in den Himmel hinauf. — Aber mein Bruder" — fuhr er fort, „aus dem ist nichts geworden. Der ist bei den Soldaten, soll in Welschland gewesen sein und soll gerauft haben. Jetzt hätt' er ein goldenes Kreuz auf der Brust, wär längst schon frei, geht dir aber gar nicht mehr weg von den Soldaten. — Kannst es glauben, es ist bitter, einen solchen Bruder zu haben!"

Ich stutzte; — schien mir doch plötzlich, als spräche eine höhere Stimme aus dem Munde des Irren. Menschlichkeit und Friede bekundete die ganze Erscheinung. Ich war tief erschüttert.

„Armer Freund", sagte ich, „recht mögt ihr denken, aber dieser Welt seit ihr einmal ein kranker närrischer Mann; das ist nicht zu ändern. Das Beste ist doch, ihr kommt wieder mit mir hinab zu den Menschen, in das Haus, wo ihr geboren worden, wo eure Eltern gewaltet und euch geliebt haben. Wo die Wiege des Kindes gestanden, dort ruht sichs für den alten Mann am besten."

Jetzt verbarg er sein Antlitz in das Moos und schluchzte: „Sei still und führ' mich nicht in Versuchung! — Ich mag nichts mehr von dieser Welt. Meine Stunde wird bald kommen, ich gehe zu Jesus und Maria. Nur mit meiner Seel' möcht' ich vorher in Ordnung sein. Du bist noch jung", hier faßte er meinen rechten Arm: „Sag mir, hat diese Hand schon wen geschlagen?"

„Diese Hand", entgegnete ich, „hatt schon manch ein Stück Arbeit verrichtet, manch eine Brudershand gedrückt, aber geschlagen? Davor habe ich mich gehütet."

„Gott sei Dank!" versetzte der Einsiedler aufathmend, „so thue mir jetzt das christlich' Werk, nimm mit dieser Hand das Gefäß, fülle es mit Wasser und taufe mich."

Ein seltsames Gemüth geht seine seltsamen Wege. Ein krankes Herz muß man laben mit dem, wonach es dürstet. Ich faßte mit meiner rechten Hand das Schopfgefäß aus Baumrinde, füllte es mit Wasser und sagte: „Du gute Seele, so taufe ich dich im Namen Gottes. Sein Reich komme zu dir!"

Er war auf die Knie gefallen, ich goß das Quellwasser über sein graues Haupt.

Da war es einen Augenblick sehr still, nur der Wind sauste oben in den hohen Felsen.

„Jetzt bin ich erlöst!" rief plötzlich der Einsiedler und umfing meine Kniee, „jetzt ist die Last von meinem Rücken. Dir lohne es Gott, Menschenbruder, dir lohne es Gott!"

Rief's, sprang auf und eilte durch den Wald der Felswand zu. —

Das ist die Geschichte von dem Wiedergetauften. Noch im selben Sommer wurde der arme irre Mann todt an der Quelle gefunden. Sie trugen ihn hinab auf den Kirchhof des nächsten Alpendorfchens. An der Quelle aber steht heute ein Kreuz aus nacktem Tannenholze. Zuweilen ein Alpenwanderer steht davor still; vielleicht manch' ungerechten Schlag auf seinem Leibe oder in seiner Seele tragend, denkt er mit Wehmuth an die Geschichte von dem Wiedergetauften.

Der Seelen-Erlöser.

Im Kärtnerland, am Ossiacher See wars. Abendlich still und kühl war die Landschaft, auf den Matten der hohen Gerlitzen lag noch das gelbliche Licht der Sonne. Ich war vom Ufer des Sees entlang gekommen bis zu dem kleinen, waldschattigen Ort, der genannt: das Heidengestade, weil einst allvort die letzten Heiden erschlagen worden sein sollen. Der Volksmund hat aus dem „Heidengestade" keck die Benennung „Heiligenstadt" gedrechselt, obwohl der Ort mit den drei Häusern und der kleinen Kirche nichts weniger ist als eine Stadt und darin auch, wie mich ein Einheimischer versicherte, von der Heiligkeit nicht gar viel zu verspüren sei.

Ich ging in Heiligenstadt einer Fischerhütte zu, die am Ufer des spiegelglatten, weiten Sees stand, und frug dort an, ob ich nicht könnte an das jenseitige Ufer gesetzt werden, um den Bahnhof von Ossiach zu erreichen, noch ehe die Nacht einbreche.

Noch heute liegt es wie ein warmer Sonnenblick auf meiner Seele, wenn ich an die Herzlichkeit denke, mit der ich in der Hütte empfangen wurde. Drei ältliche Leute waren da, der Fischer, sein Weib und seine Schwester. Alle drei zeigten sogleich die größte Theilname für mein Anliegen und beriethen in den lebhaftesten Stimmen und Geberden, auf welche Weise ich am sichersten und bequemsten über den See kommen sollte. Als ich um ein Glas Wasser bat, merkten sie, daß ich Erquickung bedürfe und geschäftig eilte die

Fischerin um Milch und Butter und der Fischer brachte einen mächtigen Brocken herbei, und endlich kam seine Schwester auch mit dem Wassertopf herangehumpelt und entschuldigte sich gar verlegen, daß sie kein ordentlich Wasserglas hätten, und mir einen so ungebührlichen Topf vorsetzen müßten. Ich aß und trank mit großer Neigung und die Leutchen sahen mir zu und schienen schier selbst dabei gesättigt zu werden, so wohlwollend und freudlich guckten sie drein. Das waren biedere Leute. Da waren sie arme, blutarme Fischer, die verlassen und vergessen sind auf der Welt, die so selten eine Wohlthat zu üben vermögen und noch weniger eine solche empfangen. Draußen ist die große, reiche, vornehme Welt, die weiß nichts vom einsamen Fischerhaus, sie kennt es nicht und besucht es nicht und seit hundert Jahren steht die Hütte am Ufer und der Großvater und der Vater hat darin gelebt sein armes mühevolles Leben und Alles ist vergangen und es war wie nichts und so ein Fischerhaus mit Allem in ihm ist wie verloren und wie vergraben. Und auf einmal geht die Thür auf und ein fremder Mann tritt ein; er ist von der weiten, großen Welt, er ist verbunden mit dem Ganzen, das die Welt heißt; und nun sitzt er da auf dem rauhen Tisch, auf dem der Großvater im Märchenerzählen der Ewigkeit entschlummert war und nun kann ihm die Hütte ein Dach geben und kann seinen Hunger und Durst stillen und sie, die liebe arme Hütte, hat in ihren alten Tagen Anwerth und Bedeutung.

Vielleicht mochte den guten Menschen so zu Muthe gewesen sein. Mein Geldstück, das ich ihnen reichen wollte, wiesen sie verlegen zurück und meinten, wenn ich schon ein

paar Kreuzer geben wolle, so möge ich es dem Luidle geben. Der Luidle würde mich über den See rudern. Der Luidle sei der Bruder des Hausvaters und müße beim Hause verpflegt werden. Er sei ein Haſcher und könne ſich die Dinge im Kopfe nicht ordentlich zurecht legen; es sei ihm nicht gegeben und so könne er ſelbſtändig ſein Brod nicht erwerben. Aber des Anderns wegen könne ich mich dem Luidle ſchon anvertrauen, da sei er verläßlich: er sei oft ganze Tage und Nächte auf dem Waſſer, habe es auch ſchon mit böſen Wettern aufgenommen, sei ihm nie etwas paſſirt. In einem Stündchen hätte er mich drüben: ihm möge ich die paar Kreuzer geben.

Hätte mich nicht mein Reiſeplan noch an demſelben Abende nach Villach gerufen, ich wäre am liebſten in der Hütte geblieben und hätte mich geazt an der Biederkeit und Herzinnigkeit dieſer echten Menſchen.

Der Hausvater ſelbſt ging, das Fahrzeug flott zu machen. Gar einladend war dieſes juſt nicht; die Wände hielten nicht mehr ganz niet- und nagelfeſt, waren zum Theile auch ſchon durchmoorſcht und aus dem Boden gabs viel Waſſer zu ſchöpfen. Ich drückte mein Bedenken nicht aus, aber der Alte mußte mir's anſehen. „Iſt gar nit gefährlich," ſagte er, „iſt ein gutes Schinakel. Das hat zu unſerem Hochzeitstag mich und mein Weib von Oſſiach herüber geführt." Ich frug, wie lange das ſchon her ſei, da antwortete er, daß er das nicht genau wiſſe; es ſei wol auszurechnen, ihr älteſter Sohn ſei jetzt im dritten Jahr beim Militär.

Als nun der Kahn in Bereitſchaft war, wurde der Luidle herbeigerufen. Der kam in ſeinem ſchmutzig-grauen,

halb zerfaserten Leinenzeug daher gekrakelt. Die Hände gingen ihm, wären sie nicht am Ellbogen eingezogen gewesen, fast bis zu den Knien hinab und die Knie drehten jeden Augenblick einzuknicken; da sah ich's wol, der Mann war nicht für das trockene Land gemacht. Am Halse hatte der Leidige einen Zwillingskragen, der beengte die strenge Censur der Worte, wenn welche heraus wollten, und stumpfte die scharfen, schneidigen Accente ab und strich ganze Sylben weg. Die Augensterne des Mannes waren so geartet, daß sie sich allerseits gerne der Nase zudrängten, und die Wangen waren gar eingefallen und hatten weiße Bartstoppeln.

Als er mich sah, zog er seinen schwarzen Strohhut ab und schien zu überlegen, ob er mir die Hand küssen oder irgend eine andere Auszeichnung antun sollte. Zuletzt, als er in das Fahrzeug stieg, fiel er schier selbst ins Wasser, was ihn schmunzeln machte, weil eine nasse Fahrt dem Fischer Glück bedeutet.

Ich hatte vergessen, den guten Fischersleuten zum Abschiede meinen allerletzten, herzlichsten Händedruck zu geben, nun aber stieß mein Schiffer ab, und der Kahn glitt vom Ufer, und wie ich die Hände auch noch zurückstreckte zum Fischer und den beiden Frauen, es war kein Erreichen mehr; da denkten wir es in die Luft hinaus: „Behüt' Gott! behüt' Gott!"

Die Sonne auf der hohen Gerlitzen war verloschen, tief dunkel war die Fläche des Sees und nur die Furche, die der Kahn zog, war wie ein silbernes Kettenband. Ueber Heiligenstadt kümmerte der schwarze Wald; dort in der Ferne stand

der weiße Würfel des Klosters Ossiach; über den Bergen im Westen zogen goldig leuchtende Wolkenstreifen.

Ein unterhaltliches Wort auf der Wanderschaft ist nie von Uebel. So frug ich meinen Begleiter: „Kennst du die Geschichte vom polnischen König, der einen besoffenen Priester am Altare niedergestochen hat, zur Sühne dieses Frevels nach Rom pilgern sollte und unterwegs im Kloster Ossiach unerkannt als armer Laie verblieb bis an sein Ende?"

„Den hab' ich erlöst", versetzte der Alte geheimnißvoll, „der wär' verdammt gewesen, in die neunte Hölle hinunter verdammt, zuweg, weil er nit zum heiligen Vater ist gangen, weil er dahier verblieben ist und keine Verzeihung gehabt hat. Auf die Meinung, daß der Polenkönig sollt' erlöst werden, hab ich drei Jahr lang keinen Traum ausgesagt. Und wie die drei Jahr vorbei, ist mir der König erschienen mitten in der Nacht, hat ein schneeweißes Kleid tragen, hat gesagt: du hast den Abbruch thun, hast drei Jahr lang die allermerkwürdigsten Träume still verschwiegen; das ist ein gut Werk allerwege. Jetzt bin ich erlöst. Aber noch zwei andere Seelen sollst du erlösen, eh' du den vergrabenen Schatz wirst finden."

„Du suchest nach einem vergrabenen Schatz?" frug ich, um ein wenig näher mit dem sonderbaren Geistesleben des alten Fischers bekannt zu werden.

Der ruderte baß und entgegnete nichts auf meine Frage. Endlich hielt er ein, daß das Schiffchen still hinzog auf der Fläche, sah mich an und versetzte strahlenden Auges: „Die zweite Seel' hab ich auch schon erlöst. Mein Nehudel ist auf dem Sitzblock in der Stuben beim Geschichtenerzählen gählings

verstorben. Ohne Beicht und Lehnung ist er dahin gefahren, und darauf ist er mir oft gekommen in die Dachkammer nauf zu meinem Bett, er thät bitterlich leiden in der heißen Gluth; ich sollt so barmherzig sein, sollt vom Sitzblock herunter neun scharfe Splitter schneiden und in meine Schuhsohlen legen. Fünf Jahr und darüber bin ich gegangen auf den Splittern vom Sitzblock, da ist mir der Rehndl wieder erschienen, hat ein weißes Kreuz gehabt auf der Brust und neun blutige Splitter daran, hat freundlich gelächelt und gesagt: ‚Zu tausendmal dank dir Gott, du hast mich erlöst. Jetzt geh, und such die dritte Seel', daß du den vergrabenen Schatz magst finden.“

Wenn es solch ein Wetter regnet, da schießen Einem die Gedanken auf wie Pilze; ich hätte sie in den gegebenen Verhältnissen vernünftigerweise nicht aussprechen sollen. Aber ich that den Mund auf und redete.

„Luidle“, sagte ich, „du bist kein Halbnarr. Du redest nur so. Der polnische König ist vor vielen hundert Jahren gestorben. Wie ihm jetzt geschieht, das weiß ich nicht, weißt du nicht; aber ihm geschieht genau, wie er es verdient hat, darauf können wir uns verlassen. Ob du deine Träume aussagst oder nicht, das kann ihm weder nützen noch schaden.

Und dein Rehndl, wenn er gestorben ist, so hat Gott mit ihm abgeschlossen, das weißt du von der Predigt her. Ob du Holzsplitter oder Baumwolle in deine Schuhe thust, davon verspürt er nichts mehr. Du allein verspürst die Splitter und du hinkest herum und leidest und weißt nicht wofür, und der Herrgott selber lacht dich aus, daß du so albern bist. Habe des Tages keine hirnverrückten Gedanken und iß am

Abend nicht zu viel Sterz und Knödeln, so wirst du nicht viel Träume zum Aussagen und zum Verschweigen haben und es wird dir kein Geist mehr erscheinen, hättest auch selber keinen bei dir. — Und gehst du auch mit dem Gedanken um, arme Seelen zu erlösen, deßwegen bist doch immer noch kein guter Kerl, du thust es nicht den Seelen zu lieb, du thust es des vergrabenen Schatzes wegen. — Siehst du, so stehts und ich weiß es, Luidle, du bist kein Halbnarr, du redest nur wie einer. Im Geheimen bist du gescheiter als wir all miteinand."

So sprach ich und merkte nicht, daß ich selbst den Seelenerlöser spielen wollte.

Der Luidle hatte das Ruder niedergelegt und starrte mich entsetzt an.

„Wer sollt' sich so was vom Luidle denken", murmelte er, „jetzt führt er einen Heiden über den See! — Etwan schickt ihn Gott zu mir, daß ich ihn bekehre und erlöse. Das wär' die dritte Seel und den Schatz kunnt ich heben."

Es war schon dunkel; wir standen mitten auf dem See; gegen Sonnenuntergang hin hatte ich einigemale wetterleuchten gesehen. Da ich merkte, mein Begleiter stellte die Arbeit ein, wollte ich das Ruder erfassen. Aber der Alte haschte es mir vor der Hand weg und rief: „Oho!"

„Ich bin schon an die fünfzig Jahre auf dem Wasser", sagte er hierauf und röchelte dabei, „aber eine so schauderhafte Red' hab ich noch nit gehört, s' ist wol wahr, was der Pfarrer sagt, s' thät so viel Ketzer geben auf der Welt; du bist einer. Der See ist gut christlich gewesen seit eh vorzeit; der kann dich jeden Augenblick verschlingen. Aber s'

Bayerische Staatsbibliothek

darf nit sein, daß deine Seel zu Grund geht; ich erlöse sie bei lebendigem Leib. Mensch, du fährst in deiner Verblendung in die neunte Hölle hinab. Mensch, du bist ewig verdammt!"

Im Westen donnerte es leise; schwül und still lags über dem See; im Boden des Kahnes sickerte das Wasser. Ich sah die Gefahr und ich war einem fanatischen Narren übergeben. Das waren keine erfreulichen Zustände. Sollte ich dem unthätigen Alten das Ruder mit Gewalt aus den Händen ringen? Das konnte die Gefahr nur erhöhen; das Fahrzeug schwankte bei jeder leisen Bewegung. Da überlegte ich rasch: mit einem Narren ist nichts anzufangen; laß dich klugs erlösen, auf daß du ins Trockene kommst. „Du wirst schon recht haben, Luidle," versetzte ich geschmeidig, „ich will dir Alles gern glauben und mich sofort nach deiner Lehre von der ewigen Verdammniß erretten. Aber nur das möchte ich wissen, ob du wol gewiß recht daran bist; ob dich der Geist nicht belogen hat, ob du den vergrabenen Schatz wirklich finden wirst. Zu tausendmal, Luidle, wünsch' ich dir den Schatz und ich will zu Gott beten, daß du ihn erlangest. Nur wissen möchte ich's, ob's wahr ist; nachher bin ich für mein Lebtag bekehrt, kannst dich verlassen drauf."

Da war er ganz glückselig, er haschte nach meinen beiden Händen und hauchte: „du liebe Seel'! du liebe Seel'! — und morgen in der Früh heben wir den Schatz — ich weiß' schon. Willst morgen zu Sonnenaufgang bei der Ruprechter Kuchen sein — bei der katholischen aber und nit bei der lutherischen; dort bei der Freithofthür wirst mich finden."

Mit erneuter Kraft handhabte er nun das Ruder; und es war hohe Zeit, das Gewitter kam näher und das Waſſer wurde bereits unruhig.

Als wir landeten, war es finſtere, ſtürmiſche Nacht. Ich gab dem Luidle ein Silberſtück; er wog es in der Hand, blickte mich verwundert an und ſprach: „Du biſt reich!“ Ich glaubte, ihm ſei das Geldſtück zu gering, „da ich reich ſei“, und legte noch ein zweites dazu. Da rief er: „Herr, führ' uns nicht in Verſuchung! Ich hab' noch nicht gegraben und — der gibt mir den Schatz in die Hand!“

Haſtig ſprang er zurück in das Fahrzeug, ſtieß es vom Ufer ab und ich ſah nichts mehr von ihm; ich hörte nur das Rauſchen des Sees.

Doch, er hätte es ſchon oft mit böſen Wettern aufgenommen, erzählte mir ſein Bruder; ſo eilte ich beruhigt dem Bahnhofe zu.

Mir hatte in derſelben Nacht im Gaſthofe zu Villach viel geträumt, aber ich habe mir vorgenommen, drei ganze Jahre lang all' meine Träume zu verſchweigen.

Für den andern Tag hatte ich einen Ausflug in das Treffenthal vor. Der Weg dahin führt an Sanct Ruprecht vorüber; als ich an der Kirche hinging, hörte ich pfeifen; der Luidle war's, er rief mich. Er hielt hinter ſeinem Rücken eine kleine Haue verſteckt. Ich hatte an die verabredete Zuſammenkunft kaum mehr gedacht. Indeß ſchlägt man eines originellen Abenteuers willen gerne das Treffenthal in den Wind. So ein Seelen-Erlöſer und Schatzgräber begegnet Einem nicht alle Tage und heute konnte mir der Mann doch nicht ſo leicht mehr gefährlich werden. Ich beſchloß, mich mit

dem alten Luidle auf das Schatzgraben zu verlegen — ich hatte es gestern ja selbst so gewollt.

Der Luidle war sehr feierlich gestimmt; er hatte ein papierenes Amulet über der Brust hängen und einen Rosenkranz um die rechte Hand gewunden. Er führte mich aus dem Ort hinaus und als wir auf der einsamen Weide standen, vertraute er mir, daß er den Schatz nun wol wisse; er habe es gesehen, wie der Häusler Sepple vor ein paar Tagen mit Strick und Spaten den Schatz habe heben wollen, wie er aber beim Graben verscheucht worden und mit leeren Händen den Berg herabgekommen sei.

Der Alte war so aufgeregt, daß sein Athem fast zum Pfeifen und seine Worte zum Röcheln wurden. Er schnaufte und hastete voran, er führte mich empor durch den Wald gegen die Ruine Landskron.

Hoch und stolz ragt die Ruine über den Tann empor; das ist ein alter Ritterhort, dahinein hat in bedrängter Zeit sich mancher Kauz geflüchtet mitsammt seinem Schätzlein; ob das Schätzlein nun von Fleisch und Blut war, oder von Silber und Gold. Im ganzen Lande weiß man es, daß in der Ruine Landskron ein Schatz vergraben liegt, und der Häusler Sepple hätt' ihn vielleicht gehoben, hätt' er drei Seelen erlöst gehabt. So aber mußte er durch den bösen Feind verjagt worden sein, denn mit leeren Händen hatte ihn der Luidle den Berg herabkommen sehen.

Indeß, der Luidle wußte die Stelle, wo der Sepple gegraben hatte, ganz genau; aber mitten im Gestrüppe des Burggrabens blieb er stehen und frug mich feierlichen Ernstes, ob

ichs wol ehrlich meine und für alle Zeiten bekehrt bleiben wolle, wenn er den Schatz fände.

„Freilich, freilich", sagte ich und es war schier mein Ernst, denn, wenn das Wunder geschieht, so muß man nothwendig daran glauben.

Wir wanden uns durch Dickicht, wir krochen über Gestein. Ich pflückte Haselnüsse und knackte sie auf; da warf mir der Luidle vor, ich sei leichtsinnig und ließe mir die Sache nicht genug angelegen sein. So knackte ich denn keine Haselnüsse mehr, sondern schlich still hinter meinem Führer her, bis dieser plötzlich an einer sehr abgelegenen Stelle hinter dem Gemäuer still stand. Er senkte seine Haue zu Boden und hub an zu beten. Er küßte das Amulet und rief die drei Seelen an, die er erlöst hatte. Nun, die meine war gleich zu Wege; die war außerordentlich neugierig, was da nun kommen sollte. Das Gestrüppe war theils zertreten, theils geknickt und vor Luidles Füßen war die Erde ein wenig aufgewühlt. Da war es offenbar, wo es der Sepple versucht hatte.

Der Luidle beschrieb mit der Haue einen Kreis um die aufgelockerte Stelle und um uns Beide; dann bekreuzte er sich, starrte zu Boden und seine Augensterne allbeide versteckten sich schier hinter das Nasenbein. Eine gute Weile stand er so; wahrscheinlich erforschte er sein Gewissen und rechnete ab mit seinem Gotte. Endlich begann er zu graben. Die Erde war locker; hastig und hastiger grub er. Er freute sich auf den Schatz und auf meine Bekehrung; ich mich auf die seine. Doch wahrhaftig, der Menschen Geschicke sind wunder-

bar! Yuidles Haue kam ans Ziel — ein todter Hund lag in der Grube.

Das Thier gehörte wahrscheinlich dem Häusler Sepple, der nach der Bestattung leer den Berg herabgekommen war.

Der Yuidle war blaß wie die nahe Mauer; einmal nach rechts und einmal nach links blickte er, dann huschte er die Lehne abwärts durch das Gesträuche — und seither habe ich den Yuidle nicht mehr gesehen.

Der erlöst sicher noch ein paar Dutzend arme Seelen, bis die seine erlöst ist vor Narrheit und Fanatismus und den vergrabenen Schatz der ewigen Ruhe gefunden hat.

—

Die Drachenbinderin.

Der nächtliche Ritt.

Wenn mein Vater am Sonnabend beim Rasiren saß, da mußte ich immer unter den Tisch kriechen. Ja, weil es über dem Tisch gar sehr gefährlich war.

Wenn mein Vater beim Rasiren saß, wenn er seine Backen und Lippen dick und schneeweiß eingeseift hatte, daß er aussah wie der Stallbub, welcher der Kuhmagd über den Milchrahm gekommen; — wenn er dann das glasglänzende Messer schliff an seinem braunledernen Hosenträger und hierauf langsam damit gegen die Backen fuhr, da hub er an, den Mund und die Wangen und die Nase und das ganze Antlitz derart zu verzerren, daß seine lieben, guten Züge schier gar nicht mehr zu erkennen waren. Da zog er seine beiden Lippen tief in den Mund hinein, daß er aussah wie des Nachbars alter Veit, der keine Zähne mehr hatte; oder er dehnte den Mund nach links oder rechts in die Quere, wie die Köhler-Sani that, wenn sie mit den Hühnern keifte; oder er drückte ein Auge zu und blies eine Wange an, daß er war, wie der Schneider Tinili, wenn ihn sein Weib ein wenig zu nachdrücklich gestreichelt hatte. Die spaßhaftesten Gesichter der ganzen Nachbarschaft fielen mir ein, wenn der Vater beim Rasiren saß. Und da kam mir das Lachen.

Darauf hatte mein Vater stets liebevoll gesagt: „Gib Ruh', Bübel." Aber kaum die Worte gesprochen waren, wuchs wieder ein so wunderliches Gesicht, daß ich erst recht

herausplatzte. Er guckte in den kleinen Spiegel und schon meinte ich, sein schiefes Antlitz werde in ein Lächeln auseinanderfließen. Da rief er plötzlich: „Wenn du keine Ruh gibst, Bub, so hau' ich dir den Seifenpinsel hinüber!"

Kroch ich denn unter den Tisch und das Kichern schüttelte mich, wie die Nasse den Pudel. Der Vater aber konnte sich ruhig rasiren und war nicht mehr in Gefahr, über seine und meine Grimassen selbst in ein unzeitiges Lachen auszubrechen.

So auch war's einmal an einem Winterabend, daß der Vater beim Seifenschüsselchen saß und ich unter dem Tisch, als sich draußen in der Vorlauben jemand den Schnee von den Schuhen stampfte. Gleich darauf ging die Thür auf und ein großer Mann trat herein, dessen dichter rother Schnurrbart Eiszapfen trug, wie draußen unser Bretterdach. Er setzte sich gleich nieder auf eine Bank, zog eine bauchige Tabakspfeife aus dem Lodenmantel, faßte sie mit den Vorderzähnen und während er Feuer schlug, sagte er: „Thust dich balbiren, Waldbauer?"

„Ja, ich thu' mich ein wenig balbiren", antwortete mein Vater, und kratzte mit dem Scheermesser und schnitt ein wahrhaft gottverlassenes Gesicht.

„Na, ist recht", sagte der fremde Mann.

Und später, als er schon von Wolken umhüllt war und die Eiszapfen bereits niedertropfelten von seinem Barte, that er folgende Rede: „Ich weiß nicht, Waldbauer, wirst mich kennen oder nicht. Ich bin vor fünf Jahren einmal an deinem Hause vorbeigegangen und hab' beim Brunnen einen

Trunk Waſſer genommen. Ich bin von der Stanz, bin der Drachenbinderin ihr Knecht. Ich bin da um deinen Buben."

Mir unter dem Tiſch ſchoß es bei dieſen Worten heiß bis in die Zehen hinaus. Mein Vater hatte nur einen einzigen Buben und der war ich. Ich duckte mich in den finſterſten Winkel hinein.

„Um meinen Buben biſt da?" entgegnete mein Vater, „den magſt wohl haben, den werden wir leicht entrathen; halt ja, er iſt gar ſo viel ſchlimm."

Bauersleute reden gern ſo herum, um ihre vorwitzigen Kinder zu necken und einzuſchüchtern. Allein der Fremde ſagte: „Nicht ſo, Bauer, geſcheiter Weiſ'! Die Drachenbinderin will was aufſchreiben laſſen, ein Teſtament, oder ſo was, und ſie weiß weit und breit Keinen zu kriegen, der das Schreiben thät verſtehen. Jetzt, da hat ſie gehört, der Waldbauer im Vorderſchlag hätt' ſo ein ausblindig Bübel, dem ſolch' Ding im kleinen Finger ſtecken thät; und ſo ſchickt ſie mich her und läßt dich bitten, Bauer, du ſollſt die Freundſchaft haben und ihr deinen Buben auf einen Tag hinüberleihen; ſie wollt' ihn ſchon wieder fleißig zurückſchicken und ihm was geben zum Lohn."

Wie ich das gehört hatte, klopfte ich mit den Schuhſpitzen ſchon ein wenig an den Tiſchſchragen — das thäte mir gleich nicht übel gefallen.

„Geh", ſagte mein Vater, da er auf einem Backen bereits glatt gekratzt war, „wie könnt' denn mein kleiner Bub' jetzt im tiefen Winter in die Stanz gehen, iſt ja völlig vier Stunden hinüber!"

„Freilich wohl", versetzte der große Mann, „deswegen bin ich da. Er steigt mir auf den Buckel hinauf, thut die Füß' auseinander, legt sie mir zu beiden Seiten an den Rippen nach vorn, wo ich sie anfaß', und mit den Händen halst er mich, wie eine Liebste, daß er nicht mag rückwärts hinabfallen."

„Versteh's schon", drauf mein Vater, „ist nicht nöthig, daß du mir das Buckelkrazentragen so auslegst."

„Nu, und nachher wirds wohl gehen, Waldbauer, und wenn der Sonntagabend kommt, trag' ich dir ihn wieder ins Haus."

„Je nu dasselb weiß ich wohl, daß du mir ihn wieder redlich zurückstellst", sagte mein Vater, „und wenn die Trachenbinderin was will schreiben lassen und wenn du der Trachenbinderin ihr Knecht bist, und wenn mein Bübel mit d i r will — meinetwegen hat's keinen Anstand."

Diese letzten Worte hatte er bereits mit glattem, verjüngtem Gesichte gesprochen.

Eine kleine Weile nachher stack ich in meinem Sonntagsgewand; glückselig über die Bedeutung, die ich so plötzlich erlangt hatte, ging ich in der Stube auf und ab.

„Du ewiger Jud', du", sagte mein Vater, „hast mehr kein Sitzfleisch? wirst schon noch brav müd' werden!"

Aber, mir ließ es keine Ruhe mehr. Am liebsten hätte ich mich sogleich auf das breite Genick des großen Mannes niedergelassen und wäre davongeritten. Da kam erst die Mutter mit dem Sterz und sagte: „Esset ihn, ihr zwei, ehe ihr fortgeht!"

Umsonst hatte sie es nicht gesagt; ich habe unsern breitesten hölzernen Löffel nie noch so hochgeschichtet gesehen, als zur selbigen Stunde, da ihn der fremde große Mann von dem Sterztrog unter seinen Schnurrbart führte. Ich aber ging in der Stube auf und ab, und dachte, wie ich nun der Drachenbinderin ihr Schreiber sein werde.

Als hierauf die Sache insoweit geschlichtet war, daß die Mutter den Sterztrog über den Herd stülpen konnte, ohne daß auch nur ein Brosamchen herausfiel, da hüpfte ich auf das Genick des Mannes, hielt mich am Barte fest und ritt denn in Gottesnamen davon.

Schon ging die Sonne unter; in den Thälern lagen bläuliche Schatten, die fernen Schneehöhen der Almen hatten einen mattrothen Schein.

Als mein Gaul über die kahlen Weiden aufwärts trabte, da trug ihn der Schnee, aber als er in die Gegend des jungen Lärchenwuchses und des Fichtenwaldes kam, da wurde die Bodenkruste trügerisch und brach ein. Jedoch, darauf war er vorgesehen. Als wir zu einem alten, hohen Lärchbaum kamen, der sein wildes Geäste recht keck in die Luft hinaus reckte, hielt er an, langte mit einer Hand in die schwarze Höhlung und zog ein paar aus Weiden geflochtene Fußscheiben hervor, die er an die Schuhsohlen band. Mit diesen breiten Sohlen begann er die Wanderung von Neuem; es ging langsam, denn er mußte die Füße sehr weit auseinanderbiegen, daß er die Scheiben vermitteln konnte, aber mit solchen Entenfüßen brach er nicht mehr durch.

Auf einmal, es war schon recht finster, und die Sterne leuchteten so klar, als ob sie unsere Magd über und über

mit Backhand gescheuert hätte — hub mein Gaul an, mir die Schuhe loszulösen, zog sie zuletzt gar von den Füßen und that sie in seine aufgebundene Schürze. Dann sagte er: „Jetzt Bübel, steck' deine Pfötelein da in meine Hosentaschen, daß die Zehen nicht herabfrieren.“ Meine vorgereckten Hände nahm er in die seinen und hauchte sie mit dem warmen Athem an — was anstatt der Handschuhe war.

An meinen Wangen kratzte die Kälte, der Schnee winselte unter den Scheiben — so ritt ich einsam fort durch den Wald und über die Höhen. Ich ritt über den ganzen langen Grat des Hochbürstling, wo ich nicht einmal zur Sommerszeit noch gewesen war; ich preßte zuweilen, wenn es schon ganz langsam ging, meine Knie in die Weichen, und mein Gaul erfing es willig und ging wie er konnte und er wußte den Weg. Ich ritt an einem Pfahle vorbei, auf welchem Winter und Sommer der heilige Viehpatron Erhardi stand. Ich kannte den Erhardi von daheim; ich und er hatten zusammen die Aufsicht über meines Vaters Herden; er war immer viel angesehener als ich, ging ein Rind zu Grunde, so hatte ich, der Halterbub, die Schuld; gediehen die andern recht, so hatte er das Lob. — Es that mir wohl, daß er sah, wie ich es zum Rittersmann gebracht, während er die ewige Weil wie angenagelt auf dem Pfahle stand.

Endlich wendete sich der Lauf. Ich ritt abwärts über Steck und Stein, einem Lichtlein zu, das unten in der Schlucht flimmerte. Und als so alle Bäume und Gegenden an mir vorübergegangen waren und ich vor mir den dunkeln Klumpen mit der kleinen Tafel des Lichtscheines hatte, stand mein guter Christof still und sagte: „du liebes Waldbauern-

bübel! Da du mir fremdem Menschen so unbesonnen gefolgt bist, — wohl könnte es sein, daß ich schon jahrelang einen Groll hätt' gegen deinen Vater, und daß ich dich jetzt in eine Räuberhöhle führte."

Horchte ich einen Augenblick so hin. Weil er zu seinen Worten nichts mehr beisetzte, so sagte ich in demselben Tone: „Da mein Vater mich der Drachenbinderin ihrem Knecht so anvertraut hat, und da ich so unbesonnen gefolgt bin, so wird der Drachenbinderin ihr Knecht keinen Groll haben können und mich nicht in eine Räuberhöhle führen."

Der Mann hat nach diesen meinen Worten in seinen Bart gepustert. Bald darauf hub er mich auf einen Strunk und sagte: „Jetzt sind wir bei der Drachenbinderin ihrem Hause." Er machte in dem dunkeln Klumpen eine Thür auf und wir gingen hinein.

In der kleinen Stube war ein Herd, auf dem ein Häufchen Glut lag, ein Kienspan der brannte, und ein Strohlager, auf dem ein Kindlein schlief. Daneben stand ein Weib, das schon sehr alt und gebückt war und das im Gesicht schier so blaß und faltenreich aussah, wie das grobe Nachtkleid, in das es gehüllt stand.

Dieses Weib stieß, als wir eintraten, einige jauchzende Töne aus, hub dann heftig zu lachen an und verbarg sich hinter dem Herde.

„Das ist die Drachenbinderin", sagte mein Begleiter, „sie wird gleich zu dir reden, setze dich dieweilen auf den Schemel da neben dem Bett' und thu' deine Schuh' wieder an."

Ich that es und er setzte sich daneben auf einen Holzblock.

Als das Weib still geworden war, trippelte es am Herde herum und bald brachte es uns in einer Thonschüssel eine graue dampfende Mehlsuppe und zwei beinerne Löffel dazu. Mein Mann aß würdevoll und beharrlich, mir wollte es nicht recht munden. Zuletzt stand der Knecht auf und sagte leise zu mir: „Schlaf' wohl, du Waldbauernbub'!" und ging davon.

Das Vermächtniß.

Und als ich in der schwülen Stube allein war mit dem schlummernden Kinde und dem alten Weibe, da hub es mir schon an, recht unheimlich zu werden. Doch, nun trat die Trachenbinderin heran, legte ihre leichte, hagere Hand an meine Wange und sagte: „Dank' dir Gott unser lieber Herr, daß du zu mir gekommen bist! — Es währet kein halbes Jahrlein noch, seit mir meine Tochter ist gestorben. Das da" — sie deutete auf das Kind — „ist mein junger Zweig, ist ein gar lieber Wurm, wird mein Erbe sein. Und jetzt hör' ich schon wieder den Tod anklopfen an meiner Thür; ich bin alt schon an die achzig Jahr. Mein leblang hab' ich gespart — mein Sargbett will ich mir wohl erbetteln von guter Leute Herzen. Mein Mann ist früh gestorben und hat mir das Trachenbinderhäusel, wie es genannt wird, zurückgelassen. Meine Krankheiten haben mir das Häusel wieder gekostet — sind's aber nicht werth gewesen. Was ich hinterlaß', ist meinem Enkelkind zu eigen. In sein Herz geht's heut noch nicht hinein und in die Hand geben kann ichs keinem Menschen. So will ichs schreiben lassen, daß es bewahrt ist. Durch den Schulmeister in der Stanz will ichs nicht thun und der Doctor kanns ohne Stempelgeld nicht machen. So haben die Leut'

vom Waldbauernbuben erzählt, der wär' so hoch gelehrt, daß er auch ohne Stempel einen letzten Willen wüßt' zu schreiben. Und so hab' ich dich von weiten Wegen bringen lassen. Morgen thu' mir die Lieb, und heute geh' zur friedsamen Ruh'."

Sie geleitete mich mit dem brennenden Span in eine Nebenkammer; die war nur aus Brettern geschlagen. Ein Lager von Heu und eine Decke aus dem dicken Sonntagskleide des Weibes war da, und in einem Winkel stand ein kleiner brauner Kasten mit zwei Thürmchen, in welchen Glöcklein schrillten, so oft wir auf den wankenden Fußboden traten. Die Drachenbinderin steckte den Span in ein Thurmfenster, segnete mich mit einem Tannenkreuze und bald darauf war ich allein in der Kammer.

Es war kalt, ich fröstelte vor dem Winter und vor dem Weibe, das meine Gastfrau war; aber noch ehe ich mich ins Nest verkroch, machte ich mit Neugierde die Thür des Kirchleins auf. Ein Maus huschte heraus, die hatte eben an dem goldpapierenen Altare und der pappenen Hand des heiligen Josef ihr Nachtmahl gehalten. Es waren vier Heilige und viele Englein da, und bunte Fähnlein und Kränzlein — ein lieblich Spiel. Ich meinte, das sei gewiß der alten Drachenbinderin ihre Pfarrkirche, weil das Weiblein doch schon viel zu mühselig, um nach Stanz zum Gottesdienst zu wandern. Ich betete vor dem Kirchlein mein Abendgebet, worin ich den lieben Herrgott bat, mich in dieser Nacht recht zu beschützen; dann löschte ich den Span aus, daß er nicht zu den Thurmfenstern hineinbrennen konnte und legte mich hernach in des lieben Gottes Namen auf

das Heu. — Mir kam es vor, als wäre ich losgerissen von mir selber und ein gelehrter Schreiber in einem fernen kalten Hause, während der wahrhaftige Waldbauernbub gewiß daheim in dem warmen Nestlein schlummere. Ich lag zum erstenmal unter einem fremden Dach. Als ich endlich im Einschlafen war, hörte ich drinnen in der Stube wieder das kurz ausgestoßene Jauchzen und bald darauf das heftige Lachen.

Was ergötzt sie den so sehr und wen lacht sie aus? — Ich fürchtete mich und sann auf Flucht. Ein Standbrett wäre doch leicht ausgehoben — aber der Schnee!

Erst gegen Morgen schlief ich ein und träumte und träumte von einer roten Maus, die allen Heiligen der Kirche die rechte Hand abgebissen habe. Und zum Thurmfenster sah mein Vater mit den eingeseiften schiefen Backen heraus, und er hielt einen brennenden Span im Mund ich schluchzte und kicherte zugleich, und hatte heiße Angst, daß er mir plötzlich den Seifenpinsel zuschleudern werde.

Als ich endlich erwachte, meinte ich, ich wäre in einem Käfig mit silbernen Stangen, so strahlte das weiße Tageslicht durch die aufrechten Fensterfugen. Und als ich hinausging vor die Thür des Hauses da staunte ich, wie eng die Schlucht, und wie fremd und hoch und winterlich die Berge waren.

Im Hause schrie das Kind und jauchzte wieder die Trachtenkinderin.

Bei der Frühsuppe war auch mein Gaul wieder da; aber er sagte schier kein Wort, er sah nur auf sein Essen und als dieses gar war, stand er auf, setzte seinen großmächtigen Hut auf und ging gegen Stanz hinaus zur Kirche.

Als das Weib das Kind beruhigt, die Hühner gefüttert, und andere Dinge des Hauses gethan hatte, schob es den Holzriegel vor die äußere Thür, ging in die Kammer und hub mit den kleinen Glocken des Kirchleins zu läuten an.

Dann entzündete sie zwei Kerzen, die am Altare standen und dann that sie ein Gebet, wie ich meiner Tage kein ergreifenderes gehört habe.

Sie kniete vor dem Kirchlein, streckte die Hände aus und murmelte:

„Von wegen der Marterwunden deiner rechten Hand, du kreuzsterbender Heiland, Thu' meine verstorbenen Eltern erretten, wenn sie noch in der Pein sind. Schon der Jahre ein halbes Hundert sind sie in der Erden, und heut noch hör ich meinen Vater rufen um Hilf' mitten in der Nacht. — Von wegen der Marterwunden deiner linken Hand laß' dir empfolen sein meiner Tochter Seel'. Sie hat kaum mögen über die zwanzig Jahr die Welt anschauen, und wie sie dem lieben Gatten das Kindlein in die Hand will legen, da kommt der bittere Tod und thut sie uns begraben. — Von wegen der Marterwunden deines rechten Fußes will ich dich bitten wohl im Herzen für meinen Mann und für meine Blutsfreund' und Gutthäter und daß du doch den Waldbauernbub nicht wollteſt vergeſſen. — Von wegen der Marterwunden deines linken Fußes, du kreuzsterbender Heiland, sei auch eingedenk in Lieb' und Gnaden all' meiner Feinde, die mich mit Händen haben geschlagen und mit Füßen haben getreten. Dich haben verblendete Menschen gekreuzigt bis zum Tode, und hast ihnen auch wohl gnädiglich vergeben. — Von wegen der Marterwunden deines heiligen Herzens sei zu tausend-

und tausendmal angerufen: du gekreuzigter Gott, schließe mein Enkelkind in dein göttliches Herz. Sein Vater ist bei den Soldaten zu weitem Feld, ich hab' leicht kein langes Verbleiben, du mußt dem Kind ein Vormund sein, ich laß' dich nicht aus . . .!"

So hatte sie gebetet. Die rothen Kerzen brannten so fromm. — Ich hab' gemeint zur selben Stund': wenn ich der lieb' Herrgott wäre, ich stieg herab vom Himmel und thät das Kind nehmen in meine Händ' und thät sagen: Auf daß du's siehst, Drachenbinderin, ich halt's an meinem Herzen warm und will sein Vormund sein! — Ich wollt' ihm wachsen lassen weiße Flügel, daß er könnt fliegen in das schönste Land, daß es sich könnt suchen goldene Schuh und ein volles Schüsselein.

Aber ich bin der lieb' Herrgott nicht gewesen.

Nach einer Weile sagte das Weib: „Jetzt heben wir zu schreiben an." — Aber wie wir wollten zu schreiben anheben, da war keine Tinte, keine Feder und kein Papier. Allmiteinander hatten wir darauf vergessen.

Die Alte stützte ihren Kopf auf die flache Hand und murmelte: „Das ist schon ein Elend!"

Ich hatte einmal das Geschichtchen gehört von jenem Doktor, der in Ermanglung der Dinge sein Recept an die Stubenthür geschrieben. — 's war hier der Nachahmung werth; fand sich aber keine Kreide im Haus. Ich wußte mir keinen Rath und ich schämte mich unsagbar, daß ich ein Schreiber ohne Feder war.

„Waldbauernbub", sagte das Weib plötzlich, „leicht hast du's auch mit Kohlen gelernt?"

Ja, ja, mit Kohlen, wie sie auf dem Herde lagen, das war ein Mittel.

„Und das ist in Gottesnamen mein Papierblatt," versetzte sie, und hob die Decke eines alten Schrankens empor, der hinter dem Ofen stand. In dem Schranke waren Lodenschnitzel, ein Stück Linnen und ein rostiger Spaten. Als die Drachenbinderin bemerkte, daß ich auf den Spaten blicke, wurde sie völlig verlegen, deckte ihr altes Gesicht mit der braunen Schürze und murmelte: „'s ist doch eine Schande!"

Mir fuhr's in's Herz; ich hielt das für einen Vorwurf, daß ich kein Schreibzeug bei mir habe.

„Wirst mich rechtschaffen auslachen, Waldbauernbub!" lispelte die Alte, „aber thu' ja nichts Schlechtes von mir denken; ich kann halt nicht mehr, ich k a n n nicht mehr, ich bin schon gar so viel ein mühseliger Mensch."

Jetzt verstand ich vielleicht, das arme Weib schämte sich, daß es den Spaten nicht mehr handhaben konnte und daß dieser also rostig geworden.

Ich suchte mir am Herd ein mildes Stück Kohle — die Kiefer ist so gut und leicht mir die Feder, daß ich das Testament, oder was es sein wird, der alten Drachenbinderin vermag aufzuschreiben.

Als also der graufarbige Schrank offen stand und ich bereit war, auf die Worte des Weibes zu hören und sie zu verzeichnen, daß sie nach vielen Jahren dem Enkel eine Botschaft seien — da that die Alte neben mir plötzlich ein helles Aufjauchzen. Eilig wendete sie sich seitab, jauchzte zwei- und dreimal und brach zuletzt in ein heiseres Lachen aus.

Ich zerrieb in der Angst die Kohle zwischen meinen Fingern und schielte nach der Thür.

Als das Weib eine Weile gelacht hatte, war es still, that einen tiefen Athemzug, trocknete sich den Schweiß, wendete sich zu mir und sagte: „So schreibe. Hoch werden wir nicht zählen; fang' aber doch an in der oberen Eck'."

Ich legte die Hand auf die oberste Ecke des Deckbrettes.

Hierauf sprach das Weib folgende Worte: „Eins und Eins ist Gott allein. — Das, du Kind meines Kindes, ist dein Eigen."

Ich schrieb die Worte auf das Holz.

„Zwei und zwei", fuhr sie fort, „zwei und zwei ist Mann und Weib. Drei und drei das Kind dabei. Vier und fünf bis acht und neun: weil die Sorgen zahllos sein. — Bet', als wenn du keine Hand; arbeit', als wenn kein Gott im Land. Trage Holz und denk' dabei: Kochen wird mir Gott den Brei." — — — — — —

Als ich diese Worte geschrieben hatte, senkte die Trachtenkinderin den Deckel auf den Schrank, versperrte ihn sorgsam und sagte zu mir: „Jetzt hast du mir eine große Gutthat erwiesen, jetzt ist mir ein schwermächtiger Stein vom Herzen. Diese Taube da ist das Vermächtniß für mein Enkelkind. — Und jetzt kannst du sagen, was ich dir geben soll für deinen Dienst."

Ich schüttelte den Kopf, wollte nichts verlangen, gar nichts.

„So gut schreiben lernen und so weit herreisen und eine ganze Nacht harte Kälte leiden und zuletzt nichts dafür nehmen wollen, das wär' sauber!" rief sie, „Waldbauernbub, das kannst ich nicht angeben lassen."

Ich blinzelte durch die offene Thür ein wenig in die Kammer hinein, wo das Kirchlein stand. Der heilige Josef, gleichwohl unglücklicher Weis' die Hand verloren, lag mir im Sinn. Das wäre ein prächtiger Schutzpatron für mein Bettlein daheim. — Da roch sie's gleich. „Mein Hausaltar liegt dir im Sinn", sagte sie, „Gotteswegen, so magst du ihn haben. Man kann's nicht versperren wie die Truhe, das liebe Kirchel, und die Leut' thäten mir's doch nur verschleppen, wenn ich nicht mehr bin. Bei dir ist's in Ehren und du denkst wohl an die alte Drachenbinderin zur heiligen Stund', wenn du betest."

Das ganze Kirchlein hat sie mir geschenkt. Und das war jetzt die größte Seligkeit meiner ganzen Kindschaft.

Gleich wollte ich es auf die Achsel nehmen und forttragen über die Alpe zu meinem Hause. Aber das Weib sagte: „Du lieber Närrisch, das kunnt wohl auf alle Mittel und Weis nicht sein. Kommt erst der Knecht heim, der wird einen Rath schon wissen.

Und als der Knecht heimgekommen war, und mit uns das Mittagsbrot gegessen hatte, da wußte er einen Rath. Er band mir das Kirchlein mit einem Strick auf den Rücken, dann ließ er sich nieder vor dem Holzblock und sagte: „Jetzt, Bübel, reit' wieder auf!"

Saß ich denn das zweitemal auf seinem Nacken, steckte die Füße in seine Hosentaschen und umschlang mit den Händen seinen Hals. Die Alte hielt mir das erwachende Kind noch vor, daß es mir das Händchen hinhalte, sagte noch Worte des Dankes, schoß hinter den Ofen und jauchzte.

Ich aber ritt davon, und an meinem Rücken klöpfelten

die Heiligen in der Kirche, und in den Thürmen schrillten bei jeder Bewegung die Glöcklein.

Als der Mann mit mir emporgestiegen war bis zu den Höhen des Bürstling und sich dort wieder die Schneescheiben festband, da fing ich ihn, warum denn die Trachenbinderin allfort so jauchze und lache.

„Das ist kein Jauchzen und Lachen, liebes Waldbauernbublein," antwortete mir der Mann, „die Trachenbinderin hat eine böse Krankheit zu tragen. Sie hat jahrelang so ein Schlucksen gehabt wie Eins es bei Verkühlungen oder sonst wie bekommen kann; sie hat nicht darauf geachtet, hat die Sach' übergehen lassen, und so ist nach und nach, wie der Vater sagt, das Krampfschreien und das Krampflachen daraus geworden. Jetzt ballt sich ihr Eingeweide zusammen, und wenn sie in der Erregung ist, so hat sie die starken Anfälle. Sie kann schier keine Speisen mehr vertragen und sieht den Tod vor Augen."

Ich entgegnete kein Wort, blickte auf die schneeweißen Höhen, auf den dämmerigen Wald, und sah, wie wir an dem reinen Sonntagsnachmittag sachte abwärts stiegen gegen mein Heimathshaus. Ich dachte wie ich die Kirche, die ich zum Vermächtniß bekommen, nun aufstellen wolle in der Stube und darin Gottesdienst halten, und daß jetzt Vater und Mutter den weiten Weg nach dem Pfarrdorfe nicht mehr zu machen brauchten.

Mein guter Gaul schritt geduldig dahin und allweg klingelten hinter mir die Metallglöckchen in den Thürmen. — Was läuten sie? . . .

Die alte Trachenbinderin ist gestorben.

Der Schenker-Karl.

Beim Kaufmann. Draußen im Dorfe birgt dieſes Wort unſäglichen Reiz. Beim Kaufmann findeſt du engliſche Nadeln und chineſiſchen Thee, Pinzgauer Pfeifen und italieniſchen Safran, ſchleſiſche Leinwand und ſpaniſche Rohre, indiſchen Roſenbuſch-Balſam und ſteieriſche Taſchenfeitel; da findeſt du Seide und Gewürz und Baumwollſtrümpfe, Zucker und Feigen, Regenſchirme und „Weinbeerl", Schuhnägel und Zacherl-Pulver, Seife und Kunſtblumen, Kölnerwaſſer und Roſenkränze, Kleiderbürſten und Schnupftabak — o Gott, ein Univerſum! Das ganze Dorf iſt ein klein Daheim, beim Kaufmann fängt die weite, wunderbare Welt an.

Und an den Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienſte gehen die Burſchen und die Mädchen in die Fremde. In die Fremde zum Kaufmann und ſehen ſich die Welt an, und naſchen Zibeben und trinken Weichſelgeiſt, und nehmen ſo manch kleines Bedürfniß mit heim. Und fatal, die Bedürfniſſe im Dorfe werden von Jahr zu Jahr mehr, weil der Kaufmann von Jahr zu Jahr mehr Dinge, Mode-Artikel mit aus der Stadt bringt. Vor dreißig Jahren haben die Bauern noch weite Lodenhoſen und lange Lodenröcke getragen, ohne Unterbeinkleid, ohne Hemd, auf dem Kopfe eine dicke Schafwollhaube — Winter und Sommer faſt gleich. Heute tragen ſie Baumwollkleider; an Sonn- und Feiertagen müſſen ſie ihre Tuchhoſen und glatten Flanelljacken, ihre ſchneeweißen Hemden und ſeidenen Halstücher, ihre feinen

Filzhüte mit Federbusch, ihre Uhrketten und Kalblederschuhe haben. Vor dreißig Jahren haben die Bäuerinnen noch Kittel von Wilfling (grobes Gewebe von Schafwolle und Leinwand) getragen, sind barfuß herumgelaufen über Stock und Stein in alle Weiten und haben die Haare fliegen lassen, wie sie geflogen sind. Heute plündern sie schier ein Kaufmannsgewölb aus, wenn sie ihren Putz machen! Kittel von feinster Wolle, Schürzen von Taffet, Joppen von Sammt, Mieder von Batist, Busenhüllen von flammender Seide, Kopftücher von Neutuch, Strümpfe von feinster Baumwolle kann man sehen und die Schuhe müssen sein von Wichsleinwand oder glattestem Filze. Die taubenweißen Handtücher haben sie mit Kölnerwasser besendtet, in den gesalbten, künstlich geschichteten Haaren haben sie Gewürznägelchen versteckt — des lieben „guten Geruches" wegen. Mit Fischbeinen haben sie ihren Leib eingezwängt, daß sie ja alle dastehen grad und glatt, wie sie sollten gewachsen sein. Sich die Leber zu schnüren, heben sie schon an, aber da tritt oben umsomehr das Kröpflein hervor — eigentlich doch nicht recht in der Mode.

Das ist nun schier ein wenig zu weit ausgeholt für gewöhnliche Bauersleute. Der Kaufmann ist schuld. Anfangs hat er das Zeug gezügelt, um sich ein weiteres Feld für seine Waaren zu schaffen; jetzt wächst ihm die Mode über den Kopf, jetzt kann er den Leuten nicht mehr genügen; auf den Markt schicken sie, oder gar von der Stadt lassen sie die Dinge kommen, die der Kaufmann nicht auf dem Lager hat. Und der Detailkaufmann hat heutzutage wahrhaftig kein kleines Gewölbe mehr; aber nur den bescheideneren Leuten ist dieses noch ein Universum.

Wie war es voreinſt anders! Er lebt noch, der Mann, von dem ich erzählen will; heute heißt er vielfach der Sägeſpänkrämer, ſeiner Tage war er der Schenker-Karl genannt. Er war eigentlich weit mehr, er war Meßner in dem kleinen Alpendorfe und er war Müller, und er war Lodenwalcher, und er war Wachszieher, und er war ein kleiner Grundbeſitzer, und er war nebenbei noch Kaufmann. Bei meiner Treu, es gibt wenige ſo vielſeitige und ſo gute Menſchen auf der Welt, wie der Karl war. Für das Meßnergeſchäft kriegte er nichts, das war nur ein Ehrenamt. Für das Hafermahlen nahm er nichts, „der lieb' Herrgott," ſagte er, „läßt das Kornd dem Bauer umſonſt wachſen, warum ſoll ich es ihm nicht umſonſt mahlen." Für das Lodenwalchen verlangte er nichts und das Aufnöthigen iſt in dem armen Dorfe nicht Sitte. Das Wachsziehen war ihm ein heiliges Geſchäft; für das Meß und Sterbekerzenmachen wollte er ſich nicht bezahlen laſſen. Darum nannten ſie ihn den Schenker-Karl und der Schenker-Karl hatte allfort viele Geſchäfte, er wurde aufgeſucht von weit und breit.

Er lebte nur von dem, was ihm das kleine Bauerngütchen bot; das Kaufmannsgeſchäft führte er, weil es für die Gegend ein Bedürfniß war. Von den Waaren nahm er ſogar Gewinn — etwa einen Kreuzer von jedem Gulden. Er ſagte es den Kunden, daß er Gewinn nähme, denn er glaubte, ſonſt ſei es Betrug.

Sein Waarenlager hatte er in einem alten Kaſten, der in der Stube ſtand. Es war nicht ſehr reichhaltig; es beſtand aus Feuerzeug, Wundſalben, Hoſenträgern und dem, was der Schneider brauchte. Der Schneider brauchte eben damals nicht

viel. Es ging, gottlob! recht passabel ab; zweimal des Jahres mußte der Karl seine Holzkraxe nehmen und in die Hauptstadt wandern, um Einkäufe zu machen. Der Weg ging über Berg und Thal, die Hauptstadt war zwei Tagreisen weit entfernt. Wenn der Karl in die Stadt reiste, so zog er seinen Frack an und setzte seinen Cylinder auf; das war derselbe Frack, den er zu Hause beim Mahlen und beim Pflugführen trug; er war aus grobem grauen Loden, ein wenig grün ausgeschlagen, am Rücken über den Schößen gar mit einem grünen Bäumchen verbrämt — die Form, wie sie zur selben Zeit besonders die Holzhauer gerne hatten. Und das war derselbe Cylinder, den er daheim bei der Wachszieherei und auf der Kirmeß aufhatte; er war aus rauhem, grünlichem Filze, mit breiten Krempen und sehr weitem, ausgeschweiften Boden, und er hatte ein breites, blaßgrünes Band mit einer mächtigen Messingschnalle. So zog der Karl stets in die Stadt. In der ersten Nacht herbergte er sich bei irgend einem Bauer ein, der ihn schon kannte, freundlich bezastete und kein Geld dafür nahm. Der Karl aber war dankbar und bezahlte auf der Rückreise die Nachtherberge immer mit einem Strähnchen Zwirn oder mit rothen Bändern, die er den Töchtern zusteckte.

In der zweiten Nacht quartierte er sich schon in irgend einem Vorstadt-Hotel ein, handelte aber stets mit dem Wirthe in voraus den Preis für das Essen und Schlafen aus.

Die Kaufleute kannten ihn schon, riefen ihm seinen Namen gleich entgegen, wenn er zur Glasthüre hineinging, schüttelten ihm tüchtig die Hand und ließen ihm dann ihre schlechteste Waare auf die Kraxe binden. Dazu lispelten sie

ihm noch heimlich ins Ohr, daß sie von ihrem großen Lager ihm das Allerbeste und Billigste mitgäben, weil es gerade er sei; und der gute Karl meinte wirklich, er habe auf der ganzen Welt keine besseren Freunde, als seine Geschäftsfreunde der Stadt.

So kam er dann mit hochgeschichteter Kraxe, mit strahlendem Gesichte ganz glückselig nach Hause und packte seine neuen Waaren musternd und glättend fürsorglich in den alten Kasten.

Eine Buchhaltung führte er nicht. Er wußte von jedem Stück den Preis auswendig, und bei jedem Guldenwerthe einen Kreuzer dazuschlagen, das war im Kopfe leicht auszurechnen. Und wenn nach einiger Zeit die Waare alle, war dafür das Geld da, und der Karl nahm wieder die Kraxe und reiste in die Hauptstadt.

Da ereignete es sich eines Tages, daß er, als er von der Stadt heimkehrte, außer der Waare noch etwas Anderes mitbrachte. Das war nicht alt, wie die Waare oft sein mochte, sondern recht jung und frisch, das war nicht abgelegen, sondern ihm recht angelegen. Ein Mädchen war's. Er hatte ihr so oft rothe Bänder zugesteckt, wenn er unterwegs in ihres Vaters Hause übernachtete; und so hatten sie „angebandelt". Jetzt brachte er sie mit heim und jetzt wurde sie sein Weib. Sie lernte das Mahlen und das Wachsziehen und das Walchen und das Ave-Läuten, und Anna Maria war so lieb und gut, daß die Leute bei ihren Kerzen und bei ihrem Läuten schier lieber beteten, als sie's sonst gewohnt waren. Und gar die Waaren gingen mehr ab, so daß der Karl nun noch eine zweite Kraxe machen ließ. Und wie er früher allein in

die Stadt gereist war, so reisten sie jetzt alle Beide, und kehrten ein unterwegs beim Vater und Schwiegervater, und die Kaufleute in der Stadt riefen den Beiden noch lauter entgegen und schüttelten ihnen noch derber die Hand und gaben ihnen noch schlechtere Waare, als früher dem Karl allein.

Und daheim mußten sie bei einer solchen Vergrößerung und Blüthe des Geschäftes einen zweiten Kasten machen lassen — da kann man sich's denken, wie es in der Stube eng war, ein zweites Bett und ein zweiter Kasten. Aber der zweite Kasten war nothwendig.

So ging es fort, lange, lange Zeit. Oft und oft zogen sie alle Beide in die Stadt, zuweilen der Karl allein.

Ich überspringe Vieles und knüpfe bei der ältesten Tochter wieder an. Denn als die älteste Tochter erwachsen war, da ließ der Karl eine dritte Kraxe machen, und nun zogen sie alle Drei in die Stadt und kehrten unterwegs beim Vater, Schwiegervater und Großvater ein. Und die Kaufleute in der Stadt riefen noch lauter die Namen und schüttelten ihnen noch derber die Hände und gaben ihnen — leicht gar der Tochter wegen — ein wenig bessere Waare.

Karl brauchte aber schon gar Verschiedenes, mit dem Feuerzeug, der Wundsalbe und den Schneiderbedürfnissen war es nicht mehr abgethan.

Nun wollten daheim in der Stube auch die zwei Kästen nicht mehr genügen und der Karl sah es ein, er müsse ein Gewölb bauen lassen. Die Waaren vermehrten sich im Verhältnisse mehr, als die Käufer, indeß Karl blieb dabei, er nahm vom Guldenwerth einen Kreuzer „Gewinn".

Es war aber anders geworden in der Welt. Wenige

Stunden von unserem Dorfe ging die Eisenbahn vorüber; allein Karl wollte mit dieser neuen hochmüthigen Einrichtung nichts zu thun haben, wie vor und eh nahm er die Kraxen und ging mit den Seinen über Berg und Thal in die Hauptstadt.

Da war in der Hauptstadt ein junger Gewürzkrämer, der frug die Tochter unseres Karl einmal, wie sie heiße.

„Maria," sagte sie und guckte zu Boden.

„Wenn du Maria heißest, so wird dich die Kraxe drücken."

„Ich heiß' aber Maria Anna", versetzte das Mädchen schelmisch.

„Dann dürfte sie dich noch mehr drücken und ich möchte euch wohl Allen den guten Rath geben, die Eisenbahn zu benützen."

Der Karl hörte es, blickte ein wenig lächelnd sein Weib an und seine Tochter, diese aber sagten: „Wär' schon recht, wenn uns die Kraxe drücken thät', hätten wir viel darauf. Wir sind zu Fuß noch gut und bleiben beim Alten."

Darob schüttelten die Kaufleute, die Solches hörten, die Köpfe und lachten. Und unsere Drei gingen richtig mit ihren hochgeschichteten Kraxen über Berg und Thal der Heimat zu. Sie gingen über zwei Tage, sie schwitzten und schnauften; die Waare war schwer.

Gar oft setzte sich der Karl auf einen Stein oder auf einen Baumstock und wischte sich den Schweiß und murmelte: „Wie sich Eins doch plagen muß auf der Welt, wer zu was kommen will!" Zuweilen hörten sie von der Ferne den Eisenbahnzug pfeifen, da sagte der Karl: „Magst lang' winseln du, wir verdienen unsere Sach' mit redlicher Müh'!"

Sie hatten dasselbemal besonders viel eingekauft, sie waren in die Zeit hinein froh, als sie endlich mit ihren Kasten nach Hause kamen.

Aber siehe, nun war das sonderbar. Kaum sie daheim die Gewölbthür öffneten, sahen sie auf den Stangen und in Fächern wohlgeordnet alle Waaren, die sie vor zwei Tagen in der Stadt eingekauft hatten. „Was ist denn das!“ rief der Alte, schnell die Ballen der Kraxen öffnend, „haben wir's denn doppelt, ist das eine Hexerei?“ Aber bald sah er's, sie hatten auf ihren blau geriebenen Rücken zwei Tage lang bis heim nichts als Sägespäne geschleppt, und die echte und rechte Waare war mit einem Handlungsreisenden auf dem viel kürzeren Wege der Eisenbahn gekommen.

Das war ein arger Witz des Kaufmannes in der Stadt, der die Dinge einpackte.

Die Leute, die im Gewölbchen waren, schrien: „Du himmlischer Fasching! Das ist nachher ja der Sägespänkramer!“

„Der Sägespänkramer! Will sie wägen, wird sie messen, gibt sie nach der Elle? Und wie viel um einen Kreuzer?“

Zuerst war der gute Karl zornig, aber bald lachte er, lachte unsemehr, als hinter der Pudel der junge Gewürzkrämer hervorkroch und um die Tochter Maria Anna anhielt.

Ein Gewürzkrämer steht stets in gutem Geruche, und Maria Anna war erwachsen; sie konnte eine Kraxe mit schweren Sägespänen ertragen, warum nicht auch ein Hauswesen! Alle sagten Ja und sie — saß im Pfeffer. Aber nicht lange. Der Gewürzkramer war ein geschickter Geschäftsmann: heute ist er Industrieller und besitzt ein weitläufiges Etablissement.

Sein alter Schwiegervater iſt ſein getreuer Kunde, aber er will nichts geſchenkt von ſeinem Eidam, er zahlt jedesmal Alles bis auf den letzten Kreuzer, und er geht immer noch mit der Kraxe über Berg und Thal, und er führt immer noch keine Buchhaltung, und er nimmt immer noch vom Guldenwerth ſeinen Kreuzer Gewinn.

So treibt er's nun ſchon über die vierzig Jahre, und man ſagt, er hätte bei ſeinem Kaufmannsgeſchäft nichts verloren und nichts gewonnen, als Eines, den Spitznamen: „Sägeſpänkrämer."

Sein Lodenfrack iſt ſchon längſt zu Grunde gegangen unter der Kraxe; von ſeinem breitkrempigen Cylinder iſt nichts übrig geblieben, als die meſſingene Schnalle, mit welcher die Enkel ſpielen. Sein Gewölbchen iſt einſam, auf manchen ſeiner Waaren wächſt der Schimmel — grau, wie ſein Haupthaar.

In der Nachbarſchaft erſtanden Kaufleute, die haben den Mann verdrängt und ſein Geſchäft erdrückt. Jetzt hält er ſich wieder mehr an ſein Bauerngütchen, an den Meßnerdienſt, an das Mahlen, Wachsziehen und Lodenwalchen, aber er nimmt nichts dafür, und was auch ſpottſüchtige Mäuler ſchreien, er ſei der Sägeſpänkrämer — ſo iſt er doch und bleibt bis an ſein Lebensende der Schenker-Karl.

Der Taschendrucker-Sepp.

Ein lehrreiches Beispiel der Sparsamkeit.

Das ist ein sonderbarer Kauz gewesen, dieser Taschendrucker Sepp. Wer ihn gekannt hat, der vergißt ihn nicht mehr, hat sich entweder weidlich über ihn geärgert, oder derb über ihn gelacht. Beides mit Unrecht, der Sepp ist ein braver Mann gewesen, der hat Niemand etwas in den Weg gelegt.

Er hat allweg seine Hände auf die Taschen gelegt, hat sie recht kräftig zugedrückt, daß nichts hat herausfallen mögen.

In des Bettlers Hand hat er — aufrichtig gesagt — nichts gedrückt; die Bettler, das sind so Leut, die Alles, was sie zu schenken kriegen, gleich wieder verzehren. Seinen eigen Magen hat er schreien lassen und hätt' ihn am liebsten mit Baumwolle verstopft — aber nicht ein einzig Pfündlein verschenkt der Kaufmann, dieser Geizhals. Sein Kleid ist voll Flicken gewesen und jeder Flicken hat eine andere Farbe gehabt; auf Gassen und Straßen hat er die Fetzen zusammengesucht und sich daraus einen Rock genäht; denn so ein Schneider — o ist nicht zu glauben, was diese Leute eigennützig sind — will für jeden Faden und Stich bezahlt sein.

Man hat eine Weile gemeint, der Sepp sei demnach ein blutarmer Teufel, oder ein gewaltiger Geizhitz. Das war beides nicht richtig, denn als sie einst in der Dorfkirche einen

Opferstock aufgerichtet hatten, da hat der Sepp — der Taschendrucker-Sepp — etwas gethan, was für alle Zeiten im Pfarrbuche aufgeschrieben bleiben wird: da hat der Sepp vier halbe Kreuzer in den Opferstock geworfen.

Allfort ist es ja die Kirche gewesen, die von allen sündigen Menschen, selbst von den größten Geizhälsen willig und huldsam Geld angenommen hat. Abgesehen von den zahllosen Pfenningen, die barfuß nach Rom wallfahren zum Grabe des heiligen Petrus, setzt die Kirche eine kleine Steuer auf das Heiraten, um von dieser Einrichtung auch für sich einigen Nutzen zu schöpfen; setzt nicht unbedeutende Geldstrafen auf das Sterben, um die Menschen von dieser höchst verderblichen Gewohnheit möglichst abzuhalten.

Und das Sterben, das war es ja besonders, was unserem Sepp sehr oft und arg Kopfzerbrechen machte.

Da besaß er, durch die vielen Jahre her redlich erworben, zwei Paar Strümpfe. Diese Strümpfe waren voll von harten Thalern. Und auf derselben Welt, in welcher diese Strümpfe existirten, herrscht auch der grausame Tod, der noch dazu — nach Sepp's Dafürhalten — ein Lump sein muß, weil er seit allem Anfange, da er mit der Sense hantirt, sich nicht einmal auf ein Leinkleid, geschweige für einen leeren Strumpf was erspart hat. Sepp hatte denn sehr wenig Sympathie für den Tod. Und sonst auch: da soll Einer auf einmal seine Thalerstrümpfe verlassen, soll sich hinlegen, soll sich die Fäuste aufdrehen und die Taschen aussuchen lassen, auf daß sie Einen dann in die Erde verscharren wie ein altes Silbergeld, das kein Mensch mehr findet. Und dabei verschwenden sie Wachskerzen und Weihrauch und schleifen den

Glückseligkeit ist, und das Alles, weil — ja, man weiß gar nicht, warum.

Der Herr war weislich auch sehr sparsam mit seinem Atem, daß dieser ihm ja nicht zu früh ausging; gar mit der Haut, daß sie sich nicht vor der Zeit abnutzte; und fand er in seinem Barte ein graues Haar, so zupfte er sich's sogleich aus, damit der Tod, ging er vorüber, nicht daran zupfen und zuletzt etwa gar ernstlich anfassen könnte.

Zum Arzte wich der Herr scheu aus; das ist auch so einer, der weniger auf seiner Patienten Gesundheit trägt, als nach ihrem Silbergeld.

Einmal aber, als der Vater des Weges vorbeischritt, ging ihm der Herr doch zu, zog höflich seine Pelzhaube vom Kopf und sagte: „Der Herr Doktor ist ein kreuzbraver und gutherziger Mensch, man hört Ihn überall loben, jetzt — eine Frage ist frei: ein guter Rath für mich, thut er was kosten?"

„Ein Rath kostet nichts", antwortete der Vater.

„Nachher weiß, nachher wär's schon recht", versetzte der Herr eifrigst, „schau der Herr Doktor, jetzt weiß ich halt nit, wie das ist: in meinem Magen gibt's mir keine Ruh bei Tag und Nacht, und so eine Wunigkeit verspür ich, und der Leib ist auch rechtschaffen schwach, und die Füß' thun mir so schmerzen!"

„Wie steht's mit dem Appetit?"

„Der wär' schon recht passabel, recht passabel!"

„Was genießt denn der Herr für eine Nahrung?" frug der Vater weiter.

„Ah wenn, das Essen ist häufig genug, häufig genug",

antwortete der Sepp, „der Herr Doktor weiß ja, bei unserem Wirth geht's verschwenderisch zu; aus den Knochen, die sie in den Hof vor den Hundskobel werfen, koch ich mir eine prächtig gute Supp'!"

„Jetzt weiß ich schon, was dem Sepp fehlt", sagte der Bader, „dem Sepp fehlt jeden Tag ein gut Stück Braten und ein Glas Wein."

Nach diesen Worten ging er davon.

Der Sepp sah ihm knirschend nach: „da prahlt er, sein Rath thät nichts kosten! Mit dem geizigen Wirth hält er's; ausziehen wollen sie Unsereinen, diese Blutsauger. Braten und Wein bei dieser Zeit! Lieber Gott, wie gerecht hast du den reichen Prasser bestraft!"

Aber Sepp's Zustände wurden ärger, immer ärger. Hundertmal zählte er seine Thaler, es half nichts mehr. Und was er auch frisches, kräftiges Quellwasser trank — es half nichts — die Schwäche nahm zu.

Wankte er eines Tages am Friedhofe vorüber; da drinnen machte just der Todtengräber ein Grab.

„Ist eine recht lockere Erden", redete ihn der Sepp an.

„Jetzo passirts", versetzte der Gräber, „aber im Winter!"

„Bei solchen Arbeiten müssen Einem die Gedanken an eitel Weltgüter wohl rein vergehen", sagte der Sepp, schlau berechnend, „was nehmt ihr für so eine Grube?"

„Sechs Zwanziger werden wohl nicht zu viel sein," antwortete der Andere.

Da schwieg der Sepp und schüttelte traurig sein Haupt. Dann nahte er dem Todtengräber und zutraulich flüsterte er ihm in's Ohr: „Bin recht gesund, bei Kräften und noch in

den besten Jahren; das heut ist nur so eine kleine Mattigkeit, bin viel herumgestiegen, hab wenig geschlafen; Sorgen hat Einer auch. Was meint ihr aber, muß es für mich auch einmal sein, das da?" Er deutete auf die Grube.

„Kannt ausbleiben —"

„Weit!" rief der Sepp, „schau, das denk ich mir halt auch."

„Wenn's so eingerichtet wär," fügte der Todtengräber bei, „aber der Herrgott hat's schon recht gemacht, Unsereiner will doch auch leben."

„Ja, mein Gott", murmelte der Sepp schaudernd, „Unsereiner halt auch. — — Glaubts mir's nit, wie ich das thu fürchten!"

„Nu, nu!" tröstete der Andere. Aber dieser Trost war unserm Sepp schier zu gering.

„Sterben müssen wir Alle," fügte der Todtengräber bei.

„Ist leicht gesagt," versetzte der Sepp und zog fiebernd die Schultern ein — „freilich wohl, sterben — sterben! Wenn's nichts thät kosten!"

Der Todtengräber schaufelte weiter.

Es ging mit unserem guten, sparsamen Taschendrucker-Sepp noch eine Weile so hin — ein Tages aber strebte ihm des Wirths neuer Kettenhund nach dem Leben, der verweigerte ihm nämlich die Knochen.

Nicht lange hierauf ging der Sepp zur Nachbarin und sagte ihr, er habe einen recht guten, haltbaren Suppentopf, nur der Henkel sei ein klein wenig angesprungen und deswegen gäbe er ihn billiger, als beim Hafner sonst ein neuer gekauft werde. Drei Groschen sei kein Geld, ob sie den Topf dafür nehme?

Sie gab ihm drei Groſchen und ließ ihm den Topf; da ging er mit dieſem zur zweiten Nachbarin, die gab ihm auch drei Groſchen, nahm den Topf und verſchenkte ihn an ein Bettelweib.

Von derſelben Zeit an war der Mann verſchwunden. Nichts, gar nichts hatte er in ſeiner gemietheten Kammer zurückgelaſſen, als den leeren, zerwirrten Strohbund, auf dem er geſchlafen. Vergebens ſuchte man in dieſem Stroh nach einer etwaigen Hinterlaſſenſchaft. —

Nach Jahren fand man in einer unwirthlichen Felſenſchlucht zufällig das Gerippe eines Menſchen und daneben zwiſchen halbverweſten Wollenlappen einen Haufen Silbergeld.

Das Geld floß der Gemeinde zu, das Gerippe aber — wäre der Taſchendrucker-Sepp dageweſen, er hätte es an einen Leinwaaren-Drechsler verkauft.

Aber das Gerippe war ja das des Taſchendrucker-Sepp, der in die Wildniß ſterben ging, um die Todtenſchaugebühr und die Leichenkoſten zu erſparen.

Er hat ſie erſpart und ſeine dankbare Erbin, die Gemeinde, ſtellt ihn, den Taſchendrucker-Sepp, ihren Kindern und Kindeskindern als abſchreckendes Beiſpiel des — Geizes auf.

Der Prälat von Sankt Anna.

In einem der lieblichsten Thäler Oberösterreich's, das gegen Mitternacht hin von dem Strome, gegen Morgen und Abend von belaubten Hügeln begrenzt wird und dessen Hintergrund, Felder, Obstgärten, erhöhte Thäler bildend, sanft emporsteigt, bis den Ausblick gegen Mittag die blaue, scharfgeschnittene Kette der Alpen schließt — steht das Stift eines alten wohlthätigen Ordens.

Einst zur Frühsommerzeit, als ich mich bei zwei jungen Freunden in der Hauptstadt des Landes aufhielt, kam uns von dem Prälaten dieses Stiftes die Einladung zu, am Pfingsten bei ihm zum Mahle zu erscheinen. Meine beiden Freunde standen nämlich mit dem geistlichen Herrn in einiger Verwandtschaft; so weit war die freundliche Aufmerksamkeit ja ganz in der Ordnung, allein daß sich die Einladung auch auf mich, den Fremden, erstreckte, war zu meiner völligen Ueberraschung. — Sollte nur mitkommen, würde mich nicht reuen, sagten meine Freunde; und in dunkeln Kleidern und Handschuhen, anständig gebürstet und gekämmt, fuhren wir am Pfingsttage hinaus in das Land. Wir fuhren dem stillen Thale und dem Stifte Sankt Anna zu, dessen Kuppeln uns zwischen den hellgrünen Obst und Weingärten auch bald entgegenschimmerten. Der Wagen rollte durch das Portal in den weiten, wohlgepflasterten Hof, wo ein blaubebordeter Diener sogleich den Wagenschlag aufriß. Dann stiegen wir die breite, mit grauem Teppich bedeckte Marmortreppe hinan.

In einem langen, weißübertünchten Korridor angelangt, sah ich auf Bänken sitzen eine Reihe armer, gebrechlicher Leute, Greise mit Krücken, bleiche Weiber mit Säuglingen, darunter auch junge Bursche in dunklen, freilich fadenscheinigen Anzügen, aber mit langen glattgekämmten Haaren. Sie saßen da, Jedes für sich und Keines sprach mit dem Nachbar; sie waren einander vielleicht weltfremd, nur der Hunger hatte sie zusammengeführt.

Als wir durch diesen Saal geschritten waren, öffnete sich eine der zahlreichen braunen Flügelthüren, und vor uns stand ein schlanker Mann mit schneeweißem Haupthaar, im Ordenskleide der Cisterzienser. Ein goldenes Kreuz an einer goldenen Kette hing ihm über der Brust und über die breite, silberig schimmernde Ordensbinde. Von den Achseln ging über dem weißen Talare eine schwarze Seidenschleife nieder bis zu den Schenkeln. In der linken Hand hielt er noch ein halbgeschlossenes Buch; die rechte, an welcher ein Ring mit einer großen Edelsteinkrone strahlte, streckte er uns zum Gruße entgegen. „Brav," sagte er, „daß ihr endlich nur da seid; ihr habt meinen Appetit schon auf die Probe gestellt, wir geben gleich zum Essen." Dann zu mir: „Und Sie verzeihen mir doch, daß ich Sie heute gefangen nehmen ließ. Ein Recht habe ich wohl keineswegs dazu gehabt. Soll aber unser Beider Schade nicht sein." Dabei hob er seine weißen, buschigen Augenbrauen und blickte mich recht heiter freundlich an.

Die beiden Jünglinge, meine Freunde, küßte er auf die Stirne. Dann führte er uns in den Saal. Dieser war hoch und geräumig und nach der Weise des vorigen Jahrhunderts ausgeschmückt. Eine sehr angenehme Kühle herrschte in dem-

selben. An den Fenstern rankte sich junges Weinlaub durch die Gitter, so daß die Sonne in gezackten und gebrochenen Tafelchen auf den glänzenden Fußboden des Saales fiel. An den Wänden herum hingen lichtgehaltene Landschaftsgemälde. Es waren die Bilder der Kirchen, Pfarrerte und Landhäuser, welche dem Stifte einverleibt sind. Dem Eingange gegenüber, zwischen zwei Fenstern, hing ein großes, kunstreich geschnitztes Kruzifix.

Im Saale stand eine lange Tafel zwischen zwei Reihen gothisch geformter Sessel. An dem oberen Ende der Tafel war für vier Personen gedeckt. Das überraschte mich; ich hatte vermuthet, daß wir mit der ganzen Priesterschaft speisen würden. Diese sollte indeß in einem andern Zimmer ihr Mahl einnehmen; der Prälat aber blieb bei uns.

Wir verrichteten nach dem Beispiele des würdigen Herrn gegen das Kruzifix gewendet still unser Tischgebet; dann setzten wir uns zu Tische. Die einfachen, aber wohlzubereiteten Speisen und die trefflichen Weine, die uns ein alter Diener auftrug, mundeten; das Gespräch wurde bald ungezwungen und heiter, und ich fühlte mich in diesem priesterlichen Hause sehr wohl. Wir sprachen anfangs von den Verhältnissen des Stiftes und des Ortes, über welche uns der Gastherr stets offenen und klaren Bescheid gab; wir sprachen von dem Priesterstande im Allgemeinen; und, ein wenig vorlaut, wie die liebe Jugend zuweilen schon ist, verstiegen sich unsere Aeußerungen endlich bis zum Oberhaupte der Kirche und rügten die neuen Satzungen, die dasselbe festgestellt. Der Greis hörte uns ruhig zu und lobte schließlich unsere Offenheit und unser Bestreben, die Wahrheit zu finden. „Es hat

nie eine Zeit gegeben", ſagte er dann, „in welcher den Menſchen nicht Menſchliches paſſirt wäre. Möglicherweiſe ſind wir Alle im Wahn. Das Beſte wäre wohl, wenn die Menſchen Nachſicht mit einander hätten."

Der Prälat ſchien ſeine ganze Seele in die Worte zu legen, die er ſprach. Duldſamkeit und Würde lag in ſeinem Weſen. Es war ja der Pfingſttag; faſt fühlte ich die Zungen des heiligen Geiſtes über unſeren Häuptern ſchweben.

Plötzlich, bevor noch das Mahl geendet, erhob ſich der alte Herr, und ohne ein Wort zu ſagen, ging er davon.

„Nun wird Hochwürden wohl der übrigen Geiſtlichkeit Geſellſchaft leiſten wollen", ſagte ich zu meinen Tiſchgenoſſen.

„Nein", antwortete der alte Diener, der eben mit einer neuem Sorte Weines kam, „der Herr iſt in den Saal der Zwölfe gegangen."

„Wo die Armen ſpeiſen", ergänzte mir einer meiner Freunde; „im Stifte werden nämlich täglich zwölf arme Leute geſpeiſt, und an jedem Sonntag trinkt der Prälat ein Glas Wein mit ihnen. Das iſt ſo der Brauch ſeit ſechsunddreißig Jahren, da der Herr Vorſteher des Kloſters iſt."

Nach einer Weile kam er wieder, ſetzte ſich und forderte uns auf, zu trinken; er hatte ſich in dieſer Angelegenheit auch nicht fruchtlos an uns gewendet.

Als endlich die Tafel aufgehoben war, als wir wieder unſer Gebet verrichtet hatten, führte uns der Greis durch mehrere freundliche, aber einfach ausgeſtattete Gemächer und endlich in die kleine Hauskapelle. In derſelben ſtand er ſtill und ſagte leiſe: „Hier leſe ich täglich meine Meſſe." Es lag eine ſeltſame Bewegung in dieſen Worten.

An die Kapelle stieß eine Art Rumpelkammer, in welcher, als wir eingetreten waren, der Prälat sehr geheimnißvoll that.

„Ein wenig behutsam", lispelte er, „in diesem Gemache spuken zuweilen Geister!" Er öffnete ein Wandkästchen und nahm aus demselben eine braune, funkelnde Flasche und zwei Kelchgläschen hervor.

„Jetzt kommt der Weichselgeist!" jubelte mir hinter seinem Rücken einer der Freunde heimlich zu, „und dann kommen die Cigarren, wirst sehen; er macht es immer so!"

Der Prälat schenkte lächelnd die drei Gläser voll und sagte: „Nun packet an!"

Wir stießen an auf sein langes Leben.

„Das wird auch sein", versetzte er, auf seine schneeweißen Haare deutend.

Dann öffnete er ein zweites Wandkästchen, lächelte und sagte: „Jetzt kriegt ihr Jeder zwei Cigarren; aber auch nur zwei." Und als wir diese angebrannt hatten, legte er seine, mit weißem Flanell bekleideten Arme übereinander und sagte: „Jetzt kriegt ihr nichts mehr."

„Hochwürden", entgegnete einer meiner Genossen, und paffte seine Cigarre an, „wir kriegen noch den schwarzen Kaffee."

Bis ins Herz hinein erschrak ich über das kecke Verlangen; der Prälat aber versetzte schmunzelnd: „Richtig! auf den hätt' ich schier vergessen."

Und als wir wieder zurück in den Speisesaal gelangten, stand bereits die große schimmernde Kanne auf dem Tisch und drei Porzellantäßchen dabei.

Da ich mein Befremden ausdrückte, daß unser Gastherr keine Schale hatte, riefen meine Freunde: „Hochwürden, erzählen Sie die Geschichte vom schwarzen Kaffee!"

„Ihr Schlingel", versetzte der Prälat, „die Geschichte kennt ihr schon längst, aber um des Vierten Willen, der unter uns ist, will ich's thun. Denkt aber, daß sie ein alter Mann erzählt, von dem der Jüngling manchen Wink für's Leben nicht verschmähen mag."

Wir schwiegen mäuschenstill; dieser Ton klang unvermuthet ernst.

Der Prälat erhob sich, ging zu einem Fenster und sagte: „Da über die Waldhöhe schaut hinauf, gerade, wo die zwei hohen Bäume hervorragen und wo der Berg schon völlig blau ist. Dort steht mein Geburtshaus. — So, jetzt setzen wir uns wieder, und ihr trinket den Kaffee. — Meine Eltern waren Bauersleute und ich sollte meines Vaters Nachfolger werden. Der Bauernstand ist gar sehr ehrenwerth; aber unser Nachbar hatte einen Jungen, der studirte in der Stadt und wurde Priester. Das ließ mich — ich war dazumal ein Knabe von 10 Jahren — nicht ruhen und zufrieden sein; ich wollte auch Geistlicher werden. Aber mein Vater war nicht wohlhabend, und ein jahrelanges Siechthum meiner Mutter hatte uns sogar in Dürftigkeit gebracht. So war freilich keine Hoffnung für mich, und ich half dem Vater in seinen wirthschaftlichen Verrichtungen und in der Pflege meiner kranken Mutter.

Meine Mutter war eine gottesfürchtige Frau, und das hielt sie in ihrer Drangsal noch aufrecht. Des Jahres viermal mußte ich sie mit unserem einzigen Pferde auf einem

Steierwägelchen herab zur Kirche von Sankt Anna führen, auf daß sie dem Meßopfer beiwohnen konnte. Das Meßopfer war ihr stets zum großen Troste und sie fühlte sich nach einer solchen Kirchenfahrt selbst körperlich gestärkt. — Einmal aber, an einem Frohnleichnamstage — war das ganz anders. Ich hatte meine Mutter zur Kirche gefahren; der Gottesdienst war in gewohnter Feierlichkeit abgehalten worden. Nach demselben fuhren wir gehobenen Gemüthes langsam wieder heimwärts. Als es aber dort hinanzog, wo die Straße in den Wald geht, und wo ich das Pferd ein wenig rascher antrieb, um der glühenden Sonne zu entkommen, sagte meine Mutter plötzlich: „Julius, wenn ich fortgeh, so kann ich dir nichts hinterlassen; aber das Meßopfer empfehl' ich dir an. Die Betrachtung des Leidens und Sterbens unseres Herrn wird dich geduldig und sanftmüthig machen."

Und als wir wieder eine Strecke gefahren waren, sagte meine Mutter: „Halt still, Julius. Ich denk', du eilst zurück in's Kloster und bringst einen Geistlichen." — Ich blicke der Kranken in's Angesicht — da sehe ich eine Sterbende. — Weit und breit ist kein Mensch, um beizuspringen, kein Haus, um die Mutter unterzubringen. So führe ich das Pferd mitsammt dem Wagen ein wenig seitwärts auf einen schattenkühlen Waldanger, und weil mich die Mutter noch einmal bittet, einen Priester zu holen, so raffe ich nur noch kühles Gras zusammen, lege es ihr auf die Stirne und laufe, was ich laufen kann, gegen das Kloster zurück. Nie bin ich in so kurzer Zeit vom Ebenwald bis zum Stift herabgekommen und nie ist mir der Weg so lang geworden, als an diesem Frohnleichnamstag.

Ich läute die Klosterglocke, daß es klirrt; möge ein klein wenig warten, heißt es, die Geistlichen seien gerade bei der Tafel; und ein Diener geht mit Kaffeetassen durch den Korridor. Ich habe ein wenig gewartet, ich kann sagen, ich bin alt geworden bei diesem Warten. Wohl läutet der Küster schon das Versehglöcklein, während der Priester noch den Schwarzen schlürft — und ich an die sterbende Mutter im Walde denkend, bin fast närrisch geworden. Endlich ist der Geistliche fertig und wir gehen mit dem Allerheiligsten die Straße hinan. Aber der Priester, sonst nach dem Mahle ein kleines Schläfchen gewohnt, hat die Sach' nicht recht erquicklich gefunden, und ich bin ihm immer an die zwanzig Schritte vorausgewesen. In Todesangst war ich, als wir nun zum Walde kamen; doch siehe, auf dem schattenkühlen Anger stand kein Fuhrwerk mehr. Noch sah ich die Spur davon, sie ging tiefer in den Wald hinein. Ich hub zu schreien an nach dem Pferde, nach der Mutter; der Priester hinter mir brummte, was denn das für ein verrückter Versehgang sei und wollte mir kaum folgen. — Wir haben lange Zeit im Walde gesucht; endlich am Steinbrunnen, wohin das Pferd öfters zur Tränke geführt worden war, stand das Fuhrwerk..."

Der Prälat erzählte nicht mehr. Vom Thurme der Klosterkirche klangen die Glocken.

„Es ist nun Zeit geworden zum Nachmittagsgottesdienste", sagte der geistliche Herr; „fühlt ihr das Bedürfniß, so kommt mit mir in die Kirche, sonst aber geht im Garten spazieren, wie ihr wollt.

Wir entschlossen uns für das Letztere.

Als wir in den Laubgängen des prächtigen Gartens

wandelten, waren es meine Freunde, die mir die Geschichte zu Ende erzählten.

— „Das Pferd trank aus der Quelle; das arme Bauernweib lag im Wagen, hielt die Hände über der Brust gefaltet und war todt. — Vielleicht wegen einer Schale schwarzen Kaffee's hatte sie ohne geistlichen Trost die Augen schließen müssen. Das hatte auf den Knaben einen tiefen Eindruck gemacht, und er hat sich später, als er vor wohlgedeckten Tafeln sitzen konnte, vorgenommen, sein Lebtag lang nach der Mahlzeit keinen schwarzen Kaffee zu trinken."

„Und wie kam es, daß derselbe Bauernjunge heute Oberhaupt dieses Stiftes ist?"

„Das kam einfach. Der damalige Prälat hatte die Gewohnheit, täglich seine Messe zu sehr früher Morgenstunde zu lesen. Die Kapelle blieb dabei noch völlig leer, nur den Bauernknaben sah er allmorgendlich in einem Mauerwinkel knien, bis der Abt eines Tages nach der Verrichtung zu demselben hintrat und ihn frug, wo er denn wohne, daß er so früh zur Kirche kommen könne? — Ich bin des Waldmichels Sohn, antwortete der Knabe, und tagsüber muß ich mit meinem Vater in der Wirthschaft schaffen; meine Mutter ist ohne Priester gestorben, und ich höre alle Tage eine Messe für sie, daß sie der liebe Gott in den Himmel aufnimmt. — Das rührte den Abt und er frug den Knaben, ob er nicht selbst geistlich werden wolle, auf daß er täglich für seine Mutter die Messe lesen könne. Ueber dieses Wort brach der Knabe in Weinen aus vor Freude. Und kurze Zeit danach nahm ihn der Prälat in die Schule und ließ ihn später studiren. So wurde er Priester, widmete sich dem

Orden der Ciſterzienſer, lebte manches Jahr in dieſem Kloſter, von Allen geachtet und geliebt, und wurde nach dem Tode des alten Herrn zum Prälaten gewählt.“ —

Mit doppelter Verehrung trat ich dem freundlichen Greiſe entgegen, als er nach dem Gottesdienſte uns im Garten ſuchte.

Er ſtand vor einem Strauche ſtill, an welchem eine Purpurroſe prangte.

„Das iſt die erſte Pfingſtroſe“, ſagte der Prälat; ſogleich bettelten meine Freunde, daß er ſie ihnen ſchenken möge.

„Aber Welchem ſoll ich ſie geben“, verſetzte der Greis, und legte die Finger an den wiegenden Stengel; „ich meine, dem fremden Gaſte gebührt der Vorrang. — Was würden Sie mit dieſer Roſe machen?

„Ich würde ſie blätten und zum Andenken an Euer Hochwürden aufbewahren“, verſetzte ich.

„Will mir nicht recht gefallen“, ſagte er darauf, und dann zu meinem älteren Freund:

„Und Du?“

„Ich würde ſie in das Knopfloch ſtecken und zu Hauſe der Schweſter verehren.“

Der alte Herr ſchwieg eine Weile und ſchüttelte lächelnd das ſchneeweiße Lockenhaupt. Dann wendete er ſich zu meinem jüngeren Freunde, einem ſchönen, blühenden Jüngling mit blondem Haar und nußbraunen Augen: „Und wenn ich dir die Roſe ſchenken würde, mein Junge?“

„Ich gebe ſie meinem Liebchen“, antwortete dieſer.

„Der ist der Aufrichtigste", sagte der Prälat, „Der soll die Rose haben."

Als wir uns endlich verabschiedeten, küßte er meine beiden Begleiter wieder. Und zu mir sagte er, daß wir uns vielleicht nicht mehr sehen würden, wie wir uns bisher nicht gesehen hätten; daß ich aber auf meinen Lebenswegen manchmal des alten Mannes gedenken möge, der in früher Jugend schon zu den Alten gegangen, und der in seinen alten einsamen Tagen nur inmitten der heiteren, blühenden Jugend glücklich gewesen sei. Und dann hat er auch auf meinen Mund einen Kuß gedrückt.

Der Wagen rollte über den weiten gepflasterten Hof durch das Portal. Mein beschenkter Freund legte den Saum der Pfingstrose an seine Lippen; der Prälat stand mit übereinander geschlagenen Armen am Thore und blickte uns nach.

Der Pfarrer im Waldschatten.

Auf Bergeshöh' ragt eine Kirchthurmspitze über den Wald. Nur die Kirchthurmspitze funkelt im Sonnenlichte, die Kirche selbst, die Sakristei und der Pfarrhof stehen im Dunkel der Tannen. Dem Pfarrer guckt manches Rehböcklein zum Fenster hinein, der Herr ist ihm gut und füttert es mit Brot.

Hätte wohl ein Einsiedler werden mögen, der Herr Pfarrer; da er aber das Amt der Sündenvergebung übernommen, muß er bei Menschen leben, sie und ihre Sünden kennen lernen; ihre Sünden und die Versuchungen dazu, damit er wohl im Stande sei, im Beichtstuhle letztere zu messen, erstere zu wägen. Nahm zu diesem Behufe ein hübsches Kind aus dem Böhmerlande als Wirthin in sein Haus, wie das ja auch alle Amtsbrüder gerne so machen. Und recht so; Böhminnen können gut kochen; wer sollte nur die Sünden der Tafelfreuden bemessen können, wenn er selbst von Heuschrecken und wildem Honig lebt!

Kam nun Einer zum Beichtstuhle, um sich etwa der Schwelgerei anzuklagen, so ertheilte ihm unser Pfarrer die Lossprechung ohne Weiteres. Und wenn der Sünder noch der Bußaufgabe harrte, so sagte der Beichtvater: „Was will Er denn noch? Er hat schon seinen Theil."

„Aber Hochwürden, um eine heilsame Buß' thät ich halt bitten."

„Buß'? Vetter, Er hat in Völlerei gesündigt, da ist die Buße gleich dabei gewesen."

„Ja, Uebelkeiten und Kopfweh hab' ich wohl gehabt, daß ich gottswahrhaftig gemeint, es soll mich der Teuf – "

„Freund, der Katzenjammer ist eine heilsamere Genugthuung als drei Bußpsalter", sagte der Pfarrer. Freilich, bei dem vielen Beten kriegt Einer leicht wieder Hunger und Durst und das Ding ginge etwa von Neuem wieder an.

Ein Sonderling war er, der Pfarrer; gibt nicht viel seinesgleichen. Ob seiner Billigkeit wurde er in der Gegend bald bekannt; besonders die verliebten Leute kamen und rissen sich um seine Lossprechungsformel: „Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben sein."

Einmal aber ist das Ding entsetzlich mißverstanden worden. Kam in der Fastenzeit ein halberwachsener Junge zum Beichtstuhl, thät sich anklagen, daß er gescholten habe und geflucht, daß er eingeschlafen sei beim Gebet, daß er „hoffärtig" gewesen seiner neuen Stiefel wegen, daß er häufig recht stinkfaul sei beim Holzklieben — und was so der Verbrechen schon sind, die den Landmann allfort in die Hölle zu stürzen drohen. Als der Junge nach seinem Bekenntnisse schwieg, sagte der Pfarrer mit strenger Miene: „Hast du wohl auch Alles gesagt? Verschweigst du mir nichts? Wie alt bist?"

„Ja so, das hätt' ich vergessen, so achtzehn oder zwanzig Jahr herum werd' ich vielleicht gewiß schon bald geworden sein."

„Und keine Liebschaft?" frug der Beichtvater.

Da erschrak der Bursche, entgegnete aber eilfertig: „Jetzt noch keine, aber nach Ostern will ich mir wohl gleich eine anschaffen."

Wurde nach und nach wie ein Heiliger verehrt, der Pfarrer im Waldſchatten. Einer, der ſo große Sünden vergeben kann, muß bei Gott ja in hohem Anſehen ſtehen. Ein paar Diebe und Betrüger gingen aber doch in die Falle. Sie kamen von weiten Wegen, um ſich bei dem Alles verzeihenden Prieſter das Gewiſſen zu erleichtern. Denen heizte er die Hölle arg, und jedes neue Wort war ein friſches Scheit in die Flammen, bis die Verbrecher ſelbſt ſich dem Gerichte ſtellten.

Dafür herrſchte im Pfarrhofe der Segen des Himmels. Es gedieh der Pfarrer, es gedieh die trautſame Haushälterin, und die Schwalben — ſtets das Glück bedeutend — waren zahm, flogen zu allen Fenſtern hinein, im Hauſe herum, hatten im Stübchen der Wirthſchafterin ſogar ein Neſtlein.

So verging die Zeit, die kleine Pfarre war in ſich recht zufrieden; die Jugend war friſch an Körper und Geiſt und der Pfarrer war ſtets mitten unter den Kindern und lehrte ihnen die Freude des Lebens und wie man dieſelbe bewahre. Ein Sonderling war er, der Pfarrer; gibt nicht viel ſeinesgleichen.

Die Bäume wuchſen höher gegen den Himmel hinan, ſie hüllten zuletzt auch die funkelnde Kirchthurmſpitze ein. Da ſah man von weitem nicht mehr den freundlichen Ort, wo die Sünden vergeben und die Seelen getröſtet werden. Nur die Glocke klang durch den Waldſchatten hin und die braunen Rehlein ſpitzten die Ohren.

Da kam aber ein boshaft Geſchick in den Wald. Ein Fuchs, rath' ich, iſt der Anſtifter geweſen. Der Fuchs etwa hat dem Pfarrer in die Wirthſchaft geguckt, hat's dem Hirſche zugemunkelt. Den Hirſch hat ein Jäger geſchoſſen, das Wild-

ret ist dem Bischof in der Stadt auf die Tafel getragen werden. Und wie Seine geistliche Gnaden so an dem prächtigen Braten tranchiren und zehren, da fällt es ihr jählings ein: Ei, sapperment, jetzt muß ich doch auch einmal den Pfarrer im Walde besuchen.

Zur selben Zeit war es, daß ein flinkes Knäblein herumhüpfte im Walde. Es fing Schmetterlinge, Vögel, mit Beihilfe seines Vaters selbst Marder. Aus Freundschaft für die Thiere des Waldes wurde der Kleine ihr gefährlichster Feind. Im Pfarrhofe liebte man den Knaben wie ein Kind des Hauses. Der Pfarrer nährte, pflegte, erzog ihn: das Kind war dankbar und nannte ihn wie recht und billig den „Vater" vor aller Leute Ohren. Der Pfarrer machte keinen Hehl von seinem Menschenthume, und nun ehrten und liebten ihn seine Pfarrkinder erst recht, als einen der Ihren. Wohl hatte der Knabe eine kleine Vorschrift zu beobachten, im Falle er mit einem wildfremden Menschen verkehren sollte. — Die allermeisten Kleinen in so einer Waldgegend sind doch Holzhauerskinder. Der Knabe aber verehrte an dem Pfarrer den Holzhauer . . .

Da ereignete es sich denn, daß der Bischof eines Tages als Jägersmann, von einigen Herren begleitet, durch den Wald strich. In der Nähe der Kirche begegnete ihnen der Knabe, der lebendig einen fliegenden Käfer verfolgte. „Halt, Kleiner, was treibst du da?" frug ihn der Bischof.

„Den Schwarzen will ich fangen", antwortete der Knabe.

„So, und wie heißest du denn?"

„Ich heiße der kleine Peter."

„Und wer ist dein Vater?"

„Ein Holzhauer", antwortete der Knabe, ſeiner Weiſung gemäß.

„Ein Holzhauer, ſchön", ſagte der Biſchof, „und wirſt du ihm bei ſeiner Arbeit bald helfen?"

„Ja, ich thu' ihm miniſtriren . . ."

Eine Stunde ſpäter hatte der Kirchenfürſt mit dem Waldpfarrer eine ernſtliche Unterredung. — „Mein lieber Herr Pfarrer", ſagte er, „meinetwegen; fehlen iſt menſchlich; aber ſich auf einem Fehler ertappen laſſen, iſt nicht kirchlich. Wir hätten das Auge zugedrückt, aber nunmehr wir ſehen, daß die ganze Gemeinde daran hartes Aergerniß genommen, müſſen wir leider Gottes darnach handeln. Leben Sie wohl."

Wenige Wochen ſpäter war der gute Pfarrer verſetzt nach — nach — wir wiſſen nicht, wohin. Die Leute ſagen, er habe eine Pilgerfahrt angetreten in's heilige Land. Ueber dem Walde aber iſt es manchmal, als höbe der Thurm des Kirchleins höher ſein Köpfchen empor, um auszulugen in das Land nach dem braven, verſchollenen Mann. Und zur Abendzeit ſteht der kleine Peter am Glockenſtrick und läutet das Ave Maria. Er läutet länger als das Gebet mag währen, er läutet in die finſtere Nacht hinein, er läutet nach ſeinem Vater . . .

Der verliebte Stephan.

Es war einmal ein junger Burſch und eine junge Maid; die hatten ſich lieb, wollten ſich freien — waren aber blutarme Leute.

„Halt juſt deswegen, weil ich ſonſt ſo arm bin, möcht ich einen Mann haben", ſagte Juſtina und heftete eine braune Flicke über eine grüne auf ein blaues Jöpplein. Das Jöpplein war der Brautrock von ihrer Großmutter ſelig und da war, wie in alten Kleidern ſchon allerhand ſtecken kann, richtig ein wenig Liebelei und Schalkerei zwiſchen den Fäden, und ſo hat Juſtina, die allfort an dem Jöpplein herumflickte und gar zuweilen ſelbſt hineinſchlüpfte, das Ding in ihr Blut bekommen.

„Geld ſollt ich haben? ja warum denn?" ſagte Stephan, „ein braves Weib iſt ſo wie ſo nicht zu bezahlen. Und ein liebevolles Herz . . ."

Aber der Vormund rief: „Leeres Geſchwätz. Wer heut ein volles Herz hat, braucht morgen einen vollen Beutel."

Da kratzte ſich Stephan hinter den Ohren, weil es hinter den Ohren immer beißt, wenn's wo anders zwickt.

Aber je mehr er kratzte, deſtomehr juckte es, da nahm er den Flegel über die Achſel und ging ins Korndreſchen aus.

Doch mit dem Korndreſchen iſt es ſo beſtellt, es iſt gut für den Magen, denn es ſchafft geſunden Appetit, der Geldbeutel aber wird dabei nicht ſchwerer, denn die fünf Groſchen des Tages fallen in die Tabakspfeife und verbrennen, oder zum Sonntag in das Moſtglas und ertrinken.

Und das Mostglas ist ein guter Tröster für arme verliebte Leut'. So sagte sich der Stephan beim ersten Trunk: „Krieg ich schon das Mädel nicht, so trink ich mir wenigstens einen Rausch." Und als er sich den Rausch getrunken hatte, hieb er die beiden Fäuste fuchsrabentoll in den Ahorntisch und rief: „Siggra saggra Hagelstern! mein Mädl hätt' ich gern!

„Geh, Steffel, mach dir nichts draus", sagte einmal im Wirthshaus der lustige Schmied:

„Sein wol mehr kalte Wasser,
Sein wol mehr weiße Stkin,
Sein wol mehr schöne Dirndln,
Ist Die nit allein!"

Ueber diese Aufreizung zur Flatterhaftigkeit wurde unser Bursche so aufgebracht, daß er das Glas beim Henkel nahm und es drohend hoch über die Köpfe schwang. Da sagte der Wirth: „Den laßt gehn, mit dem ist nichts anzufangen, der ist ein Narr."

Stephan aber brütete im Winkel. Daß man ihm rieth und zumuthetete, sein Mädchen aufzugeben und mir nichts dir nichts ein anderes zu suchen, von Einer zur Andern zu flattern und seine Lieb zu verschachern, wie ein Hausirjud seine Waare — das that ihm unsäglich weh. „Jetzt muß ich dich erst recht nehmen, Justina," murmelte er in sich hinein, „sonst kunt dich leicht ein Anderer erwischen, der wahrhaftig so schlecht thät sein. Leut gibts wie die Fuchsen."

Justina's Vormund saß auch in der Schänke. Stephan war so erbittert, daß er von seinem Glase weg hinschlich

zum Mann und ihn hämisch frug: „Vetter, wie theuer gebt ihr euer Mündel?“

„Dir nicht um zehntausend Gulden, du Tollpatsch!“ war die Antwort. Da manderte der bedufelte Bursche wieder zurück in seinen Winkel und murmelte: „Ei mein, ei mein, hat' ich in meiner Kleinheit (Kindheit) nur ein Bißl zaubern gelernt! meinen Dreschflegel that ich umzaubern in das feinste Gold und hätt mir der Geizhals nachher sein Mündel gegeben, so ging ich her und thät ihm mit dem goldenen Flegel rechtschaffen den Rücken gärben.“

An einem andern Tisch saß ein Hausirer und erzählte. So ein erzählender Hausirer in der Schenke eines verlornen Bergdorfes ist den Leuten ihre Zeitung, ihre Roman-Literatur, ihr Kunstverein, ihr Theater und oftmals auch ihre Excommunication. Aber die Gurgel muß so einem Mann feucht sein, soll er sein glattes Wort hervorzubringen. Der Wirth hat ein Fäßlein, da ist ein treffliches Gurgel-Oel darin, davon werden alle Gedanken los und ledig und kommen herauf in zahllosen merkwürdigen Worten, und da schlupft freilich auch manche Trübsal mit und manches Geheimniß.

Kommt so ein gefährdiger unterhaltsamer Hausirer ins Haus, so schmiert der Wirth gerne und unentgeltlich mit diesem Oele, denn er weiß, alle Gäste bleiben nun zwei, drei Gläser länger sitzen als sonst, um den Geschichten und Neuigkeiten zu horchen.

Und heute wußte der Hausirer eine ganz besondere Neuigkeit, wie sie nicht alle zehn Jahre zu hören ist im Dorfe.

„Ja, Leutchen," erzählte er in seiner stets ruhigen Weise, aber jedem Worte Gewicht gebend, „da draußen im Land soll jetzt ein reicher Graf gehenkt werden, der den König hat ermorden wollen. Wißt ihr's, daß Raben und große Herren sich einander die Augen nicht auskratzen? Nu, wenn ihr's wisset, nachher trinken wir einmal."

Er hob den Humpen und neigte ihn so gegen seinen Mund hin, daß er wacker rinnen lassen konnte; die ihm zuhörten, thaten es nach.

„Wär's ein kleiner Spitzbub gewesen," fuhr der Erzähler fort, „man hätt' einen neunundneunzig Klafter hohen Galgen gebaut, daß sie den kleinen Spitzbuben hätten baumeln sehen im ganzen Land. Weils aber ein großer Herr, nu, so ist's dem Grafen erlaubt worden, einen Andern für sich henken zu lassen."

„Was?!" riefen die Gäste und ein par sprangen von ihren Sitzen auf.

„Je nu," sagte der Erzähler, freilich einen Andern, der sich eben dazu hergibt. Ja, der sich einschreiben läßt. Wisset, wie ich hab vernommen, soll die Sache so sein: der Graf ist begünstigt und darf zwanzig Lose ausgeben und jedes derselben aus seinem Reichthum mit zwanzigtausend Gulden ausstatten. Eines von den zwanzig Losen aber ist schwarz — schwarz wie der Teufel, ist das Galgenlos und wer das zieht, der muß sich für den Bösewicht henken lassen. Drin in der Stadt beim Kreisgericht sind diese Lose zu haben. Eh' ich mir das meine hol', trink' ich den Wein aus."

Und er trank.

„Du liebe Welt mit Sauerkraut! sagten Einige, „so Lose werden doch noch anzubringen sein. Die Unwahrscheinlichkeit, daß man den Fehlgriff thue, ist neunzehnmal da und die Wahrscheinlichkeit ist Eins; eine kleinere Ziffer kann sie gar nicht mehr haben. Dem Einser da wird bigott wol auszuweichen sein, und das Glück ist gemacht und sein Lebtag braucht Einer nicht ein Tüpfel mehr zu arbeiten, kann liegen im Gras und die Zwanzigtausend vergurgeln. Ich nehm' gleich ein Los."

„Ei ja, so denkt jeder von den Zwanzigen," versetzte ein alter Strohdecker, „dem's aber erwischt, der ärgert sich und denkt: Donner warum denn just mich? jetzt muß ich mich henken lassen und weiß nicht warum. 's mag richtig sein, neunzehn Stück taugen der Gurgel von innen, aber das zwanzigste greift sie auswendig an."

„Wenn Einer seine zwanzigtausend Gulden wenigstens früher verjuxen könnt'," sagte ein Schneidergeselle.

„Drei Tag hast Galgenfrist," belehrte der Hausirer.

„Drei Tag! schau, das ging' noch an; da thät ich gleich einen lustigen Handwerkertanz geben, drei Mädchen foppen und meinen Meister prügeln lassen."

„Und ich thät mir gleich den Freiherrntitel kaufen!" rief der Krämer.

„Du den Freiherrntitel?," lachte der Schmied, „ja, bist du nicht unser Erzdemokrat, der die Adeligen nicht leiden kann?"

„Just deßweg," sagte der Krämer, „so ließ ich den Baron statt des Bürgers henken."

So redeten sie in ihrem Uebermuthe und es gab über den Gegenstand viel zu lachen.

Und in den nächstfolgenden Tagen sagte so Mancher, wenn ihm etwas nicht recht zusammenging: „Seh's schon, werd' wol müssen auf das Kreisamt gehen um ein Los."

Es ging aber doch Keiner. „Ja, wenn ich gewiß wissen thät, ich erwischte das schwarze nicht, ich thät mir gleich eins holen," sagte Mancher, und ein Anderer entgegnete darauf: „Narr, wenn ich das wissen thät, alle neunzehn müßt ich haben."

Stephan drosch nicht; er stützte sich auf den Flegelstiel und sinnirte. Dreimal hatte er sich die Geschichte erzählen lassen, dann hatte er noch einmal gefragt: „Und das schwarze Los hat sie auch, die zwanzigtausend?"

Dann hatte er aus den Aehren, die er hätte dreschen sollen, zwanzig Roggenkörner hervorgelesen, worunter ein schwarzes war, ein sogenanntes Mutterkorn. Zehnmahl hatte er mit geschlossenen Augen die Probe gemacht, aber das schwarze Körnchen hatte er nicht ein einzigmal gezogen.

Darauf legte er sich hin auf das Stroh, das er hätte dreschen sollen und sann: „Entweder, ich werde nicht gehängt, oder ich werde gehängt. Werde ich nicht gehängt, so sind die zwanzigtausend Gulden so viel wie ein goldener Dreschflegel, ich kann den Vormund gärben und das Mündel heiraten. Werde ich gehängt, so —" nun stach ihn ein Strohhalm in in die Wade; er zog den Halm aus und nahm ihn in den Mund und kaute ihn — „werde ich gehängt, so — ist mir das recht unlieb, aber das Geld vermach ich meiner Justina. Ja, das vermach ich meiner Justina, und so ists und so

thu ich, und jetzt — hupp auf, Steffel, jetzt gehst in die Stadt."

Und richtig, er machte sich auf den Weg. Er kam an dem Hause vorbei, da stand gerade Justina am Brunnen, und hielt einen großmächtigen Kübel unter.

„Schau mich an, Mädl," sagte der Bursche zu ihr, „ich bin dir ein Teufelskerl, wirst sehen!" Er stellte sich stramm vor sie hin und spreitzte die Beine auseinander.

„Ein Halbnarr bist," lachte das Mädchen, „was stehst denn da in der Feier, am hellen Werktag, und bohrst die Füß auseinand, daß eine Heufuhr kunnt zwischen durchfahren!"

Jetzt ging schon das Wasser über und Justina hob den Kübel auf den Kopf und ging in das Haus.

Auf der Bauernschaft ist des Werktags keine Zeit zum Gernhaben, und das Großmutterjöppchen hatte Justina heute auch nicht an

Als Stephan nach einer halben Tagreise in die Stadt kam, blieb er stehen auf einem großen Platz, ließ die Hände hinabhängen und sperrte Augen und Mund auf.

Da wackelte ein dicker Mann mit einem sehr breiten Gesicht zu ihm heran und sprudelte die Worte: „Was stehst denn da, Bursch', die gebratenen Vögel fliegen erst morgen daher."

Der Spott kümmerte unsern Dörfler wenig. „Ihr könnt mir leicht wol sagen," frug er gedehnt, „wo ist denn das Kreisamt, wo Eins dieselbigen Los' zu kaufen kriegt?

„Welche Lose!"

„Dieselbigen," erklärte der Bursche und erzählte vom Grafen und der Verlosung des Galgens.

Der Dicke hatte ruhig zugehört, sein breites Gesicht hatte dabei schier noch breiter werden wollen. Nun aber sagte er ernsthaft: „Lieber Freund, ich will dir was sagen, du wirst kein Los bekommen. Schau, die Sache ist so: Leute, die keinen Kopf haben, kann man nicht henken; du bist zu dumm dazu."

Stephan neigte ebenso ernsthaft das Haupt, zum Zeichen, daß er's wol einsehe.

„Aber weißt du was," sagte der dicke Herr, „wenn du schon nichts Dümmeres zu thun hast, bleib' bei mir, ich brauch' einen Holzspalter. Du hast es gut bei mir; henken kann ich dich zwar nicht, aber du kriegst jeden Tag deine Knödeln mit Schweinfleisch und Sauerkraut, und einen halben Gulden Taglohn."

Am Sonntag darauf ließ Stephan beim Greißler an Justina folgenden Brief schreiben:

„Vielgeliebtes Mädl!

Ich bin jetzt hier beim Holz, um einen ½ Gulden. Das Los hab ich nicht kriegt wegen zu dickem Hals beim henken. Laß ausrechnen, was 40 tausend Täg Jahr sein, alsdann hab' ich 20 tausend Gulden beieinand und heirate meine dich grüßende Justina."

So hatte er's, irgend eine alte Briefform im Kopfe, dictirt und so hatte es der Greißler kopfschüttelnd geschrieben.

„Ja, so beim Ansagen, da wird mir keiner zu bös," sagte Stephan, selbstzufrieden mit seinem Dictando; „just daß ich halt nicht hab' schreiben gelernt."

So verging nun eine Zeit und wie Stephan früher daheim im Dorfe in einem Jahre ein ganzes Feld gedroschen

hatte, ſo ſpaltete er nun in einem Jahre einen ganzen Wald, und als er jetzt einmal Sichtung hielt über ſein Erſpartes, murmelte er: „Ei, da guck her; man meint, s' wär Ein Ding, ob man aufs Stroh haut, oder aufs Scheit; aber ich ſeh's, das Stroh iſt weicher und das Holz iſt reicher und in meinem Geldbeutel iſt jetzt allweg wer daheim, wenn auch dann und wann ſo ein rundes Schimmelchen beim Spazierengehen ertrinkt im Meſtkrug."

Der dicke Herr hatte in ſeinem Hofe noch keinen ſo fleißigen Holzſpalter gehabt als den Stephan, und einmal ſagte er zu dieſem:

„Weißt du was, Steffel, du biſt ein Haderlump!"

Da machte der Steffel ein ſehr langes Geſicht.

„Ein leichtſinniger Haderlump biſt. Wer wird denn bei der theuren Zeit jetzt um einen halben Gulden holzſpalten? Gleich auf der Stelle gehſt und verlangſt einen ganzen!"

Hierauf ſchrieb Stephan:

„Vielgeliebte Juſti!

Mein Herr prügelt mich wegen Leichtſinn, wenn ich nicht einen Gulden Taglohn nehm'! Ich laß' mich nicht prügeln. Ich bin mein eigener Herr und kann Hausmeiſter werden. Mach', daß du bald großjährig biſt und nachher komm' zu deinem dich bis in den Tod liebenden

Stephan Trüllſchlegl."

Daheim im Dorfe hatten die Leute ſchon gemeint, der Stephan habe das ſchwarze Los gezogen, weil er nicht mehr zurückkam von der Stadt, als plötzlich das Gerücht ging, der Steffel Trüllſchlegl lebe noch, habe es in einem großen Hauſe

in der Stadt zur Meisterschaft gebracht — sei Hausmeister geworden.

Justina's Vormund sagte: „Der tausend, was aus so einem Menschen Alles werden kann!" Er war Gemeindevater im Dorfe und wollte es in das Kirchenbuch einschreiben lassen für die Nachkommen, daß einmal ein Pfarrkind von hier es in der Stadt durch Fleiß und Studium bis zur Hausmeisterei gebracht habe.

Eines Tages kam Stephan ins Dorf gefahren; er trug einen hohen Seidenhut und einen sehr schönen rothen Regenschirm bei sich. Die Leute ehrten ihn und flüsterten zu einander: „Das ist sicher, er hat so ein Galgenlos genommen."

Stephan Trüllschlegl freite um Justina und führte sie mit sich nach der Stadt. Sie hatte kein großes Bündel zu schleppen, aber das beflickte Jöpplein ihrer Großmutter nahm sie mit, von dem sie so närrisch angesteckt worden ist, und das trägt sie daheim. Und so oft in dem Jöpplein ein Loch wird, thut sie einen neuen Flicken darauf und den Kindern wird es ein Räthsel sein, von welcher Farbe diese Joppe der Urgroßmutter vormaleinst gewesen.

Das ist die Geschichte von den zwei armen und verliebten Leuten, die in Einfalt durch Fleiß und Sparsamkeit das rechte Los gezogen haben. — Hausmeister ist er geworden, der Stephan, der zum Henken zu wenig Kopf gehabt haben soll. Wer von euch, meine Freunde, in das Haus des Wohlstandes, der Zufriedenheit und des Familienglückes eingehen will: der Hausmeister Stephan hat den Schlüssel dazu.

Doctor Wildschatten.

Dunkle Nacht, als wir auf der Höhe ankamen. Die junge Frau führte uns in die warme Kammer. Wir traten leise auf, denn der Doctor schlief bereits. Wir machten ihm's bald nach: der steile Weg und der Schnee hatte uns ermüdet.

Am andern Morgen pochte es leise an der Thür. Wir kleideten uns schnell an und eilten vor das Haus. Die flache Hand über die Augen! Der Himmel gießt auf der Höhe all' seine Sonnenfluthen aus, daß sie verblenden und blenden. In den Tiefen riefeln sie nur sachte nieder, um milde die Augen und Herzen zu wecken. Im Hochthale, in den sanften Mulden, auf den geschwellten Kuppen, über allen Höhen lag die weiße, reine Hülle des Schnees. Auch die Wälder prangten in Weiß, hatten ihre Aeste gebogen, und die Wipfel ragten wie gothische Marmorkanten. — Tagelang geschneit! Da hat jeder Strauch seinen Mantel, jeder Strunk seine Zipfelmütze bekommen; auf Dächern lag dicht der Flaum, an die Wände schmiegte sich der Flaum — ein weißes Meer, so weit das Auge reichte.

Von den grauen, frostigen Decemberlüften hatte es sich so niedergelöst — nun war die Himmelsrunde rein. — „Dem Himmel ist der graue Staar gestochen", sagte mein Begleiter, „nun hat er wieder sein helles blaues Auge."

Unbeschreiblich, wie die aufgehende Sonne das jungfräuliche Alpenland küßte! alle Wangen und Stirnen der Gebirgs-

runde erröthete. Auf den Kuppen leuchtete es goldiggelb, in den Mulden violett, in den Schatten lag duftiges Blau. Das Flimmern und Funkeln im Schnee! Jedes winzigste Täfelchen, jedes feinste Nadelchen wurde durch den Sonnenstrahl entzündet zu einem Flämmchen. — Und wie rein und unversehrt! Auf diesem Boden war noch keines Menschen Fuß gewandelt — kaum, daß dort ein wildes Huhn die Kettchen seiner Klauen gezogen. Die Thiere selbst wohnen zu dieser Zeit unter den dunkelnden Gewölben der Wälder. — Wenn die Sonnenrose morgen wiederum aufsprießt über den Höhen, so wird der Schneegrund ein anderer sein, als heute; eine krustige Glätte wird auf allen Höhen leuchten wie Elfenbein und Krystall, und der Erdball wird einen hellen Tag emporsenden zum Mond und zu anderen Gestirnen.

Als wir bewundernd eine Weile so ausgeblickt hatten, da legten sich plötzlich Hände auf unsere Achseln: „Seid gegrüßt in meinem Daheim!“

Der Doctor war's — der Doctor im Pelz und in der Wollenmütze. „Sei gegrüßt!“ riefen auch wir dem Manne entgegen. Es war ein Gelehrter, ein Meister der Himmelskunde; war oftmals in finstere Thürme gestiegen, um den Sternenhimmel zu erforschen. Und jetzt im Winter lebte er auf lichter Höhe.

Es handelte sich diesmal nicht um die Sterne, auch nicht um Alpenrosen. Der Grillen wegen war er heraufgestiegen. Grillen singen auch im Winter, auch auf hohen Bergen — wer deren einmal im Kopf hat. Der Doctor war Sohn eines Gutsbesitzers im Waldlande. In der Stadt studirt, hatte er sich ganz den Wissenschaften zugewendet. Er lebte

bisher dem Himmel; er kannte in der Stadt seinen Zimmernachbar nicht, wußte den Namen seiner Haushälterin kaum — aber er nannte die Sterne des Himmels. Im Gasthause aß er Milchnocken und zahlte dem Kellner das Rostbeuf; auf der Gasse wandelnd starrte er seinen besten Freunden in's Antlitz, ging stumm vorüber und grüßte einen Lastträger. Aber oben unter den sichtbaren Sternen war nicht einer, den er mißkannte. Ein Sonderling! Aber er müßte kein Gelehrter gewesen sein.

Als er jedoch fünfunddreißig Jahre alt geworden war, da huben Zeichen und Wunder an zu geschehen. Es begannen die Sterne zu tanzen vor seinen Augen, und der Abendstern, den er Venus hieß, fiel vom Himmel, fiel just in seine dunkle einsame Warte hinab.

Jetzt war's licht, jetzt sah er plötzlich die Erde und Alles, was darauf kroch. 'S war anziehend, 's war possirlich, 's war schön — 's gab dem Himmel nicht viel nach. — Angethan hatte ihm's ein Mägdelein. That denn er diesem auch was an: nahm es, ging zum Pastor — that sich ihm anvertrauen auf Leben und Sterben.

Jetzt, die Zweie beisammen, vergaßen sie Himmel und Erde. Da huben die Grillen zu singen an.

„Soll ich dir es sagen, Herz, wo ich die Honigwochen zubringen möchte?" So seine Frage.

„Nun? Doch nicht bei Freunden, in Gesellschaften?"

„Nein, in der Einsamkeit ganz und gar, und zuletzt in der Einsamkeit, wo uns Niemand vermag zu folgen, als das Glück. Nur bei dir, mein Kind."

So sangen die Grillen. Der Doctor warb sich ein paar

Dienſtboten und zog mit der Neuvermählten in das ſtillverlaſſene Jagdhaus auf der Höhe.

Wir wußten es und konnten das Eine nicht laſſen. Und eine Alpenpartie ſteht doch Jedem frei, auch mitten im Winter. So ſtiegen wir empor. Wir merkten bald, wie gut ſich's ruht im Jagdhauſe; und dann tranken wir den leuchtenden Morgen Gottes.

Wir wurden nun in die Stube geführt zum dampfenden Thee. Die junge Frau ſchenkte uns ein; mein Begleiter, ein hübſcher Mann mit blaſſem Geſichte und ſchwarzem Bärtchen bezeugte ſich gar fein und artig der Frau. Er war Arzt und der engſte Freund des Doctors. Unſere Bergpartie war von ihm geplant worden, und mich hatte er dazu geladen, weil er wußte, daß ich ein Verehrer des Doctors ſei.

So ging's beim Frühſtück heiter zu, und der Doctor ſagte lächelnd: „Wir haben euch ſchon geſtern erwartet."

Wir lugten ſo d'rein; wir wollten überraſchen und waren die Ueberraſchten. Wir ſahen wohl, einem Gelehrten iſt nicht beizukommen — und noch viel weniger deſſen Frau. Sie hatte unſer Verhalten erfahren, war unſerer Ausführung entgegengekommen. Wir waren gar willkommen; da haben wir gemeint, die Honigwochen wären ſchon zu Ende.

Dem muß aber doch nicht ſo geweſen ſein. Einen Tag genoſſen wir die Winterſchöne; eine Nacht betrachteten wir mit dem Meiſter den Sternenhimmel, den wunderbar hellen, lebendigen. In tauſend Farben ſtanden ſie da oben zu einzeln, zu paaren, in vielgeſtaltigen Gruppen; einer um der andere ging durch, huſchte hin zwiſchen den Schaaren, ſprang aus in weitem Bogen — war nicht mehr zu ſehen. — Am zweiten

Tage sagte der Doctor: „Und grüßet mir Alle, unten — bis der Vollmond vorbei, kommen wir nach."

So mußten wir weiter ziehen. Um diese Zeit ging zur Morgenstunde das weiße Hörnchen auf — da waren noch zwei Wochen bis zum Vollmond. —

So hatte ich damals den Mann gesehen. 's ist ein freundliches Bild gewesen. Was aus späterer Zeit von ihm zu berichten, das klingt ganz anders.

Von jenem Berge sind sie herabgekommen. Lebten aber nicht lange in der Stadt, gingen bald wieder davon. Der Doctor war ein allzugroßer Naturfreund, und zog sein junges Weib von Dorf zu Dorf, von Wald zu Wald. Die Dinge will ich nur kurz darthun, weil sie mir nur in allgemeinen Umrissen bekannt geworden sind.

Die junge, weltlustige Gattin war mit den allzuvielen Naturstudien des Mannes nicht einverstanden, insofern sich dasselbe nicht mit ihr selbst beschäftigte, die sie doch nach seinem Worten ein schönes Wunder der Schöpfung war. Es war ihr daher sehr unangenehm, als der Erstgeborene kam und sie in der Stadt bleiben konnte, um das Söhnlein zu pflegen. Der Gemal zog draußen auf dem Lande umher, stieg im Gebirge auf und nieder, lebte in Bauernhöfen, in Waldhäusern, in Alpenhütten. Selten und seltener kam er zurück in die Stadt. Man sah ihn draußen mit einem Fernrohre stehen, oder mit der Botanisirbüchse, oder mit einem Steinhämmerchen, ja, wohl auch mit einer Jagdflinte, und gar mit dem Zeichenstift.

Dann blieb er zuweilen, wo er selbst selbst in seine

Familie gekommen war, nur Briefe an sie, endlich blieben auch diese aus.

Sein Weib und Kind waren zu ihren Verwandten gezogen. Von dem Doctor — in weitem Kreise sonst berühmt — hörte man nicht mehr sprechen.

Nicht allzulange hernach erzählten Landleute von einem Manne, der in entlegenen Gegenden gar unheimlich umherschleiche und aussehe so wild und zerrissen, wie der Brudermörder Kain. Er sei scheu, wie ein Thier und fliehe die Menschen schon von Weitem, wenn er sich selbst Nahrung verschaffen könne; sonst aber esse er mit dem Holzschläger aus Einer Schüssel oder ersuche die Sennin um eine Schale Milch. — Oft sahen die Leute, wie er auf einem Stein saß, auf seinen Knieen ein Buch hatte, aus dem er las, oder in das er schrieb. Dann wieder huschte er einem aufgeschreckten Reh gleich dahin; es schien, als wäre nichts, als Bart und Knochen an ihm. Die Landleute hießen den sonderbaren Menschen den Wildschatten.

Endlich war man doch gegangen, den verschollenen Doctor zu suchen, um ihn zu seiner Familie und zur Gesellschaft zurückzuführen. Sie fanden ihn an dem Manne, der Wildschatten genannt. „Was wollt ihr?“ herrschte er die Leute an, „meine Familie ist in guten Händen, sie genießt die Renten meines Vermögens. Der Junge soll tüchtig werden! Mich laßt in Ruh, ich bin kein Menschenfeind, aber nur bei mir allein ist mir wohl. Ich bin jetzt glücklich. Was verlangt ihr denn sonst von mir? Jeder sehe, wie er's treibe!“

So närrisch zeigte er sich doch nicht, daß man ihn in das Irrenhaus hätte bringen müssen. Man ließ ihn laufen,

vagabundiren und hatte nur Bedauern oder Spott für den Seltling.

In einer Felsenöde entdeckte man endlich die Wohnung des Doctor Wildschatten. Es war eine ziemlich gut erhaltene Klause, ein Waldwächterhaus, das er sich von einem alten Förster gemiethet. Er hatte sich in diesem Häuschen ziemlich behaglich eingerichtet und auch mit allerhand Büchern versehen. Nur fand man, wenn die Klause in seiner Abwesenheit untersucht wurde, nie ein Blatt Handschrift von ihm, so oft er auch schreibend gesehen worden. Er mußte diese Schriften also immer mit sich herumtragen.

So vergingen die Jahre. Im Berglande war man den Doctor Wildschatten längst gewohnt worden. In der Stadt hatte man seiner vergessen und in seiner Familie sprach man nicht gern von ihm. Sein Weib hatte ihn etwa nur geliebt, so lange er einen klingenden Namen trug; den „überschnappten" Doctor Wildschatten ließ man ganz seine eigenen Wege gehen. Der Sohn wußte kaum, daß er noch einen Vater hatte, und er kehrte sich auch gar nicht daran; er war bereits erwachsen und lebte dem Sport. Reiten, Fechten, Jagen — und was so des Zeitvertreibes mehr ist für Leute, die keine rechte Arbeit gelernt haben und kein ernstliches Studium betreiben.

Da war es eines Herbsttages, daß der junge Mann im Gebirge eine Hirschjagd mitthat, und dabei seinen Vater niederschoß. Er hatte zwischen das Dickicht hin die wegeilende Gestalt für ein Stück Wild gehalten; — erst nach dem Schuß und dem schrecklichen Schrei hieß es allerwärts: „Ein Mensch!" man eilte hin; der Angeschossene — die Treiber erkannten ihn als den Doctor Wildschatten — hatte sich wieder aufgerafft,

war seitab geeilt. Man verlor ihn aus den Augen, aber die Blutspuren zogen den schroffen Ufern eines tiefen Sees zu. Noch zitterten die Wellen des Wassers . . . .

Und seltsam, diese gaben ihr Opfer nicht mehr zurück. Der Doctor Wildschatten wollte selbst im Tode nicht unter Menschen sein. Was hatten sie ihm doch gethan?

Ein Lederstückchen schwamm tagelang auf dem See. Man fischte es heraus, trocknete die inliegenden Blätter und erkannte die Handschrift des Todten.

Wer die Blätter liest, dem graut. Nur eines davon sei hier gegeben: „Die ganze Welt ist eine einzige Sünde. Ich habe das kleinste der Uebel gewählt und bin mit mir allein davon gegangen. O Himmel, wie hast du mich geblendet mit deinen Sternen, dieweilen mich mein einzig erwählter Mensch, mein liebster Mensch betrogen hat! Sind schon die Bestien so schlecht, so will ich lieber, denn ein Mensch, ein wildes Thier sein." —

Die Schriften wurden seiner Gattin überbracht. Diese las und weinte dabei und verbrannte schließlich die Papiere.

Wer heute einmal noch vom „Doctor Wildschatten" spricht, der nennt ihn etwa einen Misanthropen, einen Sonderling. Nur Wenige wissen, warum er's geworden. Zu diesen Wenigen aber gehört jener blasse Mann mit dem schwarzen Bärtchen — heute sieht er anders aus — der mich damals zur winterlichen Zeit mit auf die Höhe geführt hat, um das blühende Glück des Doctors zu schauen.

—

Der Katzenwirth.

Ein besseres Einkehrhaus kann es nimmer geben, als das Fünfguldenwirthshaus in Katzenbach.

Wenn sonst der kräftige Holzschläger eine ganze geschlagene Woche schlagen mußte, um sich im Walde fünf Gulden herauszuschlagen, so ging es im Wirthshaus zu Katzenbach auf Einen Schlag. Und buchstäblich auf Einen Schlag.

Die Sache läßt sich so erklären: Der Katzenwirth ist ein seelenguter Mann; in guten Tagen bereitet er die heilsamsten Harzsalben für die Wunden, die er in bösen Stunden seinem Weibe schlägt. Und die Frau Wirthin nimmt die böse wie die gute Zeit ergeben hin, wie es auch uns Allen ist vorgeschrieben.

Der Katzenwirth kann nichts dafür, daß er sein rothes Blut nicht einzudämmen vermag, wenn es aufwallt und gischtet, wie das Wildwasser des Katzenbaches. Wenn ihn was aufbringt, so wird er zornig, und wenn er zornig ist, so schlägt er drein. Und die Frau Wirthin hat ja doch auch all' die Süßigkeiten seines rothen Blutes genossen, darum mag sie nicht klagen; sie achtet nur, daß ihr die Faust nicht in's Auge fliegt.

Anders freilich ist's bei Gästen. Die sind gewöhnt, im Wirthshaus, wo hinein sie ihr Geld tragen, nur Gutes zu genießen und frei und lustig dabei zu sein. Wenn dann was Uebles kommt, so sind sie sehr verblüfft.

Anfangs, da thut der Wirth harmlos mit, es ist ein lustig Singen, ein heiter Wortgefecht über dies und das, wie es Gott in die Welt gesetzt und die Menschen gebogen haben. Der Wirth ist Stammgast in seinem Hause und trinkt auch sein Glas — wird warm, wird lebhaft, wird hitzig. Da kitzelt ihn jedes spitze Wörtchen, er fühlt lauter Distelstiche, jedes schneidige Wort ist ihm ein boshaft Dörnlein; sein rothes Blut wallt und wogt und wüthet — kehr die Hand um, so sitzt Fünffingerkraut auf des Gastes werthem Angesichte.

Bricht dann das Wetter los: „du Wirth! Kreuzmordssakrament! Schlag' du deine Leut'!"

„Freilich, ja, thu's ohnehin auch", meint der Wirth durch die Entladung besänftiget und wieder bei Humor.

„Klagen geh' ich dich, du vermaledeiter Waldbär; ein halb Jahr Sitzen kostet's, dafür steh' ich gut!"

„Ja, wenn's dir nicht recht ist," meint der Wirth, „so mach' dich bezahlt; hau' wieder zurück!"

Aber der Gast haut nicht zurück; er weiß recht gut, daß man mit dem Gegenstreich sein Recht todtschlägt. Er aber will klagen.

Da tritt den Wirth die Angst an. Die Leidenschaft ist vorbei, das Blut gekühlt; nun kommt das „Sitzen."

Sitzen, oder ein gut Stück Geld zahlen, so muß es kommen; er weiß es, hat's erfahren, drei ganze Jahre seines Lebens hat er schon versessen im Arrest, zwei Paar Ochsen — wenn er's berechnet — hat er verhaut, seinen Gästen, statt ihnen dieselben auf den Tellern vorzusetzen, rein an die Backen geworfen.

Um der unausweichlichen Sache möglichst gelinde zu begegnen, zieht der Mann nun seine Brieftasche hervor: „Geh', Vetter, wegen so einem Tatscherl da wirst dich nicht aufhalten. Zahlt sich halt nicht aus, daß du deswegen zu Gericht laufst und die Stiefel zertrittst. Da sind fünf Gulden, die gehören dein; und was die heutige Zech' anlangt, so reden wir auch nichts davon. Nachher, Vetter, sind wir wieder auf gleich.

Der Vetter — wenn er auch eine geschwollene Wange hat, schmunzeln kann er doch noch — steckt die fünf Gulden ein. Und etwan sitzt er darauf noch eine Weile in der Schenke, sucht wieder ein lebhaft Gespräch anzuknüpfen, so ein hitzig Wortgefecht, denn — auf der andern Wange hätte noch Zuntlingerkraut, in seinem Beutel noch ein Fünfguldenschein Platz. Aber der Wirth giebt jetzt in Allem recht, und schleicht, ehe ihm das Blut wieder anhebt zu jucken, schön sachte zur Thür hinaus.

Ein andermal vergißt er sich aber doch wieder.

In der Gegend nun giebt es arme Händler. Das Weib klagt: „'s ist kein Brot im Haus, 's ist kein Geld im Haus, nichts als große Sorgen und kleine Kinder!" — Da sagt der Mann: „Nu, nu, wer wird denn verzagt sein! 's lebt ja der Herrgott noch und der Katzenwirth. Zum Wirth geh' ich, bin gleich wieder da; sei so gut, Weibel, richt' mir dieweilen ein Pechpflaster für die Wange."

In's Wirthshaus geht er, der Lump, während daheim die Noth ist? Aber er vergißt der Seinen nicht. Ein Glas um's andere leert er aus, der Wirth hält gleichen Schritt. Beide werden lebhaft, es kommt zum Wortstreit, Händel giebt

es. Mit vollem Backen und Beutel kommt der Häusler zurück.

Mancher Holzhauer ist lässig geworden, liegt die Woche hindurch unter dem Schatten des Baumes, den er fällen sollte. Aber am Sonntag geht er zum Katzenwirth, hebt Händel an.

So ging die Sache lange fort, und ist der Eingangssatz dieses Kapitels endlich erklärt.

Dem Katzenwirth fiel es endlich auf, daß in seinem Hause so häufig Händel waren, ohne daß aber nun viel Klagen und Gerichtsunannehmlichkeiten vorkamen. Immer und immer leichter schlichteten sich seine Handgreiflichkeiten durch Fünfguldenscheine. Nun durchsah er das Ding und ahnte, worauf es seine werthen Gäste gemünzt. Er nahm sich fest vor, durch keine Anfechtung sich mehr verleiten zu lassen, hingegen aber einmal ein Allodria zu veranstalten, das den Gästen viel Prügel, aber keinen Groschen tragen sollte. — Doch, mit Vorsicht, Katzenwirth!

Da war einmal Sonntag. Das Wirthshaus war voll von Bauern und Waldleuten. Der Wirth schenkte tüchtig ein, trank aber auch selbst einen frischen Tropfen. Was, er läßt es nicht? — „Und zum Branntweinsaufen hebt er auch schon an!“ munkelten die Leute untereinander.

Der Wirth hatte aber frisch Wasser in seinem Gläschen. Bald hub Einer oder der Andere mit ihm zu „warteln“ und zu sticheln an. Aber heute verstand er einen Spaß und lachte zu Allem. Er gab lustige Schwänke zum Besten und war und blieb überaus heiter. Dabei wußte er für Jeden was Besonderes. Dem Peter theilte er mit, was der Paul über ihn

gesagt; dem Paul vertraute er, was der Peter von ihm gesprochen; dem Thomas erzählte er, wie der Peter und der Paul über ihn losgezogen. — Inzwischen kam immer Wein, stärker — billiger Wein. Der Katzenwirth kann, wenn er will, seine blecherne Katz' draußen über der Thür mit Ducaten vergolden, der zahlt heute Alles.

Einen so billigen Rausch zu trinken, giebt's selten Gelegenheit. Die Leute griffen zu und waren nicht blöde. Bald wurden sie laut, warm, heiß, und immer noch versuchten sie's mit dem Wirth. Es war umsonst.

Indeß aber stichelte der Peter schon auf den Paul, zankte der Thomas mit dem Peter, bespöttelte den Paul u. s. w. Aus dem Zanken wurde ein Schimpfiren, aus dem Stucheln ein Stechen, aus dem Spotten ein Fluchen. — Dann ging's los.

Der Wirth schmunzelte bei sich, jetzt grünte sein Klee. — Die Stuhlfüße und Fensterscheiben, die zu Grunde gingen? — ei was, allzusammen kostet es nicht fünf Gulden. Gerne hätte der Wirth aber mitgeholfen; in seinen Fingern zuckte so etwas. Hat sich aber doch überwunden. Und dennoch war das Ende anders, als er wohl vermeint.

„Der Wirth ist auch so ein Händelstifter!" rief plötzlich der Peter aus dem Lärm hervor.

„Und heut' will er den Friedfertigen spielen, der Heuchler!" schrie der Paul.

„Gehetzt hat er uns! haut ihn!" polterte der Thomas. Und so sind sie über ihn hergefallen.

Später saß der Katzenwirth still in der Kammer, wo die weißen Ziffern stehen auf der schwarzen Tafel. Sein

Antlitz sah aus, wie der aufgehende Vollmond. Hätte er auch sich „das Stück zu fünf Gulden“ berechnen lassen können, seine Backen hätten ein nennenswerthes Kapital repräsentirt.

Und fragt ihr die Fürsehung, warum die doch so löbliche Selbstbezähmung ein so schmachvoll Ende genommen? Die Antwort wird sein: Seht euch seine Schadenlust an; das Geschick ohrfeigt Jeden, der es verdient. —

Seit jenem denkwürdigen Tage war in Katzenbach das Fünffingerkraut außer Cours gekommen. Der Wirth hatte durch die tiefempfundenen Eindrücke jenes Tages gelernt, sich selbst zu beherrschen, was ihm und seinem Geldbeutel sehr wohl bekommt. Seine Wangen sind längst wieder in ihrer ebenmäßigen Gestalt, und dennoch ist von den bösen Geschichten etwas verblieben, woran, wie ich fürchte auch einige Glieder der Nachkommenschaft noch zu beißen haben werden. Das Katzenwirthshaus heißt „beim Fünfguldenwatschenwirth.“ — In seiner Gaststube habe ich unter dem Schutze Gottes diese wahrhaftige Geschichte aufgeschrieben.

—

Der Sauer-Sim.

Es ist doch recht schmeichelhaft für diese verlästerte, böse, jammerliche Welt, daß Keiner aus ihr — hinausterben will. „Das Sterben, das spar' ich mir bis zuletzt", sagt ein Volkswort, aber wenn dieses „zuletzt" kommt — es kommt zu früh. Die Jungen möchten alt werden, die Alten möchten sich am Sonnenlichte ein Jahrchen oder zweie noch erfreuen; der Gesunde möchte leben, der Kranke gesund werden; der Arme möchte sich erst Schätze erwerben, der Reiche sie genießen; der Totengräber hängt mit all denselben Stricken am Leben, als die in Weltlust badende Tänzerin auf der Bühne. Der Familienvater will leben, um den Seinen Glück zu gründen und sich daran zu laben. Dem einsamen Junggesellen oder Hagestolz ist es schon gar bitter, von der Erde zu scheiden, denn er weiß, er läßt keine Spur zurück, er ist mit seinem letzten Atemzuge verweht und vertilgt — wahrhaftig gestorben.

Denen aber der Tod nicht zu früh kommt, denen kommt er — zu spät; sie wollten ja sterben, wenn's nur schon — geschehen wäre. Es liegt ihnen am Leben nichts, aber ihnen graut vor dem Ende.

Zu diesen letzteren gehört auch der Sauer-Sim. Dem kann am Leben freilich nichts liegen, er ist im Dorfe der Einleger. Vor Zeiten hat er mit einem Maulesel Kornsäcke über's Gebirge gesäumt; den Namen hat der Sim noch davon, aber sonst auch gar nichts. Er weiß wie der Hunger

schmeckt und wie der Frost in den Gliedern bohrt; weiß wie die Gicht thut und wie böser Leute Spottreden und geiziger Leute Nachreden klingen. Er weiß auch, daß nichts Besseres für ihn mehr kommen wird, daß er nichts mehr wünschen darf, daß er Zeitlebens der Schuhhadern des Dorfes sein wird — aber nur leben, lange leben, immer leben — nur nicht sterben.

Der Sauer-Sim meidet den Friedhof, der außer dem Orte liegt, aber auch den Weg dahin; er thut oft einen halbenstundenlangen Umgang, nur um den Friedhofsweg nicht zu kreuzen. Vor Leichen fürchtet er sich, wie vor der Pest und geht es ihm, wie Allen, die selten Leichen sehen und also glauben, was ihnen die Einbildung vormacht, daß nämlich die Todten gar so grauenhaft zu schauen wären.

Am Ende des Dorfes steht eine Wirthskeusche; diese ist dem Sim der liebste Ort; nicht als ob er den schlechten Kräzer, den man in der Keusche haben kann, gerne tränke, sondern, weil der Wirth ein Geschichtenbuch besitzt. In diesem Buche steht die anmuthigste Geschichte, die der Sim je gehört hat, die Geschichte von dem ewigen Juden — das ist der Mensch, der nicht stirbt.

Beim Wirth sitzt zuweilen auch der Bader des Ortes, ein Spaßvogel. „Ja, mein Lieber", sagte der eines Tages zum Sim, „letzthin hätt's den Mann doch bald getroffen. — Nu, wie lang mags sein, Hirschenwirth, daß der ewige Jude bei dir da vorbei gegangen ist?"

„Je", antwortete der Wirth, auf den Scherz eingehend, „das wird sein höchstens sechs Wochen — nit länger. Hat

bei mir eingekehrt; just da auf der Ofenbank, wo der Sim sitzt, ist er gesessen.

„Ja, schau," fuhr der Bader zum alten Sim gewendet fort, „und da hat der Mann unvorsichtiger Weis', wie er schon von seinem ewigen Herumvagabundiren erhitzt ist, ein Glas von Hirschenwirths Bierziger getrunken. Augenblicklich hat er auch das schauderlichste Bauchgrimmen gehabt, und Krampfe dabei, wie mir erzählt ist worden, — hat schon Alles gemeint, 's wär' das letzt' End' mit dem ewigen Juden "

Der Hirschenwirth stutzte, als er die Spitze des Scherzes nicht gegen den Sim, sondern gegen sich selber gekehrt sah. — Na wart, Bader — dachte er — du kriegst mir auch Eins.

„Ja, ja," bekräftigte der Wirth dem Sim gegenüber, 's ist, wie der Herr Doctor gesagt hat. — Leut'! schreit er jählings, der ewige Jud', mir ist auf einmal nit gut — leicht kann ich doch endlich versterben; laufts geschwind um einen Doctor! — Ich schick' den Halterbuben eilends ins Dorf, aber der Herr Doctor da ist nit zu Haus gewesen; der arme kranke Mann hat keine Hilf' können haben und so ist er richtig wieder gesund worden."

Der Bader hat kein Wörtel mehr gesagt. Der Sim aber, die zwei scharfen Nadeln des Gespräches nicht ahnend, schüttelte verwundert sein Haupt. „Welch Seite ist er denn zugegangen?" frug er angelegentlich. Es fiel ihm ein, dem ewigen Juden nachzugehen, ihn aufzusuchen und nicht mehr von seiner Seite zu weichen, auf daß er doch dem bitteren Tod entrinne.

Es sind der kleinen Geschichten und Wunderlichkeiten mehr, die man von dem kindischen, alten Mann erzählt. Vor Kurzem wollte er, der Siebzigjährige, mit einem zwanzigjährigen Mädchen eine Liebschaft anfangen, weil man ihm gesagt hatte, er müsse, um den Tod zu hintergehen, sich wieder jung stellen. In vollem Ernste machte er seinen Liebesantrag und das ganze Dorf hatte was zu lachen.

Das Lachen war allerdings dumm. Der Samer-Sim ist ein armer schwachsinniger Greis, der mit Angst die letzten Körner seiner Sanduhr verrinnen sieht. Das falsche Leben, das ihm vorenthalten, was es Anderen in reichem Maße hingeschüttet, das ihm keinen seiner Wünsche erfüllt hat, das ihn um seine berechtigsten Hoffnungen betrog — dieses falsche Leben will der alte Mann noch zurückhalten am Mantelsaum, wie man einen fliehenden Dieb zu halten sucht. Das Gebahren des alten Samer-Sim, die vieljährige Todesangst des im Sonnenlichte Wandelnden ist allerdings seltsam genug — aber ein Stoff zum Lachen ist es nicht.

Als ich dem Mann begegnete und er mir, wie so vielen anderen Leuten, seine Todesfurcht bekundete, suchte ich ihn mit milden Worten zu trösten. — „Wenn's dereinst dazu kommt, guter Sim, so ist es halb nicht so schrecklich, als es von weitem aussieht. Bei betagten Leuten gar ist es, wie ein süßes Einschlummern nach der Lebensmüh' — und sie wissen, ahnen kaum, daß es der Tod ist."

„Aber Herr", rief der Alte, „der Todesstoß, der Todesstoß im Herzen!"

„Die Sinne erlahmen schon früher und empfinden den Augenblick des Todes nicht mehr."

„Oh, wenn sie Einen aber hineinlegen in den Sarg, hinabsenken in die tiefe Erde, und es kriechen die Würmer heran!"

„Mußt denken, Simon, du liegst nicht lebendig drin und es ist ja ein Glück, daß du früher gestorben bist, als sie dich begraben haben."

„Und erst die arme Seele!" darauf der Alte, „die muß in den glühenden Ofen des Fegfeuers, wenns gut geht, und muß brennen Jahr und Tag, wer weiß, wie lang!"

„Wer hat dir denn das gesagt, Sim?

„Das? das hat der geistliche Herr Hochwürden bei der Christenlehr gesagt. — Ach, und ich hab' doch so viele Sünden und keinen Kreuzer Geld für ein paar heilige Messen!"

„Lieber Freund," sagte ich und faßte seine kalte Hand, „Gott, der die Haare auf unserem Haupte zählt, wird sein Geschöpf liebevoll in seine Hände nehmen. Glaubst du nicht, Sim, daß Gott besser ist, als die Menschen?"

„Das glaub' ich wohl."

„Sie sehr, gute Menschen verzeihen ihren Beleidigern, anstatt sich an ihnen mit Feuer oder anderwie zu rächen."

„Ja, freilich", unterbrach mich der Sim, „so hat's Gott gelehrt!"

„Und wird er's nicht auch selber halten, was er von Anderen verlangt?"

Alte Menſchen laſſen ſich eben nicht umwenden, wie alte Röcke.

Der Samer-Sim murmelte was, und holperte ſeines Weges.

Er ſimulirt und bangt vor dem Sterben und — lebt noch heute.

Obige Zeilen habe ich mehrere Monate früher als dieſe niedergeſchrieben, unmittelbar nach dem Eindruck, den die Begegnung mit dem alten Samer-Sim auf mich gemacht hatte. Ich hielt die Sache nicht für bedeutend genug, um ſie zu erzählen, denn derlei wunderliche Menſchen aller Sorten findet man doch allerorts, und es iſt ſchließlich keine Moral aus ihnen zu ziehen. Erſt die Art ſeines Todes macht mir den Samer-Sim merkwürdig. Eines Tages erhielt ich von dem Schullehrer jenes Dorfes folgenden Brief:

„Geſchätzter Freund!

Sie haben ſich immer für den alten Samer-Sim intereſſirt. Den haben wir heute begraben. Der Mann iſt lachend geſtorben. Seit längerer Zeit ſchon lag er beim Moosbrauner auf dem Oberboden krank. Ich habe ihn ſelber einmal daſelbſt beſucht; er war ſtets der Alte mit ſeiner Todesfurcht und meinte, er wollte gern alles Böſe ertragen auf dieſer Welt, wenn er nur wiſſe, daß er nicht auf dem Todbett liege. — Nun, es iſt eigentlich komiſch, hat ihn eine Maus umgebracht. Eine ſolche war unter ſeine Decke gekommen; vor Zappeln und Lachen über den Gaſt fiel der Alte in einen Krampf und nach wenigen Minuten war's

verbei. Der plötzliche Ueberreiz der Nerven, sagt der Arzt, habe ihn getötet. — Vielleicht vermag Ihre Feder etwas aus der Sache zu machen" u. s. w.

Se tue Schreiben. Ich habe aus der Sache nichts Anderes zu machen versucht, als was sie in Wirklichkeit ist. Seltsam genug. Der Sauer-Sim hat seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gelacht aus Angst und Furcht vor dem Tode. Derselbe Sauer Sim ist lachend gestorben.

—

Der versilberte Mann.

Der Mann trieb Wucher im Kleinen. Er wußte nichts von der Börse. Er gewann nicht, er verdiente nicht, er sparte. Wer vom Ennsthale her nach Mariazell wallte, der konnte ihm wohl begegnen. Er saß gerne am Wege und zeigte seine linke verkrüppelte Hand. Diese Hand war sein Kapital und konnte sich trotz ihrer arger Verkrümmung gar glatt und luftdicht schließen, legte ihr der Wallfahrer die Gabe hinein.

Sie hießen ihn den Zellerröthel; er hatte rothe Haare und einen rothen Bart — war aber zumeist kurz geschoren. Nur im Frühjahr und im Spätherbst konnte man sehen, was der Zellerröthel für einen schönen, langen, hellrothen Bart hatte. Sie hießen den Röthel auch den „silbernen Mann", weil er es verstand, Alles an sich zu versilbern. Um die Zeit der Schafschur kam stets ein Hausirjude in die Gegend, der kaufte den Schäfern die Wolle ab und dem Röthel seinen Bart. „Gib ihn mir um fünf Groschen", sagte der Jude einmal, „dein Bart macht ein wahrhaftiges Glück, es werden daraus geflochten feine Netzlein für feine Mägdelein."

Da lächelte der Röthel; da schmunzelte der Hausirer, aber nicht lange. „Ist das wahr", sagte ersterer, „so wird mir der Jud' gern zehn Groschen geben für den Bart, hab' ihn selber nicht billiger in Händen."

Die Gegend um Zell ist für Bettelleute rechtschaffen gedeihlich; in derselben steht manch' stattlich Haus und Hof, von Bettelleuten gebaut. Aber das Sprichwort ist wahr: Auch

dem Mann mit Gut und Hab', ist nicht verbrannt der Bettelstab. Und manch' wohlhabender Hausbesitzer in der Zeller Gegend geht mit solchem Stabe fleißig — spazieren.

Unser Röthel aber ist schlau, er traut dem Teufel nicht und auch nicht unserem Herrgott, und Haus und Hof kann niederbrennen über Nacht. Wofür gäbe es denn auf der Welt eiserne Kochtöpfe? Es sind Landes- und Bezirkssparkassen errichtet worden; hübsche Anstalten, aber so Häuser können durch Erdbeben verschüttet, durch den Feind zerstört werden. Ein eiserner Kochtopf aber, in einem sicheren Winkel tief in die Erde vergraben, steht fest, weit fester, als die Schatzkammer zu Zell, in welcher die größten Reichthümer hinter eitel Glaswänden verwahrt liegen.

Unter einer alten Buche hat der Röthel in einem eisernen Topf seinen Silberschatz vergraben. Unter einer alten Buche! und jetzt suchet! alte Buchen gibt es genug auf der Welt.

Aber einmal hatte der Röthel einen gräßlichen Traum. Er schnitt sich seinen Bart, verkaufte ihn wie gewöhnlich dem Juden, und der Jude hatte in der Zerstreuung statt zehn, elf Groschen dafür gegeben und er — der Röthel — hatte den Groschen nicht zurückerstattet. Was geschah? Ein unredlicher Mann hat keinen redlichen Bart, und der verkaufte Bart verrieth dem Juden die Stelle, wo der eiserne Topf vergraben war. — So der Traum.

Jedoch, der Topf war gewahrt und der Zellerröthel saß am Wege und zeigte mit traurig-ergebener Miene, was das für ein Unglück ist, wenn man eine so verkrüppelte Hand hat und sein Brod nicht erwerben kann. Ja, da sprang manch

Gröschlein aus den Säcken der Wanderer, und die Gut- und Frommherzigsten küßten die Gabe noch, ehe sie dieselbe dem armen Manne reichten.

So wurde der Topf unter der Buche immer inhaltlicher; aber voll muß er sein, daß ich einen zweiten anlegen kann, dachte der Röthel.

Um dieselbe Zeit erkrankte in einem Nachbarsthale der Knochenmüller. Er war ein wohlhabender Mann, sein Knochenmehl ging weit ins Land hinaus und die Beindrechslerei verstand er auch. Das dürre Geschäft war einträglich und der Müller war ein lustiger Kauz. Aber nun siechte er und kein Mensch konnte ihm helfen. Da kam einmal zur Sommerszeit ein junger Arzt ins Land, um sich die schönen Felsenberge anzusehen.

Er fand zu seinem Erstaunen in dem frischen grünen Berglande mindestens so viele unglückliche und kranke Menschen, wie daheim in der großen Stadt. Er sah auch den Knochenmüller und sagte: „Mann, euch fehlt's an Blut, ihr müßt euch von einem gesunden Menschen frisches Blut in euren Körper überführen lassen."

Da nickte der Kranke. Allzuviel Knochenstaub im Blut, das will er wohl glauben. Aber wer war in der Gegend, der sich den Lebenssaft abzapfen lassen wollte? Es fand sich Niemand zu diesem christlichen Bruderwerke.

Wohl, es fand sich wer und man hatte es gar nicht geahnt, daß in dem armen Krüppel, der an den Straßen bettelte, so viel Nächstenliebe stecken sollte.

Der Röthel ging in das Haus des Knochenmüllers, bedauerte sehr den kranken Mann und sagte, dem müsse auf

jede Weise geholfen werden, und die Gesundheit sei ein unschätzbares Gut. Er, der Rothel, sei ein armer Mann, aber Blut habe er, Gott sei Dank, ein gesundes. Und dann frug er, wie theuer das Seitel bezahlt würde. Der Arzt fand den Mann für diesen Zweck nicht just am tauglichsten, aber da sonst Niemand bereit war, so bot der Knochenmüller dem Rothel zweihundert Silbergulden.

Das ist denn doch ein unsägliches Glück. Man weiß gar nicht, welchen Reichthum man in seinen Adern herumträgt. Nicht blos der Bart, auch das Blut läßt sich versilbern.

Nach einigen Tagen war der Zellerrothel blaß und ein wenig angegriffen, aber er konnte sich um der edelsten Menschenthat rühmen, er hatte sein eigen rosenfarben Blut hingegeben für den kranken Mann im Nachbarsthale.

Will nun der Leser noch Weiteres wissen, so muß er mir mit verbundenen Augen folgen. Ich führe ihn zur alten Buche. Der Rothel keucht heran; versilbertes Blut ist gar schwer zu tragen.

Als er mit seinem vollen Beutel zur Stelle kommt, um die lieben Schimmelchen zu ihren Brüdern zu legen, wird er völlig starr vor Entsetzen. Just auf dem Rasen, unter welchem die Thieren ruhen, liegt ein Mann. Der Rothel will sofort umkehren, aber der Mann hat ihn schon bemerkt und schreit: „He, du alter Rothbart, schau her, da liegt Einer im Schatten, der nicht werth ist, daß ihn die Sonne anscheint!"

Der Unhold Franz war's; wollte sich jetzt erheben, brach aber schmählich zusammen und lachte.

„Kannst wohl bis auf neun zählen, Alter?" rief er

lallend, „ſchau, das iſt brav von dir; ich kann's auch. Neun Räuſch' hab' ich mir heut' angeſoffen!"

Der Röthel ſchauderte; das „Saufen" war ihm ein Greuel ohne Gleichen. „Mit einem Verſchwender mag ich nichts zu thun haben", murmelte er entrüſtet, und noch einen beſorgten Blick nach ſeiner vielbedeutenden Stelle werfend, wollte er ſich wenden.

„Verſchwender?" rief der Urlauber, „gegen das Laſter hat mein Herrgott bei mir vorgeſorgt; der hat mir nichts in die Hand gegeben. Aber einen Rauſch muß der Chriſtenmenſch ſaufen können. Haſt ſchon nichts zu brauchen, ſo brauch', was du biſt! brauch' dich ſelber. Laß' nichts übrig für Andere. Geh' zum Knochenmüller, du kreuzgeſcheidter Kerl und verkauf' deine Knochen und ſauf'!"

Dieſe tollen Worte des Betrunkenen waren dem Zellerröthel wie eine Offenbarung. Ja, warum nicht? Bart und Blut ſind verwerthet, warum ſollen nicht auch die Knochen zu Geld gemacht werden können? — Aber dieweilen braucht man ſie ja noch nöthig, die Beine und die Rippen da drinn! — So bedenk', Alter, und rechne! Der Kaufmann muß auch rechnen, will er ein Geſchäft machen. Der Wegerſepp hat geſtern ſein Haus verkauft, iſt er heute dachlos? nein. Er hat ſich darin eine Wohnung für ſein Lebtag ausbedungen. Der Mann hat das Geld und das Haus noch dazu. Mach' du es ſo mit deinen Knochen. —

So hatte es der Röthel berechnet. Nach einiger Zeit ging er zum Knochenmüller. Der war richtig ſchon beſſer.

„Vetter", ſagte der Röthel, „machen wir noch ein Geſchäft. Was gebt ihr für Knochen, das Pfund!"

„Einen Sechser! für die euren noch zwei Pfennige mehr", lachte der Müller. „Wollt mir sie verkaufen, so kommt mit in die Stampfe, heute wird just eingestampft."

Beim Müller war's Spaß, beim Rothel Ernst. „Ja", sagte dieser, „so nicht. Ich will mein Zeug beisamm' behalten, so lang's zusammhalt. Dann aber sollt ihr das Eure haben, geb's euch schriftlich."

Leider kam in dem Knochenmüller nun Blut von dem Zellerrothel und so wollte er sich in den Kauf auf Grund lebenslänglicher Benützung von Seite des Rothel nicht einlassen. Er verliere dadurch zu viel an Zinsen. Doch sei er bereit, einen Termin auf sieben Jahre zu stellen, so lange könne der Rothel mit seinen Knochen herumgehen, wo ihm beliebe. Nach Verlauf des siebenten Jahres aber müßten sie in die Stampfmühle.

Da dachte sich der schlaue Rothel: ich bekomme heute mein Geld, und bis in sieben Jahren ist der kränkliche Müller längst todt, und ich behalt' meine Knochen so lange ich will.

Schriftlich wurde es abgemacht und der Knochenmüller handigte dem Alten, dem er doch vielleicht sein Leben verdankte, also Almosen das Geld ein, behielt die Schrift und lachte viel über den Spaß.

Der Rothel aber legte sein Geld in den eisernen Topf und war und blieb in seiner einfältigen Verschmitztheit der Meinung, er habe seine Knochen wahrhaftig verkauft. Und da die Zeit verging und der Knochenmüller gesund blieb, wurde dem Rothel angst und bang. „Ei, herum, herum", sagte ihm da einmal der Jude, „so geht's, wenn man Alles will haben

im Sack. Hätteſt du dem Mann nicht verkauft dein Blut, wär' er kaput und könnteſt du behalten deine Knochen. Schau an deine Beine, es werden daraus gedrechſelt Pfeifenſpitzen, Hoſenknöpfe, heißt das, wenn ſie nicht zu morſch ſind und zu faul. Was verlangſt du für deine Haut? Phi, der Gottesleben iſt ein armer Jud, aber die Haut zieht er dir nicht über die Ohren. Du Schelm, das thuſt du dir ſelber. Magſt auch behalten deinen Bart, ſind mir darin ſchon allzuviel Eſelshaare. Du Geizkilz, du bringſt dich ja ſelber um!"

Da wird dem alten Zellerröthel roth und blau vor den Augen. Von einem Juden muß er ſich das ſagen laſſen. Aber der hätte das Geld nur ſelber gern, das iſt ein Fuchs. Und die ſchlechten Zeiten, die nun ſind! Nicht einmal der ſchöne lange Bart iſt mehr an den Mann zu bringen.

Wie wird erzählt? Ein Bauer ging in der Johannesnacht auf einen Kreuzweg und hatte dort ſeine Seele gegen einen Hutvoll Thaler dem Teufel verſchrieben. — Die guten alten Zeiten ſind vorbei, aber ein Hutvoll ginge noch baß in den eiſernen Topf.

Als die ſieben Jahre um waren, rief der luſtige Knochenmüller unſerm traurigen Röthel einmal zu: „Nu, Alter, was iſt's mit den Knochen?"

Dieſer haſtete davon, ſo gut ihn die Knochen noch trugen. Er eilte, daß er ſich und das Seinige rette, der alten Buche zu. Mit einem ſtumpfen Spaten grub er die Erde auf, und auch die krumme Hand that dabei wacker das ihre; nun konnte ſie ja bald wieder wühlen in Silber, im hellen ſchweren Silber.

Aber der Topf lag tief, war vielleicht von ſelbſt noch

tiefer gesunken, war ja doch schon erklecklich schwer geworden. Und wie der Röthel grub und grub, immer tiefer und weiter um sich, da war — Todesschweiß trat ihm auf die Stirne, die ganze Welt tanzte vor seinen Augen wie ein toller Kreisel — da war kein eiserner Kochtopf zu finden.

Rief vom dichten Buchenlaub herab eine helle Stille: „Wen suchest du?"

„Mei — meinen Sparpfennig," gab der Alte halb bewußtlos zur Antwort.

„Der ist auferstanden und nicht mehr hier." Es rauschte der Baum, der Urlauber Franz stand vor dem Röthel und lachte: „Bist ja ein Verschwender du, das gute Geld so in die Erde zu vergraben! Und lug', du silberner Mann, du hast dich ja selber im Topfe vergraben mit Haut und Haar! Ein Glück, daß du noch gefunden bist worden, ehe du verrostet und verdorben ganz und gar!"

„Gottlob!" kreischte der Alte, „so komm' ich wohl wieder zu meinem Geld!"

„Das Geld?" rief der Urlauber, „ja, mein Freund, das hab' ich versoffen!"

Der Röthel sank in die Grube, die er soeben gegraben, aber der Franz fing ihn auf und lachte: „Oho, mit dem Begraben ist's nichts, du bist ja deine Knochen noch schuldig! Geh', Röthel, dort unten auf der Straße singt eine Wallfahrerschaar daher, mußt deinen Erwerb nicht versäumen. Du bist ein Glückspilz. Hätt' Unsereiner deine krumme Hand, man müßt' nicht soldatenleben und durstleiden auf der Welt. Hörst, und noch Eins, deinen Eisentopf kannst wieder haben, komm' morgen zum Richter."

Und beim Richter stand der Eisentopf mitsammt all' dem Silbergeld. Und weil das schon gar nirgends mehr sicher, so hat es der Röthel gegen Schrift und Siegel der Gemeinde geliehen. Und aus dem „versilberten Mann" ist ein Armenhaus erbaut worden.

Bei der Einweihung desselben wurde der Zellerröthel im Triumph auf den Achseln getragen, und der Franz, der bei weitem nicht so oft betrunken war, als er sich stellte, hielt eine Rede: „Ja, der Röthel, das ist ein Ehrenmann, der gibt Gut und Blut für seine Mitmenschen."

Der alte Rothbart aber will im Armenhause nicht bleiben; er sitzt wieder an den Straßen und bettelt. Kein Mensch weiß, wo er den Topf das zweitemal vergraben hat.

Sankt Joseph der Zweite.

Wenn es erlaubt ist, es zu leben, so ist es doch auch erlaubt, es zu erzählen. Wer's nicht glauben will, der komme mit mir in's Karntnerland, in das Thal der Gurk.

In diesem Thale lebt Joseph der Zweite.

Koloman der Zimmermann ist ein frommer Mann; er macht jeden Tag um ein Stündlein früher Feierabend, als seine Gesellen, um aus P. M. Vogel's Heiligen-Legende die Lebensbeschreibung des betreffenden Tagesheiligen zu lesen und sich an dem dazugehörigen „Lehrstück und Nachfolge" zu erbauen. Koloman ist ein großer Freund der Heiligen Gottes und seit lange her schon ist es sein ernstlicher Entschluß, in ihre Fußstapfen zu treten, ihnen ähnlich zu werden. Der Entschluß ist sogar ausgeführt worden. Nur begann der Koloman nicht mit seinem eigenen Namenspatrone, von dem in dem ganzen Buche nicht eine einzige Zeile zu finden, sondern — und zum Unglücke — mit der Nachfolge des heiligen Paulus, des heiligen Augustinus, und führte mit Salbung und Ausdauer ein rechtes Heiden- und Luderleben; als es jedoch zu Bekehrung und Buße kommen sollte, da wählte er sich wieder irgend einen andern Heiligen als Vorbild; und wurden es nur seine Mittel erlaubt haben, er hätte sich am liebsten an die heiligen Könige, Fürsten und Päpste gehalten, deren Nachfolge jedem guten Christen allzeit noch am erquicklichsten war.

Indeß kam Koloman der Zimmerman auf keinen Zweig; da sagte ihm einmal sein Beichtvater, ein alter Priester:

„Koloman, du möchtest dir's bequem machen und auf einer Rosensänfte in den Himmel getragen werden; oh, du bist ein Feiner! Koloman, du bist ein Heide über und über!"

Bei Gott, das war grob. Koloman wartete gar nicht auf das Kreuz der Absolution, er stürzte vom Beichtstuhl hinan und beschloß, sich einen andern Seelenfreund zu suchen.

Nicht gar weit davon, in einem Kloster, lebt ein junger, frommer Priester, ein sanftmüthiger und demüthiger Mann, ein blasser, mildängiger Jüngling, ein heiliger Aloisius von der kleinen Kopfglatze an bis hinab zur großen Zehe.

Zu diesem ging nun Koloman der Zimmermann, und wählte ihn zu seinem Beichtvater.

„Ja, mein Freund im Herrn," sagte der neue Seelenarzt, und fuhr mit dem weißen Sacktuch über sein friedenumstrahltes Antlitz, „ja, mein Freund, es ist wohl nöthig, ihr müßt euch einen bestimmten Heiligen als Vorbild wählen und bei demselben verbleiben in allen Versuchungen und Widerwärtigkeiten dieses Lebens, bis euch Gott die Krone der Auserwählten auf das Haupt wird setzen."

„Wenn mir der geistliche Herr halt etwa so einen Handsamen thät wissen!" meinte der Koloman.

„Wählt euch den heiligen Aloisius," rief der Beichtvater.

„Selb' nicht", sagte Koloman, „selb' ist schon zu spät."

„Schade", versetzte der Priester, „aber vielleicht den heiligen Johannes in der Wüste?"

„Wollt' mir gleich gefallen, thät ich nur den wilden Honig und die Heuschrecken ein Bisle lieber essen."

„So entschließt ihr euch wohl für einen heiligen Blutzeugen und Martyrer; da haben wir die glorreichsten Exempel an St. Stephanus, St. Paulus, St. Laurentius, St. Bartholoma. —"

„Dem die Haut abgezogen ist worden?" unterbrach der Keleman.

„Hingegen steckt er jetzt in einer himmlischen Haut!" rief der Priester schwunghell; „und wir haben ferner den heiligen Andreas, wir haben St. Blasius, wir haben die Nothhelfer und vierzig Martyrer — nun?"

Der Keleman schüttelte nur so den Kopf. — Wohl wahr, diese Welt sei grundschlecht, aber gerade übel sei sie nicht, und wisse er, der Keleman, nur, daß ihn der Herr auch wieder bei Zeiten von Todten auferwecken wolle, er würde sich gerne den heiligen Lazarus zum Vorbilde nehmen.

„Ja, mein Freund, wenn ihr mit solchen Phantasien kommt, so ist euch schwer zu rathen", sagte der junge Beichtvater und lächelte voll Sanftmuth. „Wolltet ihr nicht, wie die heilige Elisabeth, euer Hab und Gut den Armen, oder wie die heilige Hema, die, wie ihr wißt, besonders in diesen Bergen hochverehrt wird, euer Vermögen der Kirche weihen?"

„Nein", sagte der Keleman, „aber im Testament, wenn's noch Zeit wär' und mein Weib nichts dagegen hätt'."

„Ihr lebt im Ehestand?" frug der Priester völlig überrascht.

„Ja, bisweilen, und so seit ein paar Jahrchen her", antwortete der Keleman; „angerathen ist's mir worden, daß

ich heirathen sollt', und der heilige Büßer Franziskus, lese ich, ist auch verheirathet gewesen."

Der Priester schwieg ein Weilchen.

„Ah, Freund," sagte er dann, „ihr habt noch weit dahin, euch von den irdischen Begierden frei zu machen. Im Vereine mit euerer Ehegattin müßt ihr gegen den Bösen streiten. — Euer Weib geht doch auch häufig zur heiligen Beicht'?"

„Recht passabel", sagte der Koloman, „und wenn's leicht ging', so möcht' ich auch sie mit mir in den Himmel hinaufschleppen."

„Ein neuer Beweis eueres christlichen Sinnes," bemerkte der Beichtvater; „wie wäre es doch, lieber Freund, wenn ihr dem heiligen Joseph nachfolgen wolltet? Auch Joseph war ein Ehemann und ein Mann nach dem Herzen Gottes. —"

„Und Zimmermann!" rief der Koloman aus, „Zimmermann wie ich. Ja, das ist ausgezeichnet, auf den heiligen Joseph hatt' ich bei Gott ganz vergessen; freilich, freilich, der ist der Rechte und — nicht war, Hochwürden", setzte er kleinlaut bei, „geschehen ist ihm nichts? — gesteinigt, enthauptet, oder so was? — nicht? — Punktum, beim Joseph verbleib' ich."

In Folge dieses vortrefflichen Vorsatzes wurde dem Koloman die Lossprechung „von allen seinen Sünden ertheilt"; — „auch von den zukünftigen?" frug er noch in äußerst unbedachter Weise, allein der Beichtvater hatte zum Glücke schon den Schuber geschlossen.

Als Koloman heim zu seinem jungen Weibchen kam, erzählte er viel Gutes und Schönes von dem frommen

Ordenspriester, und sofort begann er sein Haus nach dem biblischen Stile der heiligen Familie einzurichten.

Er führte das Zimmerhandwerk fort, hobelte und leimte und war Gottesfürchtig dabei. Auch lebte er eine Zeit lang in Entsagung; und sein Weib — das sich auch den jungen Klostergeistlichen zum Beichtvater erwählt hatte, theilte mit ihm gerne diese Entsagung, und so führten sie ein beschauliches und erbauliches Leben.

Koloman hatte den Frieden des Leibes und der Seele; und einmal brachte ihm sein Weib einen Lilienstamm — (es war aber eine Zwiebeldolde) — nach Hause, auf daß er ganz und gar der zweite heilige Joseph sei.

Zu diesem Zwecke hatte sich der Koloman auch den Bart wachsen lassen, und in seiner Stube trug er gerne einen langen, farbigen Rock und Sandalen an die Füße gebunden. Tabakschnupfen konnte er wohl nur insgeheim, hingegen wußte er, wenn Jemand zugegen war, sehr salbungsvoll zu hobeln und hatte auch häufig die Augen gegen Himmel gerichtet, außer wenn ihm irgend welcher Arbeitslohn in die Hand gelegt wurde, da guckte er sofort auf das Geld, ob nicht etwa ein falscher Silberzehner dabei.

So verging die Zeit. Wohl alltäglich las der Koloman sein Kapitel aus der heiligen Legende, aber allen Büßern und Märtyrern sagte er es in's Gesicht: „ihr Hascherle, was seid ihr gegen mich? ich bin Joseph, der Sohn Isak's, der Sohn Jakob's!"

Da geschah es einmal, daß Maria sein Weib zu ihrem Manne sagte:

„Koloman, hast gutes Kirschbaumholz liegen?

„Warum?" verſetzte er.

„Nein, ich frag' nur", antwortete das Eheweib und beſchäftigte ſich mit den Häkelchen ihrer Joppe.

Nach mehreren Tagen ſagte ſie wieder: „Koloman, wenn du Kirſchbaumholz liegen hätteſt, ſo ein Wieglein könnteſt du einmal zimmern."

Der Sohn Iſak's und Jakob's machte ein langes Geſicht: „Eine Wiege? wie ſo denn? — Wie ſo denn das, Maria?"

Sie zuckte die Achſeln und ſchlug ihre Augen demuthsvoll zu Boden.

Der Koloman ging verſtört umher, las die Legende, ſann, las wieder, — ſtützte ſein grauendes Haupt lange auf die Hand.

Sollte denn dieſe Familie thatſächlich ſo fromm ſein, daß Zeichen und Wunder an ihr geſchähen?

„Warum nicht?!" fuhr der Zimmermann auf und eilte ſofort ſchnurſtracks zu ſeinem Seelenfreunde, ihm freudig zu erzählen, was in ſeinem Hauſe geſchehen.

Der junge Prieſter ging eben im Kloſtergarten ſpazieren, und als er den Koloman ſo aufgeregt und haſtig auf ſich zueilen ſah, ſetzte er ſeine Füße aus, ſoweit es die Kutte nur geſtattete, und floh durch das Buſchwerk davon.

In der „heiligen" Familie kam ein Kindlein an. Der Nährväter gibt es genug auf Erden, aber wer Inſonderheit Sankt Joſeph den Zweiten zu ſehen wünſcht, im Gurkthale, wie geſagt. Und als Lilienzweig — ein welker Zwiebelſtängel iſt das Zeichen ſeines Hauſes.

—

Der Peller-Aus.

„Wer mag mit mir die Bergfahrt machen? Ich steige über zehntausend Fuß empor bis zur Sennin, bis zum Alpensee, bis zum Gletscher, zum ewigen Schnee! — Fromme Liebe zur Einfalt armer, freud- und mühevoller Menschen; Lust und Drang zum Wandern, zur Hehre und Herrlichkeit Gottes muß Einer in der Brust haben, will er mit mir gehen."

In Spaß und Ernst war's, als ich diese Rede that. Sie lachten und ließen mich allein gehen.

Dem Wasser ging ich entgegen und immer dem Wasser entgegen. Es wurde stets kleiner und reiner und frischer und lauter. Es rieselte, flüsterte, rauschte, brauste, tobte, stürzte brennend über die Felsen nieder, an denen ich empor wollte. Oben am Hang sinterte es eisigkalt aus einer Kluft. Still war's jetzt und ich stieg höher. Da kam der Durst. Erdbeeren sah ich stehen, aber sie waren noch nicht reif; Alpenrosen und allerhand Blumen in schönster Zier erfreuten mein Auge; aber mein Gaumen lechzte sich nach dem Wasser, das vorhin so viele Stunden lang mit mir gewesen war.

Blöcken und Jauchzen hörte ich klingen. Eine Heerde von Rindern und Ziegen wurde empor getrieben an den waldigen, buschigen Hängen gegen die grünen Hochmatten. Ein wetterbrauner Bursche und ein heiteres Mädchen waren dabei, und ein schwarzes Hündlein keifte vor eitel Freude, daß der „Aufzug" gekommen, daß es wieder empor gehe aus schattigen Tiefen zu lichten Höhen.

Ich schloß mich bald dem frohen Zuge an, in welchem, wie ich sah, Thier und Mensch gleichviel galt. Ein freundliches, trauliches Wort hatte ich gerne für die junge Sennin, war aber zuvor Eigennutz von mir, bald gestand ich, wie gar sehr ich durstig sei.

„Durstig bist, du armer Kerl?" rief der Bursche, „halt, steh' still, Alte! durstig ist er." Ein schwer beuterte Ziege packte er bei den Hörnern, hielt sie fest und sah mich an. „Nu," sagte er dann, als er sah, daß ich sein Thun nicht verstehe, „jetzo trink! Hast es gar schon vergessen seit deiner Mutter her?"

„Der Herr wird sich nicht schicken können," redete das Mädchen drein, „es wird das Gescheiteste sein, ich melk' ihm in ein Töpfel was heraus."

Sie that's und ich trank frische, warme Ziegenmilch. Und als ich getrunken hatte, frug der Bursche: „Magst noch? hast schon genug?" Und als er sah, mein Bedürfniß war gestillt, rief er: „So, Alte, nachher geben es wir Zwei an!" und legte sich der Länge nach unter die Ziege, hielt sie mit beiden Händen an den Hinterfüßen und saugte sich mit aller Behaglichkeit aus den Zitzen seinen Trunk.

Endlich kamen wir empor zu der Sennhütte; über deren Dach stieg schon der Rauch auf. Ein alter Mann mit einem runkelrothen Runzelgesicht und einem schneeweißen Schnurbart kam uns entgegen. Die beiden jungen Leute hießen ihn den Vetter Bub. Der war gut an mit den Rindern und brachte sie in Gewahrsam. Ich blieb die nächstfolgende Nacht in der Sennhütte. Da ist's mir gut ergangen: Milch, Butter und

Brot so viel mein Herz verlangt; aber Käse war noch keiner fertig.

„Branntwein haben wir auch!“ sagte mir der aufgeweckte Bursche.

„Trinke keinen.“

„Ich auch nicht,“ versetzte er, „wir haben ihn nur für's Zwicken bei uns.“ Er deutete dabei nach dem Unterleib, so daß ich verstehen konnte, den Branntwein verwendeten sie als Medizin gegen Bauchgrimmen. „Den Vetter-Bub thut's halt mannigmal so viel zwicken,“ flüsterte mir der Bursche schalkhaft in's Ohr. Ich verstand ihn.

Und als die Branntweinfrage erledigt war, frug mich der Bursche: „Magst mit uns den Rosenkranz beten?“

„Gern,“ sagte ich und kniete zum Behufe dessen neben der Sennin Bett hinter den Ofen, wo sich auch der Alte bequem gemacht hatte. Der Alte aber brummte, als vom Rosenkranz die Rede war: „Das wird jetzt wieder eine ewige Beterei sein, sind Die heroben!“ Und mir in's Ohr: „Das sind zwei Fromme! Sie, die Stasi, ist bei dem Aloisi-Verein; er, der Toni, ist bei der Bonifazi-Bruderschaft. — Und jetzt gehen sie Allbeid auf die Alm herauf,“ setzte er zwinkernd bei.

„Sind sie Geschwister?“ frug ich.

„Gar nicht; auch nie gewesen,“ versetzte der alte Schelm und zwinkerte wieder.

Der Rosenkranz begann; der Toni machte den Vorbeter und war außerordentlich ernsthaft dabei. Das Mädchen und ich beteten tugendsam nach. Der Alte im Winkel schlief bald ein, und als wir fertig waren, erwachte er wieder.

Dann nahm er mich mit hinaus in den Stall auf's Streh. Dort legten wir uns Beide zusammen.

„Das ist meine Liegerstatt Sommer und Winter," erzählte mir der Alte. „Mein Bruder ist Bauer drunten; der mag mich aber nicht leiden, weil ich mich von der Verbruderschaft hab' anschreiben lassen. Bin Soldat gewesen, bin so ketzerisch zurückgekommen. So hat mich mein Bruder auf die Alm gethan. Er schickt mir im Sommer die Rinder und seine Tochter herauf, und heuer zum erstenmal auch den Zuchtbuben mit, armer, fremder Leut' Kind, das er anerzogen hat. Nein, 's ist gar keine Gefahr bei denen, sie beten viel und fasten brav."

„Wo liegt denn der Teni?" wagte ich nicht ohne Beklemmung zu fragen.

„Der Teni?" sagte der Alte, „den laß' ich mit Fleiß gehen, wie er will. Ich sollt' eigentlich auf die jungen Leut' aufpassen. Mach' mir aber gar keine Sorg', er gehört der Bonifazi-Bruderschaft an, und sie ist beim Aloisi-Verein. Wird sich schon zeigen, was die Frommheit thut. Mich haben sie ja allweg verlästert, weil ich kein Verbruder bin. Jetzt sind sie da, jetzt laß' ich's just einmal d'rauf ankommen."

Ich war entsetzt über die Torheit meines Beischläfers.

Er hatte aber keine rechte Ruhe in der Nacht, und endlich stand er gar auf und ging hinaus. Nach einer Weile kam er zurück und murmelte selbstzufrieden: „Schau, brav das, er schläft auf dem Dachboden oben zu hinterst im Heu."

Am andern Morgen war Alles lustig wohlauf. Bei meiner Treu, der Teni und die Stasi, die haben zusammen das Jodeln verstanden. Hab' nach des Alten Deutung gemeint,

sie mochten geistliche Lieder sein; gar nicht, Liebesgesänglein sind es gewesen.

Ich dankte für die Gastlichkeit; sie luden mich ein, wieder zu kommen. Ich faßte mein festes, scharfes Steigbeil (Gebirgsstock mit einer Eisenhacke), und stieg empor, dem Hochgebirge zu. So lange das Knieholz mit mir war, ging's mir gut. Dann aber kam ich in arges Gerölle, in steiles Gewände; ich kam zu einem stillen, verlorenen See, der ganz tintenschwarz da lag zwischen den kahlen, grauen, klüftigen Hängen. Niedergebrochene Felsblöcke lagen an dem Ufer oder ragten halb aus dem todten Wasser hervor. Nichts regte und rührte sich; es war, als sei die Einsamkeit selber eingeschlummert an dem ewigen Gewände.

Ich zog weiter, kam in ein anderes Felsenthal. Das war rißig und klüftig und Gemsen huschten an den Wänden. Steinhühner zirpten wieder, dann hörte ich zuweilen ein gedämpftes Donnern, ich wußte nicht von wannen es kam, aber schier der Boden bebte davon. Der Himmel war grau, die Luft kalt. Als ich weiter emporstieg, zog ein sehr feiner Hauch; als ich noch weiter empor klomm, hörte ich, wie im hohen Gewände der Wind brauste. Endlich kam ich zum Eis. Es war schmutziggrau, hart wie Stein und sah trocken; es hatte Sprünge und Risse, wie die Felsen, gewaltige Stücke waren davon niedergebrochen und lagen unten im Abgrunde. Plötzlich zog ein Windstoß über den Gletscher her, wie ein starker Posaunenton. Das Eis brach; ein Stück — nur Geister Hand hat es gewogen — bewegte, hob sich, kam in's Rutschen, rollte dröhnend wie ein Donnern, stürzte über die Wand in den viele hundert Fuß tiefen Abgrund und schlug

unten an eine mächtige Steintafel, daß im Moment ein grel-
ler Feuerschein hinwegfuhr nach allen Seiten.

Da bin ich völlig starr dagestanden und habe endlich zu mir gesagt: „Menschenkind, was bist du für ein armseliger Wurm."

Der Wurm kroch aber noch höher empor. Und erst als ich über das Schnee- und Steingebirge her die weite Welt in bläulicher Dämmerung vor mir liegen sah, setzte ich mich nieder auf den ewigen Thron des Eises und der Felsen, auf dem sonst nur der Herr ruht.

Da war es wieder still und ich hörte nichts, als mein eigenes Atemholen. Die Luft war kalt und unsäglich rein; meine Lunge atmete leicht. Nebel zogen heran von anderen Höhen und Zinken, aber als sie in die Nähe kamen, lagerten sie zu meinen Füßen, und ich saß über den Wolken.

Im weiten Firmamente flog mein Blick. Da sah ich einen schwarzen Punkt am Himmel stehen. Eine Weile stand er unbeweglich, dann zitterte er hin und her und wuchs; er kam näher, war wie ein Stäbchen, dann wie ein Kreuzlein, dann wieder wie eine Scheibe. Bald erkannte ich es, was da nahte, ein Riesenvogel war's, tiefschwarz, aber eine weiße Krause um den Hals; seine Flügelweite schien über zwei Klafter zu sein. Er bewegte die Flügeln nicht, er schwamm ruhig heran, aber ich hörte das Schwirren. — „Ein Condor!" rief ich, das Wesentliche fassend, mir zu: „Mensch, jetzt halte dich wacker!"

Aber der Vogel schwirrte an mir vorüber und sank in einem ungeheuren Bogen langsam hinab in die Tiefe, bis er hinter Felsen meinem Auge entschwand.

Ich blieb nicht lange mehr sitzen; hub wieder an nieder-zusteigen. Das aber ganz weit schwerer, als das Emporklettern. Ich war sehr froh, als ich wieder zum todten See herab kam. Am Ufer desselben blieb ich eine Weile und dachte: Warum doch die Natur hier gar so geheimnißvoll thut? es muß was dahinter sein! — Viele Alpenwanderer sind vor und nach mir bei dem See gewesen, keiner hat das Geheimniß erforscht. Warum auch wollen wir so oft außerhalb uns ein Geheimniß suchen, das zutiefst in unserer Seele selbst liegt. Ein tiefer, dunkler, grundtiefer See. — Nun, kommt nun weiter mit mir.

Droben das letzte flammende Alpenglühen verlosch an den hohen Zinken und Kronen, als ich des Abends wieder in der Sennhütte einkehrte.

Der Alte mit dem weißen Schnurrbart saß an der Thürschwelle und schüttelte fortwährend seinen Kopf. — „'s ist kein gut Bedeutnen!" murmelte er in sein nacktes Knie hinein, „'s ist kein gut Bedeutnen!" Dann stand er auf und rief mir zu: „Heut' habt ihr's verschaut! Der schwarze Vogel ist dagewesen; hat aus die beste Gais gesaugt!"

„Ja, und richtig, wenn der da gesehen die Milch trinken hätt'!" schrie das hochaufhorchende Mädchen dazwischen.

„'s ist kein gut Bedeuten," grübelte der Alte weiter. „Meinem Großvater ist auch der schwarze Vogel gekommen; drei Tage darnach ist ihm das Haus niedergebrannt."

„Wird wohl derselbe gewesen sein, den ich gesehen habe," sagte ich. „Das war ein Geier; der bedeutet nicht mehr als ein anderes Raubthier. Er wird in unseren Alpen selten ge-

sehen; er lebt zumeist in Amerika. Wenn er aber doch zuweilen bei uns auftaucht, und nach den Mensen und nach unseren Hausthieren fahndet, so sollte man ihn eben von der Luft schießen."

Da lachte der Alte: „Ihr versteht mir gar nichts. Einen Gemsjäger habe ich gekannt, der hat einmal nach so einem Ungeheuer geschossen. Einen Tag darauf finden wir ihn todt und zerschmettert in der Felsenschlucht. 's ist ein Unglücksvogel."

„Allerdings, weil er euch die Ziege fraß," entgegnete ich; da ging mir der Alte davon.

Und als heute wieder der Rosenkranz gebetet wurde, schlief er nicht ein, sondern betete mit, und blieb noch ein Weilchen knieen, als das Gebet schon aus und wir Andern aufgestanden waren. — Das war ein Menschengemüth, so räthselhaft, wie der todte dunkle See oben im Gestein.

Ich lag die Nacht über wieder auf dem Stroh an seiner Seite; er simulirte wachend und träumend von einem Unglücke, das nun kommen müsse. Und er vergaß zu spähen, ob der Toni wieder auf dem Dachboden schlief zu hinterst im Heu, oder bei den Ziegen, um zu wachen, im Falle etwa das Thier wieder komme.

Am andern Morgen war die Stall verweint und erst recht betrübt — der verlornen Geis wegen.

„Wird schon noch öfter kommen der schwarze Vogel!" prophezeite der Alte, „wird dir alle Gaisen und Kühe noch fressen und zuletzt geht's an dich selber!"

Ich verabschiedete mich von den Leuten und stieg nieder in die waldigen Schluchten und sonnigen Thäler.

Ich habe die Sennhütte mit ihren heiteren, frommen, betrübten, boshaften und aberwitzigen Bewohnern nicht vergessen, und nicht den todten See und nicht den schwarzen Vogel.

In dem darauffolgenden Winter hat mich mein Weg wieder an den Fuß jenes Gebirges geführt. Da begegnete mir eines Morgens im Schneegestöber auf der Berghalde eines Bauernhauses eine seltsame Schlittenpartie. Voran ging ein Weib mit einer Laterne und einem Holzkreuze, diesem folgten drei Männer, und die drei Männer zogen einen Sarg. Einige Leidtragende, und unter diesen gewahrte ich einen Bekannten, den Toni von der Sennhütte. Er erkannte mich auch, er trat auf mich zu und gab mir die Hand zum Gruße. „Da haben wir ihn drin," sagte er traurig auf den Sarg weisend. „Noch im Sommer ist er uns krank worden auf der Alm, der Vetter Bub, hat im Herbst zum Vater herab müssen in's Haus und ist ehgestern verstorben. Desweg, ich sag's auch: 's ist kein gut Vorbedeuten, so ein schwarzer Vogel!"

Und ein paar Monate nachher, als im Gebirge schon der Schnee zu schmelzen begann, begegnete mir fast an derselben Stelle unter dem Bauernhause ein anderer Zug. Zwei Weiber kamen lachend und scherzend gezogen, trugen einen kleinwinzigen Täufling mit sich; und hinten drein ging der Vater desselben, es war ein Bekannter, der Toni von der Sennhütte.

„Habt Hochzeit gehabt!" sagte ich, ihm die Hand schüttelnd.

„Schon im Sommer!“ war die heitere Antwort.

„Ei, ei!“ rief ich und drohte mit dem Finger, „'s ist kein bös' Vorbedeuten, so ein schwarzer Vogel!“

Wenn das aber der Vetter-Bub wüßte! der wäre schließlich so muthwillig, die Monate zu zählen von der Taufe zurück bis zur Hochzeit.

Ich lasse sie ungezählt; bin ja nicht der boshafte Vetter-Bub.

Der Wolfel.

Sie ist übel beleumundet, die Jungfrau zu Reistritz. Sie hat seinerzeit viele Manner zu Grunde gerichtet. Sie ist jetzt eine alte Jungfer, trägt eine eiserne Haid und schmachtet für ihre bösen Thaten vereint seit vielen Jahren schon im Burgverließ zu Reistritz am Wechsel.

Ich bin kazumal — es war vor Jahren — an den Schauerdenkmalen menschlicher Grausamkeit still und hastig vorübergegangen, habe mich der Natur zugewendet, die so schön und wunderbar und erfreulich ist. Durch das Querthal hin ich gegangen dem Wasser entlang, habe vor mir die duftblauen Berghänge gesehen mit den schimmernden Sandriesen und die grauen, regenschweren Wolken des Himmels darüber. Und hier auf dem Hügel in der Stille und Einsamkeit steht eine Kirche, uralt und ehrwürdig zu schauen. Ihre Mauern sind rötlich wie Gold, tragen Spuren von alter Tage Noth, von des Feuers Wuth, von der Türken Gewalt. Die gothischen Fenster sind ausgebrochen, da starrt die Dunkelheit hervor, und Eulen und Fledermäuse sind des Herrn Anbeter in diesem Gotteshause. Ein schlankes Thürmchen ragt über den dachlosen Wänden und grüßt hinan zu den bewaldeten Höhen des Ötters und zu den Zinnen des Wechsels.

Das ist die Wolfgangskirche bei Kirchberg. Unterhalb des Hügels an der Straße steht ein Opferstock mit der

Inschrift: „Frommer Christ, opfere hier zum Wiederbaue der Wolfgangskirche!"

Ein Maidlein kam des Weges, das schlug zuerst ein regelschönes Kreuz über sein junges, hellblühendes Gesicht; dann that es sein Sacktuch hervor und an einer Ecke desselben band es einen Knopf auf, wickelte eine kleine Münze heraus und ließ sie in den Opferstock kollern. Das war ein gar schauerlich hohles Hallen in dem Kasten, und ich trat zu dem Mädchen und sagte: „Es ist schön, daß die Jungfer auch ihr Scherflein zur Wiederherstellung dieser prächtigen Kirche beiträgt, aber wenn der heilige Wolfgang nicht hilft, die blutigen Heller der Vorübergehenden werden es nimmer vermögen."

„Der heilige Wolfgang wird schon helfen!" antwortete das Mädchen, und leise für sich setzte es bei: „Der muß helfen, 's kann gar nicht anders sein."

Dann that es noch einen unstäten Blick zur Kirche empor und schritt hastig fürbaß.

Nicht weit davon im Orte Kirchberg steht ein Baum, der viele hundert Jahre älter ist als die alte Kirche auf dem Hügel, er ist wohl der älteste Baum in unserm Vaterlande: sie nennen ihn die tausendjährige Linde. Auf einer Bank im Schatten dieser Linde saß ein Bauernbursche und trank Most. Er legte seine geschlossenen Fäuste schwer auf den Tisch und brütete vor sich hin. Oben rauschte es in dem undurchdringlichen Laub, der Flügel einer Lindenblüthe tanzte nieder und fiel in das Glas hinein. Der Bursche hob seinen Kopf und murmelte: „Mit dem ist mir nicht geholfen. Was Anders will ich haben!"

Er trank sein Glas zur Neige; ich setzte mich zu ihm, da wollte er sich sogleich erheben. Aber die Kellnerin kam mit einem frischen Glase, das er schon früher begehrt haben mochte; so ließ er sich wieder auf den Sitz nieder.

„Heutzweg bin ich ein ordentlicher Mensch gewesen, und jetzt werde ich ein Lump!" murmelte er. Er war sehr rot im Gesichte und seine großen dunkeln Augen blitzelten lebhaft. Es war ein hübscher, intelligent aussehender junger Mann.

„Das wäre aber doch schade!" erlaubte ich mir der Bemerkung des jungen Mannes zu entgegnen.

„Ja freilich ist's schad'!" lachte er, schon etwas erhitzt von dem Getranke. „Wer weiß, wie viel Lumpen unter diesem Dache schon gesessen sind. Ich bin der Erste und der Letzte nicht, denn's so geht. Ich hab' kein Haus und Hof und kein Geld, und deßweg krieg ich mein Mädel nit — und so verleg' ich mich jetzund auf's Saufen."

Ich schwätzte hin und schwätzte her, und da erfuhr ich's endlich: der Vater seiner Herzliebsten, ein reicher, starrköpfiger Grundbesitzer, habe zu ihm gesagt: „Du Wolfl, bis in der alten Wolfgangskirche wieder ein Altar steht, laß ich dich davor mit meiner Tochter trauen. Und eher nit!" Es war ein förmlich Gelübnis.

Aber in der Wolfgangskirche, wo der Altar stehen sollte, lag ein großer Schutthaufen, wuchsen Brennnesseln darauf. Die frommen Christen sollten die Kirche wieder aufbauen! Eher denn das geschieht, wachsen auf dem Wechsel die Feigen. Dem Burschen war schon ein gescheidter Gedanke

gekommen; er hatte an den Besitzer von Kirchberg und der Wolfgangskirche — an den Erzbischof Rauscher nach Wien — ein Brieflein geschrieben: „Gnaden bischöflicher Herr! Die christlichen Leut' in Kirchberg und auch in der Gegend herum möchten so gern die alte Kirche wieder haben und zum heiligen Wolfgangi darin beten, und auch für den guten bischöflichen Herrn. Wollte Er nur was geben um Gottes willen, daß die Kirche wieder könnte hergestellt werden; der hochwürdige Bischof thät sich damit eine hohe Stufe in den Himmel bauen."

Was war die Antwort auf dieses Schreiben? — Die Leute könnten auch in der neuen Kirche beten, und er, der Erzbischof, brauche keine Stufen in den Himmel, er fahre mit Roß und Wagen hinein. — Das heißt, so hatte dem Wolfl einmal geträumt; in Wahrheit war gar kein Brief und gar keine Antwort.

Der Wolfl hatte mir so seine traurige Geschichte erzählt, wir wurden gute Bekannte, und letztlich begleitete er mich hinauf zur Hermannshöhle. Aber den heiligen Wolfgang brachte er nicht mehr aus dem Kopf, und er erzählte, wie der Mann Gottes als Einsiedler in dieser Höhle gelebt habe, wie große Mirakel darin geschehen seien, wie aber mit der Zeit die Menschen so schlecht geworden, daß sie gar den Eingang in die heilige Höhle nicht mehr gefunden hätten und daß erst viele hundert Jahre nachher ein armer Hirte diese Grotte wieder entdeckt habe.

Nach solchen Erörterungen krochen wir in den Berg. Eiskalte Luft wehte uns entgegen und der Wolfl zündete eine Fackel an. Durch hohe, schmale Gänge schritten wir,

da weitete sich der Raum; wir standen still und sahen und hörten die Natur arbeiten in ihrer geheimen Werkstatt. Schier traumhaft und kindisch ist hier die Natur. Mit Kalkstein, aus dem sie sonst die gewaltigsten Gebirge aufgeführt hat, treibt sie hier ein Kleingewerbe, oder vielmehr sie spielt damit; sie hat dem Menschen seine Künste abgelauscht und will sie nachahmig betreiben. Da ist sie Bergmann und zieht Schachte und Stollen, da ist sie Baumeister und führt Tempel und Hallen auf; da ist sie Bildhauer und schafft die seltsamsten, lamigsten Gebilde; aber sie schämt sich ein wenig damit, denn sie hat eine etwas ungeübte Hand für derlei und sie will ihre Spielereien verstecken in die hintersten Winkel.

Der Mensch hat sie doch gefunden und er bestaunt die Natur, die selbst in ihren kleinsten Zügen Größeres schafft als eben der Mensch mit all' seiner Macht. Und wie sie schalkhaft thut, die große Schöpferin hier in der Erde Schoß! Da macht sie mal einen Frosch aus Kalk und einen Todtenkopf aus Stein. Dann fällt ihr das Treiben der Leute ein und sie thut völlig ernsthaft, die Schalerin, und formt eine Glocke, eine Kanzel, eine Zipfelhaube — aber ehe das Ding noch fertig, verwischt sie es schon wieder, als ärgerte sie sich selbst über das kindische Treiben. Der Mensch kommt ihr aber gar zu voreilig entgegen mit seiner Phantasie und lügt ihr die stolzesten Wasserfälle, die schwellendsten Weintrauben heraus, und Alles, was er selber träumt, das sieht er hier bei mattem Fackelschein in den Tropfsteinen. Der Riesen-Hermaphrodit allerdings, der ist ohne alle Phantasie zu finden, und die Natur versteckt sich dahinter und kichert.

Plötzlich standen wir vor einem Sumpf, in dessen klarem Wasser sich unsere Fackel spiegelte. „Das ist der Teich," sagte mein Begleiter; „'s ist ein kleiner Bub' in der Gegend, der zieht sich mutternackt aus und badet sich da drin, wenn er dafür einen Sechser kriegt. Wenn die Wiener kommen, da verdient sich der Bub' einen Haufen Geld; den ganzen Tag schwappelt er da im Wasser herum, und das soll bei so einer Beleuchtung was Wunder seltsam anzuschauen sein. Die Wiener haben den Buben so verführt, und bei der nächstletzten Osterbeicht ist er deßweg nicht losgesprochen worden."

Wir gingen und krochen lange Zeit hin und her, stiegen auf und nieder, Hunderte von Stufen; und als wir in einer schauerlichen Grotte standen, voll grauer Zacken und wüster Spalten und ungeheuerer Tiefen, da sagte mein Bursche: „Gucket da 'hinab, da geht's schnurgerad' der Höllen zu. Wüßt' ich gewiß, daß ich mein Herzlieb nit und gar nit thät kriegen — mitsammt der Fackel wollt' ich mich hinabstürzen zu dieser Stund!"

Und ein wenig später faßte er mich am Arm und rief: „Ihr seid gewiß reich oder mit dem Bischof wohlan. Geht, lasset mir die Wolfgangskirche bauen und einen Trau-Altar hineinsetzen, sonst fahren wir jetzund allbeid in die Höllen hinab!"

Dann lachte er und sagte: „Ja, das ist eine Zeit, und mit dem Spaß muß man sich die Verzagtheit vertreiben. Wie närrisch, wollt' ich mich denn in die Höll' stürzen, so lang's noch Wirthshäuser gibt auf der Welt! Trinken will ich und meinen Rock und meine Hosen vertrinken, aber in der Pfaid will ich hingehen zu ihrem Herrn Vater und sagen: „Schaut den saubern Lumpen an, den habt ihr zuweg gebracht!"

Als wir wieder eine Weile gegangen waren in dem unterirdischen Labyrinth, da hing plötzlich eine Laterne nieder vor unserer Nase. Der Wolfi zündete die Laterne an und zog sie durch einen Strick zur Höhe. Sie tanzte an Tropfgebilden und Felsmassen empor, bis das Licht nur ein winziges Sternchen war, und dann frug er mich, ob ich an die Höhe glaube.

Bald darauf deutete mein Führer durch eine enge Spalte, aus welcher uns die ewige Nacht entgegenstarrte. „Hier ist der Weg nach Kranichsberg."

Die Höhle sollte sich bis in das eine Stunde entfernte Schloß Kranichsberg erstrecken?

Der Wolfi behauptete es. Zur Türkenzeit hätten sich die Leute vom Schlosse aus in diese Höhlen geflüchtet.

„Nun jetzt kommt, jetzt sollt' ihr was sehr Schönes sehen!" sagte der Bursche, ließ mich eine hohe Leiter hinaufsteigen und führte mich durch eine sehr enge, feuchte Kluft, in welcher fallende Tropfen an der Fackel zischten. Dann krochen wir durch niedrige Gänge, und nun erlosch plötzlich die Flamme. Jetzt waren wir in der dichtesten Finsterniß und weiß Gott wie tief unter der Erde! Der Wolfi lachte, stieß ein Brett beiseite, und siehe — das helle, holdselige Tageslicht und das weite Thal und der grüne Wald lächelten uns entgegen.

„Wen die Welt nimmer freut, der muß nur einmal in so ein Loch hinabkriechen," bemerkte mein Bursche, „hab's allweg so gehalten, und letztlich ist Einem doch der helle Tag lieber wie Alles miteinander." Bauersleute thun sonst selten solche Reden, darum überraschten sie mich an diesem

Burschen. „Ja," sagte er, wenn's Einem halt nicht gut geht, so denkt man über Vieles nach; und jetz schaut euch den Berg einmal von auswendig an, er ist nicht uneben und grün über und über; man soll's nicht glauben, daß es da drin so schauderhaft sein kann."

So hatte ich mit dem Wolfl Kirchberg und die Hermannshöhle gesehen. Als ich mich von dem tiefverzagten und doch schalkhaften Burschen nannte, sagte ich zu ihm: „Nur alleweil wacker, lieber Freund! Siehe, du hast stetig den Berg vor Augen, den sie Wechsel heißen. Auch mit dir kann sich noch ein guter Wechsel ereignen und 'leicht kommt doch noch ein Mann, der in der Wolfgangskirche dir den Altar der Liebe baut."

Es ist ein prophetisch Wort gewesen. Ein paar Jahre danach kam ich wieder in die Gegend, da hatte das alte Gotteshaus auf dem Hügel ein schimmerndes Schindeldach, und im Innern, wo der Schutthaufen gelegen, stand ein freundlicher Altar.

Ich weiß nicht, ob der brave Dechant des Ortes um das starre Gelöbniß des reichen Bauers wußte und ob ihn die Liebesnoth des armen Wolfl dauerte — doch er ließ milde Gaben sammeln und davon die alte Kirche wieder herstellen.

Zum Glücke war der Wolfl mittlerweile doch kein „Lump" geworden, wie es sein heilig Fürnehmen gewesen, sondern ein braver, fleißiger Bursche geblieben. Und vor dem neuen Altar in der alten Wolfgangskirche ist er mit seinem Herzlieb getraut worden.

Heute mag er nimmer hinabsteigen in die Höhle, denn es freut ihn die Welt hier oben.

Der Poldel und der Häusel.

Es sollte nicht sein, aber es ist. Und wenn sich der Moralprediger zehnmal auf den Kopf stellt, und wenn vor dem Muttergottesaltar allsonntäglich hundert geweihte Kerzen angezündet werden — es ist.

Der Poldel hat einen Buben kriegt. Der Bub ist als „uneheliches Kind" in das Pfarrbuch eingetragen worden. Der Poldel ist Strohknecht beim Pimperklangbauer; die Trautel ist Schafmagd beim Haberveit, und das Ganze ist dem Anscheine nach wieder eine unmoralische Geschichte.

Der Trautel geht es nicht besser, wie dem Poldel, sie hat auch einen Buben kriegt. Aber sie muß das Hemdwinzige Häusel auf dem dürren Laub in der Scheune liegen lassen und muß die Schafe pflegen. Der Haberveit hat sie aufgenommen für seine Schafe und nicht für ihren Hansel, der im Laufe des Dienstjahres angerückt kam, und es hatte doch kein Mensch nach ihm geschickt.

Der Poldel ging nun einmal am Haberveithofe vorüber; — da hörte er sein Söhnlein weinen in der Laubscheune und das junge, schwache Stimmchen war schon ganz heiser geworden.

Ging der Poldel in den Schafstall: „Du Trautel, gib mir den Buben, ich bin der Vater, ich laß ihn nicht verderben und versterben." Da keifte die Trautel: „Was

hebst denn du an mit dem Kind, du bist ein Unschlachtig, du steckst es leicht in den Hosensack?"

Tut das Weib so übertriebene Reden, so muß der Mann nie eine Antwort geben. Der Poldel hub das Büblein und trug es auf den Armen, daß es schier lieblich war, und trug es dem Pimperklangbauern zu.

„Poldel?!" frug der Bauer.

Der Poldel wußte gleich, was der Bauer meinte. „Du hast vor drei Wochen ein Kindlein kriegt, mein lieber Bauer Pimperklang; schau, ich hab auch so ein Glück gehabt. Der liebe himmlische Vater ist manchmal so viel freigiebig. Mir ist's auch recht, schick' ihm das kleinwinzig Ding nimmer zurück; ich behalte mein Kind bei mir; jetzt Bauer, willst mich mitsammt dem Häusel, so bleiben wir; willst mich nicht, so gehen wir um ein Häusel weiter."

Dem Bauer ging das Gesicht in die Länge;- er konnte den fleißigen Strohknecht nicht lassen; Stroh streuen in den Stall, Stroh schneiden für die Krippe, das war für seinen großen Viehstand eine vielbedeutende Arbeit.

„Mein lieber Bauer Pimperklang", sagte der Poldel, „ich verlang' es nicht, daß du mein Häusel in die Wiegen zu deinem Fritzel legest; ich thu' mein Büberl in eine leere Krippen und will schon selber die Kindsmagd sein und will dich nur bitten um die Milch und ich will deswegen mein Geschäft mit Gewissen betreiben, wie eh vor Zeit und will dir die Halbscheid vom Jahrlohn nachlassen."

Der Handel wär' nicht dumm, dachte sich der Bauer; „kannst deinen Balg bei dir behalten, Poldel", sagte er.

Von auswendig war der Poldel nicht schön. Nicht Gott hatte ihm seine verkrüppelten Beine und seinen ungestalten Rucken zugetheilt, aber seine Mutter hatte es gethan, die hatte ihn verwahrlost, hatte ihn Tage und Nächte lang liegen und baden lassen im Reichen — da waren die Glieder so gewachsen. — Das darf beim Häusel nicht sein: seinen Buckeln werd' ich ihm einstmalen vermachen mögen, aber seine gesunden Glieder soll er haben und seinen braven Hausverstand, soviel auf frischem Stroh zu haben ist.

So hat sich der Poldel gedacht, hat sich Tag und Nacht keine Ruh' gegönnt, hat seine Arbeit gethan und hat das kleine Büblein gepflegt. Und am Sonntag ist er mit dem Kinde gesessen draußen unter dem Kirschbaum, daß der kleine die grünen Blätter und die weißen Blüthen und die liebe warme Sonne hat' sollen sehen können. Das Nachbarsvolk allmitsammt, das zur und von der Kirche ging, hat gekichert und gespöttelt über den Poldel: aber dieser hat sich an gar nichts gekehrt, hat sein Büblein geschaukelt, und wenn ihm das Hansel zuweilen holdselig angelächelt hat, so ist er in einer Glückseligkeit gewesen und sein Herz war viel heller wie die Sonne und viel größer wie das Himmelreich.

Die Trautel ist einmal gekommen: „Du, gib mir den Buben!"

„Sieh, du ließest ihn doch wieder liegen im nassen Laub. Du bist keine rechte Mutter, du. Schau, er will gar nicht zu dir — schau!"

„Der Depp!" rief die Trautel und lief davon. Sie kam nicht mehr, sie schlug sich mit anderem Männervolk

herum und über's Jahr war's in der Laubscheune wieder lebendig.

— Lege das Blatt nicht aus der Hand, mein Freund, der Erzähler macht ein ernsteres Gesicht, als es scheint und erzählt die Sache ganz wie sie sich zugetragen. Der Poldel ist ein braver Mann. Zwanzig Jahre ist er nun verblieben beim Pimperklangbauern, ist genügsam gewesen mit kargem Lohn, hat rechtschaffen seine Dienstespflicht erfüllt und hat doch ganz, ganz für sein Kind gelebt. Kleine Kinder, kleines Kreuz; große Kinder, großes Kreuz — das hat auch der Poldel erfahren. Des Bauers Fritzel war ein wilder, böser Bub', der hat oft schlimm mit dem Hänsel gespielt; blaue Flecken gab's genug. Hat sich aber das Hänsel zuweilen zu Wehr gesetzt, so war's gleich aus und das ganze Haus ist hergefallen über den „Balg" und über seinen sanftmüthigen Vater, den Poldel.

Den „Druck" kann der Poldel lesen. So saß er denn oft bei seinem Söhnlein in der Strohkammer und erklärte ihm aus einem alten „Traumbüchel" die Buchstaben. „Das Traumbüchel selber, mein Bübel, das verlohnt's nicht, das ist eine Narrheit; aber die Buchstaben sind doch gut; mit denselben Buchstaben können tausend brave Bücher geschrieben und gelesen werden."

Das hatte der Poldel davon, weil er sah, der Pfarrer und der Amtmann und der Richter und die gescheitesten und vornehmsten Leute, die er kannte, verstanden zu lesen, und bei keinem einzigen hatte er noch ein Traumbuch gesehen. — Der Fritzel aber lief in allen Weiten herum, zerriß seine Kleider, kam einmal in die Stroh-

Jammer und zerriß dem Hänsel das Traumbüchel. Der Hänsel wuchs auf; er hatte gerade Beine und anstatt des Hockers eine schöne, hohe Brust. Er war ein wenig rauh und derb, aber er war ein netter Bursche. Der Poldel aber war nicht mehr jung. Und nun machten sie es umgekehrt. Der Hänsel war Strohknecht beim Pimperklangbauer und pflegte seinen Vater. Es mochte am Werktag oder Feiertag, in der Kirche oder in der Taverne beim Weinglöckchen sein, allweg waren sie beisammen, der Junge und der Alte. Der Alte ging am Stock gar sehr gebückt einher, aber er hatte seine Freude an dem „Buben", und er lebte in dem Buben, und er ging hoch aufrecht und war wieder jung, und guckte mitunter nach hübschen Mädchen um — in seinem Sohne.

Der Hänsel und der Fritzel hatten nie ein gutes Zusammenleben; wie auch? Der Fritzel war ein reicher Großbauernsohn und der Hänsel ein armes uneheliches Dienstbotenkind; und der Fritzel brauchte nichts zu arbeiten, nichts zu lernen; und der Hänsel mußte wie ein Hund jeden Tag sorgen und haschen, daß er seinen Bissen Brot fand.

Das dumme Weibervolk freilich, das versteht so was nicht und das blinzelte in der That lieber nach dem Hänsel, als nach dem Fritzel. Es wäre zwar nicht nöthig, daß der Erzähler Alles verriethe, aber Justchen war eine schöne Jungfrau; der Fritzel liebte sie und sie liebte den Hänsel. Es ist weiter nichts daraus geworden, denn es kam noch zu rechter Zeit der Kaiser dazwischen. Alljährlich schüttelt und rüttelt der Kaiser einmal an dem Stamm seines

Volkes und wie reife Aepfel fallen ihm die frischen Burschen in den Schoß.

Aber vor wenigen Jahren, als die Militärdienstzeit noch um mehrere Ellen länger war als heute, gab es des Jahres mehr frische Bursche, als der Kaiser neue Soldaten brauchte, und so entschied zwischen den Tauglichen die Losung. Das Geschick mußte es dem alten, mühseligen Poldel gut meinen; der Hänsel ging frei aus; der Fritzel aber zog Nummer zwei, da war sein Bleiben so viel, als sicher.

Einen Tag nach dieser Entscheidung ging der Pimperklangbauer zur Assentirungscommission. Er hatte seinen breiten Ledergurt umgebunden und er schlug mit der flachen Hand trotzig auf den Ledergurt; da klimperte es drin, wie Metall.

Noch einen Tag später erhielt der Hänsel die Vorladung zur Assentirung. Der alte Poldel erschrack; der Hänsel aber jauchtzte auf und tröstete seinen Vater. Frischen Muthes zog er mit den Rekruten von dannen. Es kehrten die Meisten wieder, es kam auch der Fritzel zurück. Aber der Hänsel war geblieben.

Da weinte der alte Strohknecht recht zum Erbarmen. Jetzt war ihm sein Kind, seine Stütze genommen und er war alt und blutarm. Wohl sagte der Bauer: „Poldel, du bleibst bei mir, so lang du magst; ein Löffel Suppe für dich wird allfort gekocht sein."

Ja wohl, der Alte blieb, so lange er mochte, aber das war nicht allzulang. Der Fritzel war, was sie in der Gegend sagen, ein „Knopf", der vergällte ihm bitter das

Gnadenbrod; so wankte der Peldel wegshin und klopfte an die Thür des Armenhauses.

Der Hänsel vergaß nicht auf daheim und wurde nicht vergessen. Er ließ Braves von sich hören. Das Land hatte Handel mit den Wälschen und mit den Dänen und mit den Preußen, da stellte der Hänsel seinen Mann. Schon als die Nachricht kam, daß er Feldwebel geworden war, schickte der Richter und der Pfarrer dem alten Peldel eine „Ehrenaufbesserung" von drei Gulden in das Armenhaus. Heute ist der Hänsel ein im Lande bekannter und geehrter Hauptmann.

Ei richtig, sein Name steht ja im Pfarrbuche.

Nun, der Fritzel lebt daheim, steht auch im Pfarrbuche und ist ein — Lump.

—

Ein Reisegenosse auf den Vesuv.

Thomas Treibaus ist ein ehrsamer Viehhändler im Oberlande. Er hat sein Lebtag viel Ochsen gemästet und ist auch selbst dabei fett geworden. Indeß ließ er sich nicht bethören von den Reichthümern und Rindern dieser Erde, sein Sinn stand nach Höherem. So hoch seine Ochsen auch die Hörner tragen mochten, wenn sie vor dem vollen Barren standen, so hoch die Kälber auch ihre kleinen Schweife schwangen, wenn sie lustig und flink über die Wiese hüpften — sein Sinn stand höher.

Da hatte er einmal — es war zur goldenen Zeit, als er, ein Knabe noch, die Kuheutern auf der Weide aussaugte, wenn ihm sein Dienstherr zur Strafe für unachtsames Hüten das Mittagsmahl vorenthielt — hatte er also einmal durch einen alten Hausirer die Sage von dem feuerspeienden Berge*) gehört. Und diese Sage hat einen Funken geworfen in sein Gemüth, hat — so zu sagen — sein bisher schlummerndes Ideal entzündet, und das glühte und brannte nun Jahre und Jahre in den Tiefen seines Herzens, doch ohne daß es Lava spie.

Nebstbei, daß Thomas Treibaus Kälber trieb, Kühe handelte und Ochsen mästete, ging das Dichten und Trachten seiner sehnenden Seele dahin, einmal den feuerspeienden Berg zu sehen und — Ehre seinem Mannesmuthe! zu besteigen.

---

*) So wird im Volksmunde der Vesuv genannt

Und das sollte der Glanz- und Höhepunkt seines vielbedeutenden Lebens sein, das sollte ihm Ruhm sein im Lande und für späte Zeiten.

Thomas hatte schon Bilder gesehen von dem berühmten Berg, und Guckkastenmänner kamen zu Zeiten in die Gegend, die hatten das Ungeheuer in einem Kästlein, ganz wie es leibte und lebte und spie. Dieser Berg mit seinem glühenden Rachen ist nicht wie der allfort funkensprühende Schornstein der Schmiede im Thale, nicht wie ein wildausbrechender Kohlenmeiler! dieser Berg ist der Hölle Thor und Schlot; wenn der Teufel eine arme Seele holt, so flattert er mit seinen ungeheuren, kohlschwarzen Fledermausflügeln da hinein! — Das weckte Treibaus' Sehnsucht erst recht auf, denn was ein rechter Viehhandler ist, darf sich vor Hölle und Teufel nicht fürchten.

Und als nach und nach die gute Zeit gekommen war, da sein Bäuchlein groß, seine Aeuglein klein, sein Näschen roth und sein Beutel schwer geworden, da gedieh sein Lebenswunsch: „weit und tief in's Wälschland hinein!" zur Reife. Als er hierauf, dem Ideale zuwallend, durch Tirol kam, war es zum erstenmal, daß er die Leute nicht gut verstand, und als er durch die Lombardei und Toscana reiste, genoß er tagelang nichts als Käse, weil er nur formaggio zu verlangen wußte. Auf der ganzen Reise interessirte ihn nichts, als der schiefe Thurm zu Pisa, vor dem er drei Stunden lang mit offenem Munde stand, und die fontana trevi in Rom, wo versteinerte Ungeheuer zwar nicht Feuer, aber Wasser spieen.

Dann zog er tiefer nach Süden. Er fühlte es wohl,

wie es von Tag zu Tag heißer wurde, er nahte — dem feuerspeienden Berge.

Weiteres ist von dem Vorleben des wackeren Thomas Treibans nicht bekannt. —

Als ich an einem Septemberabende am Hafen von Neapel auf und ab schlenderte, um mir das seltsame Treiben dieses merkwürdigen Volkes zu betrachten, sah ich einen wohlbeleibten, aber behenden Mann in Knielederhose und grünberandeter Lodenjacke mit einem Cicerone lebhafte Gesten machen. Ich sah so von Weitem hin, ich sah, wie der Mann keck die Füße auseinander stemmte und mit den Händen zuweilen auf sein wohlgepflegtes Bäuchlein schlug. Trotz des unabsehbar breiten Strohhutes, der das völlig kreisrunde Gesicht des Mannes halb bedeckte, und trotz der nackten Waden über den hohen Bundschuhen, sagte ich nachdrücklich zu mir selbst: „Ich will doch ein Lump sein, wenn das nicht ein steirischer Viehhändler ist!"

Ich lauerte noch ein wenig. Da hub er behäbig an, seine Aermel zu zerren, zog den Rock aus, daß er in seinen weiten Hemdärmeln, mit seiner schwarzen Weste, die eine Reihe mächtiger Silberknöpfe und eine schwere, thalerbehangene Uhrkette trug, und mit einem breiten, weiß ausgenähten Ledergurte dastand. Nun war für mich kein Zweifel mehr — ein Landsmann. — Zu allem Ueberflusse hörte ich ihn noch brummen: „A Viehhitz' das, und bis in die spat Nacht eini!" Darauf sehr laut und immer mit den Händen fuchtelnd zum braunen, verschmitzt lächelnden Italiener: „Na, so versteht's denn wahrhafti nit Deutsch? Auffi, da auffi möcht' i!" Er deutete gegen den Vesuv, über dessen Spitze ein

leichter Schein zog. Ein Redeschwall brach los aus dem Munde des Cicerone, aber ein welscher Redeschwall; und mein Landsmann schüttelte das Haupt und wollte weiter trippeln.

Da rief ich, auf ihn zueilend: „Vetter, grüß Gott!"

Zuerst war er einen Augenblick verdutzt, dann aber schrie er, die Hände ausbreitend: „Jessas, Jessas, das — ja, das ist ja wieder einmal an ordentlicher Mensch — a Landsmann! — freili, freili, — na, i trau mir's z'sagen: a fett's Paar Schien kunnt mir die Freud' nit machen! — Gruß Gott' Sag'n S', Landsmann, sein S' a z'weg'n dem da kemma?" Er deutete gegen den Vesuv.

Das war das Finden und Binden — er schwur mir ewige Freundschaft. Wir gingen in eine Osterie, dort erzählte er mir seine Lebensgeschichte und sein höheres Streben nach dem feuerspeienden Berg, wie er sich wundere, daß dieser weltberühmte Berg grün und grau wie alle anderen Berge still daliege, nicht ringsum glühe und kaum ein Rauchwölklein habe, — wie es sich schier nicht des weiten Weges lohne, wie er den Berg aber trotz alledem morgen mit dem Frühesten zu besteigen gedenke.

Ich hatte auch dieselbe Absicht, und so beschlossen wir, zusammen die Partie auf den Vesuv zu machen.

Ich habe nie und einen glücklicheren Menschen gesehen, als meinen Viehhändler an demselben Abend.

„Heut' zahl' ich Alles!" rief er wiederholt, seine schweren Fäuste mit den Hemdärmeln auf den Tisch schlagend; und wie sein Antlitz so lachte und leuchtete, da war es Vollmond in der Weinstube.

Am andern Morgen — es lag noch Finsterniß über

den Waſſern — war es meines neuen Reiſegefährten Erſtes, daß er mir zeigte, wie er ſeinen rothen Regen- und Sonnenſchirm praktiſch zu einem Bergſtock eingerichtet habe. Dann ſagte er ernſt und ergriffen: „Alſo heute! heute! Und das Paraplie da heb' ich mir auf zum ewigen Andenken!" Der gute Mann fühlte ſich verpflichtet, angeſichts ſeines großen Zieles möglichſt hochdeutſch zu ſprechen.

Wir fuhren bis zum nächſten Städtchen Reſina. Dort nahmen wir zwei graue Eſel und einen braunen Führer und begannen die Wanderung aufwärts.

„Vor Banditen fürcht' ich mich gar nicht, gelt?" ſagte Thomas, als er ſo neben mir auf dem Eſel wackelte. Er fing mich, ob er ſich nicht fürchtete, das ſollte heißen, ob er wohl Recht habe, daß er ſich nicht fürchtete.

„Und wenn Einer kommt, meiner Seel', ich ſchlag' zu!" er hob ſeinen Regenſchirm, ſetzte aber beruhigt bei: „Na, ſo leicht kann nichts geſchehen, es ſind unſer Fünfe."

Mein Eſel warf ihm einen dankbaren Blick zu.

Wir ritten zwiſchen berankten Gartenmauern hin und durch ein Wäldchen von Obſtbäumen und an Weingärten entlang. Der Morgen graute und die ſchwarze Maſſe des Berges vor uns ſtach deutlicher von dem Himmel ab. Wir bogen nördlich und ſahen hinaus über das Meer, auf welchem in der Dämmerung wie vor der Schöpfung Nebel und Waſſer noch nicht geſondert ſchien. Da kamen wir über braune, ſchrillige Lavaſtröme — hier ſtieg mein Thomas zum erſtenmale ab, befühlte den Boden und ſchüttelte den Kopf.

„Wie könnten das ſchöne fruchtbare Auen ſein," ſagte ich, „aber der Veſuv!"

„Ueberhaupt," entgegnete mein Landsmann, „das italienisch Land ist nicht das, was der Leut' Reden daraus macht. Was, südlicher Himmel! Der ist auf unseren Bergen just so blau und rein: da kann ein gutes Auge auch die Sterne sehen am hellen Vormittag. Die Sonne hier scheint gar nicht heller, aber heißer wie daheim, und das — halt, Eselein, schmeiß mich nicht ab! 's ist aber auch ein verdrumpfter Weg in diesem italienischen Paradies, 's gibt überall so viel Steine, wie bei uns daheim, und Halden und Sümpfe und Nebel, hab's wohl gesehen. Wein wär' schon recht, wenn er nicht warm wär'; die Feigen wären süß, wenn man sich damit nicht den Magen verderben thät. Und sonst auch, im Brot ist kein Salz, in der Suppe kein Schmalz, und Knödel ist schon gar keins zu sehen. Jetzt frag' ich, was ist das für ein Land?"

Mein Thomas war bei diesen Worten so böse geworden, daß er seinem Esel eins in die Weichen gab.

„Und doch," versetzte ich seiner Rede, „soll Italien das Wunderland sein, wo ein offenes Herz und ein offener Sinn auch das schönste Ideal durch eine noch schönere Wirklichkeit übertroffen findet."

In diesem Augenblick strauchelte mein Esel, daß ich schier über die Lavaschollen gepurzelt wäre, und das Gespräch war unterbrochen.

Es war licht geworden, unten reihten sich Städte und Ruinen, Landhäuser an Mauertrümmer, Gärten an Schutthalden. Das Meer lag in matter Bläue, dort und da ein weißes Segel, wie ein vom Himmel gefallenes Sternchen.

Ueber Neapel zog ſich ein Nebelſtreifen weit hinaus auf die hohe See.

Als wir zur Einſiedelei kamen, hätte mein Thomas für ſein Leben gern den Einſiedler geſehen. Aber der Gute hatte ſich wahrſcheinlich des Abends zuvor zu lange kaſteit, und ſo ruhte er nun noch in den Fed—, das heißt auf der härenen Decke.

Im Wirthshauſe des Obſervatoriums angelangt, genoſſen wir Wein und Trauben und unſer Führer erzählte uns von den Zerſtörungen, welche der letzte Ausbruch des Veſuv in der Umgegend angerichtet hatte. Unter den zahlreichen Verunglückten war auch ſein Bruder, welcher auf der Wallfahrt nach St. Giuſeppe von dem Unheil erreicht wurde.

„Und Vieher ſind doch keine zu Grunde gegangen?“ frug Treibaus theilnehmend. Zum Glücke hatte ihn der Burſche nicht verſtanden.

Die Eſel ließen wir beim Obſervatorium. Der Führer begann ſeine mitgetragenen Stricke in Bereitſchaft zu halten, und es kam eine äußerſt ſchwierige Fußwanderung den Kegel hinan. Glatt und ſchroffig und ſchründig iſt die Lava, und dann wieder wollen die Füße verſinken in ſchwarzen Aſchenſtaub. Wir waren auf der Nordweſtſeite, folglich im Schatten, obwohl die ganze herrliche Gegend unten lange ſchon im reinen Sonnenlichte lag. Der Himmel war tiefblau, aber je näher wir der Höhe kamen, deſto mehr umhüllte ihn eine dunſtige, röthliche Atmoſphäre, und wir rochen Schwefel. Wir ſahen wie der Rauch da oben emporqualmte, wie er immer röther und glühender wurde, und wie — „Jeſus Maria!“

rief Thomas, „grad jetzt hebt er an zu speien!“ und wollte abwärts eilen.

Der Sonnenball stieg empor just über dem Krater durch den wirbelnden Rauch, roth und sprühend wie ein Klumpen Gluth.

Der Führer drängte, half uns weiter und bald waren wir zu Rande. Zu Rande an den Kratern, den dampfenden Schründen und Klüften, bunt in hellen Farben, wie Salamander, tief dröhnend zuweilen, grollend, ächzend, wie ein Leidenschaftskampf im Herzen, wie ein böses Gewissen — der feuerspeiende Berg, der Hölle Thor und Schlot.

Mein erschreckter Blick wendete sich zurück zu dem milden, sonnigen Lächeln der Welt. Nun lag Neapels glitzernder Halbmond in Reinheit da. Rückwärts die grüne, Städten- und Villen besäete Ebene von Caforia; dann zogen sich hin die milden, sammtähnlichen Höhen von Camaldoli, die schroffen Berge der Inseln Procida und Ischia — dann die unabsehbare Meeresweite, an Bläue und Klarheit wetteifernd mit dem Himmel. O, das Meer mit seinem zarten Sonnengefunkel in den Wellen, mit dem lieblichen Spiel der winzigen Segel und Masten, mit seinem Horizont, so weit und unerreicht, den nur die Sehnsucht mißt!

Weiter links die dunklen Berge von Capri und die lichten Felswände von Sorento, und der dämmerige Gebirgszug des Monte Albino, und das liebliche Sarnothal mit der röthlichen Trümmerstätte Pompeji's.

Uns gegenüber aber in Nordosten ragen in einem wilden Halbkessel die kahlen, todten Wände des eingestürzten

Kraters Somma, eine Ruine der Hölle, — und in weiter Ferne die Höhen des Monte Matese und Vergine.

Mein Landsmann sah durch unser Fernrohr eine Weile unverwandt in die Ebene hinab und machte dabei ein äußerst vergnügtes Gesicht. „Recht weichleibig," murmelte er dabei, „ganz semmelfärbig, man meint, es müßt Mürzthaler Race sein!"

Eine Heerde Rinder entzückte ihn.

Ich nahm ihn am Arm und führte ihn unter Leitung des Cicerone in den Wildnissen der Vesuvkrone umher.

Man kann nicht hingehen und hinabgucken in den Krater, wie in eine Krautgrube; Hitze, Schwefeldampf und Rauch drohen den Kühnen zu ersticken. Da dampfende Schründe, heiße Lavaklöße und Schollen; dort hat sich die Erde gespalten und Glutschein röthet die Wände, aber wuchtige Blöcke sind darüber hingeworfen. Und wer sich darüber hinwagt zum Krater, und Rauch und Dunst lassen ihn einen Blick hinabthun, der prallt bleichen Gesichts zurück und stammelt: „Der Mensch versuche die Götter nicht!" — Schroff stürzen die schwarzen oder buntfarbigen schründigen Wände nach innen ab, und der Trichter theilt sich unter phantastischen Gebilden in mehrere Krater, deren unergründliche Tiefen nicht einmal den Ton zurückgeben von einem Stein, den man in sie schleudert. Freilich ist da unten ein ewiges Dröhnen und Donnern, oft wild, wie das Knurren des Löwen, dann wieder bang und schwer, wie das Röcheln eines Sterbenden.

Aus allen Spalten und Klüften dringt der Rauch. Dort in der Schramme sehe ich gar helle Lava glühen; sehe ich die Essen der Cyklopen, und höre ich ihr Pochen auf dem

Ambos der Urgefelse? — Wie tief und gewaltig, du schrecklicher Herbäftes, ist deine Werkstatt!

Ein mächtiges Donnern — der Führer riß uns mit großen Schritten zurück. Da zitterte unter uns der Boden und Asche und Steine flogen aus den Schlünden.

„Geht's weiter, ist das eine schauderhafte Sach'," sagte Thomas kleinlaut, „jetzt fahr' ich gleich wieder ab."

Doch der Führer hielt ihn zurück, zog ein paar Eier aus der Tasche, legte sie in eine Spalte, und reichte sie uns nach ein paar Minuten hartgesotten als Gabelfrühstück. Das brachte meinem Landsmann wieder das Selbstvertrauen. Eier, am Herde des Vesuv gekocht, hat man nicht zu jeder Vermittagsjause! Die Schalen that er sorglich in ein Papier und steckte sie in die Tasche — zum ewigen Andenken.

Bald darauf machten wir die Entdeckung, daß unsere Schuhsohlen verkehrt waren. „Schau, schau," sagte Thomas, „das wundert mich, die meinen sind vom Pinzgauerschlag." In seinen rothen Regenschirm hatte ein glühendes Aschenstäubchen auch ein Loch gefressen. „Brave!" rief Thomas aus, „auch das ist ein Andenken an den feuerspeienden Berg für meine Kinder und Kindeskinder!"

„Ah," entgegnete ich, „das hat mir der Peter gar nicht erzählt, daß er verheirathet —"

„Je nu, das heißt" — er trocknete sich den Schweiß von dem Vollmond — „na, das ist schon eine barbarische Hitz, da droben!" Von seiner Familie weiter keine Rede mehr.

Ich hätte den Führer und meinen guten Landsmann zur Rückkehr schier am liebsten veranlassen lassen, um mich

allein auf einen Lavablock zu ſetzen und am Brandopferaltar der Natur Gottes Herrlichkeit in ſtiller Seele zu feiern.

Da kam mein Gefährte: „Na, Sie, verſetzen thu' ich Ihna nit!“ Und noch volksthümlicher: „Hiazt hab'n ma's g'ſehn, und hiazt geh'n ma hoam.“

Ich glaube, er hat es buchſtäblich ausgeführt und iſt von Neapel geradeswegs in ſein Ennsthal gefahren, um dort durch ſeine Eierſchalen und den verbrannten Regenſchirm beredtes Zeugniß zu geben von dem „feuerſpeienden Berg“ und als kühner Beſteiger desſelben unvergänglichen Ruhm zu ernten.

Der verzagte Tieffel.

Wer zum Kreuzer geboren ist, der kommt zum Groschen nicht — und wer dieses Sprüchlein erdacht hat, der ist ein Tummkopf gewesen. Vielleicht auch nicht; das müßte man untersuchen.

Allerdings gibt es Leute, denen nichts zu Wege ist; wornach sie haschen, das zergeht ihnen in der Hand, wie Schnee; und was sie beginnen, das nimmt ein mißlich Ende. Zuletzt werden sie muthlos, legen ihre Hände in den Schooß: Wer zum Kreuzer geboren ist, der kommt zum Groschen nicht. Dieses Sprichwort ist ihnen dann in die Seele hinein willkommen, es entschuldigt ihr Thun und Mißlingen; an ihnen liegt es nicht, wenn sie Habenichtse und Bettler sind; sie strengen sich nicht mehr an, was Anderes zu werden — sie sind zum Elende geboren. Obiges Sprichwort hat ihnen die Waffe vollends aus der Hand gewunden, mit der sie um ihr Dasein kämpfen sollten.

Nun besehen wir die andere Seite. Das Temperament, die Fähigkeiten werden allerdings mit dem Menschen geboren, oder wenigstens ihm in der Kindheit anerzogen, so daß er, wenn er in's thätige Leben tritt, die Bedingungen für seine Existenz bereits mitbringt. Der Mensch muß in gewissen Kreisen geboren, oder auf gewisse Weise geartet sein, will er im Leben sein Glück machen; Jedem ist es nicht gegeben, und auf das Glück ist kein Verlaß. Aber durch Zeit und Weile hilft

sich — wenn er den Muth nicht verliert — auch der Unfähige, er kann sich Fähigkeit erwerben, kann, je mehr er das Labyrinth der Lebenswege kennen lernt, praktisch, findig werden; — er ist zum Kreuzer geboren und kann zum Groschen und zu mehr noch kommen.

Und jetzt erst erzähle ich das Geschichtchen von dem verzagten Steffel. Dem ging's gar arg, dem mißlang Alles. Er erbte ein kleines Vermögen, das verlieh er auf Nimmerwiederbekommen; sein Schuldner verbrauchte das Geld für Aerzte und als es gar war, starb er. Später kaufte sich der Steffel ein Rind, da wurden ihm zwei gestohlen: die Kuh mitsammt dem Kalb. Noch später pachtete er sich ein Häuschen, das brannte ihm nicht ab, das versank ihm nicht in die Erde; so erwarb er sich's endlich zu eigen. Kaum aber war das Häuschen sein eigen, so schlug der Blitz ein; — der Rauch davon gehörte noch von rechtswegen dem Steffel, aber der verflog in der Luft, und das Häuschen war nicht versichert gewesen. So ging es fort; es war, als ob das Unglück bezahlt gewesen wäre, um ihn zu verderben. Als er endlich in die Lotterie setzte, einen Terno gewann und ein Stündlein vor der Geldbehebung den Setzschein verlor, da murmelte er zu sich: „Jetzt weiß ich's, mit mir ist's hell vorbei." Dann verkaufte er sein Hemd, kaufte sich einen Strick, nahm die Axt und rannte dem Walde zu. Beim reichen Nachbar klopft er noch früher an. Der hat nichts als harte Worte für ihn. Da läuft denn der Steffel mit Axt und Strick geradewegs in den Wald hinein.

Der Nachbar sieht es; halt, denkt er, der hat nichts Gutes im Sinne! und eilt ihm nach. Der Steffel lief, was

er konnte, hielt den Strick fest in seiner Hand und starrte in das Geäste eines geeigneten Baumes. Eine alte, knorrige, viel verschundene Fichte stand da, die reckte ihre Aeste weit von sich; „der wohl, der wird schon recht sein", sagt der Steffel zu sich, bindet seine blaue Schürze zu einem Sack auf, thut den Strick hinein und klettert am Stamme empor.

Der Nachbar ist ihm auf der Ferse: Du rettest heute einem Menschen das Leben, das ist eine herrliche That. — „He, was denn?" ruft er dem Selbstmörder zu, „pfui, Steffel, was willst dir denn?"

„Ich?" versetzt der Steffel, ganz überrascht, daß plötzlich wer hinter seinem Rücken stand, „was ich will? ihr seht es ja! was soll ich denn sonst machen? Hab' ich einen Erwerb? für mich ist's am besten, ich geh' das an."

„So feig, sich vor dem Leben zu fürchten!

„Fürcht' mich nicht vor Leben und Tod," sagt der Steffel, „bin nicht feig, kraxle auch wohl bis zum Wipfel hinauf; zur Noth wird's der Strick wohl halten."

„Aber so denk' doch an deine arme Seel'!" ruft der reiche Nachbar.

„Pfeift, der gefrischt nichts."

„Du läugnest zuletzt gar deine Unsterblichkeit?"

Da sah der Steffel verwundert drein.

„Mensch, denke, was du beginnst! sagte der Nachbar.

„Das weiß ich gleichwohl, daß ich rechthacken geh'" versetzte der Steffel ärgerlich und kletterte weiter.

„Rechthacken?" Der Nachbar war fast aufgebracht über diese Wendung und daß seine edle That so schnöblich zu

nichts wurde. „Hörst du," rief er im Aerger, „das Pechhacken verbiete ich dir, das verdirbt mir den Wald."

Ohne ein Wort zu sagen stieg der Steffel wieder vom Baum; es war nicht das erstemal, daß ihm was mißlang.

„Wenn ich jetzt das Verhungern probir, das gelingt gewiß," brummt er.

„Mag sein," sagte der reiche Nachbar und ging seiner Wege. Daß Einer vom Hungertode gerettet werden könne, fiel dem Mann nicht ein.

Und daß dem Steffel auch das Letzte nicht gelingen will, beweist der Umstand, daß er heute noch lebt. Darum mag er nicht so Unrecht haben, der Mann, der das Sprüchlein erdacht hat: Wer zum Kreuzer geboren ist, der kommt zum Gulden nicht. Und deshalb bleibt doch für Jeden, und auch für den Steffel das Sprichwort wahr: Wie man sich selbst bettet, so liegt man. Freilich kam der Steffel dem Anscheine nach meist unschuldig zu seinem Mißgeschicke, aber der Kern dazu steckte, wer's mit der Lupe besieht, stets schon in seinem Beginnen.

Meister Klepps,

der Briefsteller.

Zur Zeit, als ich den Schneider Klepps kennen gelernt, hatte er eigentlich sein ehrsames Handwerk schon an den Nagel gehangen. Er hatte nämlich das Ungemach gehabt, daß ihm seine Joppen, Westen und Hosen, die er gleichwohl nach gewissenhafter Maßnahme verfertigte, die Leute nicht hineinpassen wollten. Diese waren seit der Maßnahme entweder dicker oder dünner, länger oder kürzer geworden, aber recht und richtig waren sie nicht geblieben, wie es wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Das verdroß den Meister natürlich und er zog sich ins Privatleben zurück.

Der Schneider Klepps — der Name verblieb ihm, wie sichs wohl gebührt — war in der Gegend ein recht geachteter Mann, zumal er stets die abgelegten Kleider seines Bruders, des Herrn Dechants von Trenau, am Leibe trug. Aber eben an diesen Kleidern machte Meister Klepps die Erfahrung, daß auch die Stadtschneider, deren sich der hochwürdige Herr bediente, den Formen ihrer Kunden nicht immer Rechnung tragen. Nicht dem dicken Dechant, sondern den Stadtschneidern schob er es in die Schuhe, wenn die alten Röcke und Tuchhosen dreimal mehr Raum boten, als seine Wenigkeit — wie er sich stets bescheiden nannte — auszufüllen in der Lage war.

Der Mann war starken, unbeugsamen Charakters, aber einer Leidenschaft doch unterworfen. Nicht die Spielkarte, nicht

das Branntweinglas, auch nicht des Mädleins Augenstern war sein Herr — aber der Kaufmann hat so exquisite Zuckerleins verschiedener Farbe und Blume und Süßigkeit, und Zimmtbrüchen, und stets frische Feigenhänge sind bei ihm zu bekommen. Derlei Dinge trug sich Meister Klepps jeden Sonntag mit nach Hause, und derlei Dinge waren Trost und Labung für den alten Junggesellen — der in keiner andern Weise noch der Welt Süßigkeit erfahren, außer, da er einst am Tage vor seiner Freisprechung vom Meister die Ohrfeige bekam; diese Ohrfeige war ihm unaussprechlich süß, weil er sich sagen konnte: es ist die letzte. Die Feigen und Zuckerbrüch doch wollten bezahlt sein; der Meister Klepps aber war Fleisch von unserem Fleische, er hatte kein Geld.

Wohl besaß er ein unveräußerliches Capital an seiner Hand, selbst als der Fingerhut nicht mehr des Fingers Spitze umfriedete; denn diese Hand hatte das Schreiben gelernt. Sein Vater wollte aus beiden seiner Söhne was machen, gab sie in einen fernen Flecken, wo eine Schule war; der Eine hat's wirklich zum Dechant gebracht, der Andere, nun — er wußte ja wohl die Nadel und auch ein Bischen die Feder zu führen.

Er hatte manchen Schreibebrief für sich und Andere geschrieben, ohne daß es ihm eingefallen war, Nutzen daraus zu schlagen; als aber die Leute immer zu ihm kamen, wenn sie einen Federzug brauchten, und als sie zu Lohn für den Dienst immer einen Groschen oder zwei aus dem Sack hervorthaten, er aber stets das Bewußtsein in sich herumtrug, daß die Feigen und Zuckerbrüchen, wovon er zu allen Tageszeiten zwischen Zunge und Gaumen hatte, zwar süß aber theuer waren — so entschloß sich der brave Meister, die Groschen

nicht mehr ablehnend zurückzuschieben, sondern dieselben „als Gedenken an die Spender“ in seinen Kasten zu legen.

Er fuhr nicht schlecht. Und alle Briefe, die vom Amt oder Handelsmann, vom Militär, oder von der Fremde herein, oder aus irgend einem offenen oder geheimen Winkel kamen, alle brachte man dem Schneider Klepps, auf daß er sie vorlese und beantworte. Und da war auch wohl manch Brieflein darunter, das einen Rand von grünen Blättern und rothen Rosen hatte, und über den Zeilen stand etwa ein Büblein — hell mutternackt, und hatte einen scharfen Pfeil in den Bogen gespannt. — Ja, da wälzte der gute Klepps wohl das Zuckerchen mit der Zunge hin und her, ehvor er las: „Meine bis in den Tod geliebteste N. N.! Wenn jeder Buchstabe von Gold und Silber wär', wenn das Papier von Rosen und Seiden wär', und wenn die Feder mein von Perlen und Edelgestein, ich kunnt dich nicht genugsamlich grüßen, du Liebchen mein!“ — Ist es ein Wunder, wenn der Meister Klepps jetzt jählings von seinem Zuckerchen nichts mehr spürt? — Aber die Antwort, die er nun darauf zu schreiben hat, die ist schwierig; allerdings bleiben ihm noch die Sterne am Himmel, die Sandkörnlein im Meere, die Vöglein im Wald, deren Zahl er zum Vergleiche einer etwa vorhandenen Liebesquantität anrufen kann.

Eines Tages aber ist eine solche Angelegenheit nicht just erbaulich abgelaufen.

Der Meister Klepps hockt bei seinem Ofen und stopft sich Strümpfe und kaut eine saftige Feige dabei. Geht die Thür auf; Holzmeisters Tochter, schön Johannerle schleicht herein: Sie thät halt bitten, sie hätt' ein silbernes Herz, das

wolle ſie — einem guten Bekannten verehren, früher aber thäte ſie gerne Etwelches darauffchreiben laſſen, ſo was Schickſames, ſo, der Meiſter wiſſe ſchon beiläufig, was.

„Aha, Liebesverſe," rief der Alte aus, und legte die Hand, auf der noch der Strumpf ſtak, um ihren Nacken — „Johannerle, meine Lieb'sverſe ſind dir ſo glühend, daß ſie leicht das Metall ſchmelzen könnten."

„Das macht nichts," drauf das Mädchen, „nur recht heiß, wenn's auch ein wenig brennt."

„Haſt das Herz bei dir?"

„Freilich, das iſt gewiß, daß ich's bei mir hab', ja verſteht ſich!" Sogleich hebt ſie an und kramt an ihrem Buſentuch herum, hinter dem es wohl verborgen war. Da ſpringt zur Stunde die Thür auf, der Forſtjung Martin ſtürzt herein: „Du altes Bockfell, was geht dich mein Mädel an!"

Der Alte kollerte vor Schreck in den Keller hinab; der Martin bekam das ſilberne Herz — zum Lohn ſeiner Eiferſucht — ohne Inſchrift.

Nicht lange nach dieſem Vorfalle kam ein fremder Burſche zum Meiſter, der ſagte, er wolle einen ſcharfen, einen ſehr ſcharfen Brief an wen geſchrieben haben; die Aufſchrift würde er, der Burſche, dann ſchon ſelber zu kriegen verſuchen, er wiſſe zur Stunde die Adreſſe nicht ſo genau; die Hauptſache ſei nur, daß der Brief ſehr ſcharf und giftig werde: — und er legte drei Groſchen auf das Tiſchchen.

„Ich ſchreibe keine Schmähbriefe," ſagte der Meiſter entrüſtet und ſchob die Münzen zurück.

Legte der Burſche fünf Groſchen auf den Tiſch; da ſchob

der Alte hastig eine Feige in den Mund und hub an zu schreiben. Es sollten Worte wie „Haderlump“, „Federfuchser“, „Eselskopf“, und dergleichen auf das Papier kommen; der Meister weigerte sich entschieden solche Ausdrücke niederzuschreiben und gingen sie gleich, wie er schon vermuthe, einen würdigen Stabschreiber an. Allein, als der Bursche für jedes derartige Wort einen Groschen extra auf den Tisch warf, da schmuggelte der Alte nur noch einige Zuckerbömchens in den zahnlosen Mund und schrieb mit deutlichen Buchstaben die seltenen Titulaturen auf das Blatt.

Und als der Brief fertig war, hatte sich Meister Klepps damit fünfundzwanzig Groschen rund und hart verdient.

Wenige Tage danach erhielt der Meister ein Schreiben. Die Schriftzüge der Adresse, die in höflicher Art verfaßt auf ihn lautete, waren ihm völlig fremd, aber, als er den Brief entfaltete, da kam ihm die Schrift plötzlich sehr bekannt vor, und siehe — es war das Schreiben mit dem „Eselskopf“, „Naschbären“, „alten Bock“ u. s. w. durch das liebe Thierreich — es war das Schreiben, das er selbst verfaßt hatte.

Die Unterschrift fehlte. Wüthend zerknitterte der Alte das Blatt mit der knochigen Hand. „Pfui!“ rief er, und spukte eine ganze Klafter weit von sich. Dann machte er ein sehr saures Gesicht, er hatte auch das Zuckerbömchen ausgespuckt.

Von derselbigen Zeit an schrieb Meister Klepps keine Briefe mehr. Und selbst, als ich mich vor einer Weile brieflich bei ihm anfrug, ob er noch lebe, oder schon verstorben sei — erhielt ich keine Antwort.

—

Der glücklichſte Mann von Graz.

„Wollen Sie, lieber Freund, nicht einmal mit mir gehen? Ich möchte Sie gerne zum glücklichſten Manne von Graz führen.“ Mit dieſen Worten lud mich ein verehrter Nachbar in genannter Stadt zu einem Spaziergange ein.

„Zum glücklichſten Mann von Graz?“ entgegnete ich, „erlauben Sie, der bin ich ja ſelber.“

Mein Nachbar ſtutzte, blickte mich an, vom Haupt bis zum Fuße und ſchüttelte ſeinen Kopf. „Wirklich?“ ſagte er endlich, „nun deſto beſſer, ſo werden Sie meinen Mann auch recht verſtehen können.“

Nicht lange darnach, ſo ſtieg ich eines freundlichen Nachmittags die ſüdliche Lehne des Roſenberges hinan. Und auf ſanfter Höhe mit dem Ausblick auf die Wälder der Hilm und auf die ſchimmernde Kirche von Mariatroſt habe ich den Mann gefunden. Ihr erkennt das Heim des Glücklichen an dem einen Merkmal: es iſt — bezeichnend genug — mit einem Dornenkranze umgeben. Ueber Roſenzäune hüpft ſo gerne der Weltunfrieden; doch über eine kahle Dornhecke vermag die Habſucht und der Ehrgeiz und der Neid nicht zu dringen. Wer aber an der kleinen Pforte zwiſchen den Dornen die Klingelſchnur zu finden weiß, dem wird aufgethan.

Unſer Mann iſt Grundbeſitzer. Sein Erdboden mit Haus und Hof, mit Obſt-, Gemüſe und Weingarten beträgt nicht weniger, als 53 Geviertklaftern. Auf dieſem Grunde

hat ſich der Mann drei Häuſer gebaut. Eines dieſer Gebäude, ein holzernes Bauernhaus ſtand vor noch nicht langer Zeit in der Stadt. Viele Jahre wohnte und wirkte der Eigenthümer in demſelben und war's zufrieden. Aber das Haus ſtand auf keinem guten Boden; ein Sumpf oder Moorgrund war es nicht, ein Zinsgrund war's. Und gleichwohl kein Fleckchen Erde in ganz Graz ſo gewiſſenhaft und haushalteriſch verwerthet wurde, als dieſe paar Klaftern in der Leechgaſſe, ſo wucherte doch daraus das Unkraut der Miethzinſe derart hervor, daß es das Häuschen und den Wohlſtand darin ernſtlich gefährdete. Deß war nun unſer Mann einmal nicht zufrieden. Rollte er denn vier Räder unter das Gebäude, ſpannte zwei Pferde daran und führte ſein Haus davon. Er führte es am Hilmerteiche vorbei, und die Mariatroſterſtraße kreuzend, den ſchönen Roſenberg hinan. Dort oben hatte er ſich von dem Erſparten langjähriger Thätigkeit Grund und Boden zu eigen erworben und auf dieſen ſtellte er das holzerne Haus, ſo aus Graz ausgewandert war, und baute auch noch ein größeres, ſtattliches dazu für Weib und Kind und gründete daneben ein Induſtriegebäude für ſeine Erwerbszweige. Und nun war er zu einem Gutsbeſitz gekommen, wie es im Lande keinen ſeltſameren gibt. Da lächelt denn der Gute ſtill in ſich hinein, und wenn er von ſeinen Feld- und Gartenarbeiten ſpricht, ſo thut er's mit großem Selbſtbewußtſein und mit Schalkheit zugleich. Nun gehört er mit zu den Beſitzenden und ſeinen Beſitz und ſeine Welt hat er ſich ſelbſt erworben und geſchaffen. Das iſt eine Freude!

Während das Weib Haus und Landwirthſchaft verſorgt,

ist der Mann und die Tochter in der Werkstatt thätig, und das Rauschen der Sägen und das Klopfen der Hämmerchen ist wohl weit und breit zu hören. Und was wird denn erzeugt? Je nun, vielleicht hängt in der Stube meines verehrten Lesers ein sehr hübsch geschnitzter Vogelkäfig, vielleicht spielt sein kleines Söhnchen gerne mit einem nettgearbeiteten „Spatzenschießer", vielleicht besitzt meine liebenswürdige Leserin einen feinen, wohlriechenden Wachholderfächer — hervorgegangen aus der kunstreichen Hand meines glücklichen Mannes.

Ich will aber nicht Reclame machen für seine Vogelhäuser, sondern für sein Glück. Es ist bei ihm zu haben; seine heitere Gemüthlichkeit, seine Zufriedenheit ist für den Besucher ansteckend, wenigstens so lange sich dieser im kleinen Bereiche des Dornenkranzes befindet. Fest steht der Steinbau, in welchem des Schnitzers Familie wohnt, aber er, der alte Patriarch, lebt in seinem hölzernen Häuschen. Dieses ist das gelungenste Abbild eines steierischen Bauernhauses und hätte auf der Weltausstellung gewiß den Preis erhalten. So freundlich und behäbig sieht es da, das kleinwinzige Haus mit seinem Dachgiebel, seinem Söller, der zur Herbstzeit mit Kukuruzzapfen behangen ist, mit seinen schlichten Fensterbalken und Allem, was d'ran und d'rum dazugehört. In der Stube, die etwa 5—6 Fuß lang und breit und hoch ist, steht der Wandkasten und der Gesindetisch und der Hausaltar und das Bett des Hausvaters und der Kachelofen. Aber das Bett ist zu kurz für eine Manneslänge und so muß für die Fußstelle der gute Kachelofen sein Inneres erschließen. Seit Menschengedenken ist in dem Hause noch nicht geheizt

werden, weder zur Sommers- noch zur Winterszeit; das ist ja auch eine Eigenthümlichkeit des Mannes, daß er die Kälte nicht kennt. Wie viel Grad Wärme muß ein Herz haben, daß in seinen Bretterwänden bei der ruhigen Schnitzarbeit im Jänner den Ofen erspart? nichtsdestoweniger ragt ein Schornstein über das Schindeldach; in diesem Schornsteine aber dreht sich eine Windmuhle, die unten in der Stube ein Glockenspiel treibt. Tag und Nacht läßt dieses Spiel meist gemachlich langsam, zuweilen aber auch rasch und lebhaft sein harmonisch Lied erklingen. Und so hat sich's dieser Mann eingerichtet, daß, je stürmischer die Stunden, deste lustiger sein Glockenspiel ertönt. In einer ganz windstillen, tonlosen Nacht kann der Mann gar nicht schlafen und in einer Zeit, wo Alles nach Wunsch ihm geht, kann er nicht recht ruhig sein; denn, sagt er, da kommt gewiß jahlings was, das Einen in die Haut zwickt. In der Stube hängt auch ein Vogelbauer; aber das Thor dieses Bauers geht durch die Holzwand in das Freie und da können die Vöglein aus und ein fliegen nach Belieben und sie finden zu jeder Stunde Unterkunft und Nahrung in dem gastlichen Hause.

„Der Mensch muß nicht Alles in seiner Faust haben wollen", sagt unser Schnitzer: „was gerne daherfliegt, dem mach' ich Thür und Thor auf, und will es wieder davon, so laß ich's fliegen."

Fragt ihn einmal, ob er zufrieden ist in seiner Lage und sieht dann sein Gesicht an. Er ist über die sechzig Jahre alt, und fragt ihr ihn, was ihm in seinem Leben schon Uebles widerfahren ist, so antwortete er, er sei sein Lebtag nicht viel krank gewesen, und zu essen hab' er auch allweg

etwas gehabt. Und fragt ihr ihn, wie er mit der Welt stehe, so sagt er euch, an Geldeswerth sei er Niemand was schuldig und er kenne gute brave Leute die Menge. Und fragt ihr ihn endlich, was er von der Zukunft erwarte, so wird er entgegnen, er freue sich auf die Zeit, in der seine jungen Obstbäume Früchte trügen, und sollte er bis dahin nicht mehr sein, so würde wohl ein Anderer die Nutznießung haben.

Des Mehreren will ich nicht verrathen. Und sollte doch Jemand in der freundlichen Stadt Graz leben, der die Ueberschrift meines Capitels zu anmaßend findet und selbst auf dieselbe Anspruch machen zu können glaubt, der möge sich deß ja nicht melden, er möge es halten, wie der Schnitzer vom Riesenberge und eine hohe Dornenhecke ziehen um die Stätte seines Glückes.

—

Bayerische Staats-

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Eingang.	
Der Samenmann	3
Der Lustigmacher	10
Ein Wald-Philosoph	17
Drei absonderliche Naturfreunde	24
Der Zillacher-Anderl	43
Der Drachsler-Joggel	51
Der Adami	58
Der Schäfer von der Birkenhaide	70
Der Wiedergetaufte	80
Der Seelenerlöser	91
Die Drachenbinderin	103
Der Schenker-Karl	119
Der Taschendrucker Sepp	128
Der Prälat von Sanct Anna	134
Der Pfarrer im Waldschatten	145
Der verliebte Stefan	150
Doktor Wildschatten	160
Der Katzenwirth	168
Der Samer-Sim	174
Der verfluchte Mann	181
Sanct Josef der Zweite	190
Der Vetter Bub	196
Der Wolfel	206
Der Poldl und der Hänsel	214
Ein Reisegenosse auf den Vesuv	221
Der verzagte Steffel	232
Meister Klopps	236
Der glücklichste Mann von Graz	241

BIBLIOTECA
[illegible]
NOVARIENSIS

Sonderlinge

aus dem Volke der Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

Zweiter Band.

Preßburg & Leipzig.
Verlag von Gustav Heckenast.
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Feuermann.

Das Jahr ist alt geworden. Und der Knabe ist noch so jung. Er steht unter dem Birnbaum und schaut empor zu den Zweigen, an welchen die Eiszähnchen des Reifes wuchern. Er schaut hinaus über die Haide und sieht eine kleine Strecke hin die braunen Birnbaumblätter liegen, und hie und da einen Stein oder einen gebrochenen Rispenhalm; dann geht Alles in den grauen Nebel hinein. Und der Knabe schaut vor sich auf den Boden hin und vergräbt seine Füßchen in das frosterstarrte, knisterne Laub, das vor kurzen Monden noch hier eben grünte und nun da unten fault. Und dann zieht er mit seinen kleinen hageren Händen das Linnenwämschen zurecht, daß es überall langen und wärmen soll, und dann steht er unbeweglich still und blickt in den Nebel hinaus.

Und sieh, da ist dort im Nebel ein kleiner dunkler Punkt und der wird schärfer und größer und löset sich endlich ganz ab von dem Grauen und es ist ein Mensch, der hastig des Weges kommt; ein sorgsam eingemummtes Mädchen, wohl ein wenig erwachsener als der Knabe, aber doch noch lang nicht tausend Wochen alt.

Das Mädchen hält an und sieht auf den Knaben hin: „Was stehst denn du da?"

„Ich weiß es nicht," war die zaghafte Antwort.

„Wer bist du denn?"

„Ich bin der Bubi."

„Wartest du auf wen?"

„Auf den Tati."

„Du armer Narr, du frierest ja in den Nebel hinein. Muß du noch lange warten?"

Der Kleine sah mit seinen großen, braunen Augen auf. Diese Augen thaten dieselbe Frage: „Muß ich noch lange warten?"

„So will ich dir ein Feuer machen, daß du dich derweilen wärmen kannst, bis der Tati kommt."

Sie zog ihre Hände aus der Schürze und hub an, Reisig zusammenzutragen auf einen Haufen, dann that sie ein Streichholzchengefäß hervor und flugs brannte das Holz.

„So, und jetzt stelle dich daran und wärme dich und versenge dein Gewand nicht und warte."

Das Mädchen ging weiter, ging wieder in den Nebel hinein, bis es in demselben verschwand. Der Knabe hatte dem Mädchen unverwandt zugeschaut, und als es nun nicht mehr zu sehen war, wendete er sein Auge auf den Reisighaufen. Da knisterte es gar lebendig und die Flämmchen mehrten sich und hüpften von einem Aestchen zum andern und streben empor. Hastig stieg der dünne, blaue Rauch auf und verschwamm in den Nebel. Der Knabe blickte in die Flammen. Ganz nahe stand er am Feuer, rührte kein Glied, bewegte keine Miene, starrte gleichweg in die Flammen.

Das Feuer prasselte, schlug hoch empor; das Reisig brach ein, die Flammen schrumpften zusammen, die Kohlen knisterten milder, glühten still, bröckelten und sanken zur Asche in den Boden.

Stunden waren vergangen und der Knabe blickte mit gerötheten Wangen in das versterbende Feuer. Er hatte kein abseits gefallenes Aestlein in die Gluth geschoben, er hatte keine Kohle geschürt; wie das Feuer strebte und verging, so ließ er es streben und vergehen. Die letzten Kohlen glühten heller und tiefer, denn es hub an zu dunkeln und der Nebel lag dichter und finsterer auf der Haide.

Seit dem Mädchen war kein Mensch mehr gekommen und gegangen; der Knabe hatte nach keinem ausgeblickt. Es war, als wollte er so stehen bleiben durch den Abend, durch die lange Nacht und immer.

Als es schon sehr dunkelte, kam von jener Seite, in die das Mädchen hingegangen, ein Knarren und Aechzen heran. Es war ein Fuhrwerk; zwei Rinder zogen einen Wagen, auf welchem ein Mann saß, der Tabak rauchte. Als dieser den Knaben sah, rief er: „Ho, oha!" Da blieben die Ochsen stehen und nun fing der Fuhrmann, wie vor Stunden das Mädchen gefragt hatte: „Was stehst denn du da? Wer bist? Auf wen wartest du so spät auf freier Weid'?"

„Auf den Tati."

„Auf deinen Vater; wo ist denn der hingegangen?"

„Der ist auf die Kirmeß gegangen."

„Sprich die Wahrheit, Kleiner! Heute gibt es weit und breit herum keine Kirmeß!"

„Auf der Kirmeß hat er Musik gemacht bis in die späte Nacht, und jetzunder ist er noch nicht zurückgekommen."

„Alle Heiligen!" ruft der Mann, „das war ja der Musikant, den vor drei Tagen in Ottenkirch auf der Kirch-

weih der Schlag getroffen hat! Kleiner, das Warten ist nichts. Komm' zu mir auf den Wagen!"

Jetzt wurde der Knabe sehr verwirrt, aber er kletterte mit Hilfe des Mannes auf den Karren und setzte sich auf das Stroh. Hierauf thaten sie eine bärene Decke über ihre Glieder und der Mann rief „Hi, jetzt!" und der Wagen hub an zu knarren.

Sie fuhren durch Nacht und Nebel über die Haide. Der Knabe antwortete kaum auf die Fragen seines Schirmers, sondern starrte fast unverwandt in das Glimmen der Pfeife, aus der Jener den Rauch sog. — —

Seit diesem Tage waren ungezählte Tage vergangen. Der Knabe von der Haide war erwachsen und ein wohlgebildeter Jüngling geworden. Jener Fährmann war ein Schmiedmeister gewesen und hatte den Unarmen „Bübi" oder wie dieser mit seinem neuen Namen hieß, den Balthasar in seinem Handwerke erziehen wollen. Aber das ging nicht; der sonst so fleißige Bursche starrte fortweg in die sprühende Esse oder blickte träumerisch das glühende Eisen an, statt auf dasselbe frisch loszuhämmern. „Junger Mann, das Eisen muß man schmieden, so lange es warm ist!" sagte hierauf der Meister einmal und schickte den Burschen fort.

Balthasar kam in einen Pachthof. Das war ein braves, flinkes Arbeiten auf dem Felde und im Obstgarten; aber des Abends, wenn Andere im Freien herumstreiften, scherzten und mit den Weibsleuten schäkerten, saß der Balthasar am Herd und sah den Flammen zu.

„Balthasar," sagte nun der Pächter einmal, „was schaust du so drein und bist nicht lustig wie die Andern?"

Da blickte der Bursche auf: „Ich? Warum sollt' ich denn nicht lustig sein, mir geht es gut." Sein Auge sank wieder der Gluth des Heerdes zu und es leuchtete mild und das Antlitz des Jünglings sah nicht betrübt.

„Wenn ich nur wüßte," rief der Pächter, „was um des Himmelswillen da in der Aschengrube drin zu sehen ist."

Jetzt hob der Balthasar wieder sein Haupt und sagte die Worte: „Ich weiß auf der Welt nichts Schöneres, als das Feuer."

Der Pächter schwieg eine Weile und starrte auch in die Flamme, aber nur im Sinnen, was er auf die Worte entgegnen sollte. Und endlich entgegnete er: „Wärst du sonst nicht so blindig und findig, man müßt' hell meinen, du bist ein Narr!"

Und der Pächter ging davon. Der Balthasar aber blieb sitzen am Herde und murmelte in die Gluth hinein: „Allmiteinander wissen sie es nicht, wer das Feuer hat angezündet. Fremdes Mädchen, dich will ich dem Pächter nimmer nennen, aber du bist so schön und so gut wie das Licht."

Balthasar konnte gar flink und heiter sein; viel öfter aber verlor er sich in stilles Sinnen und Träumen. — „Ich weiß nicht woher, aber sie ist gekommen und hat mir das Feuer gemacht auf der Haide, das ich heimatloses Waisenkind nicht bin erfroren. Und sie ist wieder gegangen, ich weiß nicht wohin. Seit jenem Feuer ists licht in meinem Auge und warm in meinem Herzen. Und doch ist sie fort, und wen soll ich fragen, wohin und wer sie gewesen? Mir schwant, ich soll sie nimmermehr sehen. Aber in der Flammengluth, da ist sie bei mir."

Sie haben es nicht gahnt, welche Art von Frömmigkeit es war, wenn Balthasar am Sonntag in der Kirche sein Auge vom Altare nicht abwendete, bis die letzte Kerze verloschen.

Eines Tages brannte das Armenhaus; eine Mutter mit ihrem Kinde war in Lebensgefahr und die Rettung schien unmöglich. Balthasar brach kühn durch Feuer und Flammen und befreite Mutter und Kind.

„Der ist der Prophet Daniel oder der Teufel," sagten die Leute.

„Er, das ist ja der Narr, der die schönsten Weiber abweist und mit der Herdglut liebäugelt; dem thut kein Funke was, das ist der Feuermann!"

Der Feuermann! Dieser Name ist dem Burschen geblieben, und in diesem Namen war es ihm, als sei er mit dem Feuer, dem Sinnbilde seines Glückes, getraut und vermählt auf Leben und Sterben.

Stiller und verschlossener wurde der seltsame junge Mann; eine theils schwermüthige, theils heitere Schwärmerei webte in ihm: er lebte in längstvergangenen Zeiten. Seine Vergangenheit, so arm und dunkel und kraftlos, hatte doch einen mitleidigen Stern, in dessen Strahlen er ewig hatte blicken mögen. Die Menschen scheuten seiner, da wendete er sich mehr und mehr von ihnen ab und der Flamme zu. War nicht lächerlich, wie die Leute sagten, sondern rührend war es, wie er an Feuerstätten des Herdes oder des Waldes saß und dem wunderbaren ewigen Räthsel des Flammenlebens zusah und darüber alles Andere vergaß. Zuletzt

wurde Balthasar's Auge so geübt, daß er selbst in die Sonne hineinblicken konnte, wenn er auf dem Felde lag. Hingegen zogen sich nach und nach alle anderen Gegenstände von seinem Auge ab und verschwammen zitternd und unsicher in Dämmerung. Endlich schien es gar, als habe die Flamme wahrhaftig den Bau seiner Sehkraft erfaßt; das Auge war entzündet und sprühte in seltsam erregter Gluth. Und eines Tages war der arme Balthasar erblindet.

Jetzt waren genug Leute da, die behaupteten, so hätten sie es vorausgesehen und so hätte es kommen müssen. Und früher war kein Einziger gewesen, der dem guten, seelenkranken Burschen das zehrende Feuer zu mildern gesucht hätte durch die Wärme eines theilnehmenden Herzens.

Balthasar aber saß nun stets auf der Bank vor dem neugebauten Armenhause und wendete das Antlitz ruhig hinaus gegen das Weite und blinzelte zuweilen mit seinem glanzlosen Auge. Er wars zufrieden. Von allen lichtlosen Dingen der Erde verlangte ihm nichts zu sehen und die Flamme hatte er, schaute er noch immer, wie er sagte, mit seinem bluteigenen Auge. „Wie schön roth und hell sie leuchtet!" lächelte er zuweilen vor sich hin; und ein anderesmal wieder war er betrübt und murmelte: „Weh, heut ist sie blau und matt. Wenn sie verlischt! Balthasar, wenn du erblindetest!" Er wußte es kaum, daß er längst erblindet war, daß er keine Blume und keines Menschen Angesicht und in Wahrheit keinen einzigen Lichtfunken mehr sah. Sein Sehnerv träumte nur noch von dem Flammenreiche, in dem er seit Kindestagen gewandelt war.

Mehr denn zwanzig Jahre hatte die Sonne seitdem erweckt und versenkt. Da kam wieder einmal die Kirchweih zu Ottenkirch.

„Balthasar," sagte der Ortsrichter zu dem Blinden, der auf der Bank des Armenhauses saß, „dein Vater hat auf der Ottenkircher Kirchweih musicirt, so magst du wol auch auf diese Kirchweih gehen, auf daß du kleine Gaben für dich sammelst."

„Wohl, wohl," sagte Balthasar.

Und am Morgen der Kirchweih lächelte Balthasar vergnügt bei sich. — Er wird Glück haben bei seinem Gabensammeln, die Flamme, die er stetig sieht, brennt heute so roth und hell. — Ein Knabe führte ihn nach Ottenkirch, und dort, wo am Beginne des Dorfes das Kreuz steht, ließ er den Blinden hinsitzen auf den reifthaurigen Rasen und ging davon. Balthasar fühlte den Frost und den Nebel wie einst auf der Haide, aber er hörte die Kirchenglocken und die Schritte und das Plaudern und Lachen der Leute, die vorübergingen. Die Leute sahen den Blinden nicht, oder gedachten, auf dem Rückweg ihm das Almosen zu reichen. — Auch Musik hörte Balthasar von den Häusern her; ihm war, als ob sein Vater geigte. Er zitterte schier vor Erregung, und die Flamme flackerte vor seinem Auge, als ob ein Sturmwind ginge.

Zwei übermüthige junge Herren in feinen Tuchröcken und Seidenhüten kamen des Weges.

„Ei, schau," sagte der Eine, „da sitzt ein armer Blinder, dem müssen wir ein Almosen reichen!" und warf ein schweres Stück in den Hut.

„Vergelts euch Gott!“ rief Balthasar, und tastete nach der Gabe; „Herr,“ sagte er dann, „das ist ein Kieselstein. Und wißt ihr wohl, daß man daraus Funken schlagen kann?“

Die jungen Herren gingen lachend weiter, gingen in das Dorf, wo sie fremd waren, aber in ihrem feinen Putz Aufsehen erregten. Das wollten sie auch, wollten es sonderlich durch ihren Witz und riefen jedem Krämer einen scharfen Spott zu. Vor der bekränzten Kirchenthür saß ein Weib und bot Obst feil. Das Weib war schier noch mädchenhaft jung, aber ganz auffallend häßlich geartet im Antlitze, bis auf die großen schönen Augen.

„Ei,“ rief einer der beiden jungen Herren und hub einen Apfel aus dem Korb; „sind diese Aepfel aus jenem Urwalde, in welchem deine Eltern auf den Bäumen herumgeklettert?“

Die Obstverkäuferin erschrak. Wol mochte sie gewohnt sein, ihrer Häßlichkeit wegen manchen Spott zu verwinden, aber diesmal gings ihre Eltern an — das grub wild in ihrem Herzen. Die jungen Herren wollten Aepfel haben, sie verkaufte ihnen kein einzig Stück, sie erhob nur ihre Stimme und rief, den Spott erwidernd: „Sind diese vornehmen Herren aus jener Gegend, in welcher die Hundshäuterbuben Seidenhüte tragen?“

Da war ein Auflachen in der Menge, denn die beiden jungen Herren waren die Söhne des Abdeckers unten in der Grubmoos. Eilig hatten sie sich jetzt im Gedränge verloren.

Die Obstverkäuferin aber war im Herzen verletzt, sie nahm den Korb auf den Kopf und ging davon, ehe das Fest noch recht anhub.

Als sie vor das Dorf hinauskam, sah sie den Bettler. Sie blieb stehen und blickte eine Weile auf die blassen, ergebenen Züge des Mannes, der noch so jung war und ein solches Schicksal hatte. Der ist völlig zu gut, um vor der rohen Menge zu betteln, dachte sie, und dann, indem sie ein größeres Geldstück aus der Tasche hob, sagte sie mit milder Stimme: „Armer blinder Mann, was bist denn du da?"

Kaum den Ton der Worte vernehmend, springt Balthasar auf, tastet mit den bebenden Händen und stöhnt: „Mädchen, Mädchen, du — du bist es, die mir das Feuer hat angezündet! — Oh, ich kenne dich, ich sehe dich, du schöner, du guter Engel! o bleib, nur ein klein wenig bleib bei mir!"

Das Mädchen setzte den Korb ab und suchte den erregten Mann zu beruhigen. „Weißt du's nimmer!" rief Balthasar mit freudeglühenden Wangen, „es ist Herbst gewesen, später Herbst; der Waisenknabe ist gestanden auf der Haide, einsam und zum Erfrieren. Dann bist du gekommen und hast das helle Feuer gemacht. Ei, du mußt es wissen und das Feuer brennt ja noch."

Die Obstverkäuferin hat dem blinden Manne das bereitete Geldstück nicht gegeben; sie hat den armen Balthasar mitgenommen, am Arm geführt und zuletzt auf einem Wägelein heimbefördert in den Wohlstand und den Frieden ihres Hauses.

Beide Menschen leben heute noch. Das sonst von Allen verspottete Weib hat einen Mann gefunden, der sie nicht zurückstößt und an den sie für immerdar ihr warmes treues Herz mag hängen. Und Balthasar hat sein Auge nicht mehr aufgethan; aber in der rothen Flamme, die er immer noch sieht und sehen wird bis sein Lebenslicht verlischt, feiert er die Liebe.

—

Der Fremde.

So alt, so alt wurde er gesehen, der Fremde auf dem Erikenberg, daß er schier kein Fremder mehr war. Sie kannten ihn als den Fremden, sowie sie das Kraut kannten, das alljährlich den Berg mit Purpur übergoß, sowie sie die Schwalben kannten, die alljährlich die sommerliche Luft der Gegend so überaus lebendig machten. Sie wußten aber nicht den Namen des rotblühenden Krautes, nicht den Zweck der lustigen Schwalben — und sie wußten nicht, wer der Fremde war, und was er auf dem roten Berge doch eigentlich wollte.

Da stand auf der Höhe eine große Eiche und darunter lag ein grauer, verwitterter Stein. Auf diesem Steine saß der Fremdling und blickte hinaus in das weite Rund des Gesichtskreises, in welchem der sonnige Aether flimmerte. Es war in der Niederung eine erfreuliche Gegend ausgebreitet, fruchtbar und schön, in welcher die Menschen nicht um das Dasein kämpften, sondern es genossen. Der Fremde aber sah nichts, wußte nichts davon, sein Auge war schwach, sein Herz war alt. Saß er nicht auf dem Stein, so sah man ihn an den Berghängen und auf Waldwegen dahineilen, hastig und gebückt. Einen blauen, altväterischen Rock trug er und einen weißen, sehr breiten, blautändigen Strohhut, der das Gesicht zumeist bis auf den grauen, langen Bart verdeckte. Im Winter war der Mann nicht zu sehen, aber im Sommer konnte man ihm alltäglich auf dem roten Berg begegnen.

Abergläubiſche, leichtgläubige Leute glauben nicht allein das, was ſie etwa hören, ſondern auch das, was ſie ſich ſelber ausdichten, und ſo iſt der Fremde vom rothen Berg in der Leute Mund und Kopf der ewige Jude geworden.

Nur Einer war, der hatte am Fuße des Berges in einem verlaſſenen Steinbruch ſein Haus — der wußte mehr von dem Fremden, denn er ſchichtete ihm täglich das Bett aus dem Laube eines vergangenen Jahres, und kochte ihm die Speiſen, die Jener aus der nächſten Ortſchaft bringen ließ. Der Wohnung wegen war der Fremde Gaſt des alten Steinſchlägers; bei Tiſche war der Steinſchläger Gaſt des Fremden.

Saßen ſie einmal beiſammen, und aßen Wildpret und tranken Wein.

„Du alter Steinklopfer," ſagte der Fremde plötzlich, „jetzt habe ich dir ſchon ſiebenmal den Frühling gebracht und ſechsmal den Sommer davongetragen; ich ſchlafe unter deinem Dach und ſteige auf deinen Bergen herum, und ſitze da oben bei dem großen Eichbaum, und bin doch nicht ſo müde, und ſchaue ins Land hinaus, und ſehe doch nichts, und die Leute ſagen von mir ſeltſame Dinge. So frage mich doch einmal, Steinklopfer, wer ich ſei und was ich denn wolle."

„Geht mich nichts an," verſetzte der Andere und aß Wildpret.

„Es kann leicht anders werden," darauf der Fremde, „wenn du mich aber nicht fragſt, ſo mag ich nicht antworten. Biſt du des Uebrigen mit mir zufrieden, Steinſchläger?" Er deutete gegen Speiſe und Trank.

„Warum denn nicht?“ sagte der Andere, „seit du da bist, leb' ich wie ein Graf.“

„Willst du mir einmal was zu Liebe thun? — Vielleicht nicht lange mehr, mein Freund, und ich werde todt sein. Bin ich das, so trage mich hinauf zum Eichbaume, wälze den grauen Stein hinweg, grabe an der Stelle ein sieben Schuh tiefes Grab, lege mich hinein, wälze den Stein wieder darüber und gehe von dannen, ohne deinen Mitmenschen ein Wort davon zu sagen.“

Dem alten Steinschlager waren bei diesen Worten der Mund und die Augen stehen geblieben.

„Das, was du jetzt gesagt hast, darf Alles nicht sein,“ rief er endlich, „du darfst nicht todt sein, und ich darf dich da eben nicht einscharren. Er ist bitterlich streng, unser Herrer.“

„Darum sollst du über die Sache fein schweigen, und den Leuten bin ich davongegangen, wie ich ja alljährlich davongehe, und nicht mehr zurückgekommen. Es wird keine Frage nach mir sein, hier nicht — und dort nicht. — Ich will dir aber deinen Liebesdienst erleichtern, Steinklopfer. Dein Steinkind, siehe, der ist verkommen, du aber bist ein kräftiges Essen und Trinken gewohnt worden, das du in deinen alten Tagen wohl brauchen wirst. — Horch' also auf: Wenn ich todt bin und du mit mir nach meiner Weisung die Pflicht genau und gewissenhaft gethan haben wirst, so soll Dir ein guter Lohn nicht ausbleiben. Faß dir die Hand schüttelnd, das soll darauf das Siegel sein.“

So ist denn auch besiegelt worden.

Es kam heraus der Herbst, der Fremde zog davon;

aber wie die Schwalben gegen Süden flogen, so strebte er gegen Norden hin.

Und im Lenze des nächsten Jahres wandelte er wieder in den Schluchten und auf den Höhen des rothen Berges, saß wieder auf dem grauen Stein unter dem Eichbaume, und lebte wieder in der Hütte des Steinschlägers.

Es verging noch etwelche Zeit, von der nichts zu sagen ist. Der Fremde lebte nach seiner Gewohnheit, wie alte Leute leben, und that nicht viel, als spazieren und rasten auf dem grauen Stein, den er sogar einmal seitwärts bewegt und wieder auf seine Stelle gewälzt hatte.

Einmal sagte der Steinschläger: „Du, ich kann's aber doch nicht thun mit dir, auch wenn ich dich überdauern sollte. Mein Gewissen läßt's nicht zu und du mußt deine geweihte Liegerstatt haben."

„Weißt du's denn, daß ich eine solche bekomme?" begegen der Fremde. „Nach dem Ausweis wird der Pfarrer fragen, ob ich wohl ein katholischer Christ? Sollten sie aber den Ausweis nicht finden —"

„So ist im Kirchhof auch noch ein guter Platz für die Lutherischen gesondert," sagte der Steinschläger.

„Freund," versetzte der Fremde, „laß mich nicht zum letzten Mittel greifen, um auf meinem Lieblingsplatze begraben zu werden. Du weißt, nur Selbstmördern ist es freigestellt, die Stätte ihres Grabes zu wählen; wo sie sich entleiben, dort werden sie verscharrt."

Da fuhr der Steinklopfer entsetzt auf und schrie: „Nein! — Bist du denn so vernarrt in deinen häßlichen Eichenbaum da oben, der gar schon anhebt zu verdorren, in dem die

Niedermuse wirthschaften und allerhand so garstig Gethier, an dem kein Mensch ein Vaterunser mag beten, und den noch der Blitzstrahl wird niederbrennen — gut, sollst darunter liegen!"

Im neunten Sommer von der Zeit an, da man den Fremden das erstemal im Gebirge wandeln gesehen, nach einer fast milden Krankheit war denn der alte Mann mit dem langen grauen Barte eines Nachts auf seinem Laubblätterlager zur ewigen Ruhe eingeschlafen.

Der Steinschlager stand vor dem Todten und kraute sich das Haar. Dann kniete er nieder und betete: „Mein Herr gott, er ist ein guter Mann gewesen, fast wie du selber, er hat mir ja mein Essen gereicht. Aber der Mensch hat seine Schwachheiten, darum laß es ihm und mir ja keine Sünde sein, was ich thue."

Dann verschloß er die Hütte und ließ den Leichnam drei Tage lang auf den dürren Blättern liegen. Am dritten Tage ging er zu einem Nachbar und borgte sich Zugvieh aus; er habe Brennholz von dem Berge zu fördern. Mit einer braunen Kuh und mit einem schwarzen Stier streifte der Steinschlager den ganzen Tag Gefallholz zu seinem Hause herab und als es dunkelte, da legte er in einen viereckigen Schrein, welchen er die ersten zwei Tage nothdürftig gezimmert hatte, den todten Fremdling, dem der graue Bart weit über die Brust und über die gefalteten Hände ging. Den Schrein legte er auf den Holzkarren, überdeckte ihn etwas mit Moos und Strauchwerk, und mit der Kuh und dem Stier bespannt, achzte das Gefährte langsam den Bergweg hinan.

Der Steinschlager ging voran und führte die Rinder an

den Hörnern und warf zuweilen einen kurzen Blick auf die Last unter dem Strauchwerk. Es war kein Abendroth und kein Mondenschein hernieder zwischen den Kronen, es wurde völlig dunkel. Und die Räder des Wagens knarrten so laut in den Wurzeln und Steinen, daß der Steinklopfer fürchtete, sie hörten es weit in die Gegend hinaus und errieten es aus dem seltsamen Hallen und Schallen, was für ein Fuhrwerk den rothen Berg hinangleite.

Als der kleine Zug in die Lichtung hinauskam, wo die weiten Felder der Eriken anheben, die im Lenze den Berg mit leuchtendem Purpur kleiden, da keifte ein Hündchen des Weges und die schlanke Gestalt eines Menschen schritt den Berg herunter. Dem Steinschläger wollten die Knie einbrechen vor Schreck, denn der niedersteigende Mann war der Pfarrer aus seinem Sprengel, der eben von einem Versehgange zurückkehrte.

„Ei, so spät noch fleißig?" redete der Priester unsern Fuhrmann an.

„Wohl, wohl," versetzte dieser, „küß die Hand! — Hi, Schwarzer, hi!"

„Was schleppt ihr denn da den Hang heran?"

„Ja, 's ist wohl ein Schleppen, Hochwürden, 's ist wohl ein Schleppen!" entgegnete der Andere mit sich rathlos, was er sagen sollte. — „Na, der Brunnentrog oben auf dem Weidboden, der fault, schauderlich fault er und hält kein Wasser mehr fürs liebe Vieh. Je nu, sag ich zu den Rindern da, wenn ihr oben trinken wollt, so müßt ihr früher einen neuen Brunnentrog hinaufziehen. Ausgehackt hab ich ihn und so schleppen wir ihn halt jetzt hinauf."

„Nu, ihen! Gott mit euch!"

„Ich küß die Hand, und daß Hochwürden nicht fallen, im Wald iſt's finſter. — Hi, Schwarzer!"

Der Karrer rettete von dannen, das Hündchen keifte noch lange. Die Gefahr war vorüber.

„Gott mit euch!" ſagte der Steinklopfer ſinnend zu ſich ſelber. „Das herzerfriſchende Wort behalt ich diesmal nicht für mich, das geb ich dem, der dort in der Truhe liegt. Es ſoll ſein prieſterlicher Grabſegen ſein."

Um die alte Eiche zitterten die Funken einiger Johanniswürmchen. Da ſpannte der Steinklopfer die Thiere vom Wagen los und an den grauen Stein, um dieſen mittelſt ihrer Kraft von der Stelle zu rücken. Dann hub er an und grub das Grab. Die Rinder graſten in dem thauigen Gekräute, unter welchem Grillen wiſperten; der Himmel war ſternenhell. Der Mann grub. Zuweilen ſtieg er in die Grube, um durch die Länge ſeines Körpers die Tiefe zu meſſen. Um die Zeit der Mitternacht ging ſein Auge nicht mehr über den Rand, er aber hub der Weiſung gemäß auch noch den ſiebenten Schub aus, und da ſtieß ſein Spaten plötzlich auf einen hohlen Gegenſtand. Ein Eiſenkiſtchen. Er ſtellte es auf den Raſen und als endlich das Grab fertig geworden war, da hob er den Schrein vom Karren und ließ ihn langſam in die Tiefe gleiten. Hierauf ſtand er eine Weile ſtill vor der Grube und ſagte: „Du unbekannter Mann, du haſt Recht; hier kannſt du ewig ruhen. Ruhe im Frieden!"

Das war die Grabrede. Nach kurzer Zeit lag der graue Stein auf der neuen Stätte und der Steinſchläger nahm das Eiſenkäſtlein und fuhr mit ſeinem Gefährte dem Thale zu.

Das Kästchen war nicht verschlossen; in demselben lagen drei Blätter Papier und ein schwarzer Ring mit einem gläsernen Knopf. Sonst nichts. Auch gut, des Lohnes wegen hat der Alte das Werk der Barmherzigkeit an dem Fremden nicht gethan. Auf den Blättern standen Zeilen, aber der Steinklopfer konnte nicht lesen. Er legte die Blätter auf ihr Plätzchen, steckte den schwarzen Ring zu einem Andenken an den Finger. — Der Mann wurde alt, er wäre verhungert, verdorben, trotz des hellen Sternleins, das in den öden, finsteren Nächten an seiner mageren Hand blinkte.

Der Arzt hat das seltsame Leuchten des Knopfes entdeckt; so wurde jählings die nachdrückliche Frage gestellt: „Steinklopfer, woher hast du diesen Ring?"

Jetzt hat der Alte Alles müssen bekennen.

Vor Richtern und Herren wurden die drei Blätter vorgelesen, die in dem Eisenkästchen gelegen. So lautet der Inhalt:

— „Mein Vaterland war Schweden, mein Los war ein glückliches: ich war jung, reich und frei. Meine Sehnsucht ging nach den schönen, sonnigen Ländern des Südens. Auf der Reise dahin durchzog ich zu Fuße die Alpen. Da fand ich eines Tages unter dem Schatten einer Bergeiche ein Mädchen sitzen. Es gehörte zu einer Bergfahrer-Gesellschaft, die den beschwerlichen Gipfel bestieg, während es unter dem Baume ruhen und die Rückkehr der Genossen erwarten wollte. Das Mädchen saß auf einem Stein; es war recht jung, aber doch erwachsen, es trug ein einfaches, lichtes Kleid, es hatte sehr große Augen und blonde Locken, die in zwei Flechten nach rückwärts hingen und an den Enden mit einem blauen Bändchen aneinander gebunden waren. Ich setzte mich

nebenbin auf den Rasen und wir begannen mit einander zu reden. Ich war heiter, sie war ernsthaft, wir redeten wie Bruder und Schwester. Fast zwei Stunden waren wir so zusammengesessen, da kam die Gesellschaft vom Berge herab; das Mädchen blickte mich mit seinem großen Auge noch einmal an und ging dann mit den Anderen davon. — Ich weiß es nicht mehr, wie lange ich unter dem Baume gesessen bin, aber das weiß ich wohl, jenes Kind wäre mein Lieb, meine Gattin gewesen. — Ich sah es früher niemals, ich sah es seither niemals mehr. Ich habe ihretwegen die Welt durchwandert, ich habe die deutschen Städte und Flecken durchsucht, denn sie war ein deutsches Kind gewesen. Die Sehnsucht nach diesem Wesen ist in mir gewachsen Tag um Tag, hat endlich alles Uebrige in mir erdrückt, hat mein Herz verlebt. Ohne anderes Ideal war meine Jugend, ohne Thaten war meine Mannbarkeit; der Greis hat ein krankes Gemüth. Die Lieb' kann den Menschen zum Narren machen. — Kaum zwei Stunden! wer ist so alt geworden und wer hat so kurz gelebt, wie ich?! — Als ich endlich nach vielen Jahren verzichtet, sie wiederzusehen, bin ich nur noch dem Eichbaume zugewallt, unter dem sie geruht hat. Auf demselben Stein zu sitzen, war mein ganzes irdisches Glück; und auf jener Stelle zu ruhen ist mein Wunsch und meine Hoffnung. — Ich habe Ordnung gemacht in meinem Hause, es wird nicht nach mir forschen. Ich habe Anstalten getroffen, daß ich nach meinem Tode in's Erbreich unter der Vergeiche bestattet werde. Wenn, was ich erwarte, der Mann, der am Fuße des Berges die Steinbruchhütte bewohnt, sein Versprechen redlich hält, so wird er auf diese Schrift und auf den Ring stoßen.

Dem Ring werden die Menschen einen großen Werth beimessen, er sei dem Manne zu eigen, der mich auf der theuersten Stätte dieser Erde zur ewigen Ruhe gebracht hat. — Sollten diese Worte eines armen, glücklosen Mannes öffentlich bekannt werden, was zum Ausweise des Steinarbeiters wohl nöthig sein mag, so bitte ich euch, ihr Menschen, laßt mich liegen, wo ich liege, laßt das Gras darüber wachsen, wie es wächst." —

Kein Name war unterschrieben, aber die Leute erkannten die Schrift als die Züge des Fremden.

Der Steinschläger hätte nun noch hundert Jahre leben können, um den Edelstein zu verbrauchen; es ist aber besser, daß er ruht. Der Edelstein wandert heute friedlos in der Welt herum, wie einst sein Herr. Er gründet Menschenglück, er zerstört Menschenglück; er ist der Lohn für manche That und er ist der Sold für manches Begraben.

Heitere Wandervöglein jubiliren um die alte Eiche auf dem rothen Berg, und sie fliegen davon in die Weiten. Suchen sie den Edelstein? Suchen sie das Mädchen mit dem großen Auge?

—

Der Jäger David.

Wir sitzen im freundlichen Gemach und lesen die Geschichte zur Kurzweil.

Aber kommt die Sache gar nicht kurzweilig vor, dort oben auf dem Berghang. Es ist im heißen Brachmonat und von oben herab schaut die Sonne zu und von der Seite her der Mittagsnacht; da heißt es wacker Hand anlegen, und zu der Hitze, die schon da ist, machen sie noch eine größere. Mitten im Feuer arbeiten sie herum und ein Fremder der unten des Weges zieht, schlägt hell die Hände zusammen, ob des schauderhaften Waldbrandes, der da oben wütet.

Aber Weh, es ist kein Waldbrand. Vor Monaten noch war der Berghang mit Weidengesträuche und Haselgestrüppe so dicht bewachsen, daß kein Rind und kein Schaf konnte waidein, daß nur der Fuchs und das Wiesel und der Marder und manch' ander Raubthier darin konnte hausen. Das war kein Wald und kein Holz und keine Weide, das war ein unwirthsames Oeden, für den aber doch Steuer gezahlt werden mußte jedes Jahr.

Da hat nun der Landmann das Gestrüppe niederhauen lassen der Reihe nach; die schönsten Haselnußbäume sind gefallen, die prächtigsten Weißbirken wurden gestürzt; nur die hohen Tannenstämme, schon alter, denn der älteste Mann im Thale, und doch immer noch grün, nur diese haben das Verrecht auf ihrem Boden stehen, als Alles, Stamm um Stamm, Zweig um Zweig, eingesäumt fiel. Und nun kam die Sonne

und welkte und dörrte das umgehauene Gesträuche, und als die Blätter reif und abgefallen waren, da kam des Bauers Gesinde mit dem Feuer. Die junge Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothem Haar, die schon manches Grünfrische hat entzündet, derentwillen alle jungen Herzen der Gegend brannten, die männlichen aus Lieb', die weiblichen aus Haß und Neid; derentwillen ein alter Mann sich verzehrte in stiller Sehnsucht, die der Leute Meinung nach nicht mehr Liebe, auch nicht Freundschaft heißen konnte, für die alle Sprachen der Welt keinen Namen haben sollten. — Die junge Zilli hat nun das Feuer gelegt an das sich weithinbreitende Gesträuche, und die Flammen züngelten auf und mehrten sich und hüpften von Strupp zu Strupp, und den ganzen Hang hinan leckte die Feuerlohe, und die hohen hellgrünen Kegel der Fichten ragten über dem umflüten Meer der Flammen und des Rauches.

Weithin ist das Feuer sichtbar, und man weiß es schon allerorts, das ist ein „Brandbrennen", wie es in der Gegend gebräuchlich, um das nutzlose Gesträuche zu vertilgen, dadurch die Baum- und Graswurzeln des Grundes zu tödten, auf diese Weise den Boden mit Asche zu düngen und so ein fruchtbares Kornfeld daraus zu bereiten.

Die jungen Mannsleute in der Gegend gucken aber doch auf den Brand hin, als auf etwas Besonderes. Sie wissen es eben, dort arbeitet die Zilli mit dem Feuerhacken. Das ist eine liebe, eine herzliebe Maid, aber ausgelacht hat sie noch einen Jeden, der ihr das gesagt hat. Sie mag keinen von den jungen Burschen — gar keinen — sie sind alle so gottsträflich schlimm. Sie hat vor ihnen an Werktagen

keine Ruhe, da zupfen sie ihr allweg die losen Fäden aus der Joppe; sie hat auf dem Kirchweg keine Ruhe, da schwätzen sie ihr fortan unsinnig Zeug vor und rauchen ihr unter die Nase; sie hat im Kirchenstuhl keine Ruhe, da gaffen sie alle an, just, als wär' sie der Hochaltar; und das schiert sie, die Zilli, das bringt sie letztlich selber aus der Andacht. Und endlich, was schon gar das Allerärgste ist, die Zilli hat auch in den lieben Nächten, die für einen armen Dienstboten doch nur einzig und allein zum Ausrasten da sind — sie hat auch in den Nächten keine Ruhe. Vor dem Hause bleiben sie stehen und singen oder pfeifen, an ihr Fensterlein klopfen sie mit dem Fingerknöchel. „Was sie nur fortweg wollen von mir", meint die Zilli, „ich bin ja doch gar nicht unterhaltsam. Mein Gott, es ist ein rechtes Unglück, wenn man ein Bissel sauber ist."

Da ist in der Gegend ein alter Jägersmann, der nichts mehr trifft, der schon die Pension und eine große Glatze hat, aber wohl den grünen Federhut darüber und stets die Büchse am Rücken. Der Mann war ein seltsamer Jäger, der hatte sein Lebtag kein Mädel leiden mögen. — „Die Weibsleute wollen, man sollt' fortan daheim bleiben in der Hütten. Da sollt' Einer sitzen am Rocken und mit ihnen schwätzen, und von der Pürsch verstehen sie gar nichts. Kommt man mal spät heim, so flennen sie und machen das Pulver naß. Und früh Morgens verschläft man die Hahnenbalz; — nein, ein Weib ist nichts für den Jäger, gescheidter: Speck und Branntwein." — So hat's der Jäger David gesagt und gehalten. Und siehe, wie er nun alt wird, da — es ist sonderbar zu erzählen und schwer zu glauben — da sieht er

die Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothen Haar, und die junge Maid, die heute das Gestrüppe des Hanges hat in den Brand gesteckt, wirft, ohne daß sie es ahnt, Feuer in sein Pulverhorn. Seiner Tag hat er einen guten Appetit und einen guten gesunden Schlaf gehabt, jetzund aber ist's vorbei. 's ist ein Fiebern und Herzklopfen in ihm; aber zum Bader mag er nicht gehen, eher geht er zur Dienstmagd Zilli, daß sie ihm den Zustand abbete. Die Zilli kann ihn leiden; als er sie noch auf den Armen getragen, hat sie ihm schon den grauen Schnurbart gezupft. — „Jesus, ich kann mich nimmer bewahren!" hat der Jäger einmal gerufen, „Zilli, du bist vierzig Jahr' zu spät auf die Welt gekommen."

„Allzufrüh bin ich da," antwortete das Mädchen, „so ein Rindelkind wie ich, sollt' erst am jüngsten Tag anrücken. Ich steh' da, wie ein Zaunpfahl an der Straßen; Jeder meint er kann mich zum Stecken nehmen."

Seitdem hatte der Jäger schon gar keinen innern Frieden mehr. Ein einzigmal seiner Tage hatte er im Frühjahr aus Unvorsicht eine Rehgais geschossen, aber damals war er trotzdem nicht in der Verzweiflung, in welcher er jetzt sich fand. „Letztlich hab ich das Malheur und bin durch und durch in sie verbrennt. Was doch Alles über Einen kommen kann noch in den alten Tagen!"

Jahr und Tag hielt er's aus; Pulver nahm er löffelweis ein; das sollte kühlen. — Aber es wurde nimmer besser. Die jungen Burschen machten sich mittlerweile an Zilli, sauber gewachsene Leute; aber sie hielt's mit keinem. „Vorwitzig Liebschaft treiben, das mag ich nicht", war ihr Wort, „kommt dabei nichts Redliches heraus."

„Ja, hätest unter den hübschen Mädchen just du allein kein Herz?“ hatte ihr einmal der Krämerssohn, der Student, gesagt.

„Herz?“ antwortete das Mädchen lachend, „freilich nicht, und darum red' ich von der Leber weg.“

Mit dem Urlauber Hanns machte sie es besonders wacker. Der fand sich eines Sonntags Nachmittag in ihrer Kammer ein, als sie nähte, setzte sich an ihre Seite, fing zu schwätzen an, fädelte ihr die Nadeln ein und wollte ihr schließlich durchaus einen Kuß geben. Da erwischte das Mädchen in der Nothwehr die Scheere und mit einem keden Schnitt war sein ganzer Schnurrbart weg, auf der linken Seite. Brummend mußte der Hanns nun auch den Rest des verstümmelten Bartchens entfernen, und als er gleich darauf zum Einrücken kam, erhielt er wegen „formwidriger Adjustirung“ achtundvierzig Stunden Arrest.

Das beiläufig war die Vergangenheit des Mädchens, welches heute mitten in Rauch und Flammen stand und das Feuer schürte und nährte. Der Schweiß rann ihr von der Stirne, mancher Funke flog ihr ins Gesicht; sie achtete ihn nicht, der Durst krauste empfindlicher. Es war aber kein Wasser weit und breit und bis zur Besperzeit waren noch viele Stunden.

Plötzlich drang ein Winseln aus dem rauchenden Strauchwerk; ein Kaninchen war in seinem Verstecke überrascht worden und wußte nun keinen Ausweg aus dem Verderben.

„Du armes Bärtchen!“ rief die Zilli, „glaub' es nicht, daß du das Aasfeuer hättest verdient. Hast etwan doch einmal dein Mäulein gespitzt? thust es nimmer, so sollst dir

vergessen sein und ich will dich in Gnaden erlösen." Sie fing das Thierchen hervor und trug es aus dem Brandfelde bis zum Wald hinan. Der Großknecht sah's und polterte über die Dirn, die Narretheien treibe, statt auf ihre Arbeit zu sehen. Aber der Jäger David sah's auch; der lugte vom Walde herüber; und endlich kam er mit einem Hut voll frischem Wassers, das er weit in der Brombeerschlucht geholt hatte, zu den Arbeitern heran und frug die Zilli, ob sie etwan trinken wolle. „Will ihr's reichen", sagte der Großknecht, und der Jäger übergab ihm den Hut, daß er diesen durch das Gestrüppe dem Mädchen hinüberlange. Aber anstatt das zu thun, setzte der Großknecht den Hut an seinen eigenen Mund und trank ihn aus bis auf den letzten Tropfen und sagte: „Vergeltsgott, Jäger!"

Die Zilli arbeitete weiter, sie sah nicht auf, sie mußte Rauch schlucken in ihre dunstige Kehle. Und als endlich der Tag zur Neige ging und das Brandfeld schier zu Rande gelodert hatte, daß sich nur mehr ein kohlschwarzer Fleck breitete über den Berghang, da gingen die Arbeiter davon. Nur der Zilli, dem Findelkinde, das zum Beschwerlichen überall vorangeschoben und zum Erquicklichen stets hinterdrein gezogen wurde, gab der Großknecht noch den Befehl, den Rest des Feuers auseinander zu hacken und zu zerstören, damit es in der Nacht nicht weitergreifen könne gegen den Wald hin.

Und als nun Zilli diese Arbeit gewissenhaft vollbracht und den letzten Funken, der schon im Abenddunkel leuchtete, mit einem Fußtritt getödtet hatte, trat plötzlich der alte Jäger aus dem Walde.

„Bin ein friedsamer Mensch", sagte er, „aber euren Großknecht, den hätt' ich heut mögen zu Boden tauchen .... dir dein blutigen Trinkwasser vor dem Mund wegzuschnappen! Ein Wildschuß ist nicht so schlecht, bei meiner Seel!"

„Er ist halt durstig gewesen", entgegnete das Mädchen, „und der Herrgott laßt daß Wasser für Alle rinnen."

„Aber nicht vertragen!" fuhr der Alte drein, „dir ists vermeint gewesen und dich mag ich nicht durstig sehen. Schau mich an, wie ich da steh, hast du mich zum Narren gemacht. Sechszig Jahr ist keine Kleinigkeit mehr, aber alt, nein, alt bin ich nicht. Gleichwohl ists eine Sünd, daß ich's denk'; 's laufen dir so viele junge Leut herum. Auch ältere, wie ich bin, können noch Narren werden; ich bin frisch, fernfrisch, mein Lebtag hab ich kein Mädel angeschaut, denn Jäger dürfen keine Weibsleute haben — heißt das .... Du schaust mich groß an und du lachst mich brav aus. Und recht hast, ich bin schon gar verrückt. Mädel, 's ist toll, wie ich dich gern hab!"

Wild herausgestoßen hatte er die Worte; Zilli schwieg, sie sah zu Boden, schleifte mit dem Fuß, als müsse sie noch einen Funken zertreten.

„Auch ich bin Ihm nicht feind, Jäger — gar nicht", lispelte sie.

„Hab's ja gewußt!" schrie der alte Weidmann, „und das ist die Not und das ist die Pein, und sie werden mich noch in den Narrenthurm stecken."

„Weswegen?" frug Zilli und blickte mit ihren großen schwarzen Augen auf, „ist es denn gar so närrisch, wenn mich Einer gern hat?

„Das ist gescheidt; aber wenn mich Eine gern hätt', das wär' eine Narrheit!" rief der David.

„Ich seh's jetzt schon", versetzte das Mädchen halblaut, „gern haben wir uns allzwei, und ein wenig närrisch sind wir allzwei — was meint der Jäger, wenn wir thäten zusammenheirathen?"

Hat er das Mädchen genommen und zu seiner Brust empor gerissen — mit starken Armen, mit junger Kraft.

— Geheirathet ist worden, der Mann hat sich wieder anstellen lassen als Jäger, hat Kernschüsse gethan, wie vereinst in seinen Dreißigerjahren. Und die Zilli ist ein prächtig Weibchen und eine vortreffliche Hausfrau; und über's Jahr, da auf dem Brandfeld des Berghanges unter den grünen Lärchen das Korn die reifen, schweren Aehren wiegt — was geschieht? kommen zwei muntere Weiber vom Jägerhaus herab, tragen ein Büblein zur Taufe.

—

Wie Luzian sein Bräutchen warb.

Der Tischler Luz steht in seiner Werkstatte und hobelt ein Brett. Er ist guter Dinge dabei und pfeift manch' ein lustig Liedchen zu dem flinken Auf- und Niedergleiten seines Hobels. Wie sollte auch ein Mensch wie der Luz nicht guter Dinge sein? So jung, so hubsch, so welt- und arbeitsfreudig?

Der Herbst schaut zum Fenster herein; der Buchenwald glüht hell wie Morgen- und Wangenroth; an den weißstämmigen Birken hängen lauter Ducaten; so goldig leuchten die gilbenden Blätter. Der Herbst ist oft farbiger und holdseliger als der Frühling. So sieht und empfindet es der Tischler Luzian, der ja Sommer und Winter seinen Lenz lebt, der gleich vergnügt in den gedeihsamen Arbeitsstunden wie an den heiteren Feierabenden mit jedem neuen Tage die fruchtreiche Gegenwart festhalt, während sein alter Vater viel an der Vergangenheit grübelt, sein Lehrjunge hingegen manche Samstagnacht schon von der Zukunft träumt.

Der Luzian traumt gar nicht; der Luzian hat einen prächtigen Schlaf, gleichwohl es nicht zu leugnen, daß auch ihn, den jungen lebsamen Mann, der Zukunft nächste Jahre besser anmuthen als die vergangenen Tage, da er als Knabe aus den Hobelspänen seines Vaters Kretchen geflochten und Hauschen gebaut hatte.

Nun das Brett auf einer Seite gehobelt, wird es umgekehrt. Ein rothwangiges, gelbhaariges und blauäugiges

Mädchen tritt zur Thür herein. „Gelobt sei Jesu Christ!“ sagt die Eintretende sittsamlich.

„Jesses, die Bethl, — die Bethl ist da!“ fährt es dem Tischler heraus; sogleich ist er aber wieder gelassen und sagt: „In Ewigkeit Amen. Du steigst daher? Setz' dich nieder. Was tragt denn dich zu mir?“

„Nit gar viel,“ antwortet das Mädchen; „mein Vater, der läßt dich schön bitten, daß du uns ein Kreuz machen thätest.“

„Ein Kreuz? Wer ist denn wieder gestorben?“

„Bei Leib, bei uns ist Niemand gestorben; und ein Todtenkreuz, dasselb' nicht — gar nicht. Aber ein Sterzschüsselkreuz thäten wir brauchen. Wir essen die saure Milch so gern zum Sterz, und da wollten wir so ein Kreuz, das wir auf dem Tisch über die Milchrein' legen und darüber die Sterzschüssel stellen kunnten.“

„Ist schon recht, so ein Kreuz will ich gern machen,“ sagt der Luz und stellt das Brett wagrecht, daß er auch die Ränder glätten kann. „Bleib' noch sitzen, Bethl, thät gern ein wenig was reden mit dir,“ sagt er hierauf halblaut und hobelt recht emsig.

„So?“ antwortet das Mädchen, „das Brett da, was ist denn das für ein Holz?“

„Das ist ein Tannenholz,“ entgegnet der Luz. „Was wird's denn sein, Bethl, möchtest nicht von heim fort?“

„Uh Gott und Herr!“ lacht das Mädchen auf, „möcht' wissen wohin!“

„Etwan zu mir her?“

„Na, zu was kannst denn du so eine Menschin brauchen, 'leicht zum Leimsieden?"

Der Luz mißt das Brett mit dem Zollstab, nimmt die Säge und schneidet ein Stück ab. „Du warst mir halt recht, Bethl," sagt er während des Sägens; aber die Worte werden im Geräusch überhört.

„Wie lang muß es denn sein?" fragt das Mädchen.

„Fünf Schuh und drei Zoll," sagt der Bursche. „Und meinst, wir könnten uns nicht miteinander vertragen?"

„Ja du, ich bin ein rechtschaffen g'strafliger Besen!" entgegnet das Mädchen: setzt aber sogleich bei: „Na, just kränken thät ich dich nicht."

„Könntest ja wohl mein Weiberl werden, Bethl!" rückt der Luzian heraus.

Sie ist still und sieht zu, wie der Tischler jetzt ein kleineres Brettchen in sechs Ecken zurechtschneidet. „Meinst, daß es nicht ginge?" sagt er, ohne von seiner Arbeit aufzublicken.

Bethchen wischt mit ihrer Schürzenecke die Lehne des Sessels ab, die aber gar nicht staubig ist. „Und thät das wahrhaftig dein Ernst sein?" flüstert sie endlich mit hochrothen Wängelchen.

„Spaßmacher bin ich just keiner," versetzt der Luz. Er arbeitet emsig und sie ist ein Weilchen still.

„Ein Winkelkastel, gelt, ein Winkelkastel wird das?" fragt sie dann, um ihre Befangenheit zu verbergen, wieder.

„Versteht sich, ich wollt' dir Haus und Alles verschreiben," sagt der Tischler.

„Du mußt aber denken, Luzian, ich hab' nicht viel Geld!" meint das Mädchen kleinlaut.

„Nach Geld hab' ich dich nicht gefragt," entgegnet der Burſche, während er mit einem kleinen Bohrer einige Löcher in den Rand des Brettes ſchneidet.

Nach einer Weile fragt Bethchen wieder: „Da werden jetzt Nägel eingeſchlagen?"

„Da werden jetzt Nägel eingeſchlagen," antwortet der Burſche. „Wir wollen rechtſchaffen verträglich mit einander ſein und ich meine halt allerweg, du thäteſt mir tangen . . ."

„Aber nein," ruft das Mädchen plötzlich und ſpringt vom Seſſel auf, „ich närriſches Ding, da verſitz ich mich jetzt, und daheim warten die Ferkeln auf mich. Jerum, jerum, was machſt denn du da für einen ſpaßigen Trog zuſammen?"

Er fügt mehrere Bretter aneinander. „Sollſt noch ſitzen bleiben, Bethl," ſagt er, „weil wir heut' ſchon ſo handſam beiſammen ſind; ſollſt nicht fortgehen, ehvor wir's richtig gemacht. Ledig bleiben kann ich nicht, muß eine Hauswirthin haben. Ich hab' an dich ſchon ſeit lang gedacht. Haſt aber einen Andern, Bethl, ſo thu' mir's offenherzig ſagen."

„Einen Andern," haucht das Mädchen, „hätt' ich freilich dieweilen wohl auch noch nicht."

„Und wollteſt mir nicht ja ſagen?" frägt er.

„Das Jaſagen," verſetzt nun Bethchen, „das wollt' ich juſt ſchon auch noch zuwegbringen. Aber was daran hängt, das ſchaut leicht anders aus."

„Die Hochzeit hängt daran, du närriſch' Mädel, und noch viel andere luſtige Zeiten."

„Und an's Auseinanderſcheiden denkſt du nicht?"

„Wer denkt an das? Nur der Tod wird ſcheiden!"

„Nur der Tod, nur der Tod," ruft das Mädchen lebhaft, „aber der Tod ist mir schon genug und mehr als genug. Mich deucht, so liebhaben kannt ich meinen Mann, daß ich den Tod thät fürchten wie das höllisch Feuer, daß ich keine Stund kannt lustig sein, weil ich wüßt: so kanns nimmer dauern, 's kommt ein Tag, der wird uns auseinanderreißen. Den Tag wirst erleben! — Nein, Luzian, wer kannt sich das denken und nicht närrisch werden auf der Stell!"

Jetzt läßt der Tischler das Werkzeug fallen. Hat er denn heut zur unrechten Zeit gewerben? Er starrt auf das weiße Tannenbrett.

„Bethl," sagt er dann, „du hast den Knappen Paul gekannt. Das war ein kreuzlustiger Bursch', hat geblüht, wie das helle Leben, hat ein Mädel lieb gehabt schon seit manchem Jahr. Aber mit dem Heiraten hat er zugewartet, hat gemeint, das wär' allweg noch Zeit. Gestern hat ihn im Bergwerk ein Stein erschlagen. Ausgelöscht ist jetzt sein Leben und sein Name. Nein, Bethl, so lang wart' ich nicht!" Dann sich kerzengerade vor das Mädchen hinstellend: „Jetzt schau mich einmal an, was ich für ein Kerl bin! Was auswendig ist, das siehst selber; was inwendig ist, — ich kann's nicht sagen, aber ich verspür's: von Herzen gern hab' ich dich! — Und kannst jetzt nein sagen? — sag's, Dirndl, wenn du die Zung' dazu magst heben!"

Die Zunge ist ihr so schwer, wie neun Pfund Blei. Ihre Hände und Füße zittern, im Auge thaut ein schwerer Tropfen. So sitzt Bethchen da und starrt zu Boden. Der Tischler weiß, so muß es sein, so ist es echt; das kleine, große Wort, es liegt zutiefst im Herzen, das braucht Zeit,

bis es heraufsteigt und in leisem Hauche ein ehernes Band wird. Luzian schafft an seiner Arbeit gelassen weiter, er fügt die Bretter aneinander, er treibt die Nägel ein. Vor dem hohlen Schall schrickt das Mädchen auf: „Jesus Maria!“ ruft sie, „das ist ja ein Todtensarg!“

„Ja freilich,“ sagt der Luzian, „daß ist das kleine Haus des Knappen Paul, der zu lang' gewartet hat. — Sollst dich aber nicht grämen, Dirndl. Ist's einmal so weit mit uns gekommen, dann können wir uns alle zehn Finger abschlecken. Und so langs noch nicht so weit gekommen, wollen wir trachten, daß wir recht lustig und herzenstreu sind miteinander, und desweg — Bethl — schau mir jetzt einmal fest in's Gesicht und sage: Ja!“

„Mein Gott!“ stotterte das Mädchen, „die grauslich' Todtentruhen da!“

„Und meinst, ich könnt' nicht auch etwa so 'eine kleine Wiege zimmern?“ frägt er schalkhaft. Da lächelt sie unter Thränen und ihre Wangen werden von Neuem roth — sie birgt ihr Gesichtchen an seiner Brust.

Von den Lippen gefangt hat er ihr das Ja. Dann ist sie geflohen mit hochwogender Brust; ihre Füßchen haben den Boden kaum berührt. Und an demselben Tage hat der Luz noch drei Kreuze gemacht. Auf den Sargdeckel das Kreuz mit schwarzer Farbe; das Grabkreuz aus Lindenholz und das Sterzschüsselkreuz. Die beiden ersten Zeichen sind heute vermodert, das letzte aber prangt, ein Denkmal jenes Tages stets hoch in Ehren gehalten, alltägig über der „Milchrein“ und unter der Sterzschüssel, aus welchen Töpfen Luzians tollustige Kinderschaar ihr Gedeihen schöpft.

Herr Pastor Meneschild.

In den Maien ists gut freien, hatte der junge Pastor Meneschild, der Curat von Schladernbach gedacht, hatte sich ein Weibchen genommen in den Maien.

Selbiges Weibchen war ihm lang genug arg im Wege gewesen bei den Sonntagspredigten; und wie der Aar mit seinem Blicke das Hühnervieh bannt, daß es vor Schreck und Angst erstarrt, so hatte das große schwarze Auge des Wirthstöchterleins vom Kirchenstuhl aus den sonst sehr erbaulichen Vortrag des Predigers oft nachgerade derart gehemmt, daß der gute Meneschild errötbend und erbleichend mitten im Text sein „Ewigkeit Amen" sagte.

Solchen Zuständen mußte ein Ende gemacht werden, und das umso rascher, als der Kaufmannssohn und der Oberlehrer des Ortes auch täglich ihren Humpen beim Wirthstöchterlein tranken. Und das war um so verdächtiger, als gedachten Herren eine Nachbarschenke weit handsamer gelegen und der Wein in denselben zumeist viel vorzüglicher war, denn das starke Getränke des Schladernwirths, das zum großen Theile weiter oben im Gebirge noch die Mühlen und Holzsägen trieb. Aber der Schladernwirth brachte jedes Getränke an den Mann, wenn er nur sein schwarzäugig Töchterlein Kellnerin sein ließ.

Das letzte Glas schenkte Fronele dem Herrn Pastor ein. Man sagt, er habe es nicht ausgetrunken, sondern habe,

unbeschadet von demselbigen Glase, mit dem Mädchen und dem Schladernwirth den Hochzeitstag besprochen.

Gut soll die Hochzeit ausgefallen sein, doch hätten der junge Kaufmannssohn und der Oberlehrer des Ortes sich dabei viel zu oft die Ehre genommen, mit der Braut zu tanzen. Da brach der Herr Pastor — es war zur frühen Nachmittagsstunde — das Fest plötzlich ab und fuhr mit seinem Fronele davon. Beim Kaufmann kaufe sie nichts, lesen und schreiben könne sie, und er, der Pastor Meneschild, wolle mit seiner Braut allein sein. Von jeher war der Pastor ein Freund des Hochgebirges und im Hochgebirge wollte er seine Brautnacht feiern. Lustig rollte der Wagen durch das Thal, Gegenden zu, von denen die Braut sagte, sie seien sehr, sehr romantisch Aber den guten Pastor Meneschild interessirte heute kein Stein, ergriff kein Wasserfall, rührte kein Röhren der Hirsche und Springen der Rehe. Den rechten Arm schlang er um seine junge Frau, mit dem linken deutete er auf eine noch ziemlich ferne Berghöhe: „Dort hinter jenem Berge, Fronele, liegt das Alpendörfchen, wo wir weilen werden. Du glaubst es gar nicht, wie es dort schön ist."

Doch war es nicht so leicht, hinter den Berg zu kommen. Die Wege wurden steiniger, zerissener, hie und da stürzte ein Wildbach nieder von den Höhen, denn im Hochgebirge schmolz der Schnee. Der Wagen mußte umkehren; das junge Ehepaar drang zu Fuße weiter und Meneschild trug sein herzig Bräutchen buchstäblich auf den Händen über manche Schlucht, über manches Wasser.

Ein Holzhauer kam des Weges, der erbot sich, mit seinen kräftigen Armen die junge Frau über die unwirthlichsten Stellen zu geleiten. Der Pastor schoß einen wüthenden Blick; was will denn dieser Mensch? ich werde die junge Frau schon selber führen.

Der Weg ging durch malerische Schluchten einem entgegenbrausenden Wildbache entlang. Manches Donnern hallte in den Wänden, denn weiter drin im Gebirge stürzte manche Schnee- und Steinlawine nieder. Das junge Ehepaar rastete auf einem Stein. „Nicht wahr, das ist eine prächtige Hochzeitsreise, Fronele?" sagte der Pastor und wiegte das Weibchen auf seinen Knien.

„Ja freilich," antwortete das Fronele, „und wann gehen wir wieder nach Schladernbach zurück?

„Du süßes Kind!" entgegnete der Pastor, „bin ich dir nicht genug?"

„Ei ja freilich bist du mir genug!" rief die Braut und tätschelte mit beiden Händen die glatten Wangen des Pastors, wie sie es als Schäukin gewohnt war, „du bist ja mein Meneschild, schau, du bist mein lieber Schatz!"

„Und Raum ist in der kleinsten Hütte!" flüsterte der selige Pastor.

Sie gingen weiter; Fronele mußte das Kleid schürzen, es rieselte viel Wasser über den Weg. Selten dürften so zarte Jungfrauenfüße diesen rauhen Bergpfad noch betreten haben.

Der Wildbach wurde reißender und schwoll von Minute zu Minute. Und endlich kam unser Pärchen zu einem gar

verfänglichen Punkt. Rechts hatte es die Wände und Klüfte eines Steinbruches, links den wüthenden Gebirgsbach; an dem jenseitigen Ufer unter dem Schatten eines Waldhanges ſtand eine Hütte. An dieſer Stelle nun führte der Steig vermittels eines ſchmalen Steges über den Fluß.

Der Paſtor blieb ſtehen, ſtarrte auf den ſchwanken Stegbaum, an welchem ſchon die Wellen brandeten und ſagte in feierlichem Tone: „Da ſtehen die —“

„Ochſen am Berge!“ ergänzte Fronele.

„Nein, am Waſſer!“ berichtigte Herr Meneſchild. „Rutſchen wir auf allen Vieren hinüber, Fronele, du biſt eine flinke Schänkin, du biſt das Waſſer gewohnt.“

„Nicht als Schänkin,“ gab die junge Frau den Spott zurück, „aber bei deinen Predigten hab ich das Schwimmen gelernt.“

„Du Blitzmädel, du!“ rief der Paſtor luſtig drein, „nicht ſowol meine Predigten ſind wäſſerig geweſen, aber meine Zähne haben mir gewäſſert, ſah ich das Fronele ſitzen im Kirchenſtuhl.“

So waren ſie guter Dinge; und von der Hütte her kamen ein paar Männer, Steinbrecher nach ihrem Ausſehen ſtarke, verwegene Kerle; dieſe ſollten nun dem Paare über das Waſſer helfen. Sie prüften den Steg; der Eine trat ein paar Schritte auf den bereits gefährdeten Baum und ſtreckte der ängſtlich anrückenden jungen Frau die Hand entgegen.

„Der Herr ſoll dieweilen nur drüben bleiben,“ rief der Mann, „für drei Leut' hält's der Saggra nimmer!“

Sofort happerte das Fronele über den brausenden Wildstrom und kam an der Hand des Steinschlägers glücklich an das jenseitige Ufer.

In demselben Augenblicke aber, als der Mann schon zum zweiten Wagestück Anstalt machte, fluthete donnernd ein gewaltiger Schwall heran, Steine und Eisstücke und entwurzelte Bäume brausten nieder, hochauf bäumte sich der Steg und ging mit den wilden Fluthen — den Weg alles Zeitlichen.

Der Pastor hatte — um nicht selbst von dem Strome erfaßt zu werden — zurückspringen müssen, schier bis an die Wand. Nun er sah, der Steg war davongeschwemmt, und an diesem Abende plötzlich gelöst auf Erden, was Vormittag im Himmel gebunden worden — da schlug er die Hände zusammen über dem Haupte.

Die Männer jenseits des Wassers aber lachten derb und riefen, er, der Herr Pastor, möge sich gedulden, diese Fluth sei nur die Folge der Schneelawinenstürze und würde in wenigen Stunden vorüber sein; einstweilen möge er um das junge Frauchen keine Sorge hegen, es könne ausruhen in der Hütte und werde nach Möglichkeit gepflegt werden. Er, der Herr Pastor, selber möge sich in eine der Felsnischen setzen, und die Nacht, die ja nicht sehr lang sei, wohlgeschützt daselbst zubringen.

Auch Fronele legte ihre hohlen Händchen an den Mund und rief etwas herüber, aber ihre Worte waren in dem Brausen des Wassers nicht zu verstehen. Sie wurde von den zwei Waldmännern in die Hütte geführt; der Pastor

konnte es durch das Gestrüppe nicht sehen, ob sie willig ging, oder ob sie sich sträubte. Nun hub er an, und eilte das tosende Ufer auf und ab, aber er fand keine Brücke, die ihn hätte hinübergetragen in das gelobte Land. Und endlich konnte er gar nicht mehr vorwärts, das noch immer wachsende Gewässer erfüllte die ganze Breite und Länge der Schlucht; und er mußte wieder umkehren zum Steinbruch, wo er doch zum Mindesten das Dach der Klause sah. Wüthend nahm er seinen Stock und peitschte die Fluthen, wie jener morgenländische Feldherr; „was der Himmel zusammenfügt!“ rief er aus, „das sollst du nicht trennen!“ — Aber ach, die Elemente sind von jeher heidnisch gewesen, und so haben auch die Alpenwasser den Bibelspruch nicht verstanden, haben immer wüster gewirthschaftet, und von einem Hinüberkommen konnte gar keine Rede sein. Es begann bereits zu dunkeln.

Vor wenigen Wochen hatte der Pastor eine sehr schöne Predigt gehalten über den Werth und die Macht der Resignation. Er hatte dazumal an Einen Fall nicht gedacht: an eine Brautnacht ohne Braut; und die Resignation drohte nun der Verzweiflung zu weichen. Drohte aber nur, denn der Pastor Meneschild war stark. Er kletterte ein wenig den Felsen hinan, ob er nicht etwa doch durch das Fenster der Hütte seine Ehefrau erblicken könnte. Wol kamen sie nun wieder aus der Klause hervor, die Männer, und auch Fronele mit ihnen.

„Fronele!“ seufzte der Pastor, da fiel etwas neben ihm nieder und zischte in denselben Augenblick in Flammen auf. Zündhölzchen hatten sie drüben an einen Stein gebunden

und herübergeworfen, damit sich Robinson im Steinbruche Feuer machen konnte. Aber die Hölzchen entzündeten sich im Falle und verbrannten auch ein Streifchen Papier, auf welches Fronele einige Worte geschrieben hatte. Nur den süßen Namen „Fronele" hatte das Feuer noch übrig gelassen in der Ecke, und diesen küßte nun der Pastor mit unsäglicher Inbrunst. Hierauf versuchte er, sich in Ergebenheit zu üben und machte Feuer. Das Feuer leuchtete hell in den Felsen und zeigte von Ferne nur, was der Einsiedler that, während das, was jenseits des Wassers vorging, in umso größerem Dunkel lag.

Wieder sauste ein Ding durch die Luft und bald auch ein zweites, ein drittes, Knollen fielen neben dem Pastor nieder und einer flog ihm sogar an den Kopf. — „Was bewerfen sie mich noch mit Steinen, diese Vermaledeiten!" brach er aus, aber bei näherer Prüfung waren es keine Steine, waren es Erdäpfel, die ihm mit dem Bedeuten, daß er sie zum Nachtmal braten möge, zugeworfen worden waren.

Das rührte den guten Pastor und er gedachte mit frommem Sinne des Mannafalles in der Wüste.

Mit möglichster Gelassenheit genoß er dieses sein Abendmal, dann brachte er, ob von der Steinschlägerhütte herüber denn gar nichts zu hören sei. Es rauschten die Fluthen, es donnerten die Lawinen im Gebirge; eine große Wildheit war in der ganzen Natur; nur die Sterne standen am Himmel.

Und daß der Himmel zu all dem noch lächeln konnte, das ärgerte den Herrn Pastor am meisten; die Zähne biß er ineinander, und so legte er sich in einer Nische auf den

Sand. Aber es war kein Ruhen und Raſten; ſein Lebtag hatte er nichts ſo hartes empfunden als dieſes ſteinerne Bett. Ja, dieſe Nacht, die man ſonſt nicht zu den unangenehmſten Nächten im Leben zählt, hat der gute Paſtor Meneſchild ſtets als die ſchrecklichſte Zeit ſeines Erdenwallens bezeichnet.

Um Mitternacht, in Folge eines ſehr beunruhigenden Traumes, ſtand er auf und wollte in den Fluß ſpringen; aber unverrichteter Sache kletterte er wieder in ſeine Niſche zurück. In ſeiner Niſche kniete er nun hin und betete, und lachte letztlich hell auf darüber, daß er durch die Hochzeit zu einem Einſiedler in der Felſenhöhle geworden ſei.

Spätere Betrachtungen widmete er den Steinſchlägern; die Männer hatten ihm juſt nicht ſehr jung, aber auch nicht ſehr alt geſchienen; bärtig und ſonngebräunt von Ausſehen mochten ſie herb und keck ſein, wie ihre Eiſenhämmer. Mag ſchon ein Mann ſolchen Leuten im Walde nicht gern begegnen, um wie viel wehrloſer muß ihnen ein zartes Weib gegenüberſtehen. Die goldenen Ohrgehänge wären noch zu verſchmerzen — aber wenn ſie ihr den Brautring raubten ....!

Nochmals ſprang der Paſtor auf und eilte hinab zu dem Fluß. Und ſiehe, in der Morgendämmerung ſah er's, das Waſſer hatte abgenommen, gewaltige Steinblöcke, von Giſchten umbrauſt ragten aus der Fluth. Mit der Tollkühnheit eines Verzweifelten ſprang er in ſchrecklichen Sätzen von einem Stein zum andern über den Strom, und wie ein Löwe, der ſeinen Zwinger durchbricht, ſtürzte er der Hütte zu.

Die Thür war in Angeln offen, kein Mensch zu Hause. Vier bis fünf leere, zerdrückte Strohnester grinsten ihm entgegen; des Weiteren keine Spur von einem Bewohner.

„Entführt!“ stöhnte der arme Pastor und Hören und Sehen wollte ihm vergehen.

Da war es zur selbigen Stunde, daß ein helles Jauchzen erscholl drüben im Steinbruch. Herr Menschild schlug sein umflortes Auge auf, und siehe, dort drüben, wo er diese entsetzliche Nacht verbracht, standen die Steinschläger und bei ihnen das Aennele.

Und in demselben Augenblicke kamen zwei geschwätzige Weiber mit Klaubholzbündeln hinter der Hütte herabgestiegen. Diese gaben sich mit Bücklingen dem Herrn Pastor als die Weiber der Steinschläger zu erkennen, die Früh in den Wald gegangen wären, um Holz zum Kochen der Morgensuppe zu sammeln. Ihre Männer aber seien noch früher aufgebrochen, um mit der jungen Frau Pastorin, die in der Heuscheune gut geschlafen habe, weiter unten einen Steg über den Bach zu suchen und auf diese Weise zeitig in den Steinbruch zu gelangen.

Und nun war neuerdings das Wasser zwischen den Eheleuten. Einen zweiten kühnen Sprung über die noch immer wüthenden Fluthen fand der Pastor nicht für gerathen und so harrte er im Angesichte seiner jungen Frau bis ein neuer Steg geschlagen war. Dann aber stürzten sie sich in die Arme, als wären sie aus verschiedenen Welttheilen zusammengekommen.

Nachdem sie hierauf in der kleinen Hütte ein Frühstück genossen und sich von der Steinschläger-Familie zartsinnige

Verschwiegenheit erbeten hatten, kehrten sie zurück nach Schladernbach und rühmten laut die kleine Hochzeitspartie im Gebirge.

In Schladernbach hatte es die Nacht zuvor einen Stegbaum ausgeschwemmt. Der Herr Pastor erkannte ihn insgeheim als den weggerissenen Steg vom Steinbruch. Er erstand das boshafte Stück Holz und will daraus zu Trutz eine Wiege bauen lassen.

—

Der Leier-Lenz.

Rundum, rundum dreht er am Hebel — da hört ihr die Lieder, die Walzer jauchzen. Kommen sie aus seiner Seele oder aus seinem Leierkasten? Ich halte trotz das Erstere, denn der Leier-Lenz ist noch rechtschaffen jung: er hätte zum Witterungswechsel die Gicht noch lange nicht in den Hüften, aber jene Kugel, die ihm die Preußen in den Knochen gebohrt haben, hat so eine meteorologische Prophetengabe daselbst zurückgelassen. Es mögen die Tage noch so freundlich und sonnig leuchten: wenn der Lenz zu seinen lustigen Weisen nicht den Takt tritt, sondern beim Gehen ein Merkliches hinkt, so wissen es die Leute, es wird schlecht Wetter: „Es hinkt der Lenz." So ist der Leiermann das Barometer des Ortes geworden; und allen Respekt vor so einem preußischen Barometermacher.

Der Lenz hat nebst einigen Walzern drei neue Lieder in seinem Kasten. Das erste: „Guter Mond, du gehst so stille", das zweite: „Wer wollte sich mit Grillen plagen?" das dritte: „O du lieber Augustin!"

Das Letztere war das Gesuchteste und brachte die meisten Pfennige ein.

In jenem Dorfe, in welchem der Leier-Lenz sein Dachstübchen besaß — das einzige, in welchem keine Mäuse zur Aftermiethe wohnten, weil es darin nachgerade gar nichts zu nagen gab — in demselben Dorfe, aber in einem andern Dachstübchen lebte die Näherin-Zilli. Sie war nicht viel

jünger als der Lenz; sie hatte diesem vormaleinst auf der Schulbank die Antworten zugeflüstert, die der Junge aus Eigenem dem examinirenden Lehrer nicht zu geben in der Lage war. Dazumal fing die Bekanntschaft an. Bald aber gingen die Dinge auseinander; der Bursche wurde übermüthig, das Mädchen schüchtern und zurückgezogen; der Bursche kam zu den Soldaten; das Mädchen wollte unter den wilden und kecken Bauernjungen nicht leben, ging nicht in den Jahresdienst, verlegte sich auf feinere Handarbeiten und war geschickt darin und erwarb sich und ihrem alten Vater das Brot. Zum Glücke starb der Vater zur Zeit, als die Nähmaschinen aufkamen. Die Nähmaschinen gehören auch zu jenen fein ausgedachten Dingen, auf die sich die Menschen so viel einbilden, die aber das Elend auf Erden nur vergrößern. Und die Zilli gehörte zu jenen Armen, denen durch das eiserne Räderwerk der Erwerb rücksichtslos aus der Hand gewunden wird. Der Kaufmann, der Arzt, der Amtmann kauften sich Maschinen; die Kaufmännin, die Arztin, die Amtmännin werkelten lustig drauf los, und die Näherin-Zilli, die sich kein solch Räderwerk anschaffen konnte, die hatte nun Zeit zum Hungerleiden.

Zur selben Weile kehrte der Lenz vom Feldzug zurück; die Bleikugel hatte er an einer Schnur um den Hals, aber in dem Hüftknochen hatte er das Loch. Er brachte schon auch das Werkel mit und nun war seine stetige Frage an die Welt: „Wer wollte sich mit Grillen plagen?“ — O ja, Lenz, „wunderschön ist Gottes Erde, doch darf man drauf kein Krüppel sein!“

Nun, der Mann erwarb sich durch die Musik seine Sach; er spielte auf Jahrmärkten, bei Volksfesten, auf der Wander

und daheim und leierte sich nach und nach ein klein Häufchen Sparpfennige zusammen. Da ereignete es sich, daß dem guten Venz — er war dazumal doch höchstens vierunddreißig Jahre alt — plötzlich langweilig wurde auf dieser Welt; ans Leben geht sich ein Torfmusikant nur in einer Form, er heirathet. Und der Venz wußte Jemanden, mit dem er sich Harmonie versprächte. Die Näherin Zilli hat ihm ein paar Hemden genäht, glatt, fein und fest genäht, und sehr billig.

„Vayrle, du!" hatte sie gesagt, als er das Geldtäschchen hervorzog; und als er ihr einige kleine Silberlinge hinschob, gab sie ihm dieselben wieder zurück und sagte nochmals: „Vayrle, du!"

„Nichts nehmen willst?" drauf der Venz, „hörst du, das ist eine Sünde gegen dich selber; ich weiß, dir gehts nicht gar zu lustig."

„Und willst schon deine Pfaiden gar so gewissenhaft abzahlen, du stolzer Kaiserjäger du, so geh her und spiel' mir ein lustig Stückel auf; hab' schon lang' kein's mehr gehört."

So spielte der Leierer das Lied vom guten Mond.

Bald darauf ist vom Heirathen gesprochen worden. Aber die Dorfgrößen thaten einen unsinnigen Lacher, als sie vernahmen, der Bettler wolle die Bettlerin freien. — Weißt du, Leier-Venz, zum wenigsten dreihundert Gulden muß Einer haben, will er sich ein Weib nehmen. Ohne Geld ist auch im Torfe der flinkeste Bursche kein Mann — und erst du — Krüppel mit deinem mißtönigen Seufzerkasten! Ei, geh, leg' dich nieder. —

„Dreihundert Gulden!" meint der Venz, „die leier' ich mir in ein paar Jährchen leicht zusammen."

Sie war blaß, die Zilli, sie saß zu viel und schlief zu wenig. Wird die Arbeit schlecht bezahlt, muß man doppelt fleißig sein.

„Halt' dich fest," ermahnte sie der Lenz, „hab' ich die Sach' beisammen, so komm ich wieder und magst mich noch, so bleibt's dabei; kannst dich darauf verlassen."

Sie nähte und weinte oft im Stillen. 's war Niemand für sie, als er. Er aber leierte im Land herum, leierte auch über die Grenze hinaus.

Kreuzerweise sickerten ihm die dreihundert Gulden in den Sack, aber sie sickerten, und nach Jahr und Tag — kehrte er ins heimatliche Dorf zurück.

Auf Umwegen schlich er in der Abenddämmerung dem Hause zu, in dessen Dachkammer die Näherin wohnte. Leise stellte er sein Trogkästchen auf die Holzbank, zwinkerte viel mit den Augenbrauen, zog das lauteste Register auf und hub an, den lustigsten Walzer zu spielen. Er drehte ein zweites und ein drittes Stück herab und lugte gegen das Fenster.

Da öffnete sich dieses; ein kleiner Mädchenkopf sah heraus und warf schließlich eine Münze herab, die so klein war, daß sie auf dem Erdboden verschwand.

Der Lenz spielte lustig weiter und rief jetzt ein übers andere Mal: „He! Zilli! He!"

„Was wollt ihr denn noch?" frug das Mädchen.

„Soll ein klein wenig herabschauen, die Zilli, die Näherin-Zilli!" sagte der Leierer.

„Die Näherin-Zilli? die ist nicht mehr da," versetzte die Kleine.

„So! Wo ist sie denn nachher?"

„Sie liegt draußen auf dem Kirchhof."

Der Mann schwieg.

Eine Weile stand er unbeweglich am Hause; dann schwang er sein Kästchen auf den Rücken und humpelte davon.

Ein Junge kam des Weges, diesen ging der Lenz an: „Bubel, weißt du den Kirchhof?"

„Ja freilich," war die Antwort.

„Hast du die Raberin-Zilli gekannt?"

„Ja freilich, ich hab' das Rauchfaß getragen, wie sie begraben is worden."

„Und so weißt du auch das Grab?"

„Ja freilich, das weiß ich."

„Willst du mirs zeigen?"

„Freilich, wenn du mir dafür was aufspielst."

So die Verhandlung, dann gingen sie die Dorfgasse hinauf, dem Friedhof zu. Der Zug wurde aber recht ansehnlich; alle Kinder, die noch auf der Gasse waren, schlossen sich dem Werkelmanne an, in der Erwartung eines musikalischen Genusses.

Auf dem Grabe, das der Junge wies, war der Hügel gesunken und es wuchsen schon Halme. Es war dunkel geworden; über den Hohen glühte, von Wolkenbänken durchbrochen, der Abendschein, und es lag ein mildes Roth auf den Gräbern, auf den Kreuzen, auf den Gesichtern der Kinder.

Der Lenz stellte seinen Kasten und begann gar langsam wieder das Lied vom guten Mond. Die Kleinen standen da und lauschten; der Musikant wendete sein Gesicht hinaus, daß man es nicht schauen konnte. Es war eine wehmütige Erscheinung, eine wehmütige Stunde . . .

Plötzlich kehrte sich der Lenz, schnalzte mit der Zunge und rief: „He, Kinder, jetzt tanzet einmal, die Buben mit den Mädeln! frisch drau!“ — und sofort jodelte die Leier: „O du lieber Augustin!“

Die Kleinen sahen sich zuerst nur so an; die lustige Weise zitterte durch ihr junges Leben; die Aeuglein leuchteten, die Beinchen huben an den Takt zu treten; da faßte jählings der keckſten Burſchchen Eines das neben ihm hopſende Mägdlein und drehte ſich mit ihm im Kreiſe. Das zweite und das dritte Paar war auch ſchon fertig und nun tanzten ſie luſtig auf der Grabſtatt der Näherin-Zilli.

Flammenden Auges und mit bebenden Zügen ſpielte der Leiermann ſeine Orgel. Plötzlich aber mochte das Grauen über die Kinder gekommen ſein; haſtig löſte ſich der Reigen und die Kleinen eilten davon.

War am ſelben Abende noch lange auf dem Kirchhof geweſen, der Lenz; um Mitternacht waren Töne der Drehorgel gehört worden.

Am andern Morgen wurde der Leiermann nicht mehr geſehen — und bis heute nicht mehr. Das Dorfbarometer war weg, und Regen und Sonnenſchein kommt, ohne daß es der verwundete Spielmann voraushinkt; und die Gräber verſinken in Regen und in Sonnenſchein, und die Kinder wachſen in Regen und in Sonnenſchein — aber jenen Tanz auf dem Kirchhofe mögen ſie nicht vergeſſen. Die Erwachſenen ſchütteln die Köpfe darüber, was ſie als Kinder gethan; nur ein einſames Weib lebt aus ihnen, das ſagt oft bei ſich ſelber: „Ich wollt', ich wollt', es würde auch auf meinem Grabe einſt ein ſolches Gedächtniß begangen.“

Das wilde Käthele.

Seit Menschengedenken standen in unseren Wäldern die Lärchbäume nicht so hoch im Preise, als zur Zeit des Eisenbahnbaues durch das Thal. Mein Vater verkaufte an die dreißig Stämme um schöne Banknoten. Aber er gab die schönen Banknoten bald wieder weg, zuweilen gar eher, als er sie hatte. Er nahm beim Greisler Mehl und Salz und sagte: „Sobald ich Geld vom Holzhändler krieg', soll die Sach' sogleich bezahlt werden." Zuletzt sagte er dasselbe sogar den Steuerbeamten.

Aber unser Holzhändler, ein sehr alter Mann, der im Walde sein Haus hatte, und um den, außer den Fichten und Tannen, noch ein Wald von Kindern und Enkeln herangewachsen war, hatte dem Vater den größten Theil des Lärchengeldes zwar gezahlt, aber mit dem Rest war er ausgeblieben. Wol ein halb Dutzendmal ging mein Vater die vier Stunden durch die Wälder zum Alten und bat: „Herr Baumreuter, seid doch ja so gut, und reichet mir heut' das letzt' Zipfel von dem Lärchengeld, meine Kinder brauchen was zu essen."

Die meinen halt auch, mochte sich der Alte gedacht haben, aber er sagte: „Ich seh's wohl ein, der Lenzbauer thät' auch sein' Sach' gern haben, aber wenn mir der Lenzbauer alle Sach' umkehren will, so wird er heut' keinen Kurpf darin finden. Ich krieg' erst morgen das Geld von

der Eisenbahn, nachher will ich dem Lenzbauer das Nestl schon mit Fleiß und Dank zustellen."

Meines Vater Herz war kein Stein, und er dachte: es klemmt ihn halt, und einen Tag muß ein Christenmensch schon noch warten. Aber es verging ein Tag und es vergingen mehrere, und es vergingen viele Tage, und der gute Zaunreuter kam nicht mit dem Gelde. Da ließ mich — ich war damals so ein Schlingel von eilf Jahren — mein Vater einmal von der Kühweide in sein Stübchen rufen und sagte: „Bübel, leg' jetzt dein besseres Jöpplein an, geh' hinüber in das Weißbrunnthal zum alten Zaunreuter und sag' ihm, du bliebest so lang' in seinem Haus, und thätest essen an seinem Tisch, und thätest schlafen unter seinem Dach, bis er dir thät' das Geld geben. Sei aber schön ordentlich und thu' danken nach jedem Essen, und wenn er dir eine Arbeit schafft und du kannst sie verrichten, so thu's mit Schick und Fleiß, und wenn du das Geld hast bekommen, so steig nur fein geschwind wieder heim."

Nun, hierauf legte ich mein besseres Jöpplein an, ging hinüber durch die dichten Wälder in das Weißbrunnthal zum alten Zaunreuter. Dieser saß vor seinem Häuschen unter einer dichtbeästeten Fichte und hielt das Pfeiflein in der Hand und nickte mit dem Kopfe auf und nieder, wie die Zweige oben im Winde. Ich blieb von Ferne stehen und sah ihm zu; der Mann war doch gar alt. In seiner Kindheit waren hier die Urwälder ausgereutet worden; in seinen Jünglingsjahren hatten sich kleine Bauernwirthschaften angesiedelt; in seinem Mannesalter waren durch kalte, unfruchtbare Jahre die Bauernwirthschaften

zu Grunde gegangen, und nun in seinen Greisentagen ließen sie das Weißbrunnthal wieder anwachsen. Es grünen die kleinen Lärchen, es dämmern die jungen Tannen, bis einst in später Zeit die Axt des Holzschlägers zu nagen beginnt in dem Hochwalde und die Urenkel wieder versuchen, ob sich denn nicht kleine Bauernwirthschaften ansiedeln ließen in den Gehängen des Weißbrunnthales. Vielleicht ist bis zu jenen fernen Tagen der bemooste Stein schon verwittert, auf welchem der alte Zaunreuter kopfnickend heute saß.

Ich trat endlich zum Alten hin und sagte: „Mein Vater hat mich geschickt und jetzt bleib ich in eurem Hause so lang, und ich geh' nicht eher fort, bis ihr mir das Geld gebt."

„So geh' hinein in das Haus, Kleiner, und setz' dich auf die Bank, oder geh' hinauf an die Lehne und hilf meiner Enkelin Ziegen hüten." Er blieb sitzen, nickte mit dem Kopf und hielt das Pfeiflein in der Hand.

Ich ging in das Haus und saß eine Zeit auf der Bank in der Stube; als mir endlich aber doch die Zeit lang wurde, kletterte ich die Lehne hinan zur Ziegenhüterin. Ein Mädchen mit rothen Wangen und lichtblonden Haaren, wohl um einige Jahre älter als ich, saß da oben, es flocht sich mit seinen bebenden Fingern, mit Beistand der weißen Zähne die Zöpfe. Da es mich sah, sprang es auf und floh in's Dickicht.

Als der Abend kam, füllte sich das kleine Haus im Anwachs mit Menschen; es waren Weiber und Kinder gekommen und zwei junge, lustige Holzhauer und ein über-

müthiger Almhirt, der allweg pfiff, gerne auf einem einzigen Fuße stand, tänzelte und die Weiber neckte. Es kam ein Wurzner und eine Ameiseiergräberin, und sie erzählten, wo sie an diesem Tage waren, und was sie für Beute gemacht hatten. Alle diese Menschen, zum Theile schon betagt, zum Theile noch jung und klein, waren Nachkommen des alten Zaunreuter.

Als sie sich Alle um den Tisch zur Abendsuppe setzten, stand ich an der Thür und kaute an einem Finger. Ich empfand doch, daß ich hier nicht daheim und getraute mich nicht zum Tisch. Da sagte der Alte: „Lenzbauernbub, setze dich neben das Käthele und iß mit uns eine Suppe!" Nach diesen Worten erröthete das Mädchen, das ich früher oben als Ziegenhüterin gesehen hatte, dann rückte es ein wenig zur Seite. So setzte ich mich daneben hin und aß; aber mir wollte es nicht recht schmecken, ich schämte mich, daß ich den Leuten wegen so ein paar Gulden an der Schüssel lag.

Nach dem Nachtmale nahm mich der Almhalter mit in sein Bett; es stand nicht im Hause und nicht im Freien, sondern hinter einer Felsnische unter drei dichten Tannen. Der Halter zog sich aus bis auf das Hemd, und pfiff und tänzelte immer noch dabei, und kitzelte mich in das Bett und unter die Decke hinein, daß ich laut schrie und kicherte. So war ich mit ihm gleich bekannt und so kauerten wir uns recht aneinander, und er erzählte mir von seinen Kühen und Kälbern, und dabei zog er die Decke immer mehr über unsere Köpfe herauf, und sein mächtiger Athemstrom ergoß sich so sehr auf mein Gesicht, daß ich schier ersticken wollte.

Als ich am andern Morgen aufwachte, flunkerte die Sonne durch das Geäste, und der Halter war schon längst davon. Ich stand auf und dachte, heute wird mir der Jaunreuter das Geld wohl geben. Es wurde die Morgensuppe vorgesetzt; das Käthele schnitt mir Brot hinein und dabei flüsterte es mir zu, ob ich heute nicht mit ihm wolle mitgehen in die Waishalde. Ich ging mit und das Mädchen machte mich bekannt mit den Ziegen und mit seinen Spielplatzen. Das Käthele hatte unter einem Felsvorsprung eine Sennerei, aus Baumweiden hatte es einen Stall aufgezimmert, unter diesem stand eine Reihe dürrer Fichtenzapfen, das waren die Kühe. Das Mädchen lehrte mir von diesen Kühen die Namen und schob sie auf die Weide und wieder in den Stall. Auf einmal aber, als es merkte, daß ich mich nicht recht in diese Wirthschaft hineinfinden konnte, wendete es sich ab, hielt die Schürze vor das Gesicht und schämte sich. Als ich ein wenig später wieder an die Stelle kam, waren die Fichtenzapfen über den Haug geschleudert und der Stall zerstört.

Es verging der Tag, der Alte war nicht zu Hause, ich bekam das Geld nicht und blieb. Das Käthele zerrte mich überall mit, und als gegen Abend ein kalter Wind strich, schlug es sein Lodenjäckelchen um meinen Kopf und wickelte meine Hände in seine Schürze, daß ich nicht sollte frieren können. Am Abend nahm es mich mit in den Stall und zeigte mir, wie es die Ziegen molk, und als wir in der Milchkammer standen, strich es mir mit dem Finger Rahm in den Mund.

Am dritten Tage war ich schon um ein Bedeutendes

zutraulicher; da pflückte ich dem Käthele Erdbeeren und schenkte ihm ein Sträußchen rothblühenden Klees. „Die Erdbeeren mag ich schon," sagte sie, „aber den Klee steck' nur der Gais zu, ich weiß damit nichts anzufangen."

„Es wär' aber Honig drin, Käthele," sagte ich.

„Ja, weil ihn die Bienen nicht heraussaugen dürfen," versetzte das Mädchen, „weißt du, was der heilige Petrus gesagt hat? Ja, der hat zu den Bienen gesagt: was wollt' ihr lieber, den Sonntag feiern, oder den rothen Klee meiden? haben die Bienen zur Antwort gegeben: den rothen Klee meiden. Deswegen dürfen sie bei Leib nichts zu schaffen haben mit dem rothen Klee, und der Honig davon kommt in die Gaismilch. —"

Der Alte ging aus und kam heim, aber nie sagte er etwas von dem Gelde. Ich blieb im Hause, wurde zu Tische geheißen, schlief beim Halter und konnte die übrige Zeit machen, was ich wollte. Ich ging immer mit dem Käthele und das führte mich im Walde umher, in jede Schlucht und auf jeden Felsblock, und wußte allweg zu plaudern, und erzählte mir sogar einmal im Vertrauen, zuweilen, wenn es so ganz still sei und nur die Hummel brumme oder ein Lüftchen wispere, da zieht der liebe Gott durch den Wald. Er sei größer, wie der allergrößte Baum, aber er kümmere sich um jedes Rehlein, und wenn wo eine Ameise krieche, der sie einen Fuß abgetreten, so helfe er ihr weiter, und wenn wo ein Blümlein stünde, das nicht aufwachsen kann, weil ihm ein Steinchen anliegt, so neige sich der liebe Gott auf die Erde und thue dem Blümlein den Stein vom Herzen.

Wenn das Käthele ähnliche Dinge redete, so sah ich es nur so an, und da war ein Glanz in seinem großen dunklen Auge, wie in der Kirche zur heiligen Christnacht.

Einmal führte sie mich auf einen Steinbühel, um welchen Rothkiefern und Wachholder wuchsen, legte ihre beiden Hände auf meine Schultern und sagte: „Das freut mich, Venzbauernbub, daß du in unser Haus und zu mir in den Wald gekommen bist." Nach diesen Worten geleitete sie mich von dem Steinhügel wieder herab. Weshalb ich aber da war, das wußte sie nicht.

Vergaß ich ja doch endlich selbst darauf. Ich lebte in dem Hause des Zaunreuters wie daheim, nur waren die Leute freundlicher mit mir und ich durfte nicht so viel arbeiten, als ich es an der Seite meines Vaters gemußt. Und so vergaß ich, daß ich eigentlich als „Exekuteur" beim Zaunreuter war.

Da kam eines Tages durch einen Holzschläger von meinem Vater der Auftrag, ich möge doch endlich das Geld heimbringen, das Steueramt wolle nicht mehr länger warten und habe ihm einen Soldaten ins Haus geschickt, der ohne den Steuerbetrag nicht fortgehen wolle und der, weil er ein junger Bursche, der Kuhmagd schon ganz den Kopf verrückt habe und mit ihr heimlich die Butter verzehre. Das sei eine gefährliche Belagerung und ich möge doch kommen und das Haus befreien. — Ich trug dem Alten unser Anliegen vor. Dieser nickte stetig mit dem kleinen Kopfe und machte mir dann in bittendem Tone den Vorschlag, er wolle die Exekutionsmänner austauschen, mich heimgehen lassen, und den gefährlicheren Soldaten in sein

Haus nehmen, bis er zahlen könne. Das brachte mich fast auf, denn ich konnte dadurch nur verlieren, ohne das Geld heimzubringen. Ich murmelte daher zu Boden ſtarrend und den Hut tief in die Stirne gedrückt: „Ich will unſer Geld haben.“

Da ſprang der Alte auf, einen Schritt gegen mich und ſtieß die Worte hervor: „Vom Erdboden herausgraben kann ich's nicht! was, willſt mir die Haut abziehen? Ich bin alt und hab' eine Familie; du kennſt von der Welt noch nichts, wie das Eſſen. Wenn ihr glaubt, ich will euch was abſtehlen, ſo verkaufet mein Haus, da ſteht's! und jagt die Kinder hinaus zu den Thieren des Waldes und ſcharrt den alten Mann in die Erden!“

Das traf mich, niederfallen hätt' ich mögen vor dem Greis und ihm ſagen, daß ich's ſo nicht gemeint. Ich ſchlich davon, und wollte heim zu meinem Vater und ihm ſagen, ich hätte das Geld wohl bekommen, aber ich hätte es unterwegs in dem dichten Geſträuche verloren, und ich wolle dafür arbeiten Tag und Nacht und faſten dabei, und er möge mich ſtrafen, wie er wolle.

Als ich ſonach durch die Schlucht ging, rief mich das Käthele an. Es ſtand hoch auf einem Baumſtrunk und ſagte mir, ich möge auch hinaufkommen, denn man ſehe von dort aus in's Land, wo die Feigen wachſen. Da mußte ich denn freilich hinauf; allein, als ich oben ſtand bei dem Käthele auf dem Aſt, grollte es, daß ich ſo langſam geklettert ſei, es ſeien in der Weite die Bäume ſo hoch gewachſen, und nun könne man nicht mehr in das Land der Feigen ſehen. Ich

stellte mich, als hätte ich dem Käthele Alles auf's Wort geglaubt. Ich vergaß aber dabei auf meinen Vorsatz.

Als wir eine Weile beisammen gestanden waren, schlug das Mädchen die Augen zu Boden und es gingen ihm die Haarsträhne über das Gesicht nieder. — „Ich will dir was sagen, Lenzbauernbub," lispelte sie, und zerrte mich mit sich fort, zwischen den Bäumen und durch Gesträuche, fort und fort, bis wir hineinkamen tief in den finstern Hochwald. Dort blieb sie endlich stehen, blickte verwirrt um sich und ließ sich auf einen bemoosten, verwitterten Strunk nieder. Ich stand vor ihr; sie faßte meine Hände und legte sie in ihren Schooß. Dann neigte sie das Haupt vor gegen meine Stirne und flüsterte: „Du bist mein lieber Lenzbauernbub!" — Sie war tief geröthet, sie ließ alle Haarsträhne niedergleiten über ihr Antlitz, daß ich es nicht hätte sollen sehen können, wie sie glühte.

Gleich darauf erhob sie sich und wir gingen zurück durch den Wald, durch das Gesträuche, wie wir gekommen waren.

An demselben Abend lud mich der alte Holzhändler ein, daß ich mich zu ihm auf das Fichtenbänklein setze. Als ich es gethan hatte, sagte er, daß ich heute wohl nicht mehr fortgehen könne, da der Weg zu meinem Vaterhause lange durch unwirthliche Waldungen führe. Ich blickte ihn an, da fuhr er in den Sack, zog ein abgegriffenes Büchlein hervor und aus demselben eine Geldnote: „Da nimm, Lenzbauernbub, ich laß' deinen Vatern grüßen und ich laß' mich bedanken, daß er mir so nachgewartet hat, bis ichs jetzt zahlen kann. Ich hab' ihm deswegen auch um zwölf Groschen mehr zugelegt."

Ich getraute mich an demſelben Abend bei dem Male kaum einen Biſſen zu eſſen und in der Nacht lag ich mäuschenſtill neben dem Halter — ich war bezahlt, ich hatte kein Recht mehr, das Bettgewand zu ſtrappaziren.

Am andern Tage ſtand ich gar zeitlich mit dem Halter auf und eilte meiner Heimat zu.

Es war auch ſchon die höchſte Zeit; der Exekutions-Soldat hatte im Kuhſtalle und in der Butterkammer bereits ſchauderhaft gewirthſchaftet. Nun erhielt er den Steuerbetrag und dadurch den Laufpaß.

Bei meinem Vater erntete ich nicht die Ehren, die ich für das Aufbringen des Geldes zu beanſpruchen geglaubt hatte.

„Dalkerter Bub," ſagte er, „jetzt gehſt gleich und trägſt dem Zaunreuter die zwölf Groſchen wieder zurück!"

So lief ich denn. Im Walde traf ich wieder das Käthele. Es ſah mich kaum an, es ſpielte mit den dürren Fichtenzapfen und hatte ſein Geſicht dicht mit den Haaren verſchleiert. Es hatte es erfahren, daß ich nur des Geldes wegen ſo lange bei ihm in dem Wald geblieben war.

Noch heute, da ſeine Eltern und Verwandten ſchon längſt weggeſtorben oder ausgewandert ſind, könnt' ihr das Käthele begegnen in den Hochwäldern; es ſammelt Schwämme oder gräbt Wurzeln, aber es nimmt kein Geld dafür. Es haßt das Geld und es flieht die Welt; allweg hat es das Antlitz verſchleiert mit ſeinen eigenen Haaren. Es iſt ein Waldweſen; nimmer verſteht es den Menſchen, aber es plaudert mit dem Hirſchen, mit dem Reh, mit dem ver-

witterten Gestein und mit der wuchernden Pflanze. — Es versteckt sich zuweilen hinter die Stämme und legt den Finger an den Mund und lugt und lauscht — der liebe Gott zieht durch den Wald. Der liebe Gott allerdings; aber ihr lieber Lenzbauernbub? — Der ist draußen in der Welt — hat ans wilde Käthele schier vergessen.

—

Aga.

Ein Schattenbild aus sonnigem Thale.

Das Glöcklein der Dorfkirche klingt hell und freudenreich zu meinem Fenster herein. Einen Sarg tragen sie zum Kirchhof hinaus und bergen ihn unter die stille, kalte Erde. In diesem Sarge liegt ein Dienstbote, der gestern seinen hundertjährigen Geburtstag begangen hätte — aber vorgestern ist er gestorben. Der Armenvater hat schon Anstalten getroffen; das hundertjährige Weiblein hätte gestern eine warme Bettdecke und ein Glas kräftigen Weines bekommen; der Pfarrer hat ihr die Ehre erweisen und sie an seinem Arme in die Kirche vor den Hochaltar begleiten wollen — da ist sie vorgestern in der ruhsamen Abendstunde verschieden. Sie wäre die Gaben und die Ehren nicht gewohnt gewesen, sie hätte sich geschämt bis ins Herz hinein. Aber der Tag kam näher und näher; es wurde im Dorfe schon gesprochen davon, und die Schulkinder flochten einen Kranz aus Lärchenzweigen und Hollunderlaub. Die alte Aga hätt' nimmer fliehen mögen, denn ihre Beine sind gewesen wie morsche Hanfstämme im Spätherbst, die hätten sie nicht weiter getragen, als eine Schnecke mag kriechen während der Abendröth'. So hat sie keinen andern Ausweg gewußt und so ist sie verstorben.

Die Ehren sind ihr nicht ausgeblieben; heute hat sie der Pfarrer zu Grabe begleitet, heut hat sie den Kranz bekommen und die warme Decke. Den Wein mag sie trinken

am Tage der Urständ', daß sie Muth kriegt, dem Herrn zu sagen: Ich bin ein armes, ein sehr armes Dienstbot gewesen mein Lebtag lang, jetzt bin ich da und bitt' um den Himmel!

Zum Glück hat ihr heiliger Schutzengel ihren Lebenslauf in sein Notizbüchlein geschrieben, und während er jetzt am Grabe steht und den Stein mit einem Zeichen merkt, daß er ihn mag finden am Tage des Gerichtes, da jeder Schutzengel sein Schutzkind muß wecken — guck' ich ihm in sein Büchlein, und schreib mir flugs heraus den Lebenslauf der alten Aga.

Ihre Mutter ist ein Weib gewesen, das verstanden hat, aus den Stämmen des Waldes Kohlen zu brennen für den Schmied im fernen Thale. Ihr Vater ist ein fröhlicher Jägersmann gewesen im grünen Walde, bis ihn einst drei Männer, Wildschützen, haben erschlagen. Aga hat Wangen gehabt, so blühend, wie die kleinen rothen Blümlein, die in des Waldes Schatten sind gestanden, und die niemals die Sonne haben gesehen, sondern nur das Morgenroth zwischen den Stämmen. Aga hat Augen gehabt, so schwarz und glühend wie die Kohlen, die in des Meilers Glutenbrust haben geknistert. Aga hat ein Herzlein gehabt, so lustig und fromm wie die Lerche, die über dem Walde mit ihrem Flug ins Himmelsblau den Namen Gottes hat geschrieben.

Da ist eines Tages aus fernem Thale her ein schöner, vornehmer Mann gekommen, daß er Kohlen besehe und kaufe für die Schmiede seines Hauses, denn er hat ein großes Landgut gehabt und sich die Pflüge und Spaten

selber geschmiedet. Der hat Aga gesehen. „Willst du mit, schönes Kind, in meinen Hof, und mein treues Dienstmägdlein sein? Vielgutes Silber will ich dir geben, das glänzt besser, wie die Kohlen in deinem Meiler!“ So hat der Mann gesagt, aber: „was hilft mir des Silbers vielgutes Glänzen, wenn's etwan Wärme nicht gibt, wie meine Kohlen. Ich will bei Mütterlein lieb leben und verbleiben,“ so ist die Antwort gewesen.

Das hat sich zugetragen zur Zeit des Heidelbeerblühens. Und als darauf die Beeren gereift und wieder abgefallen waren mitsammt den rothfahlen Blättchen vom Heidegestrüpp — da war draußen im Thal die Kirchweih gekommen, und da sagte die Mutter: „Sechzehnmal hast du die Herbstreife gesehen, Aga; du bist nun wohl kräftig geworden und kannst morgen ins Thal hinausgehen, zu sehen, wie die Leut' leben im Sonnenschein, wie sie sich Häuser haben gebaut und inmitten das Herrgotts-Haus mit hohem Thurm; und daß du Salz magst kaufen für unsern Hausbedarf.“

Nichts haben sie benöthigt von der weiten Welt, als das Salz, alles Andere ist in des Waldes Hängen gewachsen.

Und so band Aga ihren Hanfrock um und ging viele Stunden lang hinaus gegen das Thal. Da sah sie, wie die Menschen lebten im Sonnenschein und wie sie sich versammelt hielten um das Herrgotts-Haus zu Hunderten und zu Hunderten. Es war ja die Kirchweih; und vom Thurme drangen Töne nieder, lebendig wie des Himmels Donner und freudenreich, wie der Waldvöglein Sang. Und aus den Häusern zitterten wunderliche Töne heraus, wie sie die Men-

schen zur Lustbarkeit selbst machten mit Pfeifen und klingenden Fäden. Da wußte Aga ihr Herz nicht zu beruhigen; sie brach in ein helles Lachen aus, daß der Menschen Menge um sie zusammenströmte.

Zur selbigen Stunde hatte sich der schöne vornehme Mann, der zur Heidelbeerblüthe in den Wald war gekommen, zu Aga gesellt, und sagte ihr Worte so freundlich und liebreich, wie sie solche von der Mutter daheim niemalen hatte sprechen gehört. Darauf führte er sie in ein schönes weißes Haus und setzte sich mit ihr an einen Tisch, und darauf brachten Andere dienstfertig funkelnde, durchsichtige Becher und schneeweiße Teller mit gebratenem Fleisch und Backwerk im Ueberfluß.

Aga hatte sich kaum zu essen getraut; ein blaues Tüchelchen that sie hervor: „Und wenn das vornehme Essen da schon mir ist vermeint, so will ichs der Mutter heimtragen!"

„Das esse du selber, mein Mägdlein," sagte darauf der freundliche Mann, „ich will dir schon Geld geben, daß du der Mutter was Anderes kannst bringen, wenn du bist brav, und bei mir wird dir nichts fehlen." So hat es sich Aga wohl schmecken lassen, und während sie aß, sagte der Mann zu Anderen, die nebenhin saßen: „Das wird fürder mein Hirtenmägdlein sein."

So hat er sie gespeist und getränkt, hat ihr Geld gegeben, hat sie begleitet bis zur hohlen Buche, wo nach der Leute Reden ein Schatz liegt verborgen. —

Mitten in der finstern Nacht ists gewesen, als Aga die

zitternde Hand an das Faßlich der Thür hat gelegt, die Mutter hat aufgeschreckt und ihr erzählt von dem freundlichen Mann, der sie gespeist und getränkt und sie mit wohlsamen Bissen hab versehen zum Heimtragen. Drauf hat die Frau nicht sonder Harm die Worte gesprochen: „Ists redlich gemeint von dem Mann, so wollen wir itzt beten für ihn ein Vaterunser!“

Sodann fiel ab das Brombeerlaub, und auf den fettigglänzenden Beeren lag der ätzende Reif und bald auch der Schnee, und es kamen die Tage, da sechzehn Stunden hindurch die Nacht lag über dem Wald, und Mutter und Kind sich fest aneinander mußten schließen, daß Grauen und Sorgen ihre Herzen nicht mochten erklimmen.

Da zogen eines Tages watend im Schnee, der ihnen ging bis an die Lenden, zwei Männer heran gegen der Köhlerin halb vergrabene Hütte, und grüßten mit Anstand und verlangten — das Mädchen. Da frug die Mutter erstaunt, weß Rechtes das sei, ihre Tochter zu heischen. Und da wiesen die Männer das Recht: sie seien gesandt von dem Manne, der zur Kirchweih Aga das Angeld und das Leutkaufmahl habe gereicht, durch deß' Annahme das Mädchen sich gesetzlich habe verpflichtet, dem Mann in seinem Hofe ein Jahr lang zu dienen.

Wie war da rathlos die Mutter und trostlos die überlistete Tochter. Doch hätten sie auch dem Gesetz widerstrebt, den kräftigen Männern vermochten sie nimmer zu trotzen, und fortgeführt wurde Aga von der Mutter Hütte. Und die Frau blieb zurück im einsamen Wintergrab, und fuhr mit eisernem Hacken dem Meiler in die glühende Brust, und

sendete mit dem schneeweißen Rauch empor zu Gott ihr Gebet für das Kind.

Bigott, man meint, das Mägdlein hätte es nicht übel getroffen. Sie war Hirtin im großen Gehöfte und konnte der Mutter manch' nützliche Gabe senden.

Da der Winter vorbei und die Maßliebchen der Heide ihre weißen Krönchen aufsetzten, da kam mancher Junge zum schönen Hirtenmädchen und freite. Aber Aga hatte gegessen und getrunken darauf, daß sie ihrem Herrn diene ein ganzes Jahr. Sollte aber des holden, ehrsamen Freiers Lieb' nicht verdorren in des Sommers Hitz' und nicht verwelken in des Herbstes Frost, und nicht erfrieren in des Winters Kälte, so möchte er wiederkommen zur Weihnachtszeit — sie wolle bei der nächsten Kirchweih nicht mehr essen und trinken für ein künftig Jahr.

Aber der schöne, liebreiche Mann, bei dem Aga hat gedient, hat sie eines Tages — als schon der Nachtwächter das erstemal gerufen — gefragt, ob sie nicht die Hausfrau sein wolle in seinem Hofe, da könne sie ein freundlich Stübchen heizen für die Mutter, die jetzt noch im kalten, finsteren Walde sei. Da hat sich Aga gedacht, was das für ein glückliches Kind, das seiner Mutter die alten Tage so liebevoll konnte versüßen. — — —

Darauf hat der Nachtwächter das zweitemal gerufen.

Aga hat zur Kirchweih nicht gegessen und getrunken für ein kunftig Jahr, aber, als hernach die Weihnacht ist gekommen, da hat sich kein Freiersmann mehr eingefunden, und der Dienstherr hat gesagt: das Mägdlein könne bei ihm noch

eine Weile der Schafe Hut besorgen oder gehen, wohin es ihr beliebe — er halte es nicht auf.

So hat Aga ihr Eigenthum in ein Sacktüchlein gebunden, hat einen Stock in die Hand genommen und ist im Schnee dem Walde zugegangen. Auf der Kohlstatt ist der Meiler verloschen gewesen, in der Hütte auf dem Stroh ist die Mutter gelegen — kalt und starr, mit einem Eistropfen auf der Wange.

Aga ist gegangen zu einem Kleinhäusler am Waldesrain und hat gefragt, wie lange sie müsse dienen und arbeiten um trocken Brot, daß man ihre Mutter begrabe in christlichen Ehren?

Darauf hat sie der Häusler angesehen vom Fuß bis zum Kopf, und hat die folgenden Worte gesprochen: „Fünf Jahr lang mußt du mir arbeiten, daß ich deine Mutter begrabe in christlichen Ehren; und fünf Jahr lang mußt du mir arbeiten, daß du dein Kind gebärst unter meinem Dache."

An einem und demselben Tage ists gewesen, da ist die Mutter begraben und das Kind geboren worden. Dann haben die zehn Jahre gewährt in langer Noth und Drangsal.

Und als die zehn Jahre vorbei, da ist immer noch gestanden das kleine rothe Blümlein in des Waldes Schatten, aber Aga ist verblüht gewesen. Gott bewahre den Dornstrauch, daß der Sturm seine Rosen nicht mög' entblättern!

Aga ist Dienstmagd gewesen und sie ist Dienstmagd geblieben, geradeaus siebzig Jahre. Da hat sie das ganze weite Thal wohl dreimal umackert mit bluteigener Hand und

zu jeglicher Kirchweih hat sie sich wieder ein neues Jahr der Lasten zugetrunken.

Und als ihre Kräfte dahin waren ganz und gar, da hat sie Umschau gehalten in ihrer Ersparniß. Einen silbernen Zwanziger hat sie zu eigen gehabt; denselben hat sie einst in ihrer Mutter Hütte gefunden und ihn als Erbe bewahrt. Was sie sich sonst erworben in Fleiß und heißestem Schweiß, das hat eigene Noth und ihres Kindes Siechthum gefressen. So hat es Aga erfahren, wie die Leut' leben im Sonnenschein. Da hat sie wohl sehnend gedacht der schattigen Heimat, der sie durch Arglist so schmählich entlockt ward.

Nachdem sie der Gemeinde tausend und tausend Scheffel üppigsten Kornes aus der Erde gegraben, saß sie nun altersverwaist auf des Dorfes grüner Markung.

Da haben sie die alte Aga ins Armenhaus verwiesen. Oft ist sie gesessen auf dem hölzernen Bänklein und hat die halberblindeten Augen aufgemacht, daß noch einmal der Erde farbiges Licht selig' hineingleiten in ihre Seele. Sie hat die milden, sonnigen Tage nicht belobt; sie hat der trüben, stürmischen Zeit nicht gegrollt. Ihr ist Alles recht gewesen und sie hatte gebetet für die Gemeinde, die ihr das Gnadenbrot nicht wollte versagen. Wie es mit ihr so gekommen war, das hatte sie niemals gefragt. Der schöne vornehme Mann, den sie einst zur Zeit der Heidelbeerenblüthe zum ersten Male hatte gesehen, lag seit fünfzig Jahren schon nicht mehr in seinem Grabe, in das ein früher Tod ihn hatte gestürzt. Wer längst begrabener Todten Asche wollt suchen: im Friedhofsgrabe findet er sie nicht mehr. —

So war ein hundertjähriges Leben voll Armuth und Drangsal vergangen, da nahte der Tag der Ehren. Du guter wohlthätiger Tod, hast sie freundlich diesem Hohne der Erde entführt. — — —

Der Stein ist gemerkt und der Engel geht hin und zeichnet die Geschichte dieses armen Erdenkindes in das Buch des Lebens ein.

Und das Glöcklein der Dorfkirche schweigt.

—

Das bucklige Lenzelein.

Eine sehr einfache Jugendgeschichte aus dem Handwerkerstande.

Der Humor ist ein herzensguter Geselle. Zwar mit den Reichen und Großen, mit den Geld- und Geistesstolzen mag er nicht viel zu thun haben, dahin schickt er sein raffinirteres Geschwisterkind, den Witz. Der Humor geht eigene Wege; wo Mühsal und das kleine, ewige Elend des Tages, da kehrt er am liebsten ein mit seinem freundlichen, schalkhaften und oft auch unter Thränen lächelnden Auge.

Hatte zuweilen der Humor nicht ein wenig deinen Schutzengel gespielt, du kleines, buckliges Lenzelein, dir wär es trübselig ergangen. Was ist deine Schneiderlehrschaft mit ihren ellenlangen Tagwerken und fingerlangen Ruhenächten, mit ihrer mageren Kost und ihrem fadenscheinigen Wochenlohn für ein armes Leben gewesen!

Nichts verbrochen haben, als in der Armuth geboren und ein buckliger Krüppel zu sein und doch lebenslang sitzen müssen, das ist bitterer, denn Enzianthee, und ist doch nicht so gut für den Magen. Ei, was ist das für ein langer Faden gewesen, vom Montag bis zum Samstag, und die letzten Wochentage ist das Lenzelein schon immer auf dem Nadelkissen gesessen.

Die Sonntagsfreude aber ging leicht in einen Fingerhut hinein. Vormittags zwei „Aemter" hören und eine Predigt und einen Rosenkranz beten zu Ehren unseres lieben Herr-

gott, der die Welt so schön und das Lenzelein so bucklig gemacht hat. Und Nachmittags in der Christenlehre hat der Pfarrer gewarnt vor eitel Weltfreuden und irdischen Genüssen; und das Lenzelein hat nicht gewußt, was der Pfarrer denn um des lieben Herrgotts Willen meinte!

Das Sonntagsmittagsmahl war auf weiten Wegen, entweder drin im tiefen Walde oder oben auf einem hohen Berge, wo die Woche zuvor auf der „Ster" (Handwerksarbeit im Bauernhofe) eben gearbeitet worden war.

Den kleinen Schneider mit den großen Ranzen haben die Leute das bucklige Lenzelein geheißen. Das „Lenzelein mit dem Ränzelein!" Das Mahl war stets reichlich bei den Bauern und allfort hat es geheißen: „Iß, kleiner Schneider, daß du ein großer magst werden!" Das Lenzelein hätte auch Hunger gehabt, aber der Meister saß daneben, und hatte seinem Lehrjungen einmal die Lehre gegeben, daß so ein Junge bei Tische mit dem Löffel stets der Allerletzte in die Schüssel hinein müsse. So hielt denn das Lenzelein ruhsam den Löffel in der Hand und lugte, bis Alle vorgefahren waren. Und als endlich an ihn die Reihe kam, da aß er wohl, dachte aber dabei: Wenn ein Lehrjung bei der Schüssel schon der Letzte anheben muß, so soll er wohl sicherlich auch der Erste aufhören. — Das war kein behaglich Essen und er trachtete, den Löffel mit dem Tischtuche bei Zeiten wieder zu trocknen. Kam ihm aber doch einmal ein Anderer zuvor, so schämte er sich schier bis unter den Tisch hinab. Und wirklich, als die Osterbeicht kam, war beim Lenzelein von Fraß und Völlerei nachgerade gar keine Rede.

Im Kalender der Handwerker ist sonst der Sonntag

roth und der Montag blau angestrichen. Dem ist in dem Kalender des Meisters Jonas nicht so gewesen. So schön zur Montagsfrühe die Sonne auch aufgegangen ist über das frischthauige Waldland, so hat das Lenzelein doch Biegeleisen und Elle nehmen und fortwandern müssen zum Bauer auf die Ster. Je weiter der Weg, deste lieber. Er hätte nur mögen, das immer drei Tagreisen gewesen wären bis zum Werkstattisch in der finstern, rauchenden Bauernstube; da wäre er Mittwoch Abends hingekommen und am Donnerstag-Morgen hatte er wieder das Ränzlein geschnürt, auf daß er am Samstag zur Feierabendzeit wieder nach Hause gekommen wäre.

Derlei gottlose Gedanken sind manche gewesen in dem Kopfe des Lenzelein, und die haben oft fürchterlich gespukt und sind der ehrsamen Handwerkarbeit gar nicht zum Vortheile gewesen.

„Es ist kein Schneider auf der Welt so klein,
Ein wenig Narrheit müßt drinnen sein!"

So war's auch mit dem Lenzelein.

Belesen war er und verliebt zugleich. Da läßt sich's denken, wo seine Gedanken oft herumgeflogen sind während der Hände Arbeit. Wie ist's ihm doch zuweilen ergangen? Man weiß nicht recht, hat er die Verse auswendig gelernt oder selber gemacht, kurz, durch seinen Kopf zog etwas:

„Ich weiß ein schönes Jungfräulein hold,
Das hat Haare, die glänzen wie lauteres Gold,
Und Augen —"

Da war eine Unterbrechung, denn es knüpfte sich der

Zwirn und der Loden war auch viel zu wenig gewalkt für die Hosen, die hier werden sollten. Doch:

„Und Augen, wie Sterne am Himmel steh'n,
Und Wangen, so lieblich anzusehn,
Und einen Mund —"

Da bricht beim Knopfeinheften die Nadel im harten Loden. Das Lenzelein fädelt eine frische ein „und — und ein — und einen Mund zum Küssen."

Jetzt fällt das Ding dem Meister auf. „Lenzelein", sagt er, „was thust denn? seit wann trägt man die Knöpfe am H—?"

Hat's das Lenzelein wohl gleich wahrgenommen, an welche unschickſame Stelle seine aufsichtslosen Finger das Knöpflein hatten angeheftet, und hat die neue Mode mit einem Schnitte flux wieder gut gemacht.

Der Meister Jonas war gut, aber nach solchen Vorkommnissen ist oft Wochenlang eine totale Finsterniß gelegen auf seinem Gesichte, und da hat ihm die Bäuerin kein Süpplein fett genug kochen und keinen Zwirn fein genug herstellen können. Da war des Bauers Loden zu steif. Da hat der Tisch geächzt unter den gewaltigen Biegeleisenschlägen und das muß schon eine gesunde Nadel gewesen sein, der Meister Jonas zu solchen Tagen nicht das Genick gebrochen. Und eines Tages ist ein Mord geschehen.

Dem Lenzelein war es nie recht klar geworden, ob er es war, der den Meister so arg erzürnte, oder etwa die Küche, die sich bei dem betreffenden Bauer nicht immer ganz regelmäßig einstellte. Mehrmals bekamen die Schneider erst heute auszulöffeln, was schon vorgestern eingebrockt worden

war. So saßen sie denn eines Tages zusammen beim Essen. Keiner redete ein Wort; es war keines nöthig. Nur das junge, schäckige Hündlein, das in der Stube umherwatschelte, verlegte sich auf's Winseln und Keifen. Dem armen Thier ging es vielleicht gerade so, wie dem Venzelein, es hatte höhere Ideale — just so hob es sehnsüchtig das Köpfchen und lugte zum Tische empor, auf welchem gerade die Knödelschüssel angekommen war. Der Meister Jonas brummte ein wenig und bub mit seinem Kloße auf dem Teller Händel an und betupfte und beguckte ihn von allen Seiten. Plötzlich frug er die ab- und zugehende Hausfrau: „Bäuerin, gelt, den Taufschein hast nicht zuwege vom Knödel da?"

Die Bäuerin stutzte.

„Das Geburtsjahr von ihm thät ich gerne wissen", setzte der Meister ganz sanftmüthig bei. Ohne ein Wort zu entgegnen, eilte das Weib zur Küche hinaus und war unglückselig. Jetzt wußte sie es wohl, dem Meister waren die Knödel zu alt und hartgesotten.

Und das Hündlein keifte und keifte, als wollte es sagen, deswegen sei keine Sach', es setze sich im Falle bei Knödeln über jedes Alter hinaus. Und wie das Thier ewig so winselte, da wurde der Meister Jonas plötzlich krebsroth im Gesichte, wild auf ragte er, mit ehernem Arm langte er nach dem beinhart gekochten Knödel und wüthend schleuderte er ihn hin auf das Hündlein.

Dieses keifte nicht mehr; zweimal wälzte es sich über, dann streckte es die vier Füßchen von sich und war — todt.

Das Venzelein war so erschrocken, daß ihm Messer und Gabel aus der Hand sank; der Meister aber aß nun und

vertilgte einen Knödel um den andern. Er hatte ein böses Gewiſſen zu erſticken. Und an demſelbigen Tag, ehe noch Hündlein begraben war, verließ er das Haus.

Es vergingen Jahr und Tag. Der treffliche Wurf war vergeſſen und vergeben. Es war längſt wieder Sonnenſchein, und immerdar iſt das Lenzelein nicht ungeſchickt geweſen. Zumeiſt hat es doch den Knopf dort eingeheftet, wo ein geſellig Loch in der Nähe war.

Die Lehrjahre waren aus; der Geſelle verſtand ſo viel, wie der Meiſter; ja, mehr noch, er verlegte ſich auch auf Frauenkleider. Wenn ſodann das Lenzelein bei einer hübſchen, drallen Magd das Maß zur Joppe nahm, blinzelte der Meiſter immer bei nöthigen Umarmung zu, und mehrmals murmelte er ſchwermüthig: „Wenn Eins nur Weiberröck' machen gelernt hätte!"

Um zehn Uhr Abends gingen ſie ſtets ſchlafen; der Meiſter und der Geſelle ruhten in einem Bettlein beiſammen. Kein Strohhalm ſtach, das Bett war nicht zu weich und nicht zu hart. Hunger iſt ein guter Koch und Müdigkeit verſteht ſich wohl auf das Bereiten des Nachtlagers. — Schon um fünf Uhr ſtanden ſie wieder auf. Der Tag war lang. Das Lenzelein nadelte fleißig, zahlloſe Stiche verſetzte es dem Tag, aber der war kaum umzubringen. Der Meiſter konnte ſich's freilich erlauben, tagsüber zuweilen ein wenig einzuſchlummern. Dieſe Zeit benützte dann das Lenzelein gern, und that der hübſchen Magd die Joppe anmeſſen — auch wenn ſie keine bekam. Da bemerkte der Meiſter eines Tages das Hollodriren und brummte: „Wie Einer das Aug' zumacht, iſt der Teufel los." Wenn er dann wieder in Gefahr

war, einzunicken, so ließ er die Nadel schon immer so im Stoffe stecken, daß sie aufwärts ragte. Da nickte dann der müde Kopf und nickte tiefer und tiefer; die Nasenspitze trachtete gerade der Nadelspitze zu, jetzt — jetzt treffen sie zusammen — der Meister fährt auf, der Schlaf ist weg — frisch und flink beginnt wieder die Arbeit — und der Magd wird kein Jöpplein gemessen.

Der Meister Jonas war ein alter Junggeselle und seine Verrichtung mit der Nadelspitze war zu spät gekommen. Die hübsche Gundl und das bucklige Lenzelein wußten bereits: das Jöpplein paßte. Das Lenzelein freite das „Jungfräulein hold", dessentwegen er als Lehrling einmal den Knopf auf die heikle Stelle geheftet hat.

Und nun, du kleines Lenzelein mit dem großen Buckel, hätte ich deine Jugend besungen. In das Ehstüblein folge ich dir nicht mehr. Du kannst nun bei dir daheim der Erste in die Schüssel sein. Einen goldenen Boden hat das Handwerk und eine fleißige Hand das Lenzelein, da wird die Schüssel nicht leer verbleiben.

—

Der Most-Mösl.

Der Mann gehört auch zu meinen Leuten.

Die Zeit, in der ich ihn fand, war der Herbst 1874; aber den Ort, wo's geschehen, darf ich schon des Herrn Chirurgus wegen nicht verrathen. Denn der Herr Chirurgus war auch dabei, als wir beisammen saßen im Wirthshaus „zum grünen Baum." Es waren die Werks- und Gerichtsbeamten beisammen, es war der Herr Pfarrprovisor da, es war der Kaufmann da und sein Commis, und der Friseur, und auch der Bachschneider schloß sich, seitdem er bei der letzten Wahl, er wußte selbst nicht wie, Gemeindevorstand geworden war, dieser täglichen Wirthshausgesellschaft an. Es wurde getrunken und geraucht und Karten gespielt und, erinnere ich mich recht, bei einem Seitentischchen sogar gewürfelt. Die Stube war hübsch angenehm geheizt, denn draußen in der Nacht stöberte rauhes Herbstwetter — und so fühlten wir uns recht wohl beisammen. Ich saß ganz nahe beim Schulmeister, denn seit ich der Schule entwachsen, mag ich die Lehrer wohl leiden. Mein Beisitzer, ein schon betagter, durchaus nicht übertrieben genährter Mann, that bei dem Spiele nicht mit und auch nicht bei den sehr ausführlichen politischen Erörterungen, Frankreich und Spanien betreffend; gewißlich, so sollte es sein, wie der Chirurg gesagt: Alle ausjagen, die Pfaffen, und den Chambord und alle Orleanisten und den Mac Mahon dazu, und eine nageln

Republik einführen. Da wäre gleich unser Chirurg der rechte Präsident; als practischer Arzt ist er ohnehin nicht am Platz, denn die Patienten sterben ihm alle. Ging den Schulmeister Alles nichts an; er schwieg und las fortweg in einer Zeitung. Dabei nippte er oft aus seinem Bierglase, aber immer recht milde, denn der Trank drohte zur Neige zu gehen, ehvor das Blatt noch zu Ende gelesen.

Plötzlich — der Friseur arbeitete eben an der Einführung des Communismus in Frankreich — schob der Schulmeister seine Glasaugen auf die Stirne, erhob sich und sagte: „Meine Herren, dürfte ich um eine ganz kleine Ruhe und Aufmerksamkeit bitten!"

Die erbetenen Dinge waren für den Moment allerdings zu haben, denn das mußte schon was Besonderes sein, weßwegen der Schulmeister den Mund aufthat.

„Sie haben, meine Herren," fuhr der Schulmann fort, „Alle von der glücklichen Rettung unserer braven Nordpolfahrer gelesen. Diese Männer sind nun heimgekehrt in ihr Vaterland. Sie bringen unserm Lande Ehre mit und der Wissenschaft einen neuen, vielleicht unmeßbaren Schatz. Die wackeren Männer haben dafür ihr Leben eingesetzt, haben über zwei Jahre in den Wüsten des ewigen Eises getrieben, haben Gefahren und Noth ausgestanden, wie sie keiner der hier Versammelten schrecklich und schauerlich genug zu denken vermag. Es ist eine Ehrenpflicht des Vaterlandes, die Heimkehrenden mit Auszeichnung und Dankbarkeit zu empfangen, besonders den heldenmüthigen Schiffern eine Gedenkgabe zu widmen. Zu diesem Zwecke werden, wie hier im Blatte zu

ersehen, in allen Städten und größeren Landgemeinden Sammlungen eingeleitet. Ich dränge mich in keiner Weise gerne hervor, aber diesmal glaube ich einer wahrhaft guten Sache zu dienen, wenn ich in unserem Kreise eine Sammlung eröffne, indem ich mein kleines Schärflein auf diese Blechtasse lege."

Leider war der gute Schulmeister nicht practisch; er legte einen ganzen Gulden auf die Tasse. Ein Gulden war den Leuten zu viel; weniger als der arme Lehrer wollten sie auch nicht geben und so sagten sie: „Ei, was gehen uns die Nordpolfahrer an; hätten herunten bleiben sollen, wenn es ihnen oben im Eise zu kalt gewesen!" — und sie gaben gar nichts. Sie tranken und rauchten und spielten weiter und der Chirurgus und der Friseur entschieden bereits über die Geschicke Deutschlands und Oesterreichs.

Da hinkte ein schon alter Bauersmann vom Ofen herbei, den bisher kaum Jemand bemerkt hatte. Er kam mit schüchternen Geberden, wie solche der Bauer stets anwendet, wenn er höflich sein will, gegen den Schulmeister heran, und den stoppelhaarigen Kopf weit vorgestreckt, frug er: „Mit Verlaub, ist jetzt die Red' nicht vom Eis gewesen?"

Wir nahmen den Alten an unseren Tisch und der Lehrer erzählte ihm die ganze Geschichte der österreichischen Nordpol-Expedition, so weit er sie selber wußte.

„Du verflixte Gredl!" rief der Bauer aus, als der Erzähler geendet. In diesem Rufe lag seine größte Verwunderung und Theilnahme ausgedrückt. Und dann: „Ja, da muß ich freilich auch was geben. Viel ist's nicht, aber sauer

verdient und gut gemeint. Gesegne Gott, gesegne Gott! — Ja, ja, vorm Eis hab' ich auch Respect! — Wie mich die Herren da sehen, bin ich ein armer Hascher; kann meiner Sach' nicht weit nachjagen. Meine Füße allzwei sind ganz verfroren."

Wir schoben ihm ein Glas vor und schenkten ihm ein.

„Dank recht," sagte er, „aber wenn die Herren schon so gut sind, eine Pfeife Tabak wär' mir lieber. Weil ich halt mein Tabakgeld auf die Tasse gelegt hab."

Und als die Pfeife brannte und wir wieder über seine erfrornen Füße zur Sprache kamen, hub der alte Mann an sie zu erzählen:

„Ja, das Eis, du verflixte Gredl! Das hat mich auch erwischt! — Den Most-Mösti heißen sie mich, weil ich vorch ein Häusel und einen Obstgarten gehabt und viel Most verkauft hab. Der Most-Mösti heiß ich noch, aber Most verkauf' ich nicht mehr. Der grüne Baumwirth selber hat den Anfang mit dem Bier gemacht; Bier hat er geschenkt, Bier haben die Leut getrunken, weil über Durst und mein Most ist mir im Keller geblieben und sauer geworden durch und durch. — Eine Schand', hab ich da einmal zum Wirth gesagt, du heißest der grüne Baum und schenkst keinen frischen Trunk vom grünen Baum. Das gesottene Gesuff bringst du auf, damit bist du keines Menschen Freund und mein allergrößter Feind und von dir will ich nichts mehr und dich brauch ich nicht und sollt' ich im Morast liegen, ehvor ich mich von dir wollt herausziehen lassen, du Suffwirth, ehvor blieb ich zehnmal drin stecken. — So hab ich ihm's gesagt; ein gerader

Wastl bin ich allerweg gewesen; hat mir viel Schaden gebracht, das."

„So, jetzt brennt's wieder, jetzt etzähl ich weiter. Vom Most wird nicht mehr viel die Rede sein; hell verschleudert hab ihn im selbigen Herbst. Aber unser Herrgott, der ist schon so: zieht er die eine Hand zurück, reckt er die andere her. Im selbigen Winter hab ich das meiste Geld eingenommen. Es ist eine warme Zeit, in den Städten ist kein Eis, auf den Wässern ist keines gewachsen. Nur bei uns im Gebirg ist an Kälte kein Mangel; mein Teich hinter dem Garten ist steinfest gefroren. Aber nein, Möstl, sag' ich zu mir selber, du verkaufst kein Eis, das kriegen ja die Bräuer und kommt dem Bier zugut'. Verkaufst kein Eis, Möstl! — Doch wie ich halt seh', die Leut' links und rechts stecken schweres Geld ein für ihr gefrornes Wasser, da ists über mich auch gekommen, hab' meinen Teich verkauft und mir die Taschen gefüllt. — Ja, freilich, sind die Taschen voll, nachher hält man erst den Hut auf; so hab ich's als Halterbub schon gemacht, wenn mir mein Vetter Aepfeln hat gegeben. Und wie jetzt schier der Winter zu End' geht und allfort noch Eishändler in die Gegend kommen, da steig' ich eines schönen Nachmittags hinauf in den Spergraben zum See. Rechter Hand hin grenzt mein Wald an das Wasser; so schau ich nach, ob nicht etwa an meinem Ufer gutes Eis wäre. — Freilich ist Eis und rechtschaffen dickes dazu und es geht wohl vier, fünf Klafter weit hinein in den See. Lustig steig' ich darüber hin und untersuch' die Mächtigkeit und denk': da geschieht ihnen schon recht, da draußen — sie haben den Most nicht wollen, jetzt müssen sie das Wasser

kaufen! — Recht geschieht ihnen! — krick! bricht die Scholle los, auf der ich steh' und rutscht langsam mit mir hinaus in den See."

„Du verflixte Gredl!" fuhr der Alte fort, „zu lachen gibt's nichts, der See ist weit und breit, der Herr Schulmeister kennt ihn. — Jetzt bin ich stundenlang umhergeschwommen auf dem Wasser; die Eistafel ist just so groß gewesen, daß ich einen Landler drauf hätt' tanzen können — wären .Spielleut' bei mir gewesen. Und wie mein vornehmer Fußboden hin und her schwimmt und allfort weiter vom Lande weg und ins Wasser hinein. Da frag' ich mich: Ja, Möstl, was soll denn das werden? — Der Möstl hat's selber nicht gewußt. Und jetzt geht die Sonn' unter und es zieht eine Messerscharfe Luft und ringsum sind lauter Wälder, ist kein Mensch zu erschreien. — Ja, Möstl, hab ich wieder gesagt, das kommt von deiner Geldgier! Gar das Wasser verkaufen wollen, das ist schon der größte Uebermuth. Jetzt kannst du dafür auf dem Wasser erfrieren! — Geschrien hab' ich, zuerst mit heller Stimm', hernach mit heiserer; leiten hab ich die Eisscholle wollen, ist umsonst gewesen; herumgesprungen und völlig Purzelbäume geschlagen hab' ich auf der schwimmenden Tafel, daß ich mich erwärmen sollt' — ist auch umsonst gewesen. Das Zähneklappern ist mir gekommen und die Nacht ist da und die eiskalten Sterne schauen auf mich nieder. — Ja, ihr lieben Herren, da heb' ich wei an und erforsch' meine Sünden! — Niedergekniet bin ich und hab' laut gebetet. Das Beten hat noch keinem Menschen geschadet und mir ist nicht kälter dabei worden. Und wie ich so bete, was geschieht? Hör ich auf einmal

vom Ufer her, wo der Weg geht, ein Kalb blöcken. Wenn man sich schon gar keinen Rath mehr weiß, so ruft man letztlich auch ein Kalb um Hilfe an; einen fürchterlichen Lärm hab' ich gemacht. — Wer ist denn da drin? was geschieht denn da? höre ich jetzt vom Ufer her rufen und ich erkenne die Stimme vom grünen Baumwirth. — Was wird denn geschehen? schrei ich, auf dem Wasser fahr ich mit einem Stück Eis herum und kann mir nicht helfen. Baumwirth, mein Brudermann, trag' mir nichts nach, daß ich dich so gelästert hab' und komm' mir zu Hilf! — Du Närrisch, ruft der Baumwirth, was soll ich dir denn nachtragen! Dein saurer Most im Keller hat gelästert, du selber bist ein braver Mann. Mein Kalb, das ich zum Schlachten hab' gekauft und heimtreiben will, bind ich an einen Baum und such' den alten Fischerkahn, den ich heut bei Tags dahier herum gesehen hab'; nachher, Möstl, will ich dich bald haben. — Und gerade so ist es geschehen. Aber wie ich aufstehen will und in den Kahn springen, da kann ich nicht — allbeid' sind meine Knie in das Eis hineingefroren. Hübsch lang hat der Baumwirth zu schaffen, bis er mich ledig macht. Und endlich bin ich auf dem festen Land, Gott Lob und Dank; bei meiner Seel', ich hab' gemeint, ich müßt den Erdboden küssen — so froh bin ich gewesen. — Zu tausendmal gern geb' ich was her für die Nordpolfahrer."

Das war die Erzählung des alten Mannes und bei einem neuen Pfeifchen aus des Schulmeisters Tabaksbeutel vergaß er sein Ungemach auf dem Waldsee.

Die andere Gesellschaft aber trank und spielte und

der Friseur schürte Händel zwischen den Russen und den Türken; und der Herr Chirurgus war bei seinem Humpen süß eingeschlummert, nachdem er noch zuvor des prophetischen Geistes voll die Worte gestammelt: So gehe es nicht länger mehr fort, eine große Umwälzung müsse kommen und sie werde kommen. — Ist hierauf unter den Tisch gepurzelt.

Der Stein-Hansel.

Wie vielen der Grazer Pflastertreter mag es in ihrem Leben wohl einmal beikommen, an die Arbeit und Beschwerden zu denken, die nöthig waren, ihren feinen Glanzstiefeln die Wege zu ebnen und zu glätten? Es wäre daher allzumal lehrreich, Steinbrüche zu besuchen und den Lauf der Platte zu verfolgen von der harten Felswand an bis zur Stelle, wo die weichen Seidenschleppen darüber gleiten.

Die schöne Stadt Graz wird von den Stainzern aus ihren Gneislagern mit Fußpflaster und prächtigem Baumateriale versorgt. Das war aber nicht immer so und möchte ich hier nur erzählen, wie so es geworden.

Es sind kaum dreißig Jahre aus, seit der Stein-Hansel gestorben. Aelteren Leuten lebt das kleine, behendige, gutmüthige Männlein noch frisch im Gedächtniß. Er lieferte Steinplatten nach Graz und hatte sich dadurch ein kleines Vermögen erworben. Doch nicht allein, was unten im finsteren Erdreiche wuchert, auch was über demselben im Sonnengolde glüht, war ihm lieb und auf seinem Näschen lag der Widerschein des würzigen, feuerigen Stainzerschilchers. Leider konnte er sein Glas nie bis zum Rande voll schenken, es zitterte seine Hand so sehr. Hatte er doch mit dieser Hand hundert und hundert Klafter Steine geschrotet. Aber der Stein-Hansel wußte sich zu helfen, er schenkte das Glas nur halb voll, dafür jedoch um einmal öfter.

Dieser Mann war, wie die Stainzer heute noch erzählen, der erste, welcher mit den unerschöpflichen Steinlagern an der Stainz anband. Und von diesem Mann geht eine sinnreiche Sage.

Seiner jungen Tage war der Hansel Müllerbursche gewesen; aber wie es den Müllern schon geht, die ihren Vortheil nicht verstehen: sie haben den Mehlstaub, und das Brot essen Andere. Damit war der Hans nicht zufrieden. Indeß mahlte er Jahr und Tag auf seiner Sommermichelmühle, die in der Gegend bei Stainz, wo der Sauerbrunngraben und die Teufenbachschlucht ausmünden, heute noch klappert, — und nur von den Wohlhabenden nahm er seinen Antheil. Den Armen gab er — allen Müllern zu Trotz sei es gesagt — das letzte Stäubchen zurück.

Da kam eines Tages die hinkende, schielende Lahmwaberl in die Sommermichelmühle getorkelt, brachte einen Sack voll Tannenzapfen herbeigeschleppt: „Sei so gut, Hansel, mahl mir meinen Weizen!"

„O du närrisch Weib!" rief der Hans, „Tannenzapfenmehl gehört für die Rinder, wenn sie die Klauenseuche haben. Hast denn so Hunger, so bind' dein Vortuch auf, ich schütt' dir ein Maßl Roggenmehl hinein, das schenk' ich dir."

„Schenken!" sagte die Lahmwaberl, „du armer Hascher willst mir was schenken? Iß dich selber satt!" Dabei aber band sie schon ihr Vortuch auf und der Hans schüttelte das Mehl hinein.

Als das geschehen war, nahm das alte Weiblein den

Hans bei der Hand und zerrte ihn dem finsterſten Winkel zu, ſchier bis in die waſſerſprühende Radſtube hinein.

„Du, Hanſel,“ flüſterte ſie hier in geheimnißvoller Art: „Geſchenkt nimm ich nichts. Ich bin kein Bettelweib. Ich leb' ganz allein und die Leut' heißen mich die närriſch Waberl. Du ſollſt aber ſehen, Hans, was ich bin und was ich kann. Du biſt ein guter Menſch und an dir will ich was vollführen. Ich bin achtzig Jahr alt und kenne Berg und Thal und kenn' die Leut' einwendig beſſer wie auswendig. Gewinnen und glücklich ſein wollen ſie all' und könnten ſie all', aber anzufangen wiſſen ſie es nicht. Sie möchten ernten, ehe ſie ſäen; ſchau nicht ſo drein, Hans, auch du möchteſt den Kuchen eſſen, ehe du das Mehl dazu mahlſt. Aber, magſt du mir folgen, ſo wirſt du gut fahren. Ich will dir ſagen, Hans: du wirſt zeitlebens kerngeſund bleiben und ſteinreich werden. Iſt dir das genug?“

„Häufti, häufti gnua!“ rief der Hanſel in ſeiner Redeweiſe, „aber itzt laß mich aus, Waberl, hörſt nit, 's geht die Mühl ſchon leer!“

„Sie wird bald ganz ſtill ſtehen. Jetzt laß mich reden. Wenn du dich hinter die Mühl ſtellſt, ſo wirſt du zwei Gräben (Schluchten) vor dir haben, die in das Gebirg hineingehen. Den zur linken Hand ſchlage ein, da wirſt du den Geſundheitsbrunnen finden. Aus dem trinke zu jeder Morgenfrüh mit Maß und Ziel; — wirſt dein Lebtag keinen Bader und keinen Apotheker heimſuchen. Für's Zweite, Hans, gehe den Graben zur rechten Hand, gehe ein Halbſtündlein hinein; alldort liegt ein großer Schatz begraben. Haſt ein gutes geſcheites Auge, Hans, ſo wirſt den Schatz leicht finden — nach-

her macht die Welt ihr Buckerl vor dir — biſt ein ſteinreicher Mann! — So, jetzt hab' ich mein Mehl bezahlt; Müllerjung', jetzt behüt' dich Gott!"

Das ſeltſame Weibchen huſchte davon. Der Hans ſtand da und jetzt ging ihm das Mühlrad im Kopfe herum.

Allerweil kerngeſund und ſteinreich! nimmer konnte er die Worte der Alten vergeſſen.

Seit jeher ging in der Gegend das Gerücht, die Lahnwaberl ſei eine Hexe. Ein neuer Beweis davon war, daß ſie Tannenzapfen in die Mühle getragen und weißes Roggenmehl heimgebracht hatte. Wußte der Müllerhans gleichwohl den Hergang dieſer Sache am beſten, ſo ſtimmte er doch dem Glauben der Leute bei: die alte Waberl war eine Hexe, und als ſolche war ihr Wort von dem Geſundheitsbrunnen und von dem Schatz im Graben zur rechten Hand gar nicht zu verachten.

Und ſiehe, eines Tages ging der Hanſel in die Bergſchlucht links und ſuchte den Brunnen. Quellen genug, aber lauter gewöhnliches Waſſer. Er ging und ging, wendete die Augen nach allen Seiten, und nichts entdeckend, wollte er ſchon mißmuthig umkehren. Da ſah er aus einer Steinkluft eine Quelle rieſeln, die ein ganz beſonderes Ausſehen hatte. Unzählige Bläschen glitten auf dem Waſſer und die Steine daran waren roſtbraun. Aha! dachte ſich der Burſche, da haben wir's! Als er ſich aber zur Quelle neigte und trank — welche Täuſchung! Das Waſſer war ſauer durch und durch. Iſt ſchon ſaurer Moſt von Uebel, wie viel mehr erſt ſaures Waſſer. Das konnte der Geſundheitsbrunnen

auf keinen Fall sein. Ja, Hans, da lobst du die ein funkelnd Gläschen Wein, das schmeckt besser und gibt guten Muth!

Und er verließ die köstliche Sauerbrunnquelle, an der sich seither schon so mancher Kranke Erquickung und Genesung getrunken. Der gute Hansel aber suchte noch lange nach dem Gesundheitsbrunnen. Wie doch so mancher in diesem Leben seine gute Stunde nicht wahrnimmt!

Enttäuscht kehrte er zurück; sein Glauben an die Lahnwaberl war erklecklich locker geworden; dennoch aber — die Welt macht ihre Buckerl vor dem steinreichen Mann! — ging er des andern Tages in den Graben zur rechten Hand, den Schatz zu suchen. Er hatte Haue und Schaufel bei sich und grub da ein und grub dort ein und grub so oft und so tief, bis er den Glauben an die Verheißungen des alten Weibes nachgerade ganz verlor. Ueberall stieß er nämlich auf Felsen, auf glatte hohe Felsen, die sich spalteten und blätterten, als wären versteinerte Tischplatten und Glastafeln an- und übereinander gelegt. Viele solche Tafeln hatte er losgebrochen, vielleicht lag doch hinter ihnen der Schatz verborgen. Aber nein, die alte Hexe hat ihn beschwätzt, es fand sich kein Schatz. Steinreich, ja, das war er nun freilich, aber wer macht aus Steinen Brot, geschweige Thaler und Ducaten?

Wer? ja eben der Stein-Hansel. — Daß all' die Müh' und das närrische Gesuche nicht ganz umsonst ist, dachte er, so müsse man diese Steinplatten heben und nach Möglichkeit zu verwerthen suchen. Anfangs verkaufte er solche Platten an

die Nachbarschaft, wo sie als Baumaterial großen Beifall und die verschiedenartigste Verwendung fanden. Bald langten von weiteren Kreisen her Nachfragen nach Steinplatten ein, und endlich gingen die ächzenden Wägen mit solchen Lasten nach Graz. Und siehe, nun kamen die Thaler, nun kamen die Ducaten. Der Hansel gab das Müllergeschäft auf und blieb in den Steinbrüchen und so war aus dem armen Müllerburschen der ziemlich wohlhabende Stein-Hansel geworden.

Freilich, wie sich der Stein in Geld verwandelte, so zerrann das Geld in Wein und der Wein floß durch die Gurgel; und der Hansel wußte die Sache nicht recht anzupacken und er suchte heimlich immer noch den Schatz, den ihm die nun seit lange schon todte Lahnwaberl versprochen, und er seufzte zuweilen nach dem Gesundheitsbrunnen. Und während Andere die Steinbrüche mit größeren Mitteln betrieben und wie mit einem Zauberstabe Summen aus den Felsen schlugen, und während sie sich im Gebrauche der Sauerbrunnquelle in der Waldschlucht steter Gesundheit erfreuten, lebte der Stein-Hansel in einer gewissen Dürftigkeit bis in seine alten Tage. Der Trinkkrug ist eben keine Schatzgrube, und der Wein — und wäre es selbst Stainzer Schilcher — ist kein Gesundheitsbrunnen. Der gute Mann hat den Orakelspruch der Lahnwaberl nicht verstanden, ist blindlings an seinem Glücke vorübergegangen, — wie es Vielen passirt und auch Solchen, die heute leichtfüßig über das Grazer Stadtpflaster hintrotten und in lustigem Fluge ihr gutes Theil verjagen wollen. Stete Arbeit heißt der Spaten, mit dem wir den Schatz uns heben können, und Mäßigkeit

ist die Gesundheitsquelle. Den Trägen rathe ich, daß sie von der Sommermichelmühle aus in den Graben rechts zu den Steinbrüchen gehen, um der Hände schwere Arbeit zu schauen. Die Kranken und die Weltsatten führe ich von der Mühle links in die schöne Waldschlucht zur einsamen Sauerbrunnenquelle. Was der erfrischende, lösende Trunk nicht thut, das wird der Waldfrieden und der Athem Gottes vollbringen, der in den Bäumen säuselt.

—

Die Braut im Walde.

Es war im Lenze. Ich wandelte im Bergwald und war stiller und schwermüthiger, als es einem Burschen in solcher Jugend und zu solcher Jahreszeit wohl ansteht. Dichter singen von Blumen und Vöglein, sie schwätzen mit den Rosen, trillern mit der Lerche, flattern mit den Schmetterlingen herum. Was aber thut ein Bursche von zwanzig Jahren, dem es nicht gegeben, sich mit dem Wesen der Welt und des Waldes zu einen und der sich einbildet, er trage an einem unsagbar großen Weh? Der arme einsame Spatz! wer mag ihm helfen? Der Specht spottet ihn aus, der Kukuk neckt ihn, die Mücken stechen ihn in die Nase.

So ging mir's auch. Ich lag im Moose unter einer alten Schwarzfichte, horchte dem Säuseln und Summen und zählte die Kukuksrufe, um nach einem alten Glauben die Anzahl der Jahre zu erfahren, die mir armen, einsamen Spatzen auf dieser Welt beschieden. — „Hoppha!" hat einmal ein Bauernjunge gesagt, als die Hausfrau gestorben und der Trauer wegen im Hofe alle Arbeit eingestellt war, „Hoppha! Das Traurigsein ist lustig!" — Und das Gefühlsdudeln ist süß, wäre dazuzusetzen. Ich lag auf dem Moose und der Kukuk kündete mir viele Jahre, ich aber sehnte mich nach dem — kühlen Grabe.

Einem Mädchen zum Trotze wollte ich versterben; das Mädchen wollte mich nämlich nicht lieb haben. — Ich sah es, wie sie meinen Sarg hinabließen in die tiefe Grube; da

klangen alle Glocken von der ganzen Welt und die Leute sagten zu einander: „Schade, Schade um diesen Jüngling!“ und das Mädchen weinte sich die Augen roth. O Gott, dieses ihr Weinen hat mir wohlgethan! Solcher Thränen willen, ihr blühenden und nicht erhörten Jünglinge, ist es der Mühe werth, zu sterben! Ich lag bereits eine gute Weile im kühlen Grabe, als ich plötzlich hinter mir rufen hörte: „Hallo, hab' Geld bei mir!“ Es war eine glockenhelle Stimme und ich wendete mich sogleich, um zu sehen, wer denn um Alles in der Welt der sei, der Geld bei sich hatte.

Ein Mädchen kam herangehüpft. Es war zwar nicht dasselbe, dessentwegen ich in Gedanken so feierlich in's Grab gesenkt worden, — im Gegentheil, da kam ein Mägdlein gesprungen, um dessentwillen es mir sogar der Mühe werth schien, noch ein Wenig weiter zu leben. Die Kleine trug ein buntes Kleidchen und goldfarbige Haarlocken — die flatterten in der Mailuft, daß es völlig ein Vergnügen war. Und die rothen Wangen leuchteten schon von Weitem, und die Augen waren so groß und so schwarz, daß ich bis ins Herz hinein erschrack, und die Lippen, die rothen, vollen Lippen — wahrhaftig, der Mühe werth, noch ein wenig weiter zu leben. —

Hoch in der Rechten schwang sie ein rothes Sacktüchelchen; ich hielt das Anfangs für einen Gruß an mich; allein sie schwang das Tuch vor Freude darüber, daß sie in einer Ecke desselben — Geld eingewickelt hatte. „Hab Geld bei mir, hab Geld bei mir!“ jubelte sie fort und fort.

Ich richtete mich auf und sagte: „Dirndl, ich grüß dich schön!“

BIBLIOTHECA REGIA

Da blieb sie stehen und blickte mich an — und jetzt sah ich den wundersamen, feuchten Glanz, der in ihrem Auge war.

„Was will denn — Der?“ hauchte sie endlich und dann: „Alles kann ich ihm nicht geben; ich muß zum Kaufmann um Bänder. Wenn er mit einem Groschen zufrieden ist — ?“

„Was?“ rief ich, „oh nein, mit einem Groschen bin ich nicht zufrieden, du kleiner Goldkäfer. Dein Geld, das brauch' ich gar nicht. Aber mit dir gehen will ich; schau, Dirndl, ich hab' den Weg verloren.“

„Das ist mir schon recht,“ sagte das Mädchen, „wenn Eins so ganz mutterseelenallein durch den Wald geht, da wird einem Zeit und Weil' lang. Geht er fürchtet sich auch vor der Habergais?“

„Habergais? was ist denn das?“

Da blieb sie kerzengerade vor mir stehen: „Weiß er das nicht? Je, jetzt hat meine Mahm allweg gesagt, ich wär' eine blitzdumme Gredl; und jetzt will ich ihr aber gleich weisen: es gibt noch dümmere Leut' auf der Welt. Die Habergais? ja, das wird er leicht doch wissen, die Habergais ist eine Gais, die — aber jetzt muß ich doch lachen, wenn er das nicht einmal weiß — ist eine Gais, die nur drei Füß, aber zwei große Flügel hat, ja! und sie ist ein Gespenst, und sie fliegt in den Lüften um, und sie sitzt Einem auf die Achseln — uh!“ —

Das letzte Wort war ein Angstschrei, weil ich ihr meine Hand an die Schulter gelegt, und sie das im Augenblick für das Aufsitzen der „Habergais“ gehalten hatte. Indeß legte ich

den ganzen Arm auf und ſchlang ihn nach und nach gar ſachte um ihren Nacken. Das iſt ein ſicheres Mittel gegen die böſe Habergais, die im Landvolke ſo viele Herzen beunruhigt.

„Heut' hab ich ein närriſches Glück!" rief das Mädchen. Ich bezog das ſogleich wieder auf mich und ließ die Finger meines beſchützenden Armes ſchon ein wenig unter ihr zartes Kinn hineinſpielen. Sofort riß ſie einen Lärchenzweig ab und gab mir damit Eins auf meine vorwitzigen Finger.

„Bin doch ſo froh, daß ich heut' Geld bei mir trag'. Ja weil ich halt den Kukuk heut' zum erſtenmal in dieſem Auswärts ſchreien hör'. Weiß er's nicht? Wer zu derſelbigen Stund Geld bei ſich hat, der wird das ganze übrige Jahr daran nicht Mangel leiden. — Hat er auch Geld bei ſich?"

„Nicht der Rede werth. Bin ein Schneidergeſell'," antwortete ich, da ſie mich ja als ſolchen an meinen zerſtochenen Fingern ſchon erkannt haben mußte.

„Und hört er den Kukuk heute auch zum erſtenmal?"

„Den Kukuk nicht, aber dich, Dirndl."

„Das bedeutet nichts."

„Aber, Dirndl, du biſt ſo ſchön —"

„Freut mich, wenn ich ihm gefall'."

„Aber wie kann man doch ſo ſchön und ſo geldgierig ſein?"

Da ſtarrte ſie mich an.

„Kann Eins etwa die Schönheit nach einer Elle meſſen und ſich daraus einen Rock machen laſſen?"

„Die Schönheit braucht gar keinen Rock!" rief ich.

„Geh!" ſagte ſie, „er verſchwätzet ſich ja ſelber ſein

Handwerk, und das ist eine närrische Red', und mein Bräutigam, der ist gescheidter, der sagt: ein wenig Schönheit und ein wenig Geld; die Schönheit für heut, das Geld für morgen. Ja, das sagt er, mein Michel; und hätt' er mich just wegen so ein Bissel Schönheit da genommen, bigott, ich hätt' nicht mögen; nein, hätt' nicht mögen."

„Und du heiratest?" frug ich mit einem langen Gesicht.

Ohne eine Antwort zu geben, hielt sie mir die flache Hand und rief: „Schau er! so schau er doch! das mißt mir jetzt die Brauthandschuhe an!"

Ein Marienkäferchen stand auf der Hand und lief gegen den Goldfinger hin.

Nun hob das Kind den Zeigfinger der anderen Hand und sagte leise und langsam: „Himmelskäferl, ich frag', Himmelskäferl, geh', sag', wie lang' soll ich leben? — Eins? zwei? drei? — vier?"

Und das Mädchen zählte fragend bis zu zehn und zwanzig und vierzig und sechzig. Und als es bei fünfundsiebzig war und der Käfer immer noch auf der Hand krabbelte, sagte es: „Ja, ist's noch nicht aus? oder gilt das für den Michel?"

In diesem Augenblicke flog das Thierchen davon, flog gegen die Kronen der Bäume auf.

Das Mädchen blickte ihm nach und lachte hell wie ein Glöcklein.

„Und du Dirndl, du heiratest?" frug ich noch einmal.

„Das ist gewiß, und gestern sind wir beim Herrn Pfarrer gewesen, und morgen müssen wir wieder zu ihm, und heut' muß ich aus dem Katechismus das ganze Sacrament der Ehe auswendig lernen. Will er mir einen Gefallen thun?"

„Sehr gern, Dirndl, tausendmal gern."

„Schau, er muß mich deßweg nicht für gar rechtschaffen dumm anschauen, aber ich hab' heut' Früh wohl an der Ehe gelernt, und jetzt mocht' ich gern probiren, ob ich's kann oder nicht, und da — ja," lispelte sie und blickte mich forschend an, — „will er mir richtig den Gefallen thun?"

Mir schoß es warm durch die Adern.

„Du Dirndl," flüsterte ich und nickte mit dem Kopf und meine Lippen strebten den ihren zu.

„Ist mir geschwind recht," sagte sie, „und da im Flechtmoos ist ein guter Schatten, da wollen wir gleich probiren; er muß aber wissen, daß ich nicht viel Zeit hab'; ich lauf' zum Kaufmann um Hochzeitsbänder und den Brautkranz muß ich mir auch holen. Weiß er, was dumm ist? Daß man verheirateter Weib' am Frohnleichnamstag keinen Kranz mehr tragen soll. Ich scheer' mich aber nicht d'rum; ich trag' ihn doch! er wird schon sehen, der Michel, ich trag' ihn doch! — Und jetzt fangen wir gleich an. Stell' er sich so hin! — Jetzt bin ich schon bereit, und jetzt, nu! jetzt frag' er nur endlich einmal!"

„Was — soll ich dich denn fragen?" versetzte ich kleinlaut.

„Und das weiß er wieder nicht? Den Schulmeister soll er abgeben, und über das Sacrament der Ehe soll er mich ausfragen, wie es im Katechismus steht."

Diese Wendung war herb für mich, denn aus dem Katechismus war mir nachgerade gar nichts bekannt, als die lumpigen sieben Hauptsünden. Und vollends von der Ehe . . .

„Weiß er nichts davon?" sagte das Mädchen, „nun so frag' er mich!"

„Ja, du Dirndl," stotterte ich, wirklich verlegen, „was ist die Ehe?"

„Die Ehe ist eine unauflösliche Verbindung zwischen Mann und Weib, damit sie bis in den Tod zusammen verharren und — und —." Das Mädchen erröthete und schwieg.

„Und?" frug ich, „und?"

Jählings wendete es sich und lief eilends davon durch das Dickicht hinab, wie ein Reh.

Und ich?

Ich bin noch lange gestanden im Waldschatten auf dem Moos. Aber meine eingebildete Schwermuth war dahin, das Blut rann mir warm und lebendig durch die Adern.

Ei, dachte ich mir, in's Grab leg' ich mich dieweilen noch nicht. Der Meinen zum Trotz thu' ich was anderes; ich gehe in die weite Welt und suche ein Marienkäferchen, das auch mir die Brauthandschuhe anmesse.

—

Die Baßgeige von Abelsberg.

Ich kanns nicht lassen; die Geschichte gehört eigentlich nicht ganz hierher, aber sie ist gar zu drollig. Und sie berichtet ja das sonderliche Schicksal der Geige und die großen Sonderbarkeiten der Leute von Abelsberg — so mag sie wohl unter den Sonderlingen ihren Platz finden.

Auf dem sehr finstern Dachboden des Wirthshauses von Abelsberg, unter anderen staubigen, rostigen und wurmstichigen Ueberbleibseln vergangener Jahrhunderte, ruhte eine alte, braunangestrichene und dennoch wurmstichige Baßgeige. Man wußte nicht, woher sie kam, man wußte nicht ihr Geburtsjahr und an ihrer Wiege war es gewiß nicht gesungen worden, daß sie dereinstmalen auf dem sehr finstern Dachboden des Wirthshauses von Abelsberg erbärmlich sollte verderben.

Die letzten Jahre her hatte diese Baßgeige zuweilen noch ein Lebenszeichen von sich gegeben. Flatterte eine Fledermaus über sie hin, oder huschte ein ander' Mäuslein über ihre Saiten, gleich hub sie wie ein geschwätzig Weiblein an, ihren Lebenslauf zu erzählen und Lieder zu singen aus den schönen Zeiten ihrer Jugend. Später brummte sie nur noch, wenn der Wind im Dache sauste; seitdem ihr aber die Mäuse alle Saiten hatten abgenagt, lag sie klang- und klagelos in Moder und Staub.

Gerade unter diesem öden Dachgeschoße lag der Tanzboden. Wie pfiffen da oft die Pfeifen und geigten die Geigen,

daß alle Hunde des Dorfes aus Nervosität anhuben zu winseln und die Trommelfelle der Tänzer hundertfach durchlöchert wurden von den scharfen, nadelspitzigen Tönen. Aber keiner hatte geahnt, wie nahe das Mittel war, das mit einem wohlwollenden Gebrumme die Mißstimmung ausglich.

Die lieben possierlichen Rothschwänzchen nisten nicht ungern in altem Gerümpel und so ist unter dem Geschlecht dieser Vögelchen auch ein musikalisches Paar dabei gewesen, das sich in unsere still verlassene Baßgeige eingenistet hat. Dieser Umstand lenkte die Aufmerksamkeit des kleinen Wirthssiedl — der ein passionirter Vogelfreund war — auf das alte Instrument, so im Dachgeschoß des Hauses ruhte; und eines Tages hub der Junge mit dem Ding ein Staubaufwirbeln und Herumzerren an und störte den Hausfrieden der Rothschwänzchen, und nicht lange hernach kollerte er mit der Baßgeige zum Bodenstiege herab.

Die Geige war den Abelsbergern wie vom Himmel gefallen und es kam der Tischler und leimte die Sprünge und Löcher zu, und es kam der Schulmeister mit der großmächtigen Brille und zog Saiten auf, und als der Abelsberger Jahrmarkt kam, siehe, da brummte im Vereine mit den Pfeifen und Gesangen, das altehrwürdige Instrument dem Kirchenpatron seine Verehrung. Es war ein wiedererwachtes Leben — es war eine große ungetheilte Freude in Abelsberg.

Und wie es an so Jahrmärkten schon ist, nach dem Gottesdienst ging Alles in's Wirthshaus und auf den Tanzboden; da blieb die Baßgeige nicht zurück. Bringt es schon der Herr Pfarrer zuweg, daß er Vormittag den Wein aus dem Kelch trinkt und Nachmittag aus dem Maßbumpen, so

weiß es auch eine altehrwürdige Baßgeige einzurichten, daß sie Vormittags Kirchenlieder jodelt und Nachmittags Ländler und Walzer. Und wenn sie schon Vormittag in Ehrfurcht ihren Bauch eingezogen hatte, so ließ sie nun im Wirthshaus manchen Juch'ton über den Sattel springen, daß schon all' die Röcke flogen und die Hosen flatterten. Dem Pfarrer selbst ging's an die Kutte.

Und so ist es nun jahrelang gewesen, daß die Baßgeige den Kirchenchor und den Tanzboden versorgt hatte, bis einmal bei einer mächtig lustigen Hochzeit die heißblütige Braut vom Tanzen zum Umfallen erschöpft, hin auf die Baßgeige sank und ihr den Bauch einsaß. Da hat die Geige wohl gottsrechtschaffen gebrummt.

Aber das war ihr letztes Brummen gewesen für lange Zeit. Erst nach Jahren war es wieder, daß die Abelsberger sagten: „Wir haben ja keinen Baß nicht, wir müssen der Alten den Bauch wieder flicken lassen." Hierauf kam wieder der Tischler mit dem Leim und der Schulmeister mit den Saiten und mit dem Fiedelbogen, und da hing dieser Einen wegen der Himmel über Abelsberg voll Geigen.

Nun kam aber eine Zeit über die Welt, die groß und vielbedeutend geheißen wird von hellgeistigen Männern, die aber nichts desto weniger manches Dorf zu einer wahren Narrengemeinde gemacht hat. Wenn es früher in so einem Orte gutmüthige Bauern und ehrsame Handwerker und ein paar bärbeißige Amtmänner und ein paar wohlgenährte Priester und ein paar zammarterdürre Kirchendiener und Betschwestern gegeben hat, so trotteten jetzt nur mehr „Liberale" und „Clerikale" über die Dorfgasse. Es gab keine anderen Leute

mehr, und wenn z. B. die „Liberalen" männlich und die „Clerikalen" weiblich gewesen wären, so wäre die Sache bigott leicht geschlichtet gewesen; so aber bestand eine Kluft zwischen Freund und Freund, zwischen Gevatter und Gevatterin, zwischen Vater und Sohn, zwischen Gatten und Gattin, zwischen Pfarrer und Amtmann, und was sehr vielsagend ist, zwischen Kirche und Wirthshaus.

Man hätte meinen sollen, die altehrwürdige Baßgeige, als ein beiden Theilen und Allen gemeinsames Gut, wäre hier das versöhnende Moment gewesen; au contraire, die Geige wurde der Gegenstand eines hitzigen, tiefgreifenden Krieges. Der Schulmeister spielte auf dem Chore den Fiedelbogen nicht mehr. Da schickte der neue Regens-chori — der nicht bloß unter der Fahne der „Clerikalen" stand, sondern sogar der Fahnenträger selbst war — in das Wirthshaus, um die Baßgeige von ihrem Aufbewahrungsorte zu holen. Aber da hub der Wirth statt der Baßgeige zu brummen an: die Geige gehöre den Liberalen; der Tischler habe einstmalen daran geleimt und der Tischler sei liberal; der Schulmeister habe die Saiten aufgezogen und der Schulmeister sei jetzt liberal; im Wirthshause, wo sie aufgefunden worden, sei ihr Hort gewesen, und das Wirthshaus sei — man sehe es ja doch an der aufliegenden Zimmermannschen „Freiheit" — liberal. Maßen sei die Baßgeige liberal mitsammt dem Fiedelbogen.

Auf das hin brauchte sich der Pfarrer für den nächsten Sonntag keine Predigt aus dem Evangeliumbuch zu citiren. Die Baßgeige war der Gegenstand seiner Betrachtung. Mit einer heiteren Pointe hub der Mann an: Vor Jahren, da

die Baßgeige aufgefunden worden, habe Alles gesagt, die Baßgeige sei den Abelsbergern vom Himmel gefallen. — Dem zufolge sei sie clerikal. In der Kirche habe sie zum erstenmal getönt. Der Schulmeister habe sie in Kirche und Wirthshaus gespielt, und der Schulmeister war dazumal clerikal. Und wenn noch die Braut erinnerlich wäre, die einstmalen der Geige den Bauch eingesessen habe, so sei darauf zu bemerken, die Braut sei heutzutage die Frau des Kirchendieners. Und wenn er — der Pfarrer — endlich behaupte, das Instrument sei seiner Zeit für die Kirche angeschafft worden, so werde Keiner sein im Orte, der das Gegentheil beweisen könne, und die Baßgeige sei somit clerikal, und gehöre ein für allemal den Clerikalen.

Die Gründe des Herrn Pfarrers waren drastisch, nur Schade, daß kein einziger Liberaler in der Predigt war. Die Liberalen saßen im Wirthshause und sangen kecke Trinklieder und die Geige gab den Baß dazu. Da dachte sich eines Abends der Herr Kaplan: Wozu so lang' mit Worten fechten, so laßt uns endlich Thaten seh'n! — und schlich durch Nacht und Nebel in das Wirthshaus und entführte die Baßgeige in den Pfarrhof.

Von nun an bekam die Sache einen rasch handelnden Gang. Die Liberalen gingen auf's Bezirksgericht und strengten eine Klage an gegen den Pfarrer wegen Aneignung unrechtmäßigen Gutes. — „Albernheiten!" sagte das Bezirksgericht, „so einer alten Baßgeige wegen kommt eine ganze Gemeinde in Harnisch. Geht heim und versöhnt Euch friedlich." Und die Liberalen gingen heim und trugen die Baßgeige zurück in das Wirthshaus.

Hierauf gingen die Clerikalen zum Dechant und beklagten sich wegen räuberischer Eingriffe in ihr Besitzthum. Der Dechant sagte, sie sollten nur nicht nachgeben, sollten zum Bischof gehen, einstweilen aber die Baßgeige wieder in den Pfarrhof zurücktransportiren. Sofort verschwand die Geige wieder aus dem Wirthshaus. Da gingen denn die Liberalen zum Landesgericht. „Geht, scheert euch nicht," sagte das Landesgericht, „verschenkt den Scherben!" — „Aber es handelt sich nicht mehr um die Baßgeige, es handelt sich um das Recht, um die Ehre!" sagten die Abelsberger. Aber das Landesgericht wies sie ab. So waren sie auf Selbsthilfe angewiesen; sie stürmten den Pfarrhof und eroberten die Baßgeige wieder zurück in das Wirthshaus.

Nun begaben sich die Clerikalen zähneknirschend zum Bischof. „Ja, meine Lieben," sagte der Bischof, „nur standhaft sein. Haben sie nur erst die Baßgeige, so nehmen sie euch auch die Orgel, und haben sie diese, gehört auch der Chor ihnen und sie rauben euch zuletzt die Kirche mitsammt dem Thurm. Ich allerdings kann nichts für die Sache thun, aber steht nur männlich selbst dafür ein." Männlich selbst dafür einstehen, das hieß die Baßgeige aus dem Hinterthürchen des Wirthshauses wieder in den Pfarrhof schleppen.

So geschah es. Da machten sich die Liberalen auf und begaben sich mit schwarzen Röcken und weißen Cravatten — weiß Gott! — zum obersten Gerichtshof. Der wußte schon von der Geigengeschichte und ließ die Leutchen gar nicht vor. Jetzt kam es auf nichts Geringeres an, als des Pfarrers Kuhmagd zu bestechen, daß diese die K..hin bestehe und ihr den Schlüssel zur Rumpelkammer entlocke.

Und nach wenigen Tagen, als der Pfarrer und der Kaplan brevierbetend am Wirthshause vorübergingen, hörten sie d'rin johlen und tanzen und die wohlbekannte Stimme der Baßgeige.

Jetzt luden sie alle Parteigenossen zu einer Versammlung ein und beteten zum heiligen Geist um Erleuchtung. Und als sie gebetet hatten zum heiligen Geist um Erleuchtung, da hielten sie Rath und beschlossen einstimmig, eine Deputation zum heiligen Vater zu senden, auf daß durch des Statthalters Christi Wink die Baßgeige der Kirche erhalten bleibe.

Die Liberalen hielten auch eine Versammlung und stärkten sich dazu mit dem edlen Safte der Gerste. Und als sie sich gestärkt hatten mit dem edlen Saft der Gerste, da hielten sie Rath und beschlossen: Gehen die zum Papst, so gehen wir zum Kaiser!

Nach wenigen Wochen zogen zwei Deputationen von hinnen, die eine gen Rom, die andere gen Wien.

Die alte arme Baßgeige aber lehnte in einem einsamen Winkel des Wirthshauses, und — war tief verstimmt über den närrischen Hader, dessen unschuldige Ursache sie war, und der entzweiend und zersetzend selbst in die Familien eindrang und den Wohlstand der Gemeinde ernstlich gefährdete. — „Ach", so seufzte sie oft, „wäre ich wieder oben unter dem Dache und nisteten in mir wieder die friedlichen Vögelein — wie wäre mir wohl!" —

Zur selbigen Zeit war es, daß ein Zigeunerschwarm durch das Dorf kam und bettelte und stahl, und den lustigen Bauern Musik machte im Wirthshaus. Ein alter Zigeuner war dabei, der hatte mehr Runzeln im Gesicht, als er all,

ſein Lebtag ſchen Stuhlrichterprügel bekommen haben mochte, aber kohlſchwarze Augen und einen kohlſchwarzen Bart. Der ſah die Baßgeige lehnen im Winkel und hub ſie an zu ſtreichen. Da horchten die Abelsberger auf — jetzt erſt hörten ſie, wie eine Baßgeige klingt! Jetzt erſt nickten ſie die Köpfe und liſpelten: „Iſt nicht ohne, der Abelsberger Geigenkrieg!“ Das Blut wurde ihnen heiß bei der abſonderlichen Muſik, zu tanzen huben ſie an, die Männer und Weiber, die Liberalen und Clerikalen, Alles durcheinander — toll zu tanzen huben ſie an. Der alte Zigeuner ſpielte und ſchmunzelnd ließ er ſeine dürren Finger über die Saiten der alten Geige zucken und der Fiedelbogen ſpritzte ſüßgiftige Töne aus. Ganz ſchauderhaft wurde in derſelben Nacht getanzt und getrunken und ehe noch der Morgen graute, lagen die Abelsberger unter Tiſchen und Bänken und in den Winkeln herum — Männer und Weiber, Liberale und Clerikale — Alles durcheinander.

Die Zigeunerbande aber war in Nacht und Wind davongezogen, und — was der Papſt und der Kaiſer auch geſagt haben mögen — die altehrwürdige Baßgeige iſt von derſelbigen Nacht an nicht mehr geſehen worden in Abelsberg.

—

Seine Gestrengen!

Eine Gestalt aus der guten alten Zeit.

Ist einmal eine Zeit gewesen, da es vier Gottheiten gab. Da war: Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist und der Herr Verwalter. Bei dem Kreuzzeichen wurde demnach das vierte Kreuz wohl sinnig unten am Bauche gemacht. Die vierte göttliche Person war die strengste und gefürchtetste. Bei den ersteren war zuweilen durch ein inniges Gebet was zu erlangen, bei der letzteren ging's nicht ohne handgreifliche Opfer.

Der Herr Verwalter war mächtig, wie Einer; sein Wille geschah im ganzen Gau, kein Spatz wurde vom Dach geschossen ohne seinen Willen. Wer diesen befolgte, den belohnte er mit dem Himmel seines Lächelns; wer ihm aber entgegen war, den bestrafte er mit dem Fegefeuer des Arrestes und mit noch Aergerem. Da war in der Gerichtsstube eine Bank, die diente nicht allein zum Sitzen! Die vier letzten Dinge zusammen sind Manchem nicht so schrecklich vorgekommen, als diese einfache Bank mit ihren vier kernfesten Füßen.

Der Herr Verwalter war allwissend, er hatte seine Augen und Ohren überall, und jede Wandlatte und jeder Zaunstecken wollte ihm dienen; was auch geschehen mochte in den verschlossenen Kammern, hinter dem Zaun, dem Herrn Verwalter blieb nichts verborgen. — Der Herr Verwalter war allweise; was er sagte, that oder befahl, war recht und unfehlbar,

und wenn er sagte: „Die Sonne scheint in der Nacht und am Tage der Mond," so versetzten die Bauern höchstens kleinlaut: „Schau, bei unserem Aufwachsen ist's just umgekehrt gewesen." Und wenn er sagte: „Zwei Gulden steuert ihr für die Wiese und zwei Gulden für den Acker, also zusammen neun Gulden, denn zweimal zwei ist neun!" und er deutete mit dem Stock dazu, so glaubten es die Bauern und murmelten: „Wohl so, wohl so, gestrenger Herr Gnaden, zweimal zwei ist neun."

Nur eine der göttlichen Eigenschaften fehlte dem Herrn Verwalter, und der Mangel derselben hat ihn zu Grunde gerichtet: ewig war er nicht. Heute handtirt der Gemeindeverstand, ein Bauer, in des gestrengen Verwalters Kanzlei, und in des Herrn Verwalters zerzauster Perücke nisten die Mäuse. Und ein lustiges Schreiberlein sitzt in der Kammer und schreibt ein boshaftes Kapitel über den hochgebornen, hochwichtigen und hochgestrengen Herrn Verwalter. Dereinstmalen ist mit biegsamen Gänsefedern geschrieben worden und haben sich, wenn eine frische, fette Gans ankam, der Herr Verwalter und sein Sekretarius die Arbeit so getheilt: der Sekretarius verschrieb die Federn an den Steuer-, Exekutions- und Vizitationsbögen der Bauern; der Herr Verwalter verzehrte die Gans.

Unser heutiges Schreiberlein aber schreibt das boshafte Kapitel mit einer Feder, die aus ähnlichem Stoffe gemacht und just so spitzig ist, wie dereinstmalen der Degen des allergnädigsten Herrn Grafen.

Nun wird der Herr Verwalter allerunterthänigst beschrieben. Von oben fange ich an; da sehe ich die Pelzhaube, oder

den breitkrämpigen Hut. Das Gesicht ist stets glatt rasirt; wenn zumeist auch Strenge auf demselben ruht, so kann es doch zuweilen — hat auch seine Zeit — recht gemüthlich lächeln. Und auf der hochgebornen Nasenspitze liegt ein ständiges Alpenglühen. Der Blick ist, wie sich's gebührt, immer gerade aus, denn das Wenden des Hauptes nach rechts oder links ist der steifstehenden Hemdkragenspitzen wegen nicht gut möglich. Dann kommt die mächtige, schwarze Kravatte. Sie ist ihm das, was dem Pfarrer sein Colare, dem König sein Ordensstern — das Zeichen seiner Würde. Der lange schwarze Rock ist streng zugeknöpft von oben bis unten. Dieser — ein ehrenvoller, dicker, fester Rock, ist sein Panzer und Schild. Nur rückwärts — aber das weiß ja kein Mensch — durch die tiefsinnigen Taschen wäre ihm beizukommen — das ist die Achillesferse. Weiter unten ist das graue, enge Beinkleid, sind die hohen, rothen Stiefeln und noch weiter unten ist der grundfeste Erdboden. Halt, jetzt hätte ich schier den Stock vergessen, so sehr er sich bemerkbar macht durch seinen goldenen Knopf, durch seine schöne, braune Quaste — o Gott, wie und in welcher Weise hätte sich dieser gute Verwaltersstock seiner Tage nicht schon bemerkbar und fühlbar gemacht — es ist ein zu schweren Dingen auserlesener Stock, es ist ein edler, erhabener Stock!

So schreitet der Herr Verwalter einher, und seine körperliche Haltung ist eine so vorzügliche, daß der Neid' von ihm sagt: „Daher geht er, wie wenn er einen Prügel hätt' g'schluckt."

Nu, ein Kriecher ist er allerdings nicht, das überläßt er den Bauern, denen ist der Rücken krumm dazu gewachsen.

Im Amtshause steht sein Thron und Richterstuhl.

Ein Bäuerlein ist vorgeladen um die neunte Stunde zum Steuerzahlen. Punkt Glockenschlag schleicht er über die Treppe hinauf, denn so hohe Herren haben Alles gern pünktlich. Er guckt nun im Vorsaale zu jeder Thür und weiß halt zum Donner hinein nicht, welche zum Herrn Verwalter seiner Kanzlei führt. Thät wohl darüber stehen auf den Tafeln, aber bei seinem Aufwachsen hat Eins halt kein Lesen gelernt. Er will nicht unbescheidentlich anklopfen an einer unrechten Thür; da beißt es, da kraut sich das Bäuerlein den Kopf. Endlich hebt es doch an, mit dem kleinsten, geschmeidigsten Finger zu klöpfeln. Kein „Herein" — Es klöpfelt an der zweiten Thür und hält den Athem an. Alles still. Da huscht es zur dritten und nimmt schon einen stärkeren Finger. Lautlos, wie ausgestorben. Das Bäuerlein eilt zur fünften, zur sechsten Thür, wird immer kühner in der Auswahl der Finger, pocht endlich mit der Faust, da donnert von Innen plötzlich ein gewaltiges: „Wer?!"

Wie vom Blitze gestreift fährt das Bäuerlein in sich zusammen. Nur gut, daß es noch nicht d'rin ist, denn es hat sich anläßlich des plötzlichen Schrecks von irgend einem Theil seines irdischen Leibes ein Ton losgerungen, der für einen Ausdruck des schuldigen Respekts vor Seiner Gestrengen durchaus nicht hätte gelten können.

Indeß, der Würfel ist gefallen; das Männlein legt zitternd seine Hand an die Thürklinke. Da wird die schon von innen aufgerissen, und im Schlafrock, ohne die Perücke und mit eingeseiften Wangen steht er da, der Herr Verwalter.

„Was ist mir das für ein kreuzverfluchtes Gepolter?"

Das Bäuerlein, das die Seife für puren Wuthschaum hält, stottert: „Gestrengen, 's ist halt g'rad so eine zuwidere Sach' — vorgeladen wäre ich."

„Und weiß er die Amtsstunden und die Kanzlei nicht? er —, er —!"

„Halt ja, halt ja, Gestrengen; neun geschlagen mein' ich, hätt's sonst wohl schon."

„Acht hat's geschlagen, er ungeschliffener Bengel!"

„'s mag wohl sein, Gestrengen, daß es acht geschlagen —"

„Marsch!"

Das Bäuerlein kollert förmlich die Stiege hinab. Der Uhrzeiger steht fast auf halb zehn, aber das Männlein ist überzeugt: Acht hat's geschlagen. Unten im Vorhause, wo an den Wänden allerhand Kundmachungen und Lizitationsankündigungen prangen, setzt es sich auf eine Bank und bleibt sitzen drei Stunden, und weil hierauf Seine Gestrengen bei Tische und beim Mittagsschläfchen ist, so bleibt das Bäuerlein sitzen noch drei Stunden. Es möchte wohl in die Taverne gehen und einen Löffel Suppe essen, aber es könnt' leicht mittlerweile vorgerufen werden. Um vier Uhr endlich kommt der gute Mann d'ran.

Ein erkleckliches Mittagsmahl scheint den Herrn Verwalter etwas gnädiger gestimmt zu haben. Freundlich streicht er das von dem Bauer hingelegte Steuergeld ein, schiebt seine Brille auf die Stirne, blättert in Papieren und bedeutet in fast liebenswürdigem Tone, daß das Geld just um die Hälfte zu wenig sei, und daß der Bauer längstens in vier-

undzwanzig Stunden das Fehlende zu bringen habe, widrigenfalls in weiteren vierundzwanzig Stunden unnachsichtliche Exekution erfolgen müßte.

Da beißt es gewaltig und das Bäuerlein kraut sich rathlos den Kopf.

„Wenn ich halt dennoch dürft' bitten, in vier, fünf Tagen wollt' ich schon schauen; bis selbhin thät ich auch das feist' Lammel bringen, von dem mein Weib allweg sagt, 's war Schad für den Hirschenwirth, 's müßt's der Herr Verwalter kriegen."

„Jessas, das ist ja der Waldsimmerl!" schreit jetzt Seine Gestrengen auf, „ei, jetzt kenn' ich euch erst. Je, wie gehts, wie gehts? — Ei, freilich hat's Zeit, ei freilich!"

Trippelt halt hernach der Waldsimmerl vergnügt nach Hause und freut sich des guten Ansehens, das er beim Verwalter genießt.

Sein Weib daheim weiß auch was Neues zu erzählen: „Ein Amtsbote ist da gewesen. Der Verwalter läßt oben auf dem Hochboden ein Jagdhaus bauen, und da wär's zum Roboten."

Es ist das Heu noch nicht eingeheimst, denn der Waldsimmerl war in der letzten Woche bei einem Gartenbau für das Schloß in der Arbeit gewesen. Nun steht das Korn reif auf dem Felde, und der Bauer muß fort, muß in den Wald hinaus und eine ganze Woche Holz aushacken für das neue Jagdhaus Seiner Gestrengen.

Mittlerweile schickt sein Weib das feist' Lämmel in's Schloß.

„Was heißt das?" fährt der Verwalter auf, „ihr Bettelbauern wollt mir vielleicht gar ein Nachtmahl schenken?"

„Weiß nichts, bin halt geschickt mit dem Lämmel," stottert der Bote.

Seine Gestrengen kräuselt mit den Fingern in der weichen Wolle des Thieres. „Armes Vieh, hetzen und schlagen wird dich der rohe Bauer und zuletzt läßt er dich gar noch Hunger leiden. Erbarmst mir, du gutes, unschuldiges Thier, du, und 's ist besser, du bleibst in meinem Haus." Und zum Boten: „In der Küche wird's ausgezahlt!"

„Nehm' nichts, nehm' nichts!" lächelt der Bote schlau, „darf nichts nehmen." Gibt das feist' Lämmel in der Küche ab und eilt nach Hause.

Aber kaum ist die Woche um und der Waldsimmerl kehrt von der Robot heim, ist der Exekutionssoldat da. Ein brauner, wilder, mürrischer „Sloval", der nicht einmal deutsch kann, der aber Anspruch macht auf Tisch und Herberg' so lange, bis der Waldsimmerl die fällige Steuer bis auf den letzten Kreuzer gezahlt hat. Das arme Lämmlein, es wird seine Schuldigkeit wohl gethan haben, aber mit all seinem Fette war es nicht im Stande, die Strenge des Herrn Verwalters zu lindern, und noch kaute dieser an dem letzten Bissen des saftigen „Lämmernen", als er einem Beamten den Befehl gab: „Dem Waldsimmerl schick' er einen Exekutionsmann; hat er in acht Tagen nicht zahlt, so schick' er ihm zwei; hat er in vierzehn Tagen nicht gezahlt, so laß er ihn pfänden."

Der Bauer sieht's voraus, was kommen soll; er hat

das an sich und seinen Nachbarn erfahren. Eilends verschleudert er Fahrnisse, deckt den Steuerrest, ist frei von der „slovakischen" Belagerung.

Und nun hat der Waldsimmerl Zeit, das Heu einzubringen, so weit es noch nicht verfault ist, das Korn zu ernten, wenn es nicht ausgefallen ist, den Flachs zu sammeln, den die Jäger nicht in den Boden gestampft haben, und das Kraut zu fechsen, das der Hase übrig gelassen hat. Da gibt es oft nicht mehr viel zu thun, und wollte sich der Bauer darob beschweren, so wird ihm gesagt: „Wenn dir's nicht recht, so geh'; wirst abgestiftet. Grund und Boden gehört der Herrschaft!"

So verlauft die Geschichte.

Aber in Einem ist der Herr Verwalter recht passabel kommod gewesen: mit der Schul' hat er keine so Geschichten gemacht, wie man's heutigen Tags erlebt, und hat der Bauer seine Kinder nicht freiwillig gern in die Schule geschickt, so ist deswegen auch keine Feindschaft gewesen. Der Schullehrer hat zu derselbigen Zeit einen ganz anderen Erwerb gehabt: die Meßnerei für die Kirche und das Stiefelputzen für den Herrn Verwalter.

In der Kirche hat's der Herr Verwalter besser gehabt, als die drei übrigen göttlichen Personen. Da hat er zur Winterszeit auf dem Sakristeiboden seinen geheizten Ofen gehabt. Und der Pfarrer hat warten müssen an Sonn- und Feiertagen, bis der Herr Verwalter sammt Familie da. Und dann hat Seine Gestrengen stolz herabgeblickt auf die Gemeinde, die eigentlich seine Dienerschaft war. Und gegen den Altar hin hat er eine Miene gemacht, als wollte er sagen:

„Schön, Herrgott, daß du zu rechter Zeit da bist und deine Schuldigkeit thust. Ich könnt' dich absetzen! Grund und Boden gehört der Herrschaft!"

Da hat man gemeint, der Vierte steht über den Dreien. Aber es war in Seiner Gestrengen ein heimliches Grauen bei dem Gedanken an die „Herrschaft", denn — es läßt sich nicht mehr verhehlen — er selbst war die Herrschaft eben nicht.

Seine freiherrliche Gnaden oder gar Seine Durchlaucht! Das war ein herzerschütternder Begriff für den Herrn Verwalter. Die Kassen- und Wirthschaftsbücher sind eben auch, wie alles Irdische, Unvollkommenheiten und Irrthümern unterworfen, und es ist wohl nicht Wunder zu nehmen, wenn der Herr Verwalter bei dem alljährlichen, jedoch unregelmäßigen Besuche der Herrschaft ähnliches Fehl durch Triumphbögen, weißgekleidete Blumenmädchen und ergebenste Bücklinge in eigener Person zu schlichten suchte. Da sahen dann die Unterthanen, daß es denn doch nicht so war, „als ob der Herr Verwalter einen Prügel hätt' g'schluckt."

Die Leute freuten sich einerseits, wenn die „Herrschaft", der Graf oder der Fürst kam, weil's da Spektakel gab, weil da der Graf oder der Fürst herablassend war, per „meine Lieben" sprach und die Blumenmädchen abtätschelte, und weil sie eben auch sahen, mit welcher Feinheit der Herr Verwalter „Buckerl" machen konnte. Andererseits aber zitterte der Landmann in solchen Tagen für seine Ernte; denn große Festjagd gab's und der Bauer mußte selbst mithelfen, seine Saat, sein Winterbrod zu zertreten.

Weiter ist von der vierten, göttlichen Person nichts mehr

verlautet; heute ist sie ein alter, griesgrämiger Mann und sitzt in irgend einem Winkel des Landes in Pension. Heute sagt kein Mensch mehr „Gestrengen" zu ihm, wie finster er auch dreinstarren mag und das erste beste Bauernbüblein schreit es dem fehlbar gewordenen Rechenmeister in's halbtaube Ohr: „Zweimal zwei ist vier, und die Herren, die sind wir, und die Beamten sind unsere Rechtshalter — guten Tag, Herr Verwalter!"

Die Hausfrau.

Die oberländische Bäuerin erfreut sich schon seit Langem einer Errungenschaft, welcher heute von der deutschen Frauenwelt im Salon und in der Werkstatt so eifrig zugestrebt wird: der Emancipation. Und in der oberländischen Bäuerin sehen wir es, wie — so vielen Behauptungen entgegen — gerade das deutsche Weib für die freie Selbstständigkeit wie geschaffen ist. Auf welchem Wege die Bäuerin diese errungen hat?

Zu Anfang ist ein kleines, junges Mägdelein gewesen, vielleicht gar recht arm und eine Waise noch dazu. Nicht ein einzig Paar Schuhe hat es zertreten, weil es keins gehabt hat. In Holzschuhen ist es herumgeklöppert zur Winterszeit, in denselben Holzschuhen, in welchen im Sommer die lieben Mäuslein genistet, in denselben Holzschuhen, die allzeit warm halten und die auch noch im bodenlosen Zustande Wärme geben in dem Ofen.

Das Mägdelein dient in einem Hofe und weiß zwischen dem steinharten Sinn und den spröden Launen des Dienstgebers und des Gesindes behende durchzuschlüpfen wie ein Kätzchen — trotz der wuchtigen Holzklöppen. — Das Mägdelein hat irgendwo einen vergrabenen Schatz.

Wenn ich nicht einmal geguckt hätte, so könnt ich's nicht wissen, aber — im Lodenjöpplein, so in der Gegend des rothen Busentuches herum, hat sie einen Silbergulden ein-

genäht. Das ist ihr Pathengeschenk. Kein Mensch weiß was davon, und man hält sie allgemein für eine arme Magd. Unsäglich wohl thut es ihr, daß sie im Geheimen ihre ersparte Sach' hat.

Auf den „lieben Feiund" hält sie am meisten, und wenn ihr was aufgedeckt ist, so schaut sie rechtschaffen zum Essen, denn — wenn sie auch eine Magd ist — so muß sie's mit ihrer Kraft doch zum Waidbuben bringen, sie geht ja mit ihm in den Wald, in die Holzarbeit, sie muß hacken und sägen von der Morgenfrüh bis in den späten Abendthau. Sie darf dem Waidbuben nichts nachgeben, ist's im Holzschneiden oder Fingerhakeln, oder im Aestbacken oder im Ringen; und wenn die Bäume fallen und wenn sich der Waidbub' zuweilen ein wenig auf das Moos niederläßt — die Magd muß auf ihren zwei Füßen stehen. So weit muß sie's bringen.

Jede bringt's aber doch nicht so weit; da ist zuweilen Eine, die denkt sich: Schau, wenn sich die abgefegten Bäume so bequem hinlegen aufs Moos und der Waidbub' auch, so muß sich Eins doch frei denken, der lieb' Herrgott hat den weichen Erdboden deßwegen erschaffen. Und sie bleibt nicht stehen.

Aber sitzen kann sie bleiben, dasselbe ist das Gefährliche. Denn wenn ein junger Bauer auf Freiersfüßen herumgeht und er sieht ein Mägdelein beim Waidbuben auf dem Moos sitzen, so hat er auf dem Platze nichts verloren und nichts vergessen. Wenn er das Mädchen aber flink dreinhauen sieht mit der Axt, daß die Splitter sausen, so tritt der Freiers-

mann wohl ein wenig hin zu ihm und sagt: „Die Bäum' sind leicht von hartem Holz?"

„Ja, wenn sie von Butter wären, thät ich sie mit den Zähnen abbeißen," sagt das Mädchen und schaut gar nicht auf und sieht den Blumenstrauß nicht, der auf seinem Hute florirt.

Der Freier geht nicht weiter, ja er tritt noch näher zu ihr hin und — im grünen Wald unter freiem Himmel — macht er ihr kurz und g'rad heraus den Heiratsantrag.

Einen Heiratsantrag hört die junge Holzhauerin nicht alle Tage, aber deßwegen läßt sie jetzt die Axt nicht ruhen, und wegen so einem Heiratsantrag bleibt sie dem Baum keinen Streich schuldig.

„Lang' hab' ich simulirt bei mir selber, ob ich in den Eh'stand treten soll oder nicht," meint der Bursche, „'s ist wohl auch der Hauswirthin wegen. Ein ganzes Jahr hab' ich meine Leibelknöpf' abzählt: Soll ich? soll ich nicht? aber der Donner, wie ich halt zum untersten hinabkomm', heißt's alleweil: soll ich. Schau, und deßwegen hab' ich mich auf die Füß' gemacht und bin zu dir gangen, weil du mir anstehst."

Jetzt erst läßt sie ab vom Hacken, stützt sich auf den Axtstiel und schaut den Werber an.

„Bedank' mich schön für die Ehr," sagt sie, „wenn du aber meinst, du nimmst mich, weil ich eine arme Waise bin, mit der du nachher machen kannst, was du willst, die du in deinem Haus wie ein Waschhaderl brauchen kannst; und wenn du mich heiraten willst, daß du eine Dienstmagd

weniger zu verzahlen brauchst — so sag' ich wohl gleich, du bist in diesem Wald auf eine Irrwurzen gestiegen und zu der Unrechten kommen. Gleichwohl schaust du aus, als ob du's ehrlich meinen thätest, und so weis' ich dir mein Begehr. Wenn ich deine ehlich' Hauswirthin werden soll, so mußt mir Haus und Hof, wie's liegt und steht, Schwarz auf Weiß verschreiben lassen. Mit dem Löffel bin ich nicht zufrieden, mecht' auch die Suppen dazu haben; und was thät's mir helfen, wenn du mir den Kasten verschriebest und den Schlüssel selber in der Tasche behieltest? Wenn du mir den Finger herhaltest, so greif' ich um die ganze Hand, und ich kann mich estimiren, so hoch ich will; wenn ich mich nicht anbringe, so behalt' ich mich selber. Und das sag' ich auch im Voraus, wenn wir Eins werden, so bin ich die reiche Bäuerin, wie du der reiche Bauer und trifft uns was immer, so steht dir das Recht nicht zu, mir's vorzuwerfen, daß du mich als eine arme Waise auf der staubigen Straßen aufgehoben hast. — Ich thu' auch meine Pflicht und ich verdien' mir mein Stückel Brod im Hof wie im Walde; nicht, daß du leicht meinst, just mein Mundwerk allein wär' gut zur Hauswirthin. — Wenn's Dir so nicht gefällt, Bauer, so geben wir jetzt in Freundschaft wieder auseinander."

Sie bleiben in Freundschaft beisammen. Der Ehevertrag wird aufgesetzt und jetzt ist die reiche Bäuerin fertig. Dann am ersten Abend nach der Hochzeit, wenn sie beide im Bauernstüblein zusammenkommen, sagt sie leise: „Heimlichkeit mag ich keine vor dir haben," und häckelt das Jöpplein auf und gar schämig nestelt sie den eingenähten Silbergulden hervor.

Der junge Bauer wickelt ihn auf und dreht ihn in der Hand eine Weile umher und guckt ihn an von allen Seiten und meint hernach, er lasse ein Löchlein stechen im Geldstück, und wenn seiner Tage — wie's denn schon einmal so närrisch eingerichtet ist auf dieser Welt — so ein Büblein anrückt, das noch nichts gesorgt und nichts gethan hat, und dennoch meint, es sei im reichen Bauernhof daheim und könne durch sein mächtiges Geschrei das ganze Hauswesen drunter und drüber bringen — so mag dereinst diesem Büblein der Silbergulden um den Hals gehängt werden.

Die junge Bäuerin ist nun eingesetzt in ihr Besitzthum. Draußen auf dem Felde, im Walde, auf der Wiese und noch weiter draußen im Dorfe, auf dem Markt, auf der Straße, wenn es Handel und Wandel gibt, schafft der Bauer; innerhalb des Angerzaunes aber, der das Gehöfte umgibt, ist das Reich der Bäuerin. Von ihrem feuerigen Thron, dem Herde aus, regiert sie Küche und Keller; Speisekasten und Stube ist ihr unterthan ein- für allemal; im Stall und in der Scheune hat sie oft auch das gewichtigste Wort. Da kommt eines Abends der Bauer heim, er schmunzelt, er bringt eine bauchige Brieftasche mit, er hat draußen auf der Straße ein Paar Ochsen verkauft.

„Ein Paar Ochsen hast verkauft?" sagt sie und stemmt die kernigen Arme in die Seite, „den einen kannst meinetwegen forttreiben, der andere gehört mein." Der Handel geht wieder zurück. Wenn der Bauer etwas kaufen, oder verkaufen will, so hat er wohl die Bäuerin zu fragen. Da erstreckt sich ihr Wille weit hinaus über die Grenze des Gutes.

Der reisende Bursche und der Handwerker, und der Herr Pfarrer weiß gar wohl, an wen er sich zu wenden hat, wenn er mit dem Bauer was ausrichten will, und es ist hierin schon manches Wörtlein heimlich gesprochen worden mit der Bäuerin hinter der Thür. Das Gesinde kennt den Vortheil auch.

Aber die Ehre weiß die Bäuerin zu wahren in Rath und That, und was von ihr ausgeht, das ist vielleicht nicht immer zum Vortheil des Hofes, aber gewiß zu seiner Ehre.

Der Bauerin kommt insonderheit die Wahl des weiblichen Dienstpersonales zu, sowie die Bestimmung ihres Lohnes und der Aufgutung (Extrageschenke), ferner die Wahl der Kost und die Anordnung an den Festtagen. Die Bäuerin ist zum frühesten Morgen oft die Erste aus dem Bette und die Letzte in dasselbe. Bis der Bauer aus dem Neste kriecht, hat sie ihm an demselben Morgen schon längst die Schuhe geschmiert und die schadhaften Beinkleider ausgeflickt; hat ihm, wenn nöthig, die Stube geheizt, die Suppe gekocht. Da ist sie ganz Dienerin; aber sie nimmt zu den Schuhen das Fett, welches ihr ansteht, sie bessert sein Beinkleid aus nach ihrem Geschmack und das sagt sie auch gerne: sie heizt den Ofen von ihrem Holze und kocht die Suppe von ihren Mitteln. Das ist ein leichtes Bedienen. Und so gehts den ganzen Tag. Was der Bauer heimbringt, das bewahrt und benützt sie daheim. Und wenns darauf ankommt, so zieht sie wieder die Holzschuhe an, oder geht gar barfuß mit ihm hinaus zur Feldarbeit oder in den Wald; so ist sie's ja gewohnt worden einst als arme Waise, und sie weiß sich in Alles zu schicken.

Nie kommt ihr ein zärtlich' Liebeswörtlein über die Lippen, da beißt sie schon gut zusammen, denn, wozu braucht er's zu wissen, er thät sie zuletzt noch auslachen. Daß sich ein bäuerliches Ehepaar vor Leuten geküßt, hab' ich auch meiner Tage nicht gesehen. Zanken, ja, das können sie alle Beide und das ist ein gutes Zeichen; eine liebende Hausfrau zankt den ganzen Tag mit ihrem Manne, und gar im Bette noch, daß ihr der Platz zu enge.

Von Außen sieht sichs kühl und frostig an, von Innen aber — nein, in's Herz hineinblicken, das laß' ich euch nicht, da leuchtet, nicht zu klein und nicht zu groß, ein stilles Flämmlein fort und fort. — Daß sie allweg heilig zusammenhalten, wie sie's dem Priester versprochen, das versteht sich von selbst.

Und es kommt eine Zeit, da rücken sie wirklich an. Zu Anfang — mein ich — das Büblein, welches den Silbergulden bekommt, dann flugs das Zweite und das Dritte nach — und das Wieglein kommt so bald nicht wieder zur Ruhe.

Jetzt erst kommt die Bäuerin — das Weib — die deutsche Frau — zur großen, wahren Bedeutung Sie nimmt — o, diese Idee kennt man im Bauernhofe gar nicht — keine Amme ins Haus; selbst wacht sie bei ihren lieben Kindlein Tag und Nacht und nährt sie mit ihrem eigenen Fleisch und Blut. Jetzt fehlt der Bäuerin nichts mehr, jetzt denkt sie an keinen guten Bissen mehr, jetzt hat sie keinen Schlaf, jetzt leidet sie keine Hitze und keine Kälte, jetzt hat sie keinen Zahnschmerz und kein Kopfweh, jetzt ist sie nicht

mehr die arme Waise und nicht mehr die reiche Bäuerin, jetzt ist sie Mutter. Sie kocht dem Kinde selbst das Mus, sie näht ihm selbst das Kleidchen, und wenn das Kind zum Bewußtsein gekommen ist, so erzählt sie ihm Märchen von Gott und den Engelein. Dann wird sie Erzieherin und Lehrerin. Dann meint sie, es wäre das Beste für jedes Kind, es wäre eine arme Waise, damit es leiden lernte, damit es stark werde unter derben Händen, damit es seine in Fleiß und Schweiß erstrebte Sach' fest zusammenzuhalten wisse, und damit es so der Herrschaft über einen großen Bauernhof einst würdig sei. Und wie sie denn schon einmal rechtschaffen ist, sucht sie ihre Kinder nach diesem Sinne zu erziehen. Freilich wohl wird sie dann eine strenge Mutter geheißen, aber das ist ihr noch ein Lob.

Planmäßige, unermüdliche Arbeit innerhalb des Wirkungskreises und strenge Zucht. Auf diesem Wege, meine Leserinnen und Leser, hat die oberländische Bäuerin ihre freie Selbstständigkeit errungen.

Man ist gerne selbst der Herr, man läßt sich gerne lieben von einem unterthänigen Weibe; aber um eine solche, emancipirte Hauswirthin möchte ich den Himmel bitten, wenn ich dazu einen Bauernhof hätte oder ein Herrenhaus.

Da gibt es auf Erden irgendwo ein Land und in demselben eine Stadt und in dieser ein Haus, in welchem die Hausfrau den ganzen Tag nichts thut, als sich nach der Modezeitung anziehen und ausziehen und ein wenig naschen dazu. Das ist dieselbe Frau, die keine Muttermilch hat für ihr armes Kindlein, die das liebe, kleine Wesen einer wild-

fremden Perſon zur Pflege überantwortet, und welche meint, ſie habe ihre Mutterpflicht gethan, wenn ſie dem armen Wurm ein ſeidenes Pölſterchen ſtopfen läßt.

Wenn dieſes Haus auch einen ſtattlichen Eingang und breite, lichte Treppen hat, ich gehe an ihm vorüber und ſuche zu meinem Gemahl eine arme Waiſe im Walde, die dem Waidbuben nichts nachgibt und ſtets auf ihren zwei Füßen ſteht, wenn er im Mooſe ruht.

—

Die vier Gelehrten im Bauernhause.

In einem obersteierischen Hochthale im Wassergebiete der Salza steht ein Bauernhaus, in welchem lauter Gelehrte leben. Alle vier Facultaten sind darin vertreten.

Der alte Ausgeding-Vater treibt Medizin. Er ist wohl bestallter Viehartzt, und jeder Ochs schickt zu ihm, hat er sich auf der steinigen Weide einen Fuß verstaucht oder durch ein Schierlingkraut, das er für Petersilie hielt, den Magen verdorben. Dann wieder wird der Ausgeding-Vater zu einer kalbenden Kuh gerufen, und da steckt er wohl bedächtig seine Doctorwurde, die großen Glasaugen, auf die Nase, worüber die Kuh gewöhnlich dermaßen erfurchtsvoll erschrickt, daß die Sache glücklich vor sich geht. Und ist das Kalbchen da, so fahrt ihm der „Viehdocter" mit der flachen Hand über den Rucken, untersucht die Augen, ob sie hell oder matt sind, untersucht das Schwanzchen, ob es warm oder kalt, trocken oder feucht ist, und bestimmt nach diesen Anzeichen über Leben und Tod des Thieres, ob es geeignet, daß es der Bauer „aufzuchter", oder ob es in seinen blutjungen Tagen schon dem Fleischhauer überliefert werden muß.

Und wieder wird der Ausgeding-Vater zu einem maroden Pferd beschieden. Mit demselben ist er völlig collegial. „Je, was ist dir denn überfahren, Alter," sagt er, und tätschelt dem Schimmel oder dem Fuchsen auf dem Leib herum, „der Haber, gelt? — Mußt dich wohl ein wenig einhalten jetzt und so ein paar Tage bin blos ein Eichtl Heu

kiefeln. Ich schick' dir ein Trankel, das ledigt ab und putzt dich schon wieder aus. Bist gesund, so thun wir einmal schlittenfahren miteinand ins Zellerisch' hinein, gelt?" — „Ei ja, das wohl!" entgegnet der Eigenthümer des Pferdes, dem es vorkommt, als seien die letzten Worte ein klein Bischen auf ihn und seine Großmuth gemünzt.

So wohlwollend der Ausgeding-Vater mit dem maroden Thiere verfährt, im Hinterhalte hat er doch blutdürstige Gedanken und seine Hand zieht aus der Tasche seines Lodenfracks ein scharfes Aderlaßeisen hervor. —

Wenden wir uns zum zweiten Gelehrten. Der junge Bauer, der vor wenigen Jahren von seinem medicinischen Vater die Wirthschaft übernommen hat, weiht sich in seinen freien Stunden der Jurisprudenz! Er kennt alle Processe der Umgegend und alle Rechtsfälle, die seit Jahren bei dem Bezirksgerichte vorgekommen sind. Er wird von der Nachbarschaft und weiteren Umgebung zu Rathe gezogen in Erbschafts-Angelegenheiten, Grenzstreitigkeiten, Dienstboten-Zerwürfnissen und in allen möglichen Fällen, in welchen es sich um das liebe Mein und um das fatale Dein handelt. Ehrenbeleidigungsprocesse kommen in der Gegend wenig vor; die werden ohne viel Umstände ehestens mit wenigen Prügeln und Ohrfeigen ausgeglichen und bis die blauen Flecke verblaßt und die Geschwulst der Wangen abgelaufen, ist Alles wieder gut Freund und nicht einen Kreuzer hat er bekommen, der Herr Notar.

Unser Bauernjurist indeß verlangt auch nicht einen Kreuzer; umsonst gibt er seinen Rath und geistigen Beistand, und genießt dafür hohe Ehre. Alle Männer rücken den Hut

ver ihm. Alle alten Weiblein bumpeln ihm nach, wenn er auf dem Kirchweg ist, und klagen ihm ihr Anliegen: wie sie in ihrer Ausnehmerschaft verkürzt werden, wie es aber geschrieben stehe im Vertrag, so viel Mehl und Schmalz müßten sie von den jungen Inhabern jährlich bekommen, und so viel Paar Schuhe und Zeyrlein und Pfaiden, und ein Ferkel stünde auch geschrieben — und da muß ihnen der Mann die Vertragsscheine vorlesen und immer wieder vorlesen; Jede hat den ihren schon längst auswendig gelernt; aber wenn ihn halt der gelehrt' Bauer so laut und bedächtig herabliest, da nimmt sichs doch vornehmer aus und ihr Recht steht fester und sicherer als der Tetschenberg.

Sie reden dann den Bauer aus lauter Ehrfurcht mit „Ihr" an und bitten ihn „halt rechtschaffen fleißig", daß er doch sollt machen, daß sie zu ihrer Sach' kämen. Nur ein kleinwinzig Bischen nickt er mit dem Haupte, und wie erlöst sind die Weiblein und kühn stellen sie sich hin vor ihre Ausgedingschuldner: „Wart nur, will dir's schon zeigen! weiß auch meine Wege — dem Michelsteiner hab ich's übergeben!" Das ist dann allerdings Respect einflößend, denn der Michelsteiner bleibt nicht unthätig. Der hat in seinem Hause ein uraltes Gesetzbuch; die Buchstaben desselben und die Paragraphenzeichen sind verschnörkelt und verschlungen und gewunden, wie das Recht seit jeher verschnörkelt und verschlungen und gewunden werden kann. Die Blätter des alten Buches aber sind ganz gelb vor Aerger, daß ihre gestrengsamsten Gesetzparagraphe schon seit vielen Jahren nicht mehr respectirt werden. Der Michelsteiner aber hat aus diesem ehrwürdigen Buche seine Weisheit geschöpft und bleibt bei den alten

Gerechtsamen, wenn er auch die neuen Verordnungen zum Theile ebenfalls kennt — diese sind lediglich nur da, daß die Advocaten Geld kriegen.

Da kommt eine Magd vom Nachbar zur Thüre hereingeschlichen; sie zieht sich an der Wand so hin und setzt sich in eine Ecke der Stubenbank, und bleibt bescheidentlich sitzen, bis der Michelsteiner sie frägt nach ihrem Begehr. Sogleich pachtelt sie jetzt ihr Busentuch auseinander, thut einen sorglich zusammengelegten Papierbogen hervor: „Wollt halt wohl bitten, daß mir's der Michelsteiner thät sagen, wo ich daheim bin!"

Der Michelsteiner greift nach dem noch ganz durchwärmten Papier, schlägt es kunstgerecht auseinander, murmelt die Schriftzeilen herab und sagt dann, das Blatt zurückgebend: „In der Seewiesen bist daheim, der Heimatschein ist in Aflenz ausgestellt."

„Ja so, in der Seewiesen?" sagt die Magd, „ja selb ist schon recht."

„Willst leicht gar heiraten?"

„Nein, weiter nit; just, daß ich's gern hab wissen mögen, wo ich daheim bin."

Artig und bescheiden, wie sie gekommen ist, geht sie wieder davon. Als elternloses Kind ist sie in die Gegend gekommen und dient seit ihrem Gedenken beim Nachbar. Sie hat sich bisher um gar nichts gekümmert, als um ihre Arbeit, und nun auf einmal! — Ist das aber doch ein Vorwitz und eine Neugierd' bei den Weibsleuten, denkt sich der Bauernjurist, jetzt wollen sie schon gar wissen, wo sie daheim sind. —

Nach dieser kurzen Skizze des Bauernjuristen steigen wir

empor zur dritten Facultät im Bauernhause, zur Gottesgelahrheit. Wir ahnen es kaum, wer ihr Hauptvertreter ist, nämlich das flinke, lustige, neunjährige Büblein. Aber hört nur, den ganzen, großen Katechismus kann er auswendig, der Franzl, und die Evangelien mitsammt den Episteln zu den fürnehmeren Festtagen noch dazu. In einem einzigen Athemzug sagt er die zehn Gebote her, wenn er just ausgerastet ist und er weiß die fünf Gebote der Kirche und die sieben Sacramente und alle erdenklichen Sünden aufzuzählen und die neun fremden extra noch. Der Katechet gibt aber auch schier für jede Sünde einen Fleißzettel.

Dem Büblein zur Seite in der Theologie steht die Großmutter. Ihr Wissen ist zwar weniger vielseitig, als das des Enkels, hingegen aber um so tiefer. Der Kleine weiß z. B. wohl, daß in der Kirche das Weihwasser zum Zeichen der Reinigung und Heiligung durch die Gnade Gottes da ist; weiß ferner, daß es ein Fegefeuer gibt, in welchem die läßlichen Sünden zeitlich abgebüßt werden; — hingegen, daß das Weihwasser auch zum Hexenbeschwören und Teufelaustreiben Anwendung findet, ferner, wie so ein Fegefeuer aussieht, und durch welch geheimnißvolle Mittel die armen Seelen noch vor dem abgelaufenen Termine aus demselben zu erlösen sind, das weiß der Kleine nicht; die Großmutter aber weiß es. Hinwiederum weiß der Knabe die Geschichte von dem Hahn des heiligen Petrus, wegen welchem er von dem Katecheten sogar einmal „schopfgebeutelt" wurde, weil er in der Schule die allerdings etwas verfängliche Frage aufgeworfen hatte, ob der Hahn des heiligen Petrus denn doch nicht etwa ein Kapaun gewesen, weil er so heiser gekräht habe, daß er zweimal über-

hört worden sei. Ferner weiß der Knabe zu erzählen von der Salbe der Magdalena, von dem Palmsonntag-Esel und von dem Geldbeutel des Judas. Da frägt wohl zuweilen das verwunderte Großmütterlein: „Mein Lebertag hui! wie kommen aber doch solche Dinger in den Glauben hinein; bei meinem Aufwachsen ist sonst nichts Unrechtes darin gewesen wie der Pontius Pilatus."

Man sieht, daß auch die Gottesgelehrten im Bauernhause nicht ganz unbedingt einig sind. —

Nun noch ein Wörtlein über die vierte Wissenschaft, die erhabene Philosophie. Ihr schlichter Vertreter ist —. Kommt mit in die Strohkammer. Es ist Sonntag Nachmittag. Der alte Knecht sitzt auf seiner Kleidertruhe und flickt sein Jöpplein aus. Die Nadelstiche kommen nicht durchaus in Reih und Glied zu stehen, denn der bewachende Blick fehlt. Der ruht in einem daneben aufgeschlagenen „hundertjährigen Kalender", denn der Mann berechnet die Planeten und Sonntagsbuchstaben der künftigen Jahrzehnte. Die Planeten geben ihm Aufschluß über Witterungsverhältnisse, Elementar-Ereignisse, über Krankheiten, Krieg und Frieden der Zukunft. Der Sonntagsbuchstabe aber hat das große Geheimniß von dem Ende der Welt in sich, nur ist die genaue Berechnung desselben noch Keinem gelungen außer dem Kalendermacher; der Kalendermacher aber darf's nicht sagen, weil die Leute närrisch werden würden, wüßten sie das Ende. Er, der Knecht, versucht's aber doch auf alle Weise, die fürchterliche Gewißheit herauszuklügeln und er vermeint, genug Seelenstärke zu haben, um diese Gewißheit ertragen zu können. Nur daß er sein Jöpplein nicht so sorglich zu beflicken brauchte, wäre in nächster Zukunft die Zeit erfüllt.

Die „goldene Zahl", welche dem Kalendermacher nur dazu dient, um die Finsternisse im Voraus zu berechnen, hat für unseren Philosophen eine besondere Bedeutung. Es ist ihm nämlich bekannt, daß in einem Jahre, in welchem die goldene Zahl 19 ist, in der Lotterie viel gewonnen wird; es sei, so oft noch diese Ziffer in das Jahr gefallen, die Lotterie immer völlig bis auf den letzten Groschen „ausgeplündert" worden — und sie heiße deßwegen die goldene Zahl.

Und so wie jeder wahre Philosoph das Ideale stets mit dem Wirklichen, das Logische mit dem Practischen eint, so auch unser Weiser in Knechtsgestalt. Mehr noch als die Planeten des hundertjährigen Kalenders achtet er die Witterungs-Anzeichen in der Natur. Wenn der Rauch träge über den Dachfirst kriecht und an der andern Seite wieder hinabduckt, wenn auf dem Dunghaufen weißgelbliche Schwämmchen wachsen, wenn der Kettenhund Gras frißt, wenn die Raben schreien, wenn die Ameisen sich verkriechen, so verpfändet er seine unsterbliche Seele darauf, daß bald Regenwetter eintritt. Ebenso sind ihm die ersten Vortage des Jahres die sichersten Vorboten für Sturm oder Ruhe, Gesundheit oder „Sterb", Krieg oder Frieden. Und tritt die Erfüllung der Vorzeichen nicht immer ein, so sind eben nicht die Vortage schuld, sondern der traurige Unglaube, welchen die Menschen heutzutage den altbewährten Vortagen entgegenstellen. Eben dieser Unglaube aber ist unserm Denker das untrüglichste Zeichen, daß das Welt-Ende nahe und er braucht mit dem Sonntagsbuchstaben zu diesem Zwecke eigentlich gar nicht zu rechten.

Indeß, was auch da kommen mag, sein Gewissen ist rein; nur das wäre sein einziger Wunsch, daß vor dem gro-

ßen Ende die Ziffer 19 noch einmal die goldene Zahl würde. Für ihn hat Sein und Vergehen keinen Sinn, so lange er nicht einen Terno gemacht.

Unter solchem Sinnen und Sehnen vergeht der Nachmittag. Dunkel wirds, die Mäuslein rauschen im Stroh; der alte Ausgeding-Vater geht in die Ställe zu dem lieben Vieh, der junge Bauer klappt in stiller Befriedigung das uralte Gesetzbuch zu und der Kleine hüpft lustig über den Hof und trillert die „sechs Sünden im heiligen Geist".

—

Die Godl.

An demselbigen Tage, als die junge Thalfriederin Hochzeit hielt, sind die Schwalben gekommen. Seitdem haben sich die Schalben eingenistet auf dem dunkeln Giebelboden des Hauses, durch dessen Dachfuge sich zuweilen ein goldener Sonnenfaden spinnt in das gewahrsame Nest der Schwalbe. Frau Schwalbe ist ein klein wenig unwohl; der Ammer und die Amsel kommen geflogen zum Nest, zu sehen, wie es ihr bekommt, der Wochnerin, der Gevatterin.

Der tausend! jetzt schwatz' ich von Vögeln, und ich hab' euch von Menschen erzählen wollen. Zuvörderst von der jungen, rosmarinfrischen Thalfriederin. Sonnabend ist's; ein Juli-Abend, so süß und liebhold, daß man meint, die ganze Welt gehe Arm in Arm mit ihrem Geliebten — dem lieben Herrgott — im Garten spazieren. Die Thalfriederin aber geht allein, nimmt nicht einmal ihren jungen Gatten mit, singt und trillert auch nicht wie sonst, wenn sie über die grüne Wiese hüpft. Nein, die hat heute sicher einen Stein auf dem Herzen.

Zum Nachbarhofe geht sie, mit der Nachbarin hebt sie an zu plaudern, zuerst laut und lachend, dann ein wenig leiser und zuletzt nur mehr wispernd und flüsternd. — Und gerade das geheimste Geflüster weiß ich zu erzählen. „Laubhofbäuerin" sagt man sonst zu der Nachbarin, welche die Thalfriederin heute besucht, aber diese nennt sie „Liebhofbäuerin," und 's ist doch nicht ihre Schwester, nicht ihre Jugendfreundin,

sondern nur die ehrsame Nachbarin. — „So nicht weit um die Faschingstäg' herum wird's halt fallen", flüstert die Thalfriederin und legt ihren Blick auf den Boden, wo die Schuhspitze mit einem Holzsplitterchen Händel hat, „und daß ich dir's nur redlich sag', Liebhofbäuerin, oftmalen hab' ich mir's schon vorgehalten im Gedanken: wenn ich einmal wen sollt' brauchen, die Hofbäuerin müßt's sein, zu der hätt' ich das Vertrauen; keine Andere thät' ich bei meiner Treu' gar nicht mögen —".

Es ist in der Küche; Mägde gehen ab und zu; die hantiren emsig am Herd, bei der Holz-Asen, beim Abwaschtrog; thun's aber mit möglichst wenig Geräusch und spitzen insgeheim die Ohren.

Die Thalfriederin merkt das wohl, oder sie ahnt es vielmehr, darum ein wenig vernehmlicher zur Liebhofbäuerin: „Ja, und desweg', ich sag' dir's, Nachbarin, und du kannst mir's nit glauben, was das Jahr mit dem Kohlkraut für ein Kreuz ist! — die Würmer fressen mir's schier bei Putz und Stengel!" — und dann, da die Mägde wieder ein wenig achtloser sind, flüsternd: „Auf Windelzeug brauchst nit zu denken, Liebbäuerin, das schneid' ich mir schon selber zu, nur sonst thät ich mich verlassen auf dich, und ich bitt' dich gar schön!"

„Selb freut mich, selb freut mich rechtschaffen," versetzt die Hofbäuerin, „und schenkt uns der lieb' Herrgott das Leben, so erweis' ich dir's von Herzen gern, und ist die Zeit da, so laß' mir's nur sagen."

Sie lispeln noch lange und plaudern laut von den Hühnern, Dienstleuten, Schweinen und was in der Wirth-

ſchaft vorkommt, und es hebt ſchon zu dunkeln an, als die Thalfriederin treuherzig „Behüt' dich ſchön Gott, Gevatterin!" ſagt und nach Hauſe eilt. Sie ſingt und trillert unterwegs wie die Grillen im Graſe; der Stein iſt weg vom Herzen.

Kümmert euch um die nächſten Monate nicht; ſie ſind für die junge Thalfriederin eine freudvolle, leidvolle Zeit. Die Schwalben ziehen mit ihren flüggen Jungen ab, aber weit ehe ſie wieder kommen, wird im Thalfriederhofe ein ander' Neſt geniſtet, zwitſchert ein ander' Junges.

Da iſt der Tag, an dem die Liebhofbäuerin ihr Amt antritt. Im feſtlichen Aufpauſche kommt ſie gerauſcht. Sie kommt als Gevatterin und als „Godl" (Patbin). Hat einmal Einer je einen Godlanzug unterſucht, hat von außen nach innen neun Röcke gezählt und iſt dem Anſtande noch nicht zu nahe gekommen. Die Hofbäuerin erſcheint heute im Thalfriederhauſe als ein gedoppeltes Weſen. Der Wöchnerin gegenüber, wie ſchon bemerkt, als Gevatterin mit praktiſchen Rathſchlägen wohl verſehen und überall beiſpringend, die alte Sitte, die Schicklichkeit überwachend, ſtets achtend, daß z. B. die Wöchnerin mit der linken Hand nicht an das Geſicht fahre, daß der Neugeborne von keinem unberufenen Auge angeſtarrt, daß deſſen Bad mit den gehörigen Zukommniſſen und Weihepſprüchen bereitet werde. Das iſt ein wichtig' Amt, gehört eine ein- und umſichtsvolle Frau dazu. — Dem Kinde gegenüber aber erſcheint die Hofbäuerin als Godl, ausgerüſtet mit aller Fürſorge und Liebe und Zärtlichkeit, mit kräftigen Segensſprüchen und weichen Windeln und endlich mit einem zierlichen Packetchen, gewahrſam verſchloſſen und

hellroth bebändert, in welchen — nein, Alles auszuplaudern, das sollt ihr doch nicht von mir verlangen.

Ich sage nur das: es ist sehr unartig von dem Neugebornen und es verräth sehr wenig Erziehung, daß er der so vortrefflichen Godl so häßliche Gesichter schneidet und ihr allbeide Ohren voll schreit von Dingen, die weder sie noch er selbst versteht.

Doch man sieht dem Jungen viel nach und er wird alledem in eine schneeweiße „Fatschen" mit einem hochrothen Streifen gewickelt, es wird ihm ein Häublein über den Kopf gestreift, das in seiner weißen, blauen und rothen vollendeten Schönheit allein schon der Mühe des Geborenwerdens verlohnt. Und weit mehr noch, der Junge wird in die mildreiche Verwahrniß der Godlarme gebettet und zur Kirche getragen. Wer ist es, der ihn vom Teufel losfagt, zu dem er gekommen, er weiß selber nicht, wann und wie? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Eingang in die Kirche ermittelt, die er benöthigen wird, er weiß selber noch nicht, warum und — ob? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Namen zutheilt, den er einst zu einem guten oder schlechten machen wird? Die Godl. Wer ist es endlich, der den jungen Erdbewohner unter das heilige Taufwasser hält, damit weggeschwemmt werde der Jude? Die Godl ist es. Und wer ist es zuletzt und allerletzt, der statt des Kleinen dem Pfarrer einen Zwanziger gibt für die heilige Taufe? — Kein Mensch kann jemals seiner Godl all' die Gutthaten erstatten!

Es bleibt aber nicht bei dem allein. Ein Nichtsnutz, wer einer umfangreichen Godl muthwillig die Röcke zählt; der Umfang berechtigt sich, sie hat ein großes Herz!

Kaum die Oktav vergeht, erscheint ein gewichtiger, hoch aufgeputzter, verhüllter Korb im Thalfriederhofe. Das feinste Backwerk, die größten Eier, die süßeste Butter, das fetteste Huhn! — Säugling, Säugling, dir gibt Gott deine Zähne um ein gut Jahrchen zu früh. Aber beruhige dich, deine Mutter hat deren einen Mundvoll, und was im Korb, kommt dir doch zugute.

Der kleine — welchen Namen hat ihm die Godl beschceert? ihr Mann heißt Josef: ist ihr denn, und mit Schick, der Josef auf der Zunge gelegen — der kleine Josef gedeiht recht prächtig; und alle Weihnachten kriegt er von der Godl sein Klevenbrot und alle Ostern seine rothen Eier und alle Pfingsten ein Körbchen Kirschen, und zu Allerheiligen ist ihm ein schön geflochtener, zierlich durchbrochener Allerheiligenstriwel gewiß. Und so oft der „Seppert" in das Laubhofbauernhaus kommt, wird ihm ein „Straublein" (Eierkuchen) gebacken und fein gezuckert vorgesetzt, und was er nicht an der Stelle mag verzehren, das steckt ihm die Frau Godl in den Sack. Und so oft ihm die Godl auf dem Schul- oder Kirchweg begegnet, mag er schon lugen nach einem Pfennig oder — kann er schon bitten — gar nach einem fingelnagelneuen Greschlein.

Der Josef wächst auf, „wie die Rüben auf dem Feld" und auf einmal bekommt er vom Schuster ein ganz närrisch' Paar Schuhe. Diese Schuhe laufen aus in der Nacht, aber nicht zu der Liebhofbauern-Godl, zu einer andern; laufen endlich gar am hellichten Tag zu ihr — es sind wunderliche Schuhe, es sind herzensgute Schuhe, es sind arge, böse Schuhe — es sind Freierschuhe.

Die Liebhofbauern-Godl geht das aber auch was an. Was sie wackeln kann wackelt sie zum Krämer, kauft ihm all' seine Sammt-Blumen und Papierröslein und Seidenbänder mit sammt den Schachteln weg, kauft ihm die feinste Leinwand ab, es ist schier keine fein genug, sie gehört für ihren Göden zum Brautpfaid.

Und am Hochzeitstage ist es auch, daß die Thalfrieberin ihrem Sohne ein gewahrsam verschlossenes, hellroth bebändertes Paketchen zusteckt. Es ist aber nicht von der Mutter, es ist von der Godl. Die Braut, die heute Alles öffnen darf was da kommt, und schon da ist, öffnet das Paketchen. Ein paar helllichte Thaler zwinkern ihr zu, oder gar ein rothwangig Dukatlein, und in einen heiligen Josef ist das Geld gewickelt; das Heiligenbild hat das Geld bewacht, daß kein böser Feind es hat anblasen mögen, daß es rein ist verblieben und ohne Verlockung und böse Begier, und daß der Segen Gottes daran hat gehalten bis zu diesem Tage; denn das Pathengeld, das „Kresengeld" eröffnet zum guten Anfang die Ausgaben des eigenen Hauses, oder wird mit dem Brautschmucke verwahrt im geheimsten Lädchen für Kinder und Kindeskinder.

Mit diesem Tage der Traumg verliert die Godl ihr Anrecht an dem „Göden". Sein Weib ist da, das muß und will sein Alles sein.

Aber wie der Joseph vorch von seinem Schuster auf einmal die närrischen Schuhe bekommen hat, näht ihm dereinstmalen eine Nätherin eine wundersame Pfaid. Er legt die Pfaid wohl an den Leib, pfeift leicht gar dabei ein lustig Liedchen. Die Fäden sind weich, umweben ihn so lind —

das Auge will ihm ſinken, ein letzter Athemhauch hebt alle Luſt und alles Leid aus tiefem Herzen. Die Sterbepfaid iſt es geweſen, und bald künden es drei Kirchenglocken, daß der Gräber grabe, daß der Nachbar bete.

Ein Weiblein hört's und hebt das Vortuch zitternd bis zu den Augen. Dann erhaſcht ſie ihren Stock und holpert dem Krämer zu: ihr Göd ſei geſtorben, ſie wolle einen „Ueberthan" (Sargtuch) kaufen für die Truhe. — — Ei! lebt die Liebhofbäuerin noch? — ja, ſie hat gewartet, um an ihrem Pathenkinde auch die letzte Pflicht noch zu erfüllen nach alter Sitte. Der Ueberthan, der unſeren Sarg umhüllt und dereinſt am Auferſtehungstage unſer Kleid ſein ſoll, der iſt nach der Väter Brauch die letzte Spende von der Godl.

Und dann bevor ſie, die Liebhofbäuerin, ſelbſt zur Ruhe geht, zieht ſie noch ein vergilbtes Leinwandſtück hervor; das möge man ihr — bittet ſie — über die Truhe breiten, es ſei ein Andenken von ihrer ſeligen Pathin.

—

Der Schleiderer-Hansel.

Der einsame Bauernhof in den Bergen hat so gut seine Schildwache, wie der Herrenpalast in der Stadt. Vor dem Eingange, ein Wenig abseits unter dem Dachvorsprunge, steht das Wachhäuschen, dem fremden Eindringling schallt ein rasches „Halt, halt, halt!“ entgegen und der Wächter schießt hervor, gegen die Beine des Fremden, aber ehe er noch sein Ziel erreicht, reißt ihn die rasselnde Kette zurück und das arme Thier röchelt und knurrt und kann sonst nichts thun, als durch sein Gebelle die Bewohner des Hauses auf den ungewohnten Ankömmling aufmerksam zu machen.

Auch heute schlägt der Kettenhund an; die Bäuerin läuft vom Herde weg, wischt sich in ihrer Schürze schnell die Hände rein und guckt durchs Fenster. Da klappert schon die hölzerne Thürklinke und herein schreit eine schneidige Stimme: „Schön guten Morgen, Bäuerin! dein Geldtrüherl mach' auf, der Schleiderer Hansel ist da!“

Wie der Mann aber dasteht mit seiner Rückentrage, so ist keine Menschenmöglichkeit, daß er zur Thür herein kann. Er selber freilich steht winzig klein unter dem wuchtigen, grauen Ballen über der Holzkraxe. So trägt der Atlas die Weltkugel; aber das ist ja auch eine Welt, was unser Mann schleppt; von allen Weiten trägt er eine Welt, eine ganz neue Welt von Dingen, Schätzen und — Wünschen herein in das stille, friedsame Bauernhaus der Waldberge.

Er ist ja — schaut ihn nur recht an, er ist nicht in der Gebirgstracht, er trägt hohe Stiefeln, in welchen das schwarze Beinkleid steckt, ein dunkle Weste mit einer Reihe von Patentknöpfen und einen kurzen, bläulichen Spenser, er trägt ein rundes Hütchen mit schmaler, aufwärts geringelter Krempe, er hat einen langen, kräftigen Hals und ein hageres, braunliches, bartloses Gesicht mit vielen, wagerechten Runzeln an der Stirne, über welche das graurende, spärliche Haar niederhängt. — Es ist ja der „Krainer". In Krainland ist er daheim, hat Haus und Feld unter den Meraßen, aber so mager, daß er mit dem Ackern und Säen, oder Ernten bald fertig ist. Dann verläßt er Weib und Kind, trägt eigen Erzeugniß davon, oder kauft sich allerlei Waaren ein in den Städten und geht damit hausiren im Gebirge, wo die Leute abgesondert sind und oft gar keinen Kaufmann unter sich haben, als den Schuhnagel- und den Bandelkrämer.

So ist er jetzt da. Er hat sachverständig seine Trage im Vorhause auf dem Lehmboden niedergelassen, und schiebt sie jetzt schiefseitig zur Stubenthür herein. Nun ist auch schon das ganze Hausgesinde da. Es mag im Hofe eine noch so stramme Herrschaft walten, wenn plötzlich der Ruf erschallt: „Ein Krainer kommt! der Schleiderer Hansel ist da!" so ist es gethan um alle Ordnung; der Stallbub lauft von seiner Streu weg; die Kuhmagd von ihrem jüngsten Kälbchen; der Bauer selbst thut seine Hände auf den Rücken und geht, wenn auch gelassen, all' den Anderen nach in die Stube hinein.

Die Bäuerin hat wohl zehnmal gesagt: „Thu sich der Hansel keine Müh' machen mit der Kraxen, thu der Hansel nicht auslegen, wir mögen nichts kaufen; 's ist just halt das

Geld so viel klug." Der Schleiderer-Hansel schnürt ruhig den großmächtigen Ballen von der Holztrage ab und hebt an, ihn langsam aufzumachen und die Dinge auf dem großen Tisch auszustellen. Er merkt es wohl, wie die Bäuerin schon herschielt auf die Schätze, wie die Mägde schon alle lange Hälse machen nach den bunten Baumwollstoffen, nach dem „Blaudruck"; nach dem gestreiften „Kittelzeug", nach dem Taffet; und jetzt kommen gar die großen breiten Schachteln mit den seidenen Halstüchern, so flammenhell leuchtend und so roth, wie noch gar nichts so Rothes im Hause gesehen worden ist.

Das ist jetzt ein Lispeln und sachtes Naherücken an den Tisch und die Bäuerin fühlt, daß sie der Welt Verlockungen allein nicht mehr widerstehen kann und sie ruft den Bauern zur Hilfe.

Der Bauer aber hält sich fern, so lange als möglich, er hat in der Zeugkammer, auf dem Kornboden zu thun, und an allen andern Ecken und Winkeln, er weiß wohl, wie theuer ihm heute der Eintritt in seine bluteigene Stube zu stehen kommt. Dennoch aber — er braucht Hosenträger, er braucht eine gestreifte Baumwollhaube — ein Druck und Ruck an der Klinke und er steht in der Stube.

Nun wären die Gänse alle da, und der gute Krainer hebt an zu rupfen.

Einen färbigen Wollenstoff facht er auseinander und legt ihn über den ausgestreckten Arm, daß er schimmert und herrliche Falten wirft. „Das wär a Bißl a Röckel!" sagt er halblaut, „das Neueste jetzt, aber im Mürzthal draußen trägt schon jede Großbäuerin ihr Wollenröckel, ist auch schon mein letztes Stück. — Sehr sauber!"

„Wohl rechtschaffen ja," meint die Bäuerin, „aber wird halt so viel unmöglich theuer sein."

„Das Allerwohlfeilst, Hausmutter, wenn man's nimmt; zehn Jahr könnt ihr's tragen auf die hohen Feste, und nachher erst auf alle Sonntag, ei freilich! freilich! die Felberwirthin im Thal trägt ihr Wollenjöppel schon über fünfzehn Jahr, heißt das, einen anderen Stoff, weil der schon gar der neueste ist; — ja wohl und zuletzt, mögt ihr's selber nimmer tragen, könnt ihr Kinderspenserln daraus machen. Ich sag's auf Ehr, Bäuerin, 's ist ein wohlfeil' Einkaufen, und ich geb's um den Weberpreis, weil's das letzte Stückel ist. Kaufet, Leut, kaufet, der Schleiderer-Hansel ist da!"

„Ihr thät mir schreien, wie ihr wollt," meint der Bauer, „aber das hellblaue Wollenzeug schreit so viel arg in die Augen; das will angreifen. Und du, Bäuerin, gelt, du wirst so viel barb werden auf mich, wenn ich dir so ein Jöppel wollt kaufen." Einen unbeschreiblichen Blick von Schalkheit und Glück richtet die Bäuerin bei diesen allverheißenden Worten auf ihren Mann und er hebt nun an zu feilschen. Kaum ein Viertheil des Verlangten bietet er für die Waare; da ist der Krainer wohl recht entrüstet; auf der Welt das größte Unrecht geschieht ihm — kopfschüttelnd über die Verblendung der Menschen beginnt er die Waaren einzupacken. Der Bauer nähert sich immer mehr der Thür zum Davongehen und das Weibervolk wird immer kleinlauter. Der Hausirer wirft schon seinen Strick um den Ballen, aber noch einmal läßt er die Hände ruhen, wendet sich um und sagt dumpf: „Seid christlich, Bauer, 's ist euere gute, von Gott angetraute Hauswirthin." Nicht seiner Waare wegen, aber die Verlassenheit

der Bäuerin geht ihm zu Herzen und er weiß, wenn er den Bauer auf diesem Wege drängt, dann kann er nicht mehr weichen.

Der Bauer kehrt richtig wieder um, und das Feilschen wird neuerdings aufgenommen; der Bauer rückt aufwärts, der Krämer abwärts. Ungefähr in der Mitte kommen sie zusammen, da reißt der Krämer seine geschnallte Trage wieder auseinander, greift hastig nach der Elle, mißt einen ganzen, kleinen Berg von blauem Wollenstoff auf den nebenstehenden Lehnstuhl, und die Scheere, oder ein schnalzender Riß zieht die Grenze zwischen Mein und Dein. Nun merkt der Bauer wohl, der Gang in die Kammer um die Brieftasche ist unerläßlich, kann auch nicht mehr aufgeschoben werden. Ja, es ist sogar angezeigter, er beeilt sich, denn die Bäuerin wird überraschend schnell intim mit dem Krämer, und zupft an den verschiedenen Leinwandballen, blättert in den großblumigen Kopf- und Halstüchern, wühlt in der Zwirn- und Bänderschachtel, und naht immer mehr und mehr den flammenden Seidenstoffen. Das ist eine fruchtbare Zeit für des Krämers Rechnung und diese wächst von Minute zu Minute, und die sachverständige Bäuerin hat sich, höchlich unterstützt von der Zungenfertigkeit des edlen Krämers, eine artige Auswahl von Allem bei Seite gelegt, bis der Bauer mit der Brieftasche kommt.

Der Krämer wird immer wärmer, „der Schleiderer-Hansel ist da!" ruft er, „und heut ist der vierzehn Nothhelfertag (oder der goldene Freitag, oder was Anderes, das ihm Anlaß gibt), heut' verschleudert er Alles, der Schleiderer-Hansel!"

Während all' dem berechnen die Mägde still das Verhältniß ihres Jahreslohns zu etwa so einem Seidentüchel. Sie

rechnen mit den Fingern die Gulden, aber die Küchenmagd hat an all' beiden Händen nicht so viel Finger, sie muß auch noch die zwei Schürzenzipfe zu Hilfe nehmen: zwölf Gulden hat sie Zahlstehn! Sie denkt, wenn es sich wirklich und wahrhaftig zutrüge, daß man drei oder vier Gulden hinopferte für so ein vornehm' Ding, so sei das freilich, wie ein ganzes Vierteljahr und mehr, aber man hätte hernach immer noch so viel wie Andere, die nicht just „für die Küche" sind. Ei, sie will aber doch lieber sparen, denn achtzig Gulden muß Eins wohl beisammen haben, will man an's Heiraten denken. Sie hat ihren Drang schon völlig besiegt, und will sich wegwenden von den eitel' Schätzen — da läßt der Krämer das schönste und brennendste Seidentuch auseinanderflattern und wirft es kundig um den Hals und über den Busen der Magd. Nun ist diese verloren, sie sieht das schöne, große Flammenherz über ihrer Brust, auf ihren Wangen spiegelt sich der ganze Seidenstoff, in ihren Augen leuchtet lodernde Glut, Alles hat das Seidentuch entzündet. Die gute Magd hat kaum so viel Geistesgegenwart, daß sie ein wenig seitschte, die Anderen müssen es für sie thun, sie fliegt nur gleich in ihr Kämmerlein, in ihrer Bettdecke oder in dem Kopfpolster — sie weiß es selbst nicht schnell — hat sie ihr Exivartes eingenäht.

Und wie sie dann das Seidentuch hübsch zusammengefaltet und in weiches Papier gewickelt in der Hand hält, und zuweilen ein wenig hineinguckt zum zarten Stoff mit der glühenden Farbe, da kann sie's immer noch nicht glauben, daß sie zu so großen Dingen auserkoren.

Nun die reichsten Bäuerinnen tragen sonst Seidentücher um den Hals, und das nur an den höchsten Festtagen; wenn

nun zum nächsten Frohnleichnam gar sie — die Küchenmagd, mit so einem ins Dorf kommt — werden aber da die Burschen gucken!

„He da, he, der Schleiderer-Hansel ist da!" schreit der Krainer wieder, und wie viel Geld er auch schon einkassirt haben mag, er denkt noch lange nicht an's Packen.

Die Knechte poltern herein, ein paar haben wohl gar die klappernden Holzschuhe an.

Jetzt ein ander Bild, jetzt kommen die Mannsleut, denkt sich der Krämer und zieht aus seinem Tragkasten ein Lädchen heraus, voll von Taschenmessern, Geldbeutelchen, Tabakspfeifen und allerlei Rauchzeug. Und Hosenhälter, und Baumwollhauben und Sacktücher in Menge sind da, und Handspiegel und Kämme und Rasirmesser und Uhrschlüssel, kurz Alles was schön, nutzbar und wünschenswerth ist.

Der Knecht nimmt wohl so einen Gegenstand in die Hand und wendet ihn langsam und besieht ihn von allen Seiten und spekulirt, wie das gemacht worden ist. Da darf der Schleiderer-Hansel sein Mundwerk keinen Augenblick stehen lassen über „die feine ausgezeichnete Waar", sonst läuft er Gefahr, daß der Knecht, hat er das Ding nach Herzenslust besehen, dasselbe wieder in das Lädchen zurückgleiten läßt. Des Knechtes wirthschaftliche Verhältnisse sind nicht sowohl bestellt, als die der Küchenmagd. Zwar — Gott sei Dank — müßte er mindestens sechs Hände haben, wollte er seine Jahrlohngulden an den Fingern abzählen, aber er hat Auslagen, von denen das Weibervolk keine Ahnung hat. Da ist der Tabak, das Pfeifenzeug, die allmonatliche Sackuhrreparatur, am Sonntag die Schenke, da sind die Schuhnägel für sich

und seine Maid und andere Kleinigkeiten, die versorgt sein wollen, bis sie groß sein werden. Es hält schwer und schier den Zungenkrampf kriegt der Krämer bis er's so weit bringt, daß sich Einer vielleicht doch einen Taschenveitel kauft.

„Der Schleiderer-Hansel ist da, und heut wird auf Schaden verkauft!" schreit der Mann wieder und sucht seinen Waaren nochmals die vortheilhafteste Lage zu geben, aber der Thüren sind zwei aus der Stube, durch welche sich seine Kundschaft nun nach und nach zurückzieht.

Doch noch einmal geht ihm ein leuchtender Stern auf. Er hört johlen und poltern, die Thür springt auf, die Kinder sind da.

Daß sie zuerst über den fremden Mann und den seltsamen Berg auf dem Tisch ein Wenig verblüfft sind, dauert nicht lang; wie die gute Hausfrau auch wehren mag, sie klettern auf die Bank' und Stühle, und der Krämer weiß gleich die freundlichsten Worte für Jedes, und zieht schmunzelnd eine ganz besondere Lade aus seiner Kraxe. Die ist erst aller Herrlichkeit voll: Blaserfeifchen, Mundharmoniken, Puppen, blutreibe Reiß und Reuter auf Wägelchen stehend, und grüne Vögel, die wisperten, wenn man ihnen in den Schweif bläst, und „Stehhansel", die nicht liegen und stürzen bleiben, und thate man sie zehnmal umlegen und auf den Kopf stellen.

Da schlägt die Bauerin die Hände-zusammen und ruft schier verzweifelt: „O du meiner Tag', jetzt ist schon das Wahre! So thut doch euere vertrackte Kramel einmal weg, Krainer! ihr wißt einen Klenkas, wie Eins nachher mit den Kindern fertig wird."

Da schleichen und hüpfen die Kleinen schon um die

Mutter herum und schmeicheln und betteln um so ein Roß, um eine Harmonika, um einen Vogel, um Alles; und der Krämer sagt: „Freilich, freilich kauft euch die Mutter was, ihr seid ja frei so viel brav! Hebt schon an und geht in die Schul, gelt? Du Dirndl, geh her zu mir! wie heißt denn, he? Nani heißt? Nu, weil du Nani heißt, so muß ich dir was schenken, seh!" — er gibt ihr so ein Dingelchen, das sie „Stehhansel" nennen. Die Kleine hat ihren Finger im Mund, macht ein ganz verblüfftes Gesichtchen, und getraut sich das längliche Knöpfchen kaum anzugreifen. „Schau," fährt er dann fort, „ich hab' auch so ein klein' Mädelein daheim und dasselbe heißt auch Nani, und ein Bübel auch, just so wie der dort, der propere Bub. Mußt dich nicht fürchten, Kleiner, ich thu dir nichts, ich hab' die kleinen Leut rechtschaffen gern."

Und so fährt er fort, der Schlaue, und weiß wohl, warum er so thut. Die Kinder werden zutraulich und gewinnen Muth zur nachdrücklichen Bestürmung der Mutter; und die Bäuerin wird mild und wohlwollend gestimmt gegen den Mann, der sich durch Hausiren seine Sach mühsam erwerben muß, weil er zu Hause auch eine liebe Familie zu ernähren hat.

Die Bäuerin steht abseits von allen Einnahmen der Wirthschaft; der Bauer nimmt für Alles ein, und gibt für Alles aus. Die Bäuerin hat nur eine einzige Geldquelle: die Hühner. Eine gute Henne legt durchschnittlich jeden zweiten oder dritten Tag ein Ei. Die Eier werden von der Wirthin oder der Pfarrerköchin zu Kreuzern gemacht. Und solche Kreuzer sind es, die nun die gute Bauersfrau hervorholt, um ihren Kindern eine höchste Freude nicht zu versagen. Nun endlich

sind sie Alle zufrieden, und der Hausirer schnallt seine Trage, thut sie mühsam vor die Thür hinaus, denn gar viel kleiner kann sie in einem Hause nicht werden, und hätte sie noch so viele Wünsche befriedigt.

Der Abschied wird völlig rührend. „Behüt euch Gott All' miteinand!" sagt der Mann, „Nichts für ungut, schön gesund bleiben, beisamm! Ueber den Winter hinaus, wenn mir der lieb' Gott das Leben erlaubt, steig ich wieder daher und bring allerhand schöne, nagelneue Sachen mit, und wohlfeil. Thut nur einen Beutel voll Geld richten für den Schleiderer-Hansel!"

Dann ladet er auf und geht von dannen, und lange sieht man den hohen, grauen Wallen des Weges hin noch wandeln und wanken, und der Kettenhund bellt, bis die Erscheinung verschwindet.

Im einsamen Bauernhofe aber ist Alles noch eine Zeit lang berauscht von dem Glücke des neuen Besitzes, den eine kleine Welle aus dem reichen, wogenden Meere der Welt herangeschwemmt hat.

—

Die Schmalz-Paters.

Bauernhabe ist ein eigen' Ding; der Bauer trägt es sich in's Haus, der Fremde schleppt es wieder hinaus.

Die Gebirgswege sind schlecht und steinig, aber Herr von Nimmweg hat gute Beine und findet seine Pfade, wenn es was zu holen gibt.

's ist ein schwierig' Wandern für die Zwei dort, die in ihren braunen Kutten mit den großen Zinnbüchsen auf dem Rücken dahinschreiten. Der Eine sinkt zuweilen bis über die Knöchel in den Schlamm des Weges, und tritt manches Steinchen auseinander mit seinen Sandalen, denn er ist behäbig und fällt schwer ins Gewicht vor Gott: und dabei ist er so gottlos, frevelhaft, daß, wenn's auch nur langsam vorwärts geht, er sein Bäuchlein mit der Weltkugel vergleicht und ausruft: „Und sie bewegt sich doch!"

Sein Begleiter ist dünn wie der Schatten eines Zaunsteckens, und käme die Schwere der Zinnbüchse nicht in Betracht, er zerträte leicht keine Ameise auf dem Boden. — Ich küß' die Hand, Ehrwürden!

Im Bauernhofe werden sie schon bemerkt, und: „Die Schmalz-Paters kommen!" tönt es durch das ganze Haus; da eilt die Bäuerin geschäftig ordnend durch Stub' und Küche, und der Bauer rückt die alte, schier verschollen gewesene Bibel in Sicht auf den Hausaltar, und die Mägde wischen eilig ihre Hände rein an den Schürzen, und die Kinder tauschen unter Beihilfe der Großmutter ihre geflickten Werktagsjacken

gegen die Sonntagsjöpplein und jubeln dabei — aber die Vorrathskammer seufzte aus tiefem Herzensgrunde.

Der vor Gott und Menschen Gewichtige mit der Weltkugel tritt zuerst ein. Er geht schon viele Jahre lang als Sammler und kennt seine Leute.

„Gelobt sei der Herr und dem Hause Glück und Ehr!" Das ist sein Gruß, und diesem setzt er bei: „Zwei arme Priester mit dem Wanderstab thäten bitten um eine kleine Gab von dem, was Gott der Herr gesegnet hat auf Berg und Thal, im Kasten und im Stall; die Gab' kommt für die barmherzigen Brüder zur christlichen Krankenpfleg' für Seel' und Glieder; auf daß euch Gott der Herr die Sünd' verzeih' und fernerhin seine Gnad' verleih!"

Da sind Alle mäuschenstill und schleichen heran, Eins nach dem Anderen, um schamig den Paters die Hand zu küssen. Diese heben sofort ihre Zinnkübel ab und setzen sich daneben hin auf die Bank, und während der Zaunsteckenschatten fromm ergeben seine Hände in den Schoß faltet, hebt der Andere schon mit den Kindern zu schäkern an. Diese sind gar schüchtern, ziehen sich zurück bis an die Wand und thun ihre Finger in den Mund, als wären sie lauter Zuckerbretzeln. Da sie aber das Gesicht des Paters gar so licht und heiter lächeln sehen, schier wie den lieben Vollmond über der Weltkugel, so schleichen sie nach und nach heran, werden zutraulich, sagen ihre Namen und verschwärzen sich wohl gar einander auf die Frage, ob sie brav seien. Da erzählt das Büblein etwa vom Geier, der eine Henne gestohlen, von seiner Schwester, die der Mutter ein Ei zer-

brochen, und das Mädchen verräth, um sich an dem plaudernden Bruder zu rächen, daß dieser just gestern von der Mutter Eins auf den Rücken kriegt, weil —

So heben sie schon von Kindheit auf an, fremde Sünden zu beichten.

Der Hausvater will leutselig mit dem Dürren ein Gespräch anknüpfen, er erzählt z. B., wie er sein Lebtag auf diesem Berg droben sitze, daß sein Großvater dieses Haus hab' erbaut und wie aber die Wände schon wieder recht arg wurmstichig seien, man sähe das gleich dort an der Wand. Und er weist gegen die Ecke am Tische, wo der reichgezierte Hausaltar ist, mit dem Kruzifix, mit dem Wachsstock, mit der Bibel — auf daß es der gute Pater doch merken sollte, in welch' einem christlichen Hause er sich befinde.

Allein der Mann Gottes kümmert sich weniger um den Hausaltar, als um den geschäftigen Schritt der Bäuerin, den man im Ueberboden hört. Er weiß es, jetzt holt sie Weißbrod, Käse und Butter und steigt zuletzt gar in den Keller hinab um ein gutes Tröpfel.

Und wahrlich, er hat sich nicht getäuscht; bald kommt die Hausmutter, deckt den Tisch mit einem schneeweißen Tuch, bringt Weißbrod, Käse, Gugelhupf, und setzt noch einen großmächtigen grünen Krug dazu, der fast zu sorglich und vielsagend hingestellt wird, als daß darin gewöhnliches Brunnenwasser zu vermuthen wäre. Auch ist bei gewöhnlichem Brunnenwasser das Aeußere so eines Kruges stets feucht und betropft, während hier — — Es sind also alle Anzeichen da, daß — —

Inniger faltet der Zaunsteckenschatten die Hände und der Dicke, obwohl ein wenig gegen den Tisch schielend, setzt erhöhten Eifers seine Unterhaltung mit den Kindern fort und überhört die Einladung zum Tische ganz und gar.

Trotzdem braucht es keine außerordentlichen Zwangsmittel, die ehrwürdigen Brüder zum gedeckten Tisch zu bewegen, und der angeborene Wissensdurst läßt dem Dürren keine Ruhe, bis er sich nicht überzeugt, in wieweit seine Vermuthungen bezüglich des Kruges begründet sind. Ein inniges Falten der Hände nach dem Trunke, ein seliges Emporheben des Blickes zu Gott beweist die vollste Befriedigung seines kindlichen Gemüths.

Der Dicke hingegen ißt und trinkt, ohne dabei an den Genuß zu denken; er beschäftigt sich immer in leutseligster Weise mit den Kindern, mit der Hausfrau, und sieht überall den Gottessegen, der in einem so gastlichen, freigebigen Hause ja unausbleiblich ist.

Indeß, die Hausfrau ist schon wieder davon und kommt erst nach einer Weile mit einer schön aufgeputzten Butter, mit einer geselchten Schinkenkeul', mit feinausgekämmten Flachsbündeln, aber sie geht damit nicht zum Tisch, bescheidentlich stellt sie die Gegenstände neben die Zinnkübel hin und sagt ganz leise: „'s ist halt just nit gar viel; wenn Hochwürden thäten zufrieden sein, und uns wollten einschließen in die heilige Meß, und über's Jahr wollen wir schon schauen, daß wir wieder was haben."

Der Hausvater hat seine Brieftasche hervorgeholt, und lugt mit einem Auge so hinein, und da drin ist eine Banknote, die gottswahrhaftig just so ausschaut, als wie, wenn sie

nicht getauft wär — da muß Eins den papiernen Juden wohl gleich in die Hände des geistlichen Herren abliefern, der kommt mit dem Zeug schon zurecht.

Das heitere Pfäfflein legt seine Hände segnend auf die Weltkugel und läßt seinen Vollmond leuchten; das andere vergießt eine Thräne der Rührung über die göttliche Vorsehung, die alltäglich die Spatzen speist auf dem Dache und die bettelnden Pfäfflein.

Jetzt thut der Dicke eine Ledermappe hervor, und da machen die Kinder schon lange Hälse und halten den Athem an.

„Leuerle, kennst die da?“ sagt der Pater zum Mädchen und hält ihm ein buntgefärbtes Heiligenbildchen hin, „das ist die heilige Magdalena. Darfst mir aber ja nicht so werden, wie die da. Mußt dich, wirst einmal größer, nicht verführen lassen von den bösen Buben!“

Das Kind blickt den Mann groß an. — „Aber von den guten Buben?“ fragt es endlich schüchtern. Da lacht der Pater gewaltig auf und schreit: „Wird schon die Rechte, die!“ Und das Mädchen wird über und über roth, und weiß gar nicht warum.

Hierauf kriegt Jedes das Bildchen seines Namenspatron's und die Bäuerin extra ein hellfunkelndes Kreuzlein auf die Brust, und der Bauer einen echten Jerusalemer Rosenkranz, Alles hochgeweiht und Alles für das nichtig Stückel Fleisch und Butter da.

Der kluge, alte Haushund aber sitzt vor dem Tisch auf den Hinterfüßen und zieht den Schweif ein, und merkt auf die Vorgänge, die ihm nicht gefallen; es ist Geschmackssache,

aber er, der Hund, muß sich aufrichtig gestehen, so ein nichtig Stückel Fleisch und Butter wäre ihm lieber, wie alle Heiligenbilder und Rosenkränze im Himmel und auf Erden.

Und noch während sie unter der lehrreichen Erläuterung des Paters auf den Bildchen den Rost des heiligen Laurentius, das Rad der heiligen Katharina, den Kessel des heiligen Vitus und den Kelch der heiligen Barbara bewundern, schleicht der Haushund unter den Füßen hin gegen die Butter — gegen die Schinkenkeule — da thut in demselben Moment der bisher stummgebliebene Zaunsteckenschatten einen fürchterlichen Aufschrei und deutet gegen das Entsetzliche hin . . . hat das Rabenaas wollen den schönen Schinken schnipfen!

Da merken die Paters wohl das Unersprießliche ihres Sammens und bringen die Gottesgabe sogleich in ihre Zinnbüchsen zur Sicherheit.

Der Bauer hängt den Rosenkranz an die Wand und denkt, nächsten Samstag wird er herabgebetet, daß schon all' des Teu — Teichgräber ist mein Vater gewesen!

Und die Bäuerin lugt allfort verstohlen auf ihr Kreuzlein; das muß ein werthvoll' Ding sein. Sie schiebt dem Pater, während er aufpackt, noch einige Eier zu; da weiß der gute, weinselige Mann Gottes seine übersprudelnde Dankbarkeit nicht mehr anders auszudrücken, er legt seine Hand an das Kinn des Weibchens und läßt sie niedersinken zum Halse und so weit sie gerne sinken mag. Und am Busen befestigt er ihr noch ein ganz besonderes „Brevierl" mit der wahrhaftigen Zellermutter.

Und so ziehen die Schmalzpaters davon und weiter von Haus zu Haus, bis die Zinnkübel voll sind. Dann

kehren sie heim in's Kloster zu den übrigen barmherzigen Brüdern und gedenken noch lange der Wege, die sie in Weltfreude gewandelt sind, und die wir ihnen wahrlich gerne gönnen — denn in den meisten Fällen kommen die gesammelten Spenden wirklich den armen Kranken zu Gute.

Und dieses Bewußtsein bleibt zuletzt auch im Bauernhause der einzige Dank, denn die Heiligenbildchen sind bald entfärbt und zerrissen, das Kreuzlein ist glanzlos und blaß und am Jerusalemer Rosenkranz zählt es der Bauer ab, wie oft er lächelnden Pfäfflein schon aufgesessen ist.

—

Der Wunderdoktor.

Ich habe einen Winkelbader gekannt, der ist ein Kurpfuscher gewesen, und Wunderdoktor haben sie ihn geheißen.

Auf der Berghalde eben hat er sein Haus gehabt, da sind alle Lahmen und Siechen zu ihm hinaufgestiegen. Die Hoffnung ist ihre Krücke gewesen. Und der Wundermann hat geheilt mit Pechöl und Arnikawurzeln. Wer glaubt, wird selig, das gilt für kranke Seelen; und wer vertraut, wird gesund, das gilt für kranke Leiber. Naturgemäßes Verhalten und ein zuversichtliches Gemüth sind die besten Medizinen; das naturgemäße Verhalten hat der Arzt an seinem Kranken stets zu überwachen; das zuversichtliche Gemüth bringt er ihm klugerweise in den Medizinflaschen bei: alle Stunde ein Löffel voll.

Wie hat aber der Wunderdoktor von der Berghalde sich das Vertrauen seiner Klienten verschafft?

Erzählen wir es durch Beispiele und geben wir dadurch ein allgemeines Bild von dem Kurpfuscher, der in jedem Winkel des Landes sitzt und die Leute narrt und „heilt."

Das Verhältniß zwischen ihm und seinen Klienten ist durch ein paar Beispiele leicht dargestellt. —

Der kranke Thalbrunner keucht den Berg heran; der Bader sieht's, eilt auf den Tachboden über der Stube, legt sich dort hin auf das Brett und sein Ohr an die Fuge.

Der Thalbrunner stelpert in die Stube.

„Gelobt sei —“ schnauft er; der „Jesu Christ“ bleibt schon in der abgemarterten Lunge drin stecken.

„In Ewigkeit,“ sagt die Baderin, „was ist dem Thalbrunner sein Begehr?“

„Brauchen,“ meint der Bauer, „brauchen thät ich was,“ und deutet auf die Brust und setzt sich gleich auf die Ofenbank; denn das ist bei den Bauern gut eingerichtet, daß man nicht erst auf eine Einladung zum Niedersitzen warten muß, und daß die Ofenbank gebaut ist, zum Troste aller Müden.

„Wo fehlt's denn?“ frägt die Baderin recht christlich theilnehmend.

„Mein, wo fehlt's,“ entgegnet der Thalbrunner, „fehlt schon völlig überall. So viel drucken thut's mich auf der Brust, das Essen schmeckt mir nicht; Schlaf hab' ich keinen, und so ein tolles Stechen in der Seiten, daß ich immerigmal glaub': aufschreien muß ich. — Jetzt ferb' (kränkle) ich schon gleim an die zwei Jahr; angewendet hab' ich Alles, helfen thut Nichts. Bei den Stadtdoktor'n bin ich schon gewesen; probiren thun sie die närrisch'sten Mittel — kennen thut's gar Keiner, was mir fehlt. Jetzt haben die Leut' gesagt, zum Bergbader sollt' ich gehen; wollten ihn die Doktor'n aus Neid auch nicht badern lassen, verstehen thät er doch was und gescheidter wär' er, wie zehn Doktor'n in der Stadt. Kannst es ja probiren, denk' ich, und bin halt heraufgestiegen. Hab' aber gemeint, die Füß' wollen mich nicht tragen, und im linken Bein hab' ich ein gottsträflich Jucken.“

Die Baderin hat sein Anliegen mit Geduld gehört, dann sagt sie: „Thu' der Thalbrunner halt ein Eichtel warten,

mein Alter iſt hinaus in den Wald gegangen, wird wohl bald heimkommen."

Braucht aber juſt nicht gar lange zu warten, der Thalbrunner auf der Ofenbank. Der Bader iſt vom Dachboden in die Kuche geſchlichen, hat dort ſeinen Hut in den Waſſerzuber getaucht. Bald hernach geht die Thür auf, der Bergbader mit Hut und Steck tritt langſam herein, lehnt den Steck in den Winkel, ſchnellt mit einigen Schwingungen das Naſſe vom Hute ab und murmelt; „Ein rechtes Hundewetter das! — Bigott, es regnet ja draußen."

Dann wendet er ſich zum Thalbauer: „Was bringſt mir denn du?"

„Mein, was werd' ich bringen? Viel Nutzes nit!" verſetzt der Thalbrunner und zieht aus der Bruſttaſche ein Urinfläſchchen. In jener Gegend geht Keiner ohne Urinfläſchchen zum Arzt, da drin liegen ja die Zeichen der Krankheit und ein guter Bader kennt ſich dabei ſchon aus. Hören wir nur.

Der Bergbader nimmt das Fläſchchen, hält es eine Weile gegen das Fenſter, murmelt: „Hm, hm!" ſchüttelt es und murmelt wieder: „Hm, hm!"

„Biſt ſchon gut über ein Jahr krank, Thalbrunner, biſt auch ſchon bei den Stadtdoktoren geweſen."

„Freilich, freilich," klagt der Bauer und denkt ſich: „verſtehen thut er's doch, das ſieht man gleich."

„Wirſt nicht viel Appetit haben?"

„Freilich, freilich nicht."

Der Bader ſchüttelt wieder an dem Fläſchchen. „Mit dem Schlaf wird's etwan auch ſchlecht ausſchauen?"

„Ei, freilich, freilich, mit dem Schlaf auch, das ist wohl war.“

„Hast nicht dann und wann so Seitenstechen?“ frägt der Bader ruhig.

„Ja, das ist gewiß!“ schreit der Thalbrunner auf, „und das tüchtig auch noch.“

„Und hast nicht zuweilen so ein Jucken im Bein?“

„Jesses, freilich, freilich!“ schreit der Bauer noch lauter und ist gar entzückt über die Weisheit des Bergbaders, der all seine Leiden aus dem Urinfläschchen zu lesen versteht.

„Auf der Brust wird's halt fehlen. Zuletzt hast den Herzwurm!“ meint der Bader und macht ein sehr ernstes Gesicht.

„Den Herzwurm! wiederholt der Bauer; von dieser Krankheit hat er noch nie etwas gehört, und den Stadtdoktoren ist's bei all ihrer Studiertheit nicht eingefallen.

„Den Herzwurm,“ sagt er dann noch einmal, „ja, dasselb kann auch sein!“

„Ja, Thalbrunner, der muß umgebracht werden,“ meint der Bader, „sonst wär's gefehlt. Nu, will's probiren, hast von den unrechten Medizinen nicht schon zu viel Gift im Leib, so wird's schon recht werden.“

Hierauf ist der Thalbrunner glückselig. Helfen thut der Jedem, wenn er nur will, denkt er sich. Er bekommt sofort große Pechölpflaster mit, die hat er aufzukleben an Brust und Seite und Magen überall, wo es juckt und schmerzt. Fünf Zwanziger sind nicht zu viel für so Pflaster! Gleich wird eines an die Brust geschlagen und unterwegs nach

Hause ist dem Manne schon bedeutend besser. „Ja, das ist ein Bader, der versteht's!" sagt er zu Allen, die ihm begegnen, und des Bergbaders Ruhm wird getragen von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal. Viele die zu ihm kommen, werden gesund, und Viele sterben. „Sie würden nicht sterben, sondern auch genesen", sagt der Bader vom Berge, „aber sie haben schon zu viel Gift von den Doktoren im Leib."

So lebt der Bader vom Berge und er lebt gut. Er ist zwar nie im Lehrsaal gesessen, aber um so öfter im Arrest; Mancher, den er in's Grab geliefert, hat ihn in's Loch gebracht. Indeß heilt der Kurpfuscher verhältnißmäßig viele Patienten, denn er heilt sie, wie obiges Beispiel zeigte, mit ihrer eigenen Zuversicht. Und so unrecht hat er nicht. Die Medizin verliert ohnehin an Bedeutung und ein Pechpflaster schadet in den wenigsten Fällen. Im Gegentheile, ein Pechpflaster in gleichmäßiger Temperatur drei Tage lang auf dem Arme heilt sogar den Schnupfen.

Darf ich noch eine Anekdote vom Bergbader erzählen? Lag er auch eines Tages auf dem Dachboden und legte sein Ohr an die Ritze. Trat ein Bäuerlein in die Stube, klagte der Baderin, sein Weib sei über die Stiege gefallen, sechzehn Stufen hoch, habe sich greß weh gethan, und liege daheim im Bett.

Bald kam der Bader vom Felde heim; er rieb sich mit dem Tuche die Erde von den Händen — er mußte geradewegs vom Pfluge kommen. Das Bäuerlein überreichte ihm sofort das gewisse Fläschchen.

Der Bader hielt es vor das Licht. „Iſt ein Weibaz," ſagte er.

„Ja, iſt mein Weib," entgegnete das Bäuerlein.

Der Bader ſchüttelte und fuhr fort: „Iſt juſt nit mehr jung."

„Gar nit, gar nit mehr," ſagte der Alte.

— „Ei, der Tauſend!" murmelte der Bader und blinzelte mit einem Auge durch das Gläschen, „die iſt zuletzt gar wo herabgefallen."

„Richtig, über die Stiege iſt die arme Haut gefallen."

„Und von bedeutender Höhe," ſetzte der Bader bei, und ſchielte, „mag wohl ſo über fünfzehn Stufen" —

„Ueber ſechzehn," verbeſſerte das Bäuerlein treuherzig, „über ſechzehn iſt ſie gefallen. Iſt aber leicht möglich, daß ſich der Bader ein klein Stückel geirrt hat; iſt unterwegs da drin im Sack vom Fläſchel der Stoppel ausgeſprungen und hab' ein paar Tröpfel vergoſſen."

—

Der Schmied-im-Berg Paul.

An dem Schmied-im-Berg sollten wir uns ein Beispiel nehmen, wir Kinder der Welt. Nicht just, weil er die feinsten Hufeisen und die besten Nägel geschmiedet hat; sondern, weil er schließlich zu der Schlosserei gegangen ist, um sich die Pforten der Hölle zu versperren und mit allerlei unechten Nachschlüsseln den Himmel aufzuschließen.

Der Schmied-im-Berg Paul, der betet, fastet und beichtet, was das Zeug hält, er will nachgerade mit Sturm in den Himmel hinein. An dieser Welt ist ihm gar nichts gelegen, ihr auch nicht an ihm; sie läßt ihm kaum einen guten Faden am Rock und selbst die schlechten noch macht der Regen naß. Ja, weil er eben kein Dach hat. Im Sommer schläft er unter irgend einem Baum des Waldes, unter einem Kornbeckel des Feldes, oder unter einem Heuschober der Wiese. Im Winter schleicht er in die Ställe der Bauern und ruht beim lieben Vieh. Sein Besitzthum, die Schmiede-im-Berg — Gott habe sie selig, sie ist verwallfahrtet bis auf den Ambosblock. Der Paul hat einmal in ihr gearbeitet, alte Leute können sich daran noch erinnern; der Paul hat prächtige Muskeln zum Hämmern besessen. Aber — man wird's nicht glauben wollen — das Fegefeuer hat er in seiner Schmiede gehabt. Verheiratet war er nicht; in der Esse hat er die armen Seelen winseln gehört. Gesehen hat er nie eine; aber ein Stöhnen und Aechzen und Weinen war das in der Glut, ein

Seufzen und verschmachtendes Jammern — gar schauderlich zu vernehmen.

Huschte eines Tages die alte Haarklauber-Greg in die Schmiede; ein buckliges Weiblein mit einem Kopf, so groß wie ein Melkzuber, weil er mit zahllosen Tüchern und Fetzen umwunden war; von ihrem Gesicht bekamen die Leute nie mehr zu sehen, als ein gelbes Zwiebelchen, das sie für die Nase hielten, und bisweilen ein scharf zuckendes Nervchen, welches man mit ziemlicher Bestimmtheit als das Auge erkannte. Die Greg litt — 's ist eben gar nicht zum Lachen — an der Gicht und deßhalb trug sie stets den Wust um das Haupt.

So war sie denn einst in die Schmiede gehuscht, um sich an der Esse die Finger zu wärmen.

„Du, Paul," sagte sie plötzlich, „das Winseln da in deinem Feuer!"

„Ja, du," antwortete der Schmied und trat auf den Hebel des Blasebalgs, weil er selber die Dampfmaschine war. „Ja du, das ist mir auch schon aufgefallen. 's ist nicht heut' das erstemal, eine gute Weil her, daß es schon so pfeift."

„Und du stehst da?" rief die Greg entsetzt, „und du hämmerst in den Tag hinein? Und du gehst zu keinem Geistlichen?"

„Geistlichen? bigott, ja warum denn?"

„Du Narr," schrie die Alte aus ihrer Vermummung, „und dir fällt's wahrhaftig nicht ein, was da so winselt und schreit? Die armen Seelen sind es, du Tropf! deine verstorbenen Verwandten, dein Vater und deine Mutter!"

Jetzt glitt dem Schmied die Zange aus der Hand, mit

der er just einen Eisenklumpen in das sprühende Feuer legen wollte. — Er wurde — so weit es der Ruß seines Gesichtes zuließ, todtenblaß, er gedachte der Geschichten, die seine Ahne so oft von den armen Seelen erzählt hatte; gedachte der Angst seiner Mutter, die den Tod nur des darauffolgenden Fegefeuers wegen gar so sehr gefürchtet hatte; gedachte des jüngstverstorbenen Vaters, der ihm mehrmals schon im Traume erschienen war, mit aufgehobenen Händen, als ob er um etwas bitten wollte. Ja, um Erlösung flehte er sein Kind an, um Befreiung aus der schrecklichen Gluth, die der gerechte Gott hat angefacht, um die läßlichen Sünden — die Todsünden fuhren ohnehin schnurgerade zur ewigen Hölle hinab — von den Menschenseelen wegzufegen.

„Jesus Maria!" hauchte jetzt der Paul, „die armen Seelen!"

„Hörst du's jetzt wieder?" rief das aberwitzige Weib, „ich kenn' schier die Stimm', 's ist deine Mutter, die hat manchem armen gichtkranken Weibel das Almosen versagt, hörst du, jetzt setzt ihr der Schwarze die glühende Ofengabel in die Seite. Und deine verstorbene Schwester, du weißt es recht gut, wie sich die aufgeführt hat mit dem Urlauber-Hans, jetzt kocht sie in Schwefel und Pech —". Weiter konnte sie nicht keifen, der Schmied jagte sie zur Thüre hinaus.

Was war's nütze, das Gespenst war doch bei ihm zurückgeblieben, es klagte in der Feuergrube, es spuckte in seinem Herzen. Schließlich kam ihm das Grauen mit aller Gewalt, er floh aus der Schmiede, eilte dem Pfarrhofe zu.

Heut ist derselbige Pfarrer schon todt; damals aber war er so frisch bei der Lunge, daß sie es im halben

Dorfe hörten, wie er den zitternden Nagelschmied ausgelacht.

„Die armen Seelen!“ rief der geistliche Herr, „nur eine solche dürft' in deiner Werkstatt sein und das ist die deinige.“

„Aber es winselt, Herr Hochwürden, es winselt so stark!“

„So wird der Blasebalg ein Loch haben.“

„Ich trau' nicht, ich trau' nicht! ich werd' mich nicht weit irren, wenn ich sage, meiner Eltern arme Seelen verlangen eine Hilfe. Herr Hochwürden, ich zahl' dieweil drei Messen, leicht' wird's darauf besser.“

Klopfte der Pfarrer dem Manne auf die Achsel; „Paul, schlag' dir das Zeugs aus dem Kopf und geh' wieder ruhig an deine Arbeit. Um die Verstorbenen hast du dich nicht zu sorgen, die schließ' ich täglich in meine Meß' ein.“

Der Paul ging kopfschüttelnd davon: „Ist mir das ein Geistlicher, hat zwölf Jahr studirt und weiß kein Mittel für arme Seelen. Wenn sein Einschließen in die Meß was nutz ist, was winseln sie dann in meinem Feuer!“

Da er es aber in der Schmiede immer wieder so schauerlich stöhnen und pfeifen hörte, so oft er die Esse speiste — verließ er endlich die Werkstatt, ging zu allen Priestern der Nachbarspfarreien, klagte ihnen seine Noth und bat sie um Rath und Hilfe für seine Verwandten im Fegfeuer.

Aber der Eine sagte: „Lieber Freund, laß das der Barmherzigkeit Gottes über und thu' deine Pflicht, die dir auf Erden ist auferlegt, auf daß du dereinst im Frieden magst entschlafen.“ — Der Andere sagte: „Wollt' dir gern

helfen, Mann Gottes, aber du und deine Schmiede gehören nicht in meinen Sprengel." Und ein Dritter sagte: „Schmied, ihr seid ein Halbnarr!"

Mit solchem Bescheid mußte der gute Mann wieder wandern. Der alten Greg — obwohl sie ein frommes Weib, die allerhand Eingebungen hat — wollte er nicht glauben, hätte er die Sach' nicht mit eigenen Ohren gehört, die Erscheinungen in der Nacht nicht mit eigenen Augen gesehen, und sagte ihm nicht fort und fort eine innere Stimme: „Ja, Paul, sie sitzen im Fegfeuer und leiden unbeschreibbare Pein. Mußt ihnen helfen!" —

Aber wie nur helfen? Die weltlichen Leut' verstehen nichts davon, und die geistlichen wollen nichts davon wissen. Hat ist gehört, der Paul, von alten Leuten: Bei den Geistlichen hebt die Gleichgiltigkeit im Glauben zuerst an. Wahr ist's — da kann man's sehen. Die armen verlassenen Seelen leiden bittere Marter, und so Pfaffen da wollen nicht einmal die Schmiede ausfegnen, die Esse mit Weihwasser besprengen — leben viel lieber in Lust und in Freuden!

Endlich, fast eine Tagereise von seiner Heimat fern, in einem Wallfahrtsorte, hat der Paul den Rechten gefunden. Es war ein Ordenspriester, ein blasser, demüthiger Mann, hielt die Hände stets über der Brust gefaltet, schlug die Augen gegen Himmel hinauf, wo Gott wohnt, oder senkte sie zur Erde hinab, allwo die Menschen dereinst in Staub zerfallen.

Dieser fromme Mann war dem Schmied-im-Berg angerathen worden und diesem erzählte er nun seine Angst, sein ganzes Anliegen vom Tode der Ahne an bis zu dem grauenhaften Winseln in der Feuergrube.

„Der Herr ist langmüthig aber gerecht," sagte der Ordenspriester und hob sein Auge ergebungsvoll zur Höhe. „Doch hat er außer der Hölle noch einen anderen Ort bereitet, in welchem die Abgestorbenen ihre Sünden büßen, aus welchem sie aber durch Christi rosenfarbenes Blut können erlöst werden. Unser Trost, guter Freund, ist die heilige Messe. Ich zweifle nicht, daß ihr deren so viele zum Wohle eurer Angehörigen lesen lassen und denselben beiwohnen wollet, bis die Stimmen im Feuer und eurem Gewissen zur Ruhe gekommen sein werden."

Der Paul athmete auf, bat den frommen Priester inständig, eine Wochenmesse auf jeden Freitag zuzusagen und das Geld dafür in Empfang zu nehmen.

Der Priester machte eine abwehrende Bewegung: nur nichts von Geld! 's ist irdischer Tand! . . . aber zwei Finger waren an seiner Linken, die nahmen die Banknoten langsam und gelassen zwischen sich und zwar mit einer Fertigkeit und Sicherheit, jener gleich, mit welcher Paul's Zange sonst den glühenden Eisenklumpen aus dem Feuer hob.

Glückselig kehrte der Paul nach Hause zurück. Das Winseln in der Esse hatte um ein Bedeutendes nachgelassen, jedoch vollständig war es nicht behoben. Es fehlte noch allerlei und zu manchem Freitag wanderte der Schmied dem Wallfahrtsorte zu.

Ganz merkwürdig indeß; der Spuk war nicht in Paul's Esse allein, auch an seinen Nägeln merkten ihn die Leute. Die Nägel waren nicht mehr so glatt und zähe, wie einst; sie waren höckerig, sie waren spröde. Da kaufte man die Waare anderswo. Die Schmiede kam in fremde Hand und

der neue Besitzer ließ den Talebalg flicken, brannte bessere Kohlen — da waren die Seelen erlöst. Der Paul hatte weidlich Zeit zum Wallfahrten und Messehören. Von Kirche zu Kirche sah man ihn wandern, mit bloßem Haupt, die Rosenkappe stets in den Händen. Wo er ging und stand, er betete; jetzt wußte er auch, wie weit es zum Wallfahrtsort war, wo der fromme Priester lebte. Fünfzehn Rosenkränze war es weit, denn so viele vermochte er unterwegs abzubeten. Zuweilen sah man auch die alte Greg mit dem Melkzubergrauen Kopf an seiner Seite humpeln. Sie führten erbauliche Gespräche über Himmel und Hölle; sie wichen den weltlichen Leuten aus, sie warnten einander vor — der Geistlichkeit. „Nur wenige Fromme sind darunter, die Anderen haben nur so den Schafspelz über. Die Bischofe sind auch nichts mehr nutz, sie führen an den Fasttagen das Schweinefchmalz ein. Der höllische Drach' ist losgelassen und verschlingt die Menschenseelen, wie der Bär die Ameisen. Man kann nicht genug wachen und beten" Aber der alten Greg waren auf die Länge Paul's Rosenkränze nicht recht, sie betete lieber Litaneien und sonstige Stoßseufzer und so trennten sich die Wege der Beiden immer wieder.

Die Umwandlung des Arbeiters in den Betbruder ist nun erzählt. Es war aber keine Ruh' beim Paul. Die bösen Träume hielten noch an, im schlummernden Gehirn das fortzuspinnen, was das wachende sann. Und das Beten und Wallfahrten war dem Paul endlich zur Gewohnheit und zum Bedürfnisse geworden.

Noch heute, als Bettelmann treibt er's. Den Hunger duldet er, weil er nichts zu essen hat; aber den Durst leidet

er aus freier Wahl. Schmachtend wankt er an den frischesten Quellen vorüber und trinkt nicht. Das thut er Gott zu Liebe. In den Kirchen und Kapellen kniet er auf den schärfsten Steinen, ohne in den vorhandenen Bänken zu sitzen; thut es Gott zu Liebe. Aber Gott soll erkenntlich sein, soll es den armen Seelen zu Gute halten, und was die Hauptsache ist, einen handsamen Platz dem Paul im Himmel bereiten.

Die alte Haarklauber-Greg ist gestorben, hat sich aber vor ihrem Tode noch allerlei gute Werke ausbedungen, die der Paul für ihr Seelenheil verrichten soll. — Thut es ja gerne. Beten und büßen, das sind die guten Werke, die er kennt.

Sein Haar ist gebleicht vor Gram, von dem Alter und von der Sonne, da er ja so selten den Hut auf hat. Ein Trost ist in ihm. Er hat sein Lebtag keinen Ablaß versäumt, weder einen vollkommenen noch einen unvollkommenen. Er hat alle Wallfahrtsorte, Missionen und Kirchweihen besucht; er hat alle Bittgänge und frommen Aufzüge mitgemacht, die zu erreichen ihm nur möglich waren. Er trägt Amulete und Bildchen aus allen Gnadenorten mit sich; seine Stirne ist mit Weihwasser aus allen Kesseln der ganzen Diöcese besprengt. Es steht kein Beichtstuhl im Kreis, keine Bildsäule im Wald und auf der Haid', wovor er nicht gekniet wäre. Es gibt keinen Baum an den Straßen, an welchem er nicht seine frommen Gedanken gemacht, keine Hausthüre im Gau, an welcher er nicht gebettelt hätte.

Reicht man ihm ein Almosen, so sagt er: „Vergelt euch's Gott in den Himmel hinauf und nimmer herab!" Der Himmel, der Himmel, der ist ihm das Höchste — natür-

lich; Gott ist ihm nur das Mittel zum Zweck. Wäre insoweit ja in der Ordnung, hätte nur die arme Menschenseele ihren Frieden, aber das Fegfeuer und die Hölle kommt dazu. Der Höllengedanke ist des Mannes böser Dämon bei Tag und Nacht, der ihm das Sonnenlicht und die Himmelshoffnung vergällt. Die Erde hat kein Leid, das ihm so tief zu Herzen ginge, als die Angst vor der ewigen Hölle. Ein Körper voll Elend, eine Seele voll Pein — so zittert dieses armen Mannes Leben dahin und mit jedem Schritt dem Tode näher wächst die Angst; und die Religion, die Anderen als freundlicher Engel am Grabe steht, wird ihm in der Sterbestunde zum Schreckgespenst . . . .

's ist eben ein Sonderling, der Paul, meint ihr? Nein, es ist leider eine Type. In unserem schönen, naturgesegneten Lande wanken sie herum zu Hunderten; viel drastischere Exemplare noch, als unser Paul. Sie säen nicht, sie ernten nicht und das Land ernährt sie doch. Sie üben nichts Erspießliches und lechzen doch nach himmlischem Lohn; sie begehen keine Unthat und dennoch gibt es keinen Bösewicht im weiten Reich, der das Hochgericht so sehr fürchtet, als diese Armen den Heimgang zur Ruh!

Wer hat das Fegfeuer in die harmlosen Herzen geschleudert? Wann endet eine solche Peinigung unserer Mitmenschen? Wer unter uns wird dieser armen Seelen Erlöser sein?

—

Der Hausknecht Gottes.

Ich rath', der Küster von Sanct Barbara unter den Wänden wird heilig gesprochen, wenn er dereinstmalen mit Tod abgeht. Warum? ja aus drei Gründen, erstens weil er Küster war, zweitens weil er Küster ist, und drittens weil er Küster sein wird vielleicht noch manches Jahr. Er hat sein Leben dem Herrn geweiht, sein Gottesdienst besteht in einer ganz anderen Art, als der gewöhnlicher Menschen. Sein Rosenkranz ist ein Glockenstrick, seine Lunge für Gottes Preisgesang ist der Blasebalg der Orgel, seine Litanei ist der Kehrbesen und der Staubwedel, mit dem er alle Heiligen der Reihe nach abfächelt. Sein Glaube ist das Weihrauchgefäß, seine Hoffnung ist der Klingelbeutel, seine Liebe — da lächelt er verschämt, aber abwehrend — er hat keine Liebschaft. Sein Großvater ist zwar Meßner gewesen, sein Vater auch, nun, und er ist es ebenfalls; aber ob sich das Geschlecht weiter erstrecken wird, er denkt nicht daran, wahrhaftig; er lebt ganz seinem Dienste, er ist Gottes Hausknecht und des Pfarrers Stiefelputzer.

Geboren ist er vor sehr vielen Jahren hinter dem Orgelkasten. Seine Mutter hatte an demselben Tag den Blasebalg getreten; während der heiligen Wandlung aber, da die Orgel schwieg, war auf einmal ein wunderliches Geschrei auf dem Chor, und als man frug, was denn das bedeute, hieß es: der junge Meßnerbub singt das Sanctus.

Seitdem ist er in der Kirche, lobt den Höchsten, reinigt

die Betstuhle der Gemeinde und ist so der Mittler zwischen Gott und den Menschen.

Er hat aber sein Lebtag viel Ungemach erfahren, viel! und die Geschichte seines Lebens ist ein Kreuzweg mit mehr als vierzehn Stationen.

Sonst, wie man in alten Legenden liest, haben Engel den Priester bedient am Altare; da aber zu unseres Helden Kindestagen kein einziger Engel zu Handen war, so wurde der kleine Knirps, gegen einen Taglohn von zwei Kreuzern, zur Aushilfe genommen, auf daß er schelle mit dem Glöcklein, auf daß er schleppe das Meßbuch von der Rechten zur Linken und wieder zurück, wie das Hin- und Hertrappeln auf den Altarstufen denn die Feierlichkeit schon so erhöht, und auf daß er den Kelch mit Wein und Wasser versorge.

Dieser Ehrenstelle indeß wurde er verhältnißmäßig bald verlustig, und zwar, und das ist ja das Tragische, durch eigene Schuld. Lief der Schlingel an einem Sonntag Nachmittag einmal über den Platz und rief: „Eilet, der Herr Pfarrer hat die Wasserschen!"

Da stürzte Alles herbei: „Aber mein Gott!" —

„Ja ja," sagte der Kleine, wenn ich ihm bei der Meß Wein in den Kelch thu, da hält er unter, bis das letzt' Tropflein alle ist, beim Wasser aber zuckt er schon nach dem zweiten Tropfen."

Der Pfarrer erfuhr es, und der Junge war erwerblos.

Wenn im Sommer die kirchlichen Umgänge mit den vier Evangelien stattfinden, so werden alle Fahnen und Kreuze mit in's Freie getragen. Nun gibt es aber in der Kirche

zu Sanct Barbara unter den Wänden schier mehr Fahnen, als Kirchengänger, und so muß zum Umgang halt fast Jeder seine Stange tragen, mit sammt den schweren bunten Seidenstoffen, die oben flattern. Da kam denn auch unser Kleiner wieder zu Ehren, von den schönen, rothen Osterfähnlein eines mußte er nehmen; er that's ja gewiß von Herzen gern, und hoch und luftig wehte das Siegeszeichen in den Lüften. Einmal aber strich ein heftiger Wind über die Felsen herab und zauste ganz schreckhaft an den Fahnen, daß sie flatterten und knatterten und auf den Windwellen davon wollten mitsammt den Stangen; die kräftigen Männer stemmten und spreizten sich, daß doch wenigstens die Stangen dablieben. Unser armer Kleiner aber wurde mit seiner ungestümen Fahne wegab geschoben, und er war übler daran, wie der Schiffer im Sturme, er durfte sein Segel nicht einziehen, es war ja der heilige Umgang; er widersetzte sich daher mit seiner ganzen, jungen Kraft, aber mit des Sturmes Mächten läßt sich um keine Fahne fechten, und der Junge lag am Zaun.

Er war wieder entsetzt. Für das nächstemal aber erhielt er ein Amt, bei dem er nicht wußte, war er avancirt oder gesunken. Die Sanct' Barbarianer waren nicht so, daß sie bei den Umgängen für jedes der vier Evangelien extra einen Altar bauen wollten. Sie hatten ihren Altar in der Kirche aufgestellt und damit Punctum! und wenn der lieb' Herrgott denn schon zuweilen einen Spaziergang in's Freie machen wollte, so mußte er für die Raststationen schon mit etwas Geringerem vorlieb nehmen. Da war ein Tischchen, recht schön roth und blau angestrichen und stets mit einem weißen Tüch-

lein bedeckt, daß man die Tragbänder nicht sah, die rückwärts hinabhingen. Das Tischchen stand das ganze Jahr hindurch in einem Winkel der Kirche; war aber ein Umgang mit dem Hochwürdigsten, so nahm Einer das Tischchen auf den Rücken und trug es in's Freie, und stellte es bereitsam dort hin, wo ein Evangelium oder eine andere Raststation abgehalten werden sollte.

Dieses Tischchentragen war nun unseres guten Kleinen neues Amt. Er ging damit nicht mit der Procession, sondern eilte auf kürzeren Schlichen über Hügel und durch Gesträuche, um von einer Haltstelle bis zur anderen der Menge so viel Vorsprung abzugewinnen, daß er noch den Sandboden entsprechend ebnen und Steinchen unter die Füße des wackelnden Gestelles schieben konnte, bis jene mit ihren Fahnen und Lichtern und ihrem Klingeln und Beten herankam.

Einmal aber, als die Procession an der betreffenden Stelle anlangte und der Pfarrer das Allerheiligste hinstellen wollte, war das Tischchen noch nicht da. Sie warteten eine Weile und der Vorbeter, der mit den üblichen Gebeten bereits zu Ende, pries schon aus seinem Stegreif das heilige Sacrament, aber der Bub kam nicht mit dem Tischchen. Der Pfarrer war wüthend, auf die Erde stellen konnte er den Herren nicht; der alte Schuster Ferdl, der einen gewaltigen Höcker hatte, erbot sich, hinknien und mit eigen Fleisch und Blut den Altar vorstellen zu wollen. Da eilte ein Kirchenpropst davon, um den in Verlust gerathenen Jungen zu suchen, und siehe, sein Thun war gesegnet, denn im nahen Birkenwäldchen kauerte der Kleine und guckte in ein Erlgebüsch hinein. Im Erlgebüsch war ein Vogelnest. Nun stand das

Tischchen wohl bald an seiner Stelle; kaum aber hatte der Pfarrer das Hochwürdige placirt und die Hände frei, so faßte er den Jungen bei den Ohren und rüttelte ihn und gab dann, um nicht noch mehr Zeit zu versäumen, eilig mit der Monstranze der Gemeinde den Segen.

Von diesem Tage an war unser junger Freund eine lange Weile aus der Kirche verbannt. Es sind über diesen Zeitraum keine näheren Daten aufzutreiben; man vermuthet, er habe sich ausschließlich der Pflege der Vogelnester gewidmet.

Erst in seinem neunzehnten Jahre tauchte unser junger Freund wieder auf, und zwar in der Kirche zu Sanct Barbara als selbstständiger Küster. Aber sein Fatum hatte ihn nicht verlassen. Er war wohlgestaltet, und wenn er an hohen Festen den Chorrock mit dem rothen Genickdächelchen trug, und mit seinem Klingelbeutel zwischen dem Weibervolk herumstieg, so öffnete gar Manche ihre gutthätige Hand, die sonst, eifrigst in ihr Gebetbuch versunken, den Absammler übersehen und überhört haben würde.

Von des Müllers hübschem Töchterlein war es merkwürdig, daß es mehrmals mit seinem Groschen das Loch verfehlte, so daß das Geldstück auf den Boden fiel, anstatt in den Beutel. Das Mädchen guckte aber auch immer dem Meßner in's Gesicht, anstatt auf den Klingelbeutel. — Um dieselbe Zeit bekam der Bursche so eine Art Herzleiden.

Eines Abends, als er zur Kirche ging, um die Gebetstunde zu läuten, schritt gerade das Müllertöchterlein über den Birkenhügel, und betete so still in sich hinein den Abendsegen.

„Schließ mich auch ein Wenig ein in dein Gebet, Marie!“ redete sie der junge Küster an.

„Geh“, entgegnete das Mädchen, „bist ja selber mit unserm Herrgott gut bekannt.“

„Aber dich, mein ich, kunnt er leicht lieber haben, als mich.“

„Meinst?“

Und so gibt ein Wörtchen das andere. Dann setzen sie sich ein wenig zusammen auf den grünen Rasen und plaudern vom Wetter und wie auf dem Feld' heuer der Haber steht. Der Bursche wird keck, legt seinen rechten Arm um ihre Mitte und fragt, wie viel ein Müller so vom Metzen stiehlt. Und das Mädchen wünscht zu wissen, wer all' die Butter nascht und den Speck, der alljährlich in die Kirche geopfert wird. Aber die Antworten darauf lassen sich laut nicht gut sagen, und weil sie leise, leise flüstern, so müssen sie ihre Köpfe so nahe als möglich zusammenstecken, und sollte gar einmal ein Näschen das andere berühren, so fällt deswegen der Himmel nicht ein.

Es zirpen die Grillen, die Sternlein rücken still über das Kirchendach herauf und gucken schalkhaft und blinzeln.

„Jessas und Josef!“ schreit der junge Meßner plötzlich, „jetzt ist schon die höchste Zeit zum Gebet!“ und läuft zum Glockenstrick und zieht und reißt das Ave herunter.

Der letzte Ton ist noch nicht verklungen, so eilen schon ein paar Bauern herbei: „Maria und Anna! wo brennt's denn! Meßner, ja, wo ist denn das Feuer, jetzt g'rad' um Mitternacht?“

„Um Mitternacht!“ — Ja freilich, der gute Bursche hat

es nicht gewußt, daß drei Stunden beim Liebchen kürzer sind, als eine bei den hölzernen Heiligen in der Kirche, und so hatte er die Avezeit versäumt und durch Glockenschall um Mitternacht das lodernde Liebesfeuer seines Herzens verkündet.

Das soll ihm vergessen sein; ich versichere, es geschah nicht mehr. Die Müllerstochter heiratete den Bäckerssohn, aber sie sandte dem Meßner manchen Laib Brod, ließen ihn seine Kirchenheiligen darben. Und der Bursche aß Brod und dämpfte seine Liebesflammen und heute lächelt er nur so und leugnet Alles.

Die Sanct Barbarianer haben zuweilen Anliegen, geheime Leiden, die daheim in der Pfarrkirche nicht immer Berücksichtigung finden. In solchen Fällen nehmen dann die guten Leutchen ihre Zuflucht zu irgend einem Wallfahrtsort und hier wählen sie, weil es doch allweg besser ist, man geht zum Schmied als zum Schmiedl, das, wenngleich etwas ferne, aber vornehme und unfehlbare Mariazell. Sie gehen in Processionen mit der Fahne und mit dem Pfarrer. Auf einer solchen Zellerkirchfahrt ist unserem Küster auch einmal etwas Mißliches begegnet. Er fungirte als Vorbeter und machte seine Sache rechtschaffen brav; alle möglichen Rosenkranzformen und Litaneien wußte er auswendig und mit heller Stimme gedachte er nach jedem Rosenkranze an „All' diejenigen, so daheim verblieben bei Haus und Vieh, an alle Gesunde und Kranke, Freund und Feind und auf die gute Meinung der katholischen Kirche zur Bekehrung der Heiden und Ketzer, zur Erhaltung der Erdfrüchte und für alle christgläubigen Seelen im Fegfeuer."

Einmal nun, als er diese „guten Meinungen" wieder

in einem Athem ausrufen will, ist er bei den „Ketzern“ plötzlich stumm, aber der Mund bleibt starr und offen stehen. Alles blickt auf den Vorbeter und entsetzt sich und schreit: „Der Meßner will sterben! ist kein kalt' Wasser da? Jessas und Anna! Wo steckt denn der Pfarrer? Und wie er schnappt! willst noch was sagen, Meßner? schau, der Pfarrer ist schon da, thu' beichten und Reu' und Leid erwecken. Du heilige Mutter zu Zell, ist denn noch kein Wasser da?“

So jammern sie und der Vorbeter steht da mit aufgesperrtem Mund und stehnt und schlägt die Hände zusammen, daß es hallt und schallt in der nahen Felswand.

Im ersten Augenblick ist der Pfarrer selbst rathlos, aber im zweiten kommt ihm ein praktischer Gedanke, er hebt seinen schweren Arm und versetzt dem Meßner eine Ohrfeige, daß es wiederhallt und schallt in der Felswand.

„Vergelt's Gott!“ ruft der Meßner wonnig aus und der Mund geht gelenkig auf und zu, „gut ist's! hab' aber schon gemeint, 's ist mein letztes End'.“

„Ja was ist dir denn gewesen, Meßner?“ fragt Alles.

„O mein, was ist mir gewesen! den Kinnbackenkrampf hab' ich gehabt, der Ketzer ist mir stecken blieben im Mund. Schon nach Zell hab' ich mich im Geiste verlobt, und die weilen ist der Herr Pfarrer so gut und gibt mir die Ohrfeig'. Hätt's doch all meiner Tag nicht geglaubt, daß auf dem Wallfahrtsweg gar eine Ohrfeig' von Glück sein kann. Vergelt's noch einmal Gott, Hochwürden, und wenn Hochwürden einmal so in der Noth sind, daß ich kann abstatten — gern, gern!“

Daß er nun seine Vorbeterschaft noch fortführte, war

wohl nicht mehr rathsam, er ließ das Amt einem Anderen über, der solidere Backen hatte und alle Ketzer und Heiden todtbiß, die ihm über die Zunge wollten.

Müßiggang war unseres trefflichen Mannes Sache nie und wenn er nun den Rosenkranz unvorhergesehener Hindernisse wegen mußte fahren lassen, so griff er zur Fahnenstange. Diese war dießmal trotz Wind und Wetter durchaus nicht gefährlich, sie war leer und kahl bis auf den Messingknopf und die hübschdurchbrochene Kreuzscheibe oben, wo ein paar Bänder flatterten. Die Fahne selbst war zusammengerollt in einer Zinnbüchse, die ein Anderer trug, bis sie bei dem Einzug in Zell wieder in den Lüften prangen sollte.

Der Meßner trug daher die Stange ohne viel Aufhebens über der Achsel und konnte dabei gar noch dem Gesange und Gebete obliegen, insoweit es die Rücksichten auf seine etwas ungelenkig gewordenen Backen erlaubten.

So einfach und ehrenvoll aber der neue Rang war, den unser Mann als Fahnenstangenträger den Sanct Barbarianern und der Welt gegenüber bekleidete, so war er doch nicht ohne Sorgen, wie der gute Küster denn schon einmal zu schweren Prüfungen geboren ist.

Eines Abends, kaum eine Tagreise von Mariazell, kehrte die Procession in einem einsamen Bauernhause ein und nahm Nachtherberge. Die Bäuerin war gerade beim Brodbacken und führte mittelst des langstieligen Backbrettes, der „Ofenschüssel", die Laibe in den heißen Ofen. Sie beeilte sich, als sie die Wallfahrer heransingen hörte, um den Platz freizumachen. Die Bäuerin steht in solchen Fällen gerne zurück und stellt den Wallfahrern den ganzen Herd zu

Gebete, daß sie sich ihre Suppen selbst kochen können. Und der Bauer überläßt mit Vergnügen seinen Heustall zur gemeinsamen Schlafhütte der müden Pilgerschaar; sie wird ja dankbar für diese Wohlthaten beten in Zell um Glück und Segen über das gastliche Haus.

Dem Herrn Pfarrer wollte der Bauer ein eigen Stübchen aufschließen; allein der würdige Geistliche meinte, er könne seine guten Leutchen, alt und jung und Alles durcheinand, füglich nicht gut auf dem Heu allein lassen und er sei bereit, das Stübchen dem Fahnenträger, der ohnehin nicht ganz wohlauf, abzutreten.

So kam unser Küster zu einem guten Bett, schlief bald ein und schlief rechtschaffen wohl.

Am anderen Morgen, nachdem er sich im Finstern mit seinem Anzug zurechtgefunden hatte, bemerkte er mit Schrecken, daß die Schaar bereits auf und davon war. Eilig stolperte er durch das Vorhaus und hätte schier in der Verwirrung die Fahnenstange vergessen, die er Abends zuvor in einen Winkel an der Küchenthür gelehnt und nun im Dunkeln eine Weile suchen mußte, bis er sie endlich ertappte.

So lief er nun, was er laufen konnte und machte sich Vorwürfe, daß er den Aufbruch verschlafen, da er als Fähnrich doch allweg der Erste und voran sein sollte. Erst nach einer guten Stunde, als schon die Sonne aufging, holte er die Schaar ein, fast athemlos war er, und nach Luft schnappte er, so daß Einige meinten, es sei schon wieder eine Ohrfeige von Röthen. Plötzlich aber war ein gellendes Auflachen: „Ja, Meßner, was trägst denn heut' auf der Achsel daher?"

„Was werd' ich denn tragen, ihr närrischen Leut'!"

brummt der Meßner, „werdet leicht doch die Fahnenstangen kennen!“ Und wie er das sagt, wendet er ein wenig die Stange vorn, und sieht und — auf den Rücken fallen will er vor Schreck — nicht die Fahnenstange hat er im Finstern ertappt, die Ofenschüssel trägt er auf der Achsel daher.

Ich denke, lieber Leser, es ist gut, wenn ich schließe. Zwar, der Kreuzzug ist noch lange nicht zu Ende, aber der gute Küster wandelt ihn geduldig, bleibt den Sanct Barbarianern ein treues Herz, dem lieben Herrgott ein redlicher Hausknecht, und ich wiederhole: wenn er dereinst mit Tod abgeht, er wird selig gesprochen und kommt in den Kirchenkalender als der heilige Pechvogelarius.

—

Der Seelenforscher.

Von älteren Leuten der Gegend wird die außerordentlich seltsame Geschichte heute noch erzählt.

Der Erzähler beginnt mit der Franzosenzeit.

Die Veste Hohenfalken lag in Trümmern. Eines berühmten und berüchtigten Rittergeschlechtes jahrhundertelanger Wohnsitz, war sie uneinnehmbar auf ihrem hohen Felsen und beherrschte das Thal mit dem stattlichen Fluß und der Landstraße, mit den Dörfern und Maierhöfen, mit den schönen Waldbergen weit und breit.

Da waren jedoch eines Tages schlimme Gäste gekommen, ein Corps aus dem Franzosenheere. Die Eindringlinge hatten den letzten Sprossen des Rittergeschlechtes im Kampfe erschlagen und sich hierauf in der stolzen Felsenburg heimisch gemacht. Die Rüstkammer hatten sie geplündert und mit den Lanzen und Harnischen aus uralter Zeit im weiten Schloßhofe Turniere abgehalten. Den prächtigen Rittersaal mit den finsteren Bildnissen der Ahnen und den üppigen Gemälden aus dem römischen Fabelreiche hatten sie zu einer Reitschule gemacht. Durch das große Rederhorn des Thurmes hatten sie Hohn und Spott hinabgerufen in das Thal, wo der angst- und kummervolle Landmann seine kleine Habe zu wahren suchte. Und als sie endlich an Allem ihren Muthwillen ausgelassen hatten, ließ der Feldherr, der zu einem nächtlichen Brückenbaue über den Fluß eine Leuchte benöthigte, die Veste in Brand stecken.

Manches Jahr ragten die kahlen, röthlichen Mauern über das Bergland hin; kein Burgwart hütete die Stätte, kein Förster bewachte die großen Waldungen, kein Jäger schützte das Hochwild. Herrenlos schien das große Rittergut, und manch' verdächtige Gestalt strich in der Wildniß umher und kletterte im Gemäuer, nach goldenen Schätzen suchend und sich schließlich mit halbverkohlten Geräthen und rostigen Eisenresten zufrieden gebend.

Da kam ein Mann in die Gegend, welcher Papiere mit sich trug, daß er die Besitzungen der Hohenfalkner käuflich an sich gebracht habe. Ein wunderlicher Mann, schlank und behendig, wie von einem beständigen Zucken und Beben durchschauert, stets schwarz an Kleidung und blaß im Angesichte. Er hatte lange dunkle Locken, die sich ringelten und stets lebendig schienen, er hatte ein großes Auge, in das Niemand zu schauen vermochte, weil es glühte und sprühte, fast wie der Sonnenstern. Die Lippen dieses Mannes waren lebhaft roth, darüber lag der Schatten eines Schnurbartes; die eingefallenen Wangen waren fahl wie Asche, die hohe Stirn war schneeweiß und glatt, und die Augenbrauen lagen daran wie zwei kohlschwarze Raupen. Blühende Jugend und hohes Alter waren gepaart in diesem Antlitze, in der ganzen Gestalt. Er konnte höflich lächeln, aber wenn er sprach, so hatte er eine tonlose Stimme. Der deutschen Worte war er nicht vollständig mächtig; wenn er allein ging, und er ging oft und gerne allein, so redete er eine fremde Sprache, ähnlich, wie sie die Franzosen gesprochen hatten, und er redete so laut, als ob ihm zur Seite Jemand ginge, mit dem er sich unterhielte.

Dieser Mann, der neue Besitzer von Hohenfalken, nannte sich Marquis de Saint Marie.

Am Fuße des Berges, auf dem die Ruine stand, war eine Waldwiese; hier ließ er lichten und baute sich ein Wohnhaus, welches in wenigen Jahren zu einem stattlichen Schlosse heranwuchs. Das Aeußere dieses Schlosses glich völlig seinem Besitzer, es war ein Gemisch von uralter und moderner Bauart, voll Thürmchen und Zacken und Erkern, und doch dem Zwecke und der Bequemlichkeit entsprechend. Epheu rankte das Mauerwerk hinan und einzelne Theile des Gebäudes waren förmlich versteckt im finsteren Dickichte eines Wildparkes.

Das Innere dieser Burg aber war noch seltsamer. Der Besitzer hatte es, mit Ausnahme weniger Gemächer, die er zu Prunk und Pracht einrichten ließ, angefüllt mit alten Bildern, Statuen und Gemälden, mit Büchern, Globen, Meßwerkzeugen, Thontiegeln und Menschen-Gerippen. Zwischen diesen und ähnlichen Gegenständen ging der blasse Mann stundenlang hin und her, ohne daß er sich viel mit Einem oder dem Anderen beschäftigte. Das Personal des Hauses bestand aus lauter Personen männlichen Geschlechtes, die theils eben auch Fremdlinge, nicht viel weniger geheimnißvoll waren, als der Herr selber. Sie führten, was Küche, Keller, Karten und Würfel anlangt, einen ziemlich bunten Haushalt; am zurückgezogensten und einfachsten unter ihnen lebte der Hausherr.

Die Leute der Umgebung waren Anfangs viel um diese neue Wirthschaft herumgeschlichen, aber als sie Geheimnißvolles und immer nur Geheimnißvolles entdeckten, da zogen sie sich

allmälig zurück und hießen das neue Haus am Fuße der Veste Hohenfalken auf's Geradewohl das Zauberschloß.

Je ängstlicher aber die Leute den Marquis mieden, desto eifriger suchte er sie auf. Wo es in der Gegend einen Jahrmarkt, oder ein Hochzeitsfest, oder eine Begräbnißfeier, oder ein Elementarunglück, oder ein anderes Ereigniß gab, da kam der blasse Mann auf seinem Rappen geritten, und besah sich die Dinge ohne irgend welche Theilnahme zu bezeugen. Verschlossen und ernst kam er, sah dem Gebahren der Menschen zu, verschlossen und ernst ritt er von dannen. Eine dreifache goldene Hochzeit wurde gehalten, der Festfreude war kein Ende; der Marquis hatte kaum ein halbes Lächeln. In einem Dorfe wüthete ein Brand, zerstörte vierzig Menschenwohnungen und zwölf Menschenleben; der Marquis bewahrte seine eherne Ruhe. Wie man Hunde füttert, so ließ er den Obdachlosen, Hungernden silberne Gaben vor die Füße werfen.

In stillen, ereignißlosen Zeiten wurde der Mann wochen- und monatelang nicht gesehen; er schloß sich in seine Gemächer ein, oder er irrte in den Wäldern, oder er saß oben in der Ruine Hohenfalken und redete laut in seiner Muttersprache. Wilde, zerrissene Worte waren es zumeist; ein einzig Mal aber schlug er sich die flachen Hände in das Angesicht und schluchzte. Diese Ruinen schien er lieb zu haben. Sollten sie etwa ein Bild seines Lebens sein?

Landleute, die ihn zuweilen doch beobachteten, waren über den schwarzen Mann im Reinen. Er hatte seine Seele dem Teufel verschrieben und auf diese Weise die ungeheueren Reichthümer erlangt, über die er verfügte; aber die Zeit ist nahe und der Böse wird ihn holen, und dann wird das

herrliche Schloß und Alles, was der Unglückselige geschaffen hat, in die Erde versinken.

Doch in den Wäldern gibt es auch verwegene Menschen, die allzeit bereit sind, mit dem Teufel anzubinden. Wüste, unheimliche Gesellen kamen und boten dem Marquis ihre Dienste an. Die Wüstesten und Unheimlichsten nahm er auf, gab ihnen geringe Arbeit und großen Sold. Manchem verhieß er schwere Schätze; Manchem drohte er mit dem Blutgerichte; — und Alles mit derselben Miene und Gelassenheit. Er spielte mit den Menschen und ergötzte sich still an ihren Lusten und an ihren Schmerzen.

Da der Erzähler keiner von denen ist, die den Schwerpunkt ihrer Darstellungen auf die Spannung legen, da es ihm zumeist um die naturgemäße Entwickelung der Dinge und Charaktere zu thun sein muß, so möge der Schleier nicht länger über unserem einmal vorgeführten Manne ruhen.

Marquis Saint Mario gehörte einem alten Adelsgeschlechte Frankreichs an. Aber er war besonders geartet und schlug schon in der Jugend einen Weg ein, den Aristokraten sonst nicht häufig zu gehen pflegen. Er stieg — sank, sagten seine Blutsverwandten — zum Volke nieder. Er saß in den Schulen neben dem Bürgerssohne, er eignete sich der Geistesarbeit, dem Gelehrtenthume. In seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre war er Meister in der Geschichte der Philosophie. Dabei befand er sich wohler, als bei Thierhetzen des aristokratischen Sportes. Zwar brachte ihm seine Lebensweise von Seite des Adels manchen Spott ein; daß er jedoch darauf nicht achtete, zeigte er durch seinen nächsten Schritt: Er nahm ein Bürgermädchen — die Schwester eines Studienfreundes

— zur Frau. Nun brach freilich der Sturm los. Seine sonstigen Freunde unter den Aristokraten sagten sich augenblicklich von ihm ab; seine Geschwister stießen ihn aus ihrem Kreise, seine Eltern versagten ihm ihren Segen und drohten ihn zu enterben. Der junge Mann achtete auch das nicht; auf der Hochschule zu Paris nahm er eine Professur an und lebte glücklich mit seiner herzensguten Gattin. Diese gebar ihm nach einem Jahre ein Söhnlein. Der Vater eilt damit voll Herzensfreude zu seinen Blutsverwandten; diese fertigen ihn höhnend wie einen Bettelmann ab — sie wollen keinen Zwitterling in ihrem ruhmreichen Geschlechte. Wuthknirschend eilt der Marquis nach Hause, verschweigt aber seinem Weibe die maßlose Kränkung. Er kann diese aber nimmer verwinden, seine Heiterkeit ist zerstört und sein eheliches Verhältniß trägt er zwar gelassen, aber schwermüthig, als sei es eine Bürde. Mittlerweile dringen auch zu der jungen Mutter die derbsten Verhöhnungen von Seite der Verwandtschaft ihres Mannes. Sie wähnt, daß sie sein Unglück sei, daß sie ihren Gatten in Schmach und Elend stürze — und sie beschließt, sich für ihn zu opfern. Eines Tages ist sie mit dem Kinde verschwunden, und ein Brief, den sie zurückläßt, bittet um Vergebung, daß sie auch den Kleinen mit sich genommen, aber sie werde ihn in England, wohin sie zu Verwandten ziehe, mit Muttertreue pflegen und ihn nach Jahren dem Vater zurückgeben. Er, der Gatte, aber möge sich mit den Seinen wieder auszusöhnen suchen und die glänzende Bahn seines Geschlechtes wandeln. Die Zeit der Prüfung werde vorübergehen und mit Gutem enden.

Dieser Brief hatte den Marquis völlig rasend gemacht.

Mit der Eile und Wuth des Sturmes flog er nach Calais, aber das Schiff war abgegangen. Abgegangen von Frankreich und nicht gelandet in England. Durch einen Sturm verschlagen und gestrandet war es unterwegs; nur wenige der Reisenden konnten gerettet werden. Das Weib mit dem Kinde war unter den Verlorenen. —

Und seit jenem Tage lag auf dem Antlitze des Marquis jene eherne Ruhe, jener Schatten der Dämonenhaftigkeit. Manches Jahr lebte er noch zu Paris, aber anstatt zu seinen Höhen der Gesellschaft emporzusteigen, besuchte er den Scharfrichter in seiner Zelle und ergötzte sich an der Guillotine. Mit einem ewigen Haß hatte er sein Herz umpanzert. Er fluchte seinen Blutsverwandten, die sein Weib und Kind in den Tod gehetzt; den adelsstolzen Seinen zur Rache war er schon daran, Freimann zu werden und es vom Schaffote aus der Welt zuzurufen: Seht her auf diesen rothen Mann, das ist ein Marquis de Saint Marie!

Da starben seine Eltern. Nimmer wollte er seinen Theil des Erbes den Verwandten preisgeben. Er raffte die Summe zusammen und eilte damit aus dem Lande —.

In jenem deutschen Gaue der Alpen, den der Dachstein und der hohe Schwab bewacht, im stillen waldigen Thale, am Fuße der Ruine Hohenfalken haben wir ihn gefunden.

Hier wollte der Marquis durch Arbeit und Studien seinen Schmerz betauben und seinen Menschenhaß ertödten. Letzteres gelang ihm scheinbar, doch, sein Herz wollte nicht mehr erwarmen. Er betrachtete die Menschen nur als Dinge, vor denen er sich zu schützen und die er sich nutzbar zu machen habe, ungefähr wie er es mit den Raubthieren seiner

Wälder hielt. Und die Menschen waren schier der einzige Gegenstand seines Studiums. Die landläufigen Forschungen in der Naturgeschichte, die Hypothesen über Gott und Weltall, denen er sich sonst hingegeben, waren ihm gleichgiltig geworden. Nur die Menschenseele wollte er noch durchdringen nach allen ihren Richtungen, um den Urgrund zu entdecken, aus dem jener göttliche Herzensadel hervorblühen kann, wie er ihn bei seinem Weibe gefunden, und in dem jene Bestialität geboren wird, wie er sie an seinen Blutsverwandten erfahren.

Darum suchte der Marquis Saint Mario das Volk auf in seinen Freuden und Leiden — da ja nur bei solchen Erschütterungen der Menschen Seelen hervorbrechen in ihrer Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit. Aber anstatt die Absonderlichkeiten zu erschauen, fand er die Regel, die er doch längst kannte. In Freuden oder Schmerzen sind sich die Menschen in der Regel eben gleich.

Zuweilen war dem Marquis zu Muthe, als müsse er Diesem oder Jenem das Herz aus dem Leibe reißen und mit dem Secirmesser zerlegen können. In Gerichtssälen und Gefängnissen fand er sich ein; Spitäler und Irrenhäuser durchwandelte er. Gute und Unglückliche begegneten ihm — aber er wollte Engel und Teufel sehen.

Diese seltsame Studienrichtung des unglücklichen Mannes steigerte sich zum Hang und endlich zur Manie. Sein Geisteszustand war krankhaft geworden und kehrte nun manche beobachtungswerthe Absonderlichkeiten hervor, die er an Anderen so vergeblich suchte.

Mehrmals hatte er mit seinen Wirthschaftspersonen, die er wie Leibeigene behandelte, die gewagtesten Experimente an-

gestellt. So ließ er eines Tages eine Magd in sein entlegenstes Gemach kommen. Als er die Thür verschlossen hatte, zog er ein scharfes Messer hervor und sagte leise: „Liebes Kind, bereite dich vor, jetzt mußt du sterben!“ Schon gedachte er sich an der Todesangst zu weiden, da rief die Magd: „Du schlechter Schandfleck, das ist kein Spaß!“ und schlug ihm aus Angst und Zorn die Hand in das Gesicht.

Er lachelte gar eigen und versetzte: „Wacker! du hast die Prüfung gut bestanden. Den Muthigen gehört die Welt. Da nimm, das ist dein: es sind zehntausend Gulden, die dir geschenkt sind.“

Er lauerte nun auf die seelischen Aeußerungen der Beschenkten.

Diese stand verblüfft da und nachdem sie das Packet eine Weile hin und hergewendet, frug sie: „Zehntausend Gulden, ja, wie viel ist das?“

„Groß' Haus und Hof kannst du dir kaufen und einen Bräutigam dazu!“

Da hub freilich das Gesicht der Magd an zu leuchten. — „Ja, wie viel mag der Bräutigam wohl werth sein?“ frug sie weiter.

„Ein braver Bräutigam,“ entgegnete der Marquis, „bei Gott, der ist wohl allein seine zehntausend Gulden werth.“

„Nachher,“ steuerte die Magd, „nachher thu' der Herr das Geld nur selber behalten; einen braven Bräutigam hab' ich schon.“

Sehr befriedigt entließ der Marquis die Person. Das Geld war ihr geschenkt. Aber die Geschichte endete doch auf unverhoffte Weise. Als die Magd des andern Tages die bei-

läufige Größe ihres plötzlichen Reichthums erfuhr, verlor sie den Kopf, und sie mußte auf mehrere Wochen in den Gewahrsam des Irrenhauses gebracht werden.

Die nächste Umgebung des Marquis begann nun zu flüstern, der Herr sei total verrückt und in der ganzen Gegend wußte man es nunmehr, der schwarze Mann sei kein Zauberer, sondern ein Narr. Aber Geld floß in Strömen aus von dem neuen Schlosse Hohenfalken, und da legte sich doch Jeder an die Ufer und schöpfte, wo nicht mit Kübeln, so doch mit den hohlen Händen; und wie sonst der Zauberer gemieden war, der Narr wurde umworben.

Wohlan, so hatte der Marquis zur Ausführung seiner seltsamen Ideen und Launen viel Stoff und Werkzeug. Und um so eifriger betrieb er sein „Studium". Freilich war es längst nicht mehr der Forschungstrieb, der ihn zu den — Seelenproben anspornte, es war die Lust an der Herzensfolterung, das Ergötzen an den durch Angst, Schreck, jähe Freude gehetzten Gemüthern. Zwar war der Marquis längst zur Ueberzeugung gelangt, daß einfachere, ungeschulte Leute im Allgemeinen ihr Geschick mit größerer Fassung, Resignation und Stumpfheit tragen, als vom Glücke begünstigte, feingebildete Menschen, und er bedauerte nur, daß er keinen Mann um sich hatte, der die höchste Stufe der Cultur erklommen, einen tiefen Geist mit einer großen Seele vereinigte; an einem solchen Menschen müßten mittelst Schreck, Angst, Hoffnung und wohl auch durch die aufgestachelten Leidenschaften die erfolgreichsten psychologischen Studien zu machen sein. Er suchte sich den Seelenzustand eines Naturforschers vorzustellen, in dem Augenblicke, da unter seinen Füßen plötz-

lich ein Vulkan losbricht. Er suchte sich die Empfindung eines Künstlers zu vergegenwärtigen in dem Momente, da die höchsten Meisterwerke der Erde gleichzeitig auf seine Sinne einwirkten.

Aber seine dämonenhafte Sehnsucht wurde durch all' das nicht gestillt. Der Menschen Seele, sagte er sich, ist eigentlich doch ein plattes Ding und durchweg den Naturgesetzen unterworfen ist sie bald erschöpft.

Da fiel dem Marquis eines Tages ein Feld ein, auf dem er die menschliche Seele bisher noch nicht weiden gesehen; auf die Pfade und Irrpfade der Religion war er seinem körperlichen Willen noch nicht gefolgt. Sofort begann er, religiösen Fanatikern nachzustellen, schilderte ihnen den gewaltigen Gott, die Engelchöre und die gnadenreiche Maria, schilderte ihnen das Märtyrerthum der Blutzeugen und die Listen des Teufels, malte ihnen den Himmel in üppigsten Farben, machte ihnen die Hölle heiß. Der Marquis Saint Mario hatte in der Kindheit viel mit Jesuiten verkehrt, das kam ihm nun zu Statten. Manch' ungeahnter Farbenstrahl dämmerte ihm aus dem Menschengemüthe entgegen.

Einst auf einer Waldwanderung war es, daß der Marquis in eine entlegene Branntweinschenke trat. Saß ein hagerer Kohlenbrenner darin, der murmelte ein für's andere Mal vor sich hin: „Warum muß gerade ich ein so blutarmer Teufel sein? Meine Kinder leiden Hunger, haben kein Brot; ich leide Durst, der Wirth borgt mir keinen Schnaps. Warum muß just ich so ein Elendmensch sein!"

Saß plötzlich der schwarze Mann von Hohenfalken neben ihm und rief: „He, Bruder, wer wird so traurig sein auf

der schönen Welt? Willst mir deine Seele verschreiben, so sollst du Geld im Ueberfluß haben!"

„Seel' verschreiben," entgegnete der Köhler, „warum denn nicht? Aber? —"

„Was, ihr habt Bedenken?"

„Das Schreiben hab' ich nicht gelernt."

„Thut nichts. Ritzt eueren Arm, taucht diese Feder in euer Blut und zeichnet damit auf dieses Blatt ein Dreieck.

Als der Marquis es sagte, ließ er schon die Goldmünzen klingen; da raffte der Kohlenbrenner das Taschenmesser auf, stach sich in den Arm und that, wie ihm vorgeschrieben war.

Und als das rothe Dreieck auf dem Papiere stand, barg der Schwarze das Blatt hastig in seiner Brusttasche und sagte heiser lachend: „Brüderlein, jetzt bist du ewig mein!" — Er forschte nach der Wirkung seine Worte, und plötzlich rief er: „Kennst du mich?"

„Freilich," antwortete der Köhler. „Du bist ja der Teufel!"

Des Weiteren verzog der Waldmensch keine Miene. Den Hut hob er ab und strich die Goldstücke ein und rief herrisch nach Schnaps.

Fast verdrießlich über so geringe Ausbeute verließ der Marquis die Hütte. Als er aber später durch finsteres Waldesdickicht schritt, stürzte jählings der Köhler mit gezücktem Messer hervor und verlangte das Papier mit der Unterschrift zurück. Der Marquis hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Blatt von sich zu werfen und zu fliehen. Diese

Seelenäußerung des Kohlenbrenners war ihm eigenartig und kraftig genug gewesen.

Und durch all' das und Aehnliches gedieh endlich die Ueberspannung des Marquis Saint Mario bis zum Aeußersten. Religiöse Gemüther hatten ihm vertraut, daß sie kein Leid auf Erden und nicht den Tod und nicht das Fegfeuer so sehr fürchteten, als das jüngste Gericht, „wenn der Gottmensch kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten."

Richtig, das war es. Ein Urtheil, das über eine glückliche oder qualvolle Ewigkeit entscheidet, das mußte doch Alles überragen und die menschliche Seele auf das höchste Stadium der Exaltation oder Desperation emporschrauben. Das mußte der Marquis Saint Mario noch sehen und sollte es sein Vermögen kosten.

Aber wie?

Eine lange Zeit trug der wunderliche Mensch in seinem krankhaften Geisteszustande die Idee mit sich herum; allein die Erfüllung eines solchen Wunsches lag doch offenbar jenseits der Grenze . . .

Jenseits? wer behauptet das? Mit Geld ist Tod und Himmel und Hölle zu kaufen, warum nicht auch das Uebrige der vier letzten Dinge — das Gericht?

* * *

Eines Tages zog ein Musikant die Straße des Thales entlang. Es war ein Jüngling, noch bartlos, aber mit sonnenverbrannten Wangen, mit blauen Augen und goldlockigem Haar. Schlank und ebenmäßig gewachsen stand ihm die Kleidung prächtig, die er trug und die den jungen Mann als einen Sohn des schönen Tirolerlandes empfahl. Niedrige

Bundschuhe, die einen kleinen Fuß, graue Strümpfe, die eine kräftige Muskulatur umspannten; nackte Kniee, auf denen die Spur rauher Alpenwitterung lag. Ferner ein enges Beinkleid aus schwarzem Hirschfell, mit weißen Seitennähten ausgeschmückt, ein breiter Ledergurt mit einer blitzenden Silberschnalle und mit dem gestickten Bilde einer Gemse, die auf hohen Felsen steht; eine braune Weste mit funkelnden Stahlknöpfen, ein rothes fliegendes Halstuch um den breiten Hemdkragen und ein dunkelgrauer mit grünen Bändern umsäumter Lodenspenser, der kaum bis an die Hüften ging. Auf dem Haupte, hübsch in die Stirne gedrückt, saß ein spitzer Tirolerhut mit Gemsbart und Hahnenfedern und mit grünseidenen Quasten. Auf dem Rücken trug er eine Art Felleisen, unter dem Arm ein flaches Lederkästchen, in welchem, wenn der junge Mann kecken, kräftigen Schrittes einherging, leises Saitenzittern vernehmbar war.

Dieser wandernde Musikant kehrte unweit von Hohenfalken in einer Schenke ein.

Bald auch wußte es die ganze Gegend, daß ein Zitherspieler angekommen. Und als es Abend ward, kamen sie zu Paaren herbei, die Burschen und Mädchen, lauter junges, warmes Blut, und der Wirth ließ eine Stube zum Tanzboden eignen.

Der Marquis Saint Mario ritt auch zur Lustbarkeit. Er setzte sich in einen düsteren Winkel der Schenke, von dem aus seine glühenden Augen die ungezähmte Freude der Zechenden, den heiteren Reigen der Tanzenden beobachten konnten. Der junge Musikant saß am Ofentischchen und seine ernsten, zuweilen völlig traurigen Gesichtszüge wollten sich zu dem

übermüthigen Klingen und Schrillen und Jauchzen seiner Saiten schier nicht schicken; abwesend schien seine Seele und das Instrument nur der großen Fertigkeit seiner Finger überlassen.

Der Marquis beobachtete den jungen Mann mit Interesse und dachte bei sich: Noch eine Kindesseele das; in dem ist der Dämon der Liebe noch nicht aufgewacht. — Wie, wenn man einen wilden Feuerbrand schleuderte in dieses junge leichtherzige Völklein?

Der Marquis befahl dem Wirth, daß dieser den Obstmost wegschütte, der auf allen Tischen in den Gläsern stand, und dafür Wein bringe, so viel Wein, daß er von den Tischen auf den Boden rieselte, daß man in der Schenke schwimmen, daß sich jedes heute tanzende Paar im Weine baden könne.

Und richtig die Leutchen ließen sichs nicht zweimal sagen. Wein tranken sie, die Burschen wie die Mädchen, denn es war ihnen heiß; sie wußten nicht, daß dieser kühle Trank noch heißer macht. Auch der Musikant trank sein Glas, jedoch besser erfahren trank er es bedächtig — wurde aber bald heiter dabei. Und schon hüpften nicht mehr die Finger allein, es hüpfte auch seine Seele auf den Saiten. Weich und liebewarm klang es und neckisch dabei, und völlig trotzig, aufbrausend, übermüthig jauchzend. Und wieder zitterte Sehnsucht in den Saiten, und einschmeichelnd, bittend waren die Töne, in Haß und Leidenschaft gingen sie über, und da war es, als sprühten Funken aus den Fingern des Jünglings und das Tonstück glühte und lederte und die Flammen schlugen wild durch den brausenden Tanzboden.

Selbst der Marquis wurde eigenthümlich warm, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr; mit Ungeduld sah er den Scenen der nächsten Stunde entgegen.

Bald kamen die Scenen. Der Wein that seine Schuldigkeit; eine arge Verwirrung brach aus, ein Streit erhob sich unter den Tanzenden und die Belustigung endete mit einer wilden Schlägerei.

Der Marquis selbst hatte einen Stuhlfuß über den Rücken bekommen, ehe es ihm gelang, den Weg in's Freie zu finden. Sehr nachdenklich ritt er nach Hause und seine psychologischen Studien waren auch diesmal wieder ganz anders ausgefallen, als er erwartet hatte.

Als der Herr zu Hohenfalken des andern Tages auf seinem Waldgange an der Kapelle vorüberschritt, die am Fuße der Feste Hohenfalken stand und von den Leuten hoch verehrt wurde, sah er in dieser Kapelle den jungen Musikanten knieen. Mutterseelenallein kniete er vor dem Bildnisse und betete. Er schien mit Inbrunst zu beten, seine Wangen waren geröthet, sein Auge war feucht. Unbemerkt beobachtete ihn der Marquis lange Zeit; war denn das der Jüngling, der gestern so wild, glühend und leidenschaftlich in den Saiten gewühlt hatte? Der muß einen großen Fond von Leidenschaften und religiöser Empfindung in seinem Herzen tragen. Eine solche Paarung des Ursprünglichen und der Gemüthsbildung muß doch gewiß eine merkwürdige Seele geben.

In dem unheimlichen Manne wurde eine mächtige Begier wach, und ein Gedanke dämmerte ihm auf, der wie ein Blitzschlag durch alle seiner Nerven zuckte.

Als der Musikant endlich sein Gebet vollbracht hatte

und aus der Kapelle trat, schritt ihm der Marquis entgegen, und sagte: „Verzeihen Sie, junger Mann, daß ich Ihren beschaulichen Morgengang unterbreche. Wollen Sie mir gestatten, daß ich ihnen meinen Dank ausdrücke für den genußreichen Abend, den Sie mir gestern durch Ihr Spiel bereitet haben."

„Ich trage Ihren Dank bereits mit großem Vergnügen in meiner Tasche, Herr," antwortete der junge Mann, „Ihr Geldstück schlägt sich höher, als mein Erwerb einer ganzen Woche."

„So dürften Sie mir vielleicht eine Bitte verzeihen", sagte der Marquis mit der Liebenswürdigkeit eines Franzosen, „wollten Sie, junger Künstler, nicht in mein Haus einkehren, um sich nach Belieben auszuruhen und gütlich zu thun für so manche Strapaze, die Ihre Laufbahn Ihnen wohl bereiten mag."

„Sie sind freundlich, Herr," entgegnete der Musikant mit einem Anstande, der Leuten seines Gleichen sonst kaum zuzutrauen ist, „doch wäre es Unbescheidenheit von mir —"

„Lassen keine Rede: wenn Sie monatelang die Gastlichkeit meines Hauses genießen, mit einem Saitenspielchen machen Sie Alles quitt. Also, Sie schlagen mir die Bitte nicht ab?"

Er schlug sie nicht ab. Er ging mit dem Marquis dem Schlosse zu, und hier wurde dem Jünglinge sofort ein prächtiges Zimmer aufgethan und ein Diener beigegeben.

Neugierig besah er Anfangs die üppigen, farbenreichen und formschönen Bilder und Statuen, die ringsum angebracht und derart waren, wie sie auf ein jugendliches Gemüth

Anfangs vielleicht einen verletzenden, bald aber einen durchaus behaglichen, reizhaften Eindruck machen. Er besah die schmeichelnden Spiegel mit den goldenen Rahmen, die feinen Stoffe der Geräthe, die goldenen Armleuchter, die bunten Fußteppiche, von deren Kostbarkeit er kaum einen Begriff hatte. Dann aßte er sich daß an Speise und Trank, und schließlich streckte er sich auf ein schwellendes Sopha.

So gingen mehrere Tage hin, und der arme Saitenspieler genoß das Leben der Reichen. Mehrmals nahm er seine Zither unter den Arm und suchte den Schloßherrn, um ihm aus Dankbarkeit aufzuspielen. Allein der schwarze Herr ließ sich kaum sehen. Da der Marquis dieser Tage viel und geschäftig mit seinem Personale verkehrte, was stets in welscher Sprache geschah, so hatte er für seinen Gast nicht viel Zeit, gleichwohl er im Vorübergehen die höflichen Grüße desselben mit ausnehmender Freundlichkeit erwiderte.

Saß denn der junge Tiroler auf seinem Zimmer und spielte Zither. Aber sonderbar, diese gab hier einen so öden, traurigen Ton, daß sie den Spielmann eher betrübte, als erheiterte. Dann wieder ging er thatlos umher, ging in den grünen Wald hinaus, ging zur Kapelle, wollte auch zur Veste emporsteigen, da wurde ihm aber gesagt, es seien die Zugbrücken niedergebrochen, auch falle immer Steinwerk aus dem Gemäuer und es sei also nicht rathsam, sich der Ruine zu nahen.

Ein altes Buch lag in einem Winkel seines Gemaches, darin las er manchmal aus langer Weile; es waren Betrachtungen über die vier letzten Dinge.

Fast schwermüthig wurde der junge Mann, eine seltsame

Beklemmung fühlte er, als ob etwas Böses über ihn kommen müsse. So beschloß er denn, das unheimliche Haus bald wieder zu verlassen.

Am letzten Abend war es noch, als der Diener schon die Armleuchter anzündete und das köstliche Mahl auftrug, welches der Musikant auf seinem Zimmer stets allein verzehrte, an diesem Abende noch versuchte der junge Mann ein kleines Spiel. Da sprang jedoch plötzlich die erste Saite, und unmutig schob er das Instrument in den Winkel. — Sein Herz war ihm schwer, er ging bald zur Ruhe. . . .

In derselben Nacht — es war eine stille mondhelle Herbstnacht — schwankte, von vier Männern getragen, ein Sarg hinan gegen die alte Veste Hohenfalken.

* * *

Ein erschütternder Posaunenstoß.

Der junge Musikant erwachte auf seiner engen harten Lagerstatt. Er fuhr sich einmal über die Augen, da stieß sein Ellbogen auf eine rauhe, kalte Wand, an welcher Sandkörner niederbröckelten. Durch eine schmale Oeffnung drang ein blasser Dämmerschein. Ein sehr dumpfes Donnerrollen war zu hören.

Einen Moment besann sich der Jüngling, wo er sich denn befinden möchte, dann fühlte er plötzlich die Bretter um seinen Leib, fühlte Hobelspähne unter seinem Haupte — sprang entsetzt empor. Und siehe, um ihn waren die vier Wände des Grabes, und als sein Auge über den Rand desselben hinausblickte, da sah er das fahle geborstene Gemäuer des Leichenhofes, und alle Gräber waren offen, und aus allen Gräften stiegen Gestalten in Leichentüchern hervor.

Beide Hände preßte der Aermste auf sein Angesicht, mit einem lauten Gestöhne sank er in seine Grube zurück.

— Nach einer Weile schlug er wieder die Augen auf, und dann stieß er sich die Faust an die Stirne und rief mit ächzender Stimme: „Kann ich denn nicht aufwachen, um des ewigen Gottes Willen! — Oh, das ist ein fürchterlicher, fürchterlicher Traum!"

Zu den Furchtsamen aber gehörte der Tiroler nicht. Wieder reckte er den Kopf über das Grab hinaus, und da sah er, wie seine Nachbarn ihre Ruhestätten bereits verlassen hatten, wie sie hinschwebten zwischen dem Gemäuer, theils mit, theils ohne Kerzenflämmchen, dem Richter entgegen.

Da faßte sich unser Auferstandener ein wenig. „Pfui, Ludwig," sagte er zu sich, „die Andern all' gehen schon ruhig ihren Weg, und du allein bist das Hasenherz, du aus dem Tirolerland! Das Sterben ist vorbei, hast kaum was verspürt davon, so wird dich der jüngste Tag auch nicht umbringen. Frisch auf denn und hab' guten Muth. Bist ein armer Tiroler Musikant gewesen, was kann dir denn geschehen!"

Mit einem kräftigen Ruck schwang er sich über das Grab hinaus, aber das lange Leichenkleid legte sich recht eng um seine Beine, er konnte kaum den gewohnten Schritt gehen. An offenen Gräbern, in denen noch die leeren halbvermoderten Särge lagen, ging er vorüber und dem Zuge der Todten nach. Ein goldlockiger Knabe gesellte sich zu ihm, der war gar betrübt und bedeutete den Auferstandenen, daß er sein Schutzengel sei und daß er ihn nun zum Richterstuhle geleiten werde.

Ein wunderliches Zischen und Brausen war in dem Gemäuer, über welchem ein blasser, trüber Schein lag; ein Stöhnen und Heulen ging durch die Luft, und aus Fernen tönte, kaum hörbar noch, der Posaunenschall.

Die Wände, an denen der Erstandene und sein Begleiter vorüberschritten, waren völlig roth gebrannt und zum Theile geborsten vor dem Weltbrande und dem Beben der Erde, so der Auferstehung vorausgegangen sein mußte. Und plötzlich that sich zur Linken der Wandelnden eine ungeheuere Kluft auf, aus welcher Rauch und blutrother Feuerschein wust hervordrang. Aus diesen Gründen kam das Heulen. Halbnackte und phantastische Gestalten und Ungeheuer schossen umher zwischen den Flammen und Gluthen, theils sichtbar, theils versteckt in Qualm und Schatten.

„Schließe die Augen, mein Schützling," sagte der Schutzengel, „wir gehen an dem Abgrunde der Hölle vorüber."

— Die Augen schließe ich nicht, dachte sich der Tiroler, der seine angeborne Gelassenheit und selbst den gewohnten Humor vollständig wieder gewonnen hatte, im Himmel läßt sich's hernach doppelt behaglich leben, wenn man die Hölle zuvor gesehen hat. — Er blickte in die wüste Schlucht hinab. Er glaubte, wie er ja belesen war, die Verdammten der Bibel zu sehen, den reichen Prasser, den falschen Judas Iskariotb, den linken Schächer. Auch andere bekannte Gestalten, wie sie ihm im Leben wohl begegnet sein mochten, vermeinte er unter den Heulenden zu erkennen.

Da war einmal ein salzburgischer Wirth, der hatte dem armen Musikanten die Nachtherberge versagt — dort saß er an glühenden Ketten geschmiedet. Da war einmal ein kärnt-

nerischer Hammerschmied, der hatte unserem hungernden Musikanten einen falschen Sechser in den Teller geworfen; dort kauerte er und grub mit blutigen Fingern im Felsgestein, als sollte er die Schmachthat für ewig verscharren. Da war einmal ein steierisches Mägdlein zart, das hatte ihm alle Saiten verstimmt, das hatte ihm die Hahnenfeder und den Gemsbart verworren, das hatte ihm's angethan; — dort an der hellen Gluth. . . . Nein, sie war es nicht. Die steht gewißlich an der Himmelsthür und wartet. Aber andere völlig verschwommene Gestalten, von ungeheuerlichen Wesen gehetzt, hasteten durch den Ort der Schreckniß; — es waren gewiß jene Menschen, die seine armen Eltern verfolgt. Und endlich sah der Musikant auch den blassen Mann in schwarzer Kleidung, seinen Gastherrn, den Marquis Saint Mario. Er wurde eben von zwei Henkern einer sprühenden Feuergrube zugeschleppt.

„Was hat doch dieser gute, großmüthige Mann verbrochen?" frug der Tiroler entsetzt seinen Schutzengel.

„Und das weißt du nicht?" antwortete dieser, „freilich, das kannst du nicht wissen, die Unthat' ist in der finsteren Nacht geschehen. So höre denn, mein armer Schützling, der Marquis Saint Mario hat dich im Schlafe ermordet, und zu einer Zeit, als du im Zustande der Todsünde warst!"

Und weiter ging der seltsame Lauf, ging nun an einer Anhöhe empor. Jedoch waren an beiden Seiten stets die Ruinen untergegangener Herrlichkeiten, und der Blick war eingeengt, und das blasse, ungewisse Licht war über Allem. Am Himmel stand kein Stern und keine Wolke, Alles war grau und öde.

„Schützling", sagte plötzlich der Engel, „hier hat der Gottmensch für so Viele vergeblich gelitten; wisse denn, wir wandern eben durch die Stadt Jerusalem."

Einmal wendete sich der Jüngling aus Tirol um, und sah eine graue verhüllte Gestalt, die nur wenige Schritte hinter ihm herwankte.

„Wer ist das?" frug er seinen Schutzgeist, und der Engel antwortete: „Das ist das böse Gewissen."

Und als sie immer zwischen Steinen und ragenden Mauern gegen das Thal Josaphat kamen, wo bereits manche Grabgestalt harrte, siehe, da prangte auf hoher Felsenwarte, schier in den Höhen des Himmels, das Kreuz von Golgatha.

Dieses Zeichen auf stiller Stätte, seine Arme ausstreckend über die bangende Todtenschaar, war fast schauerlicher anzusehen als vorhin der Höllenspuck. Ein mächtiges Tönen war in den Lüften, ein Licht ging plötzlich aus dem Kreuze, grell und blendend wie Sonnenstrahlen, und dennoch bleich und geisterhaft. Es warf lange finstere Schatten und die Dinge standen noch unheimlicher in diesem Lichte. Auf ferneren Höhen zogen die Schaaren der Heiligen und Seligen und der Engel, Psalmen singend, und ein liebliches Klingen, wie von silbernen Glocken zitterte heran.

Und in solcher Stunde stieg der Richter nieder.

Ein langes, weißes Kleid wallte um die Glieder des menschgewordenen Gottessohnes. An den Händen prangten die Male der Nägel, auf dem schönen Haupte lag die Dornenkrone. Das Antlitz war edel und streng und unser armer Freund vermochte kaum den Blick des Richters zu ertragen. Auf einem Felsenthrone ließ der Gottessohn sich nieder und

breitete seine Hände aus zur Rechten und zur Linken. Und siehe, da theilte sich die Schaar der Auferstandenen und es zog der kleine Theil zur Rechten und der große zur Linken.

Nur unser guter Musikant stand unentschlossen da, und als er sich endlich gegen des Richters rechte Hand wenden wollte, rief eine gewaltige Stimme: „Halt! — Sünder, deine Wege waren auch auf Erden nicht Gottes Wege — du bist die Straße der Welt gewandelt!“

Da hub der Schutzengel, der den Auferstandenen begleitet hatte, an zu schluchzen. Und die graue Gestalt, die ihnen von einiger Entfernung nachgezogen war, wankte ein wenig näher.

Der junge Musikant sah, er war nun auf sich selbst gestellt. Er hatte Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren; doch, er wußte sich rein von schwerer Schuld und das weckte seinen Muth.

„Herr,“ sagte er gegen den Richter gewendet, „ich bin die Straße der Welt gewandelt, weil du mich auf die Straße der Welt gesetzt hast. Ich bin der Schwache und Mühselige, als den du mich gemacht hast. Du bist der Allmächtige und Allwissende, du hast es vorhergesehen, was mit mir sein wird, warum hast du mich erschaffen?“

„Schweig, Tollkühner!“ rief die Stimme.

„Herr!“ sagte der Jüngling und seine Augen und Wangen glühten, „du hast mir die Sprache gegeben. Und stehe ich schuldig da, so klage ich dich an, du hast mir die Sünde gegeben.“

„Ich hätte sie von dir wieder genommen, abgewaschen

mit meinem Blute. Aber du haſt die Gnadenmittel verſchmäht, biſt in der Todſünde geſtorben.“ So die Stimme.

„Hab' ich den Meuchelmörder gedungen?“ rief der Bursche. „Dein Auge wacht über die Welt, aus deinem Geiſterchor iſt der Schutzengel, den du mir gegeben haſt. Und frag ihn, der war ſtets bei mir von meinem erſten Mutterſegen an bis zu dieſer Stunde, der wird wiſſen, was ich gethan hab'. Ich weiß mich keiner Erbſünde ſchuldig, als der, daß ich arm geboren werden bin. Muſik gemacht hab' ich deiner traurigen Welt und ein wenig gebettelt dabei.“

„Mit deinen wollüſtigen Tönen haſt du die Jugend verführt!“ verſetzte die drohende Stimme.

„Wer gab ihr die Ohren, zu hören?“ ſagte der junge Mann, „Herr, verzeih' mir mein Wort, aber ich will mein Recht. Ich hab' dich angebetet und deine Gebote geachtet nach Kräften. Ich will's nur ſagen, mir hätt's beſſer gehen können auf Erden. Meine Vor Eltern waren reich genug, haben gewiß mit dir um den Himmel geſchachert. Ich bin hinausgeſtoßen worden in die Noth, meine Mutter iſt verdorben im Elend, meinen Vater hab' ich niemals geſehen. Aber zufrieden war ich mit dem Geſchick und ich habe nicht gemurrt — habe, Herr, auf deine Gerechtigkeit vertraut, auf dieſen Tag gehofft . . . Wenn du mich, o Richter, zu den Verlornen wirfſt, ſo möge ſich ewig an deine Gottheit hängen dieſe graue Geſtalt, das böſe Gewiſſen. Ich kenne es nicht.“

„Deine Gotteslästerung allein ſchon verdient die Verdammniß!“ donnerte des Gewaltigen Stimme.

„Herr!“ ſprach trotzig der junge Mann, an dem die Majeſtät der Gottlichkeit nicht ganz ihre volle Wirkung üben

wollte, „Herr, ich rede nach dem Verstand, den du mir gegeben hast. Ist der im Himmel nicht gestattet, so schicke mich denn zur Hölle.“

Jetzt war ein tiefes Schweigen, man vermeinte die Felsen ächzen zu hören vor der Wucht des Zornes, die nun loszubrechen drohte.

Der junge Mann aus dem Tirolerlande stand bewegungslos da und zerballte in der Faust den Faltenwurf seines Leichenkleides.

Endlich erhob sich wieder die Stimme auf dem Felsenthrone und sagte mit einer seltsamen Weichheit: „Dein Gewissen, mein Sohn, ist klar und rein, wie die Luft deiner Alpenheimat. Du bist der Würdigsten Einer, gehe in meine Himmel ein; dein Platz ist bei David, dem König und Saitenspieler.“

Ohne Dank und Gegenwort blieb der Jüngling unbeweglich stehen. Und als ihn sein jubelnder Engel von dannen führen wollte, wies er den Arm zurück, stellte sich an den Fuß des Felsens und blickte unverwandt auf die Todten, die da wandelten. Die graue Gestalt war verschwunden; hingegen wankte ein uralter Mann mit langem, weißen Bart herbei und frug den Jüngling, was er hier mache und ob er nicht mit ihm kommen wolle in den Schooß Abrahams.

„Ich warte hier auf Vater und Mutter,“ antwortete der Jüngling, „nur an meiner Eltern Seite will ich in das Himmelreich eingehen.“

„Sie sind verdammt!“ rief jetzt wieder die fürchterliche Stimme.

Stöhnend fuhr der junge Mann zusammen, und in den Felsen gellte Hohngelächter.

Ein eisiger Hauch glitt an seine Stirne, da fand der Jüngling sich und seine Lage wieder.

„Verdammt!“ murmelte er. Dann sprang er empor und rief: „Warum?“

„Sie haben die eheliche Treue gebrochen.“

„Wehe!“ schrie der junge Mann, „das ist kein Gottesgericht, das ist Verleumdung und Trug.“ Er zog einen Ring vom Finger: „Hier der Brautring meiner Mutter, den hat sie heilig bewahrt bis zum Sterben! — O du meiner Mutter einziges Erbe, du meiner Mutter letzter Segen, banne du die furchterlichen Phantome, die mich heute umgaukeln!“

Der Goldreifen klang in den Felsen. Der Greis mit dem schneeweißen Barte hub ihn auf, führte ihn an sein Auge, that einen gellenden Schrei: „Mein Weib, mein Kind!“

Wie ein wüster Hexentanz fuhr Alles durcheinander. Kaum gelang es dem „Schutzengel“ noch, dem Gepeinigten ein Tröpfchen des betäubenden Trankes beizubringen, und das ganze Gaukelspiel war zusammengebrochen.

* * *

Der junge Musikant lag erschöpft auf dem weichen Bette seines Zimmers im Schlosse Hohenfalken. Er konnte nicht genug sinnen und kopfschütteln über den wilden, närrischen Traum.

Der Marquis saß am Lager und hielt mit beiden Händen die fiebernde Rechte des kranken jungen Mannes, und er

konnte nicht satt werden, den goldenen Ring daran zu küssen. Dieser Ring war das Wahrzeichen; er trug eingegraben den Namen: Marquis de Saint Mario und das Datum des Hochzeitstages, an dem dieser Reifen an die Hand des geliebten Mädchens übergegangen war. Der Marquis hatte sein Kind gefunden.

Sein Kind, das er so grauenhaft peinigen lassen wollte.

Nicht nach England war sein Weib mit dem Knaben gegangen; es wollte entsagend ganz aus dem Kreise des adeligen Gatten entkommen, um seine Zukunft nicht mehr zu beirren. Freilich hatte die Gute an den Herzenszustand eines liebenden und unglücklichen Mannes und Vaters nicht gedacht, ja vielleicht an der echten Liebe des Marquis sogar gezweifelt. So floh sie, eine Deutsche von Geburt, über den Rhein und den deutschen Alpen zu. In einem Winkel Tirols ließ sie sich nieder, lebte von ihrer Hände Arbeit und erzog ihr Kind. Ehe noch der Knabe erwachsen, erlag sie dem Kummer und dem Elende, ihrem Sohne nichts hinterlassend, als die Kunde von einem reichen, vornehmen Vater, der zu Paris wohne, und als den Ring. Kaum achtete der heitere Junge der Sage, auch hat ihm der Ring, den er stets am Finger trug und verehrte, das Herz niemals schwer gemacht. Von einem alten Jägersmanne lernte er das Zitherspielen und erwarb sich eine solche Fertigkeit in dieser Kunst, daß er als fahrender Künstler damit sein Brot gewann. — So die Erzählung des Musikanten. — —

Und nun dem Burschen nach der Fiebernacht gesagt wurde, er sei Herr in diesem prächtigen Schlosse und der Marquis Saint Mario sei sein leiblicher Vater, da wähnte

er nichts anderes, als er ſchlafe und der ſchwere Traum währe noch fort.

Und ſchließlich — iſt hier der Erzähler ſelber in Verlegenheit. Seine Gewährsmänner, die er nach den thatſächlichen Vorkommniſſen jener Nacht frug, haben ihm eine beſtimmte und erſchöpfende Antwort verweigert. Jedenfalls muß nicht allein im Kopfe des Tirolerburſchen, ſondern auch auf der Veſte Hohenfalken etwas Seltſames vorgegangen ſein, denn in der weitläufigen abgründe- und zinnenreichen Ruine fanden ſich noch lange Zeit danach allerlei Spuren, die den Leuten der Umgebung unerklärlich waren.

Gewiß iſt nur, daß der junge Muſikant in den Tirolerkleidern das Schloß Neu Hohenfalken nicht mehr verließ, daß er wie ein Sohn des Hauſes in demſelben ſchaltete und waltete; daß er ſich endlich aus Tirol eine Gattin heimholte, ein ſchönes, liebes Weib, welches wie er, das liebliche Zitherſpiel verſtand und übte.

Und gewiß iſt auch, daß ſeit jenen Tagen der Einkehr des jungen Muſikanten in Hohenfalken, der ſeltſame Geiſtesbann des Marquis gebrochen war, daß der blaſſe, finſtere Mann keine Gier mehr hatte, die Tiefen menſchlicher Seelen zu erforſchen, außer er konnte in den heiteren Gemüthern ſeiner kleinen Enkel leſen.

Doch hat der Marquis de Saint Marie ein hohes Alter nicht erlangt. Hoch oben in dem Gemäuer der Veſte wurde er eines Tages todt gefunden. Und er liegt auch in der altersgrauen, epheuumrankten Burg begraben.

—

Der lachende Lipp.

Nun also der lachende Lipp. Das war ein Mann, der gerne lachte. Er war aber nicht Jünger des Philosophen, der die Welt belachte und sich selbst beweinte, nein, auch sich selbst belachte der Lipp. Bei Allem, was er dachte, sprach und that, lachte er still heiter vor sich hin, lachte in seine Tabakspfeife hinein. Er hatte wohl Ursache zur Heiterkeit, denn ihm gingen alle Wünsche in Erfüllung, weil er sich eben nur das wünschte, was bei ihm leicht in Erfüllung gehen konnte. „Der „liebe Gesund" und ein „leidlich guter Weg" für sein Fuhrwerk war ihm die höchste Gunst des Schicksals. Er war Kohlenführer und kam mit seinem schwarzen Gefährte jeden Tag von den Köhlereien im Gebirge in das Dorf Niederleuth, wo die Gewerkschaften sind. Aber es gehörten die Kohlen nicht ihm und es gehörten die Pferde nicht ihm; und seine läßlichen Sünden waren die, daß er sich bis nun in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr noch gar nichts erworben hatte, als das tägliche Brot und den guten Appetit dazu. Unter solchen Verhältnissen nun hatte er freilich leicht lachen.

So saß er jeden Tag auf seinem hochgeschichteten Kohlenwagen, wie auf einem Thron und hielt den Leitriemen der Pferde in der Hand, sang bisweilen ein keckes Schnaderhüpfel und bot jedem Vorübergehenden, Vorüberfahrenden ein gutes Wort an. Nicht ein einzigmal kam er mit anderen Fuhrleuten

des Ausweichens wegen in Streit; wenn ihm aber Jemand eine Pfeife Tabak schenkte, so war er dafür so dankbar, daß er den Wohlthäter, wo und so oft er ihm auch begegnen konnte, immer schon von Weitem anlachte.

Der Lipp war durchaus zufrieden mit dem, was er war und hatte, gleichwohl er im Dorfe allerlei Dinge sah, die ihm gefielen. Da standen am Wege die Wirthshäuser, und er hätte den Durst dazu; da hatte der Kaufmann in seinem Glaskasten neue Taschenmesser und Peitschenstäbe ausgestellt. Eine silberne Sackuhr, wie sie dort im Eckhause zu kaufen, wäre ein unterhaltsam Ding den Bergweg entlang. Mancher der Dorfbürger hatte ein flinkes Rößlein und ein Steirerwagelchen d'ran, und da saß er d'rin und kutschirte flott durch die Gassen und hatte eine feine Cigarre im Mund. Und wenn er wollte, so lenkte er um, fuhr lustig seinem Hause zu, wo das Weib war mit dem Kälberbraten, mit dem Kaffee . . . .

Wer's hat, der braucht's, dachte sich der Kohlenführer, arm ist nicht, wer wenig hat, sondern, wer viel braucht.

Beim Tabakverleger war des Lipp Haltstation; und während ihm sein Tabak in's Papier geschlagen wurde, sah der Kohlenführer die weiße Tafel an, die über dem Fensterchen stand. Auf der Tafel war geschrieben: „K. k. Lottokollektur."

Da lächelte der Lipp nur so still vor sich hin: „Kriegst mich nicht d'ran, mir sind meine zehn Kreuzer, die ich hab', lieber, wie dein Terno, den ich nicht krieg'."

Aber die Wirthshäuser standen halt immer an der Straße, und der Kaufmann und der Uhrenhändler öffneten

jeden Tag ihre Glaskästen, und die Steirervögelchen wirbelten Straßenstaub und Begierden auf, und die weiße Tafel beim Tabakverleger schrie dem Kohlenführer jeden Tag in's Auge: „K. k. Lottokollektur!"

Wie geht der Spruch? „Wer allerweil setzt, ist ein Narr, und wer nie setzt, ist auch einer."

Ein Narr zu sein, das wäre dem Lipp doch zu dumm. Auch träumte ihm in der Nacht seines Geburtstages von sieben Rössern mit umgekehrten Füßen. Sieben Rösser haben achtundzwanzig Füße, gibt 7, 28, und letztere Zahl, wie die Füße umgekehrt, gibt 82. — Da legte er eines Tages zwei Zehner vor den Tabakverleger: „Für Zehni Tabak, für Zehni auf Ambo-Terno."

Der Alte gab mürrisch den Tabak, gab mürrisch den Setzschein, und der Lipp fuhr damit schmunzelnd seinen Rechereien zu. Auf dem ganzen Weg dachte er an den Terno. — „Aber, das sag' ich, wenn ich was gewinn', die Halbscheid' davon geb' ich den Armen. Meine Pfarrkirch' soll auch was haben von der Sach'. Für mich behalt' ich nur, was ich nothwendig brauch'."

Da gehen zwei Wochen hin. Und eines Tages erschrickt der gute Lipp bis in's Herz hinein. Wie ein Messerstich ist's ihm gewesen, als er die Nachricht erfährt, auf dem Brette stünden drei rothe Nummern: 7, 28 und 82. Von der Kohlenfuhr kollert er herab, in die Kollektur wirbelt er: „Herr Verleger, ist's denn wahr? ist's richtig wahr? Die rothen Ziffern da draußen, sind sie's? — Jessies und Josef, und wie viel krieg' ich denn?"

Wie viel! —

„Nu, dreihundert und etliche fünfzig Gulden," meinte der Kollektant, „ja, aber heut' iſt noch nichts da. Frag' Er ſich in paar Tagen an."

Der Yipp fuhr nach Hauſe. Er hieb auf die Pferde ein, ſie trotteten heute gar ſo träge. Und wenn er unterwegs wen anſprach, ſo lachte er nicht mehr ſtill dabei, er lachte laut. „Alſo, Yipp," redete er dann mit ſich ſelber, „jetzt, was hebſt an? wozu brauchſt du dein Geld?" — Wozu! — Wenn! wie viel? Wozu? — Es war kein Schlafen in der Nacht.

„Ein Rößlein, Yipp, ein Rößlein ſollſt dir jetzt kaufen, und ein feines Wäglein dazu für beſſeres Fuhrwerk. Das Kohlenfuhren iſt nichts mehr für dich. Mußt dich jetzt ordentlich weiß waſchen, Yipp; neue Kleider, na, die verſtehen ſich von ſelber. Was ſollſt im Gebirg' oben? In Niederleuth pachteſt dir eine Wohnung, einen Stall; das Geſchäft wird geben; etlich' Jährchen und du haſt ein Haus. Das Weib kannſt gar ſchon früher nehmen. Biſt nur erſt weiß gewaſchen, Kohlenführer Yipp, ſo biſt ein ſauberer Kerl über und über: du kriegſt Eine! eine Tüchtige kriegſt, Eine mit Geld! — Kehr' die Hand um, biſt Bürger von Niederleuth, ein Großhandler. Na, Yipp, lug einmal, wär hätt das gedacht, jetzt iſt ein reicher Mann aus dir geworden." —

Endlich war das Geld da. Es war nicht ganz ſo viel, als der Yipp erwartet; die Steuer iſt ſchon des Teufels, jetzt macht die Sach' nicht viel über dreihundert Gulden. — Dann, der alte, gramige Protokollektant, der ſich ohnehin lediglich nur vom Tabakſchnupfen zu ernähren ſchien — der mußte wohl bitten um ſein Gebühr. Fünfzehn Gulden oder zwanzig, weil Gott den Yipp ſchon ſo habe beſegnet. — Ein ſaures Geſicht, das

sonst gelächelt hat. — Mit zweihundert achtzig Gulden Roß und Wagen und einen neuen Anzug und eine Taschenuhr; — es geht gerade noch, und daß etliche Groschen übrig bleiben. — Ein paar gute Tage muß sich der Lipp jetzt doch anthun, hat ohnehin sein Lebtag nichts genossen.

Lustig kutschirt er mit seinem neuen Gefährte, mit seinem Gefährte, durch das Thal, und dabei lacht er laut; man soll ihn hören, daß er da ist. Ist's aber zum Ausweichen, so zankt er wüst mit den Fuhrleuten. An den Thüren der Gasthäuser stehen freundlich schäkernde Wirthinnen, alte und junge; ein frischer Trunk für den Ternomann, eine Handvoll Hafer für sein Rößlein! Geld findet überall höfliche Leute. Ja, mehr noch, — bald hatte der Lipp auch ein flachshaarig Mägdlein bei sich auf dem Wagen.

Am neunten Tage nach dem Terno machte der Lipp seine ersten Schulden. Am Steirerwägelchen brach ein Rad. — „Der Wagner ist so gut. Seine Sach' dafür wird Er schon kriegen."

In die Lottokollektur trug er wöchentlich seinen Gulden. Wer oft und viel setzt, der muß doch wohl gewinnen; dazu jede Nacht ein Traum, der auf allerlei Ziffern und Zahlen deutet. 's kommt noch was nach! —

Aber es ließ so lange auf sich warten, und das Lachen wurde nach und nach wieder kleinlaut. Der feine Wagen war vertauscht gegen einen Karren. Die Kleider hatten ihren Glanz verloren und waren fadenscheinig; die silberne Uhr —, ei, wozu braucht der Lipp eine Uhr, wenn Mittagsstunde ist, da knarrt schon der Magen, und zur Nachtzeit schreit alle Stunden das Kleine nach der Muttermilch.

„Gesperrt sind die Nummern, die Unsereiner setzt, sonst müßten sie kommen! — Oh, sie werden aber noch kommen!" — Ein Stück Fleisch für das kränkliche Weib wäre nicht von Uebel, aber die Groschen wandern in die Lottokollektur. — Das Pferd ist auch verkauft; der Lipp hat das Lachen verlernt und grinsend nur mehr bewirbt er sich wieder um einen Kohlentransport. Da, noch zu rechter Zeit — ein zweiter Gewinn in der Lotterie. Freilich nur ein Ambo mit vier Gulden. Aber der Lipp schreit's aus: „Seht ihr's! seht ihr's! Hab' ich's nicht gesagt? Oh, es wird schon noch mehr kommen!"

Dieweilen freilich, dieweilen sitzt er wieder auf seinem schwarzen Throne der Kohlenfuhren und seiner Familie ist eine Waldhütte angewiesen worden. Nur einstweilen, meint der Lipp, er baut sich ja ein Haus, ein Haus in Niederleuth.

Und so treibt er's noch heute. Er versetzt sein Geld in der Lotterie; er stiert mit wilden Augen nach jeder Ziehung auf die herausgekommenen Nummern, aber es ist ganz verwünscht, die seinen sind „gesperrt".

Sein Gesicht ist wieder so rußig wie früher, aber das Lachen, das stille heitere Lachen hat er verlernt, der arme Narr.

Und über dem Fenster des Tabakverlegers steht heute noch die Tafel und grinst auf Reich und Arm, auf Alt und Jung herab: „K. k. Lottokollektur."

Meister Magnus.

In einer großen Stadt gibt es viele kleine Leute. So ein Kleiner war auch der Flickschneider Magnus. Der Name war an ihm das Größte; dann — rathe ich — kamen gleich die Glasaugen, die mit ihren zwei gewaltigen Ritterschildern auf der breiten lehmfahlen Nase ritten. Bis zum Scheitel des Hauptes empor war an dem Mann Alles Stirne; von dort, hinten hinab, fingen erst die dünnen, langen Härchen an, die wie ein zarter Heiligenschein das blasse Antlitz umflossen. Fast närrisch komme ich auf den Gedanken, aber die Haut des Mannes, so weit sie den Mitmenschen offen dalag, sah aus, wie gegerbt, nur daß unter der Nase ein dichter, kohlschwarzer und gutgestutzter Schnurrbartschopf stand. Diesen Schopf hatte der wackere Meister noch von seinem Soldatenleben her; ist „beim Militär" gewesen, der Meister Magnus. War auch beim großen Achtundvierziger-Rummel dabei, aber als Bürger und Nationalgardist! Heute noch ist der Fürst Windischgrätz sein größter Feind, der Fürst Windischgrätz und der Hunger. Gegen Ersteren hatte Meister Magnus die Partisane längst gesenkt, aber gegen Letzteren kämpft er noch Tag für Tag mit seiner kleinen, aber scharfen Waffe: der Nadel. Schon seit Jahren befand sich der Meister mit seiner kleinen Familie vor diesem Feinde in stetem Belagerungszustande; doch, je besser die Zeiten, deste weniger lassen die Leute flicken. Armer Leute Flickarbeit trägt den ganzen Tag nicht so viel, wie ein los-

gerissener Knopf am Beinkleide des Herrn Baron Strauch. Nur sehr schade, daß der Herr Baron in guten Zeiten sein knopfkrankes Beinkleid nicht dem Flickschneider sandte, sondern dem Hausirjuden gab.

Heute klopfte es beim Meister sehr höflich an die Thür. Ein zorniges „Herein!" Der Meister kann das höfliche Anklopfen nicht leiden, es verräth selten einen guten Kunden. Ein neuer Beweis dafür war eben das schlanke, blasse und langlockige Studentlein, das jetzt dem Meister eine gelegentliche Bitte verbücklingte. Der Junge stand in einem kohlschwarzen Anzuge da, aber bei dem Ellbogen guckte allzu sehr — wie das Sprichwort sagt — die Weisheit hervor. — 'S war' bald geschehen beim Herrn Meister, meinte das Studentchen, halt so ein paar greschengroße Flecken.

„Ja, ja, ein paar Greschen groß!" rief der Schneider unwirsch, „wie aber 's Futter ausschauen wird! Geh' Er nur zu dem, der Ihm den Rock neu gemacht hat, der soll ihn ausflicken!"

„Ich hab' das Joppel erst von einem Professor geschenkt bekommen", wagte der Studiosus zu bemerken.

„Na ja, geschenkt, geschenkt, so Leut' wollen Alles geschenkt haben", sagte der Meister, und schob die Glasaugen von der Nasenspitze zurück. — „Aber der Verstand", fuhr er launiger fort, „der Verstand thät' herausschwitzen bei den Löchern da; wär' gefehlt, das. Zieh Er in Gottesnamen aus."

Der Student säumte. „Wollt' mir der Meister nicht gleich so ein paar Flecken darüberheften, daß ich nicht erst ausziehen müßt'?" — Als er aber zwangsweise die Joppe herunter hatte, war der Grund seines Sträubens einiger-

maßen einzusehen. Nicht allein, daß das Unterfutter des Rockes etwelches zu wünschen übrig ließ, war auch der Rücktheil der Weste, besonders aber eine gewisse Gegend des Beinkleides in einem Zustande, der selbst den Augen eines Flickkünstlers sich zu entziehen Ursache hatte.

„Na, da haben wir jetzt die Bescheerung!" brummte der Meister. „Was hebt man an mit so einem armen Teufel, als ihn über und über ausflicken, weil man ihn schon am Halse hat."

Als es jedoch zum Beinkleid ausziehen kam, da weigerte sich der Bursche entschieden dagegen; aber eine spanische Wand und der alte Schlafrock des Meisters zerstreute die Besorgnisse. Zudem trug Herr Magnus kein Verlangen, die Herrlichkeiten des etwaigen Unterbeinkleides zu schauen.

Noch hat sich der Studiosus ein Buch zurück, das in dem Schoßsacke seines Rockes gesteckt hatte, und begann in einem Winkel der Stube an einer astronomischen Schulaufgabe zu arbeiten. Und während sein junger Geist auf den Leitern und Strängen geometrischer Linien, und mit den Flügeln der zehn Ziffern in den unermeßlichen Räumen des Himmels kletterte und flog, von Planet zu Planet, von einem Fixstern zum andern, und schließlich mitten in die Sonne hinein, wie ein toller Falter in's Kerzenlicht — während all' dem ging aus dem stillen Walten des Meisters Magnus neu verjüngt, wie ein der Asche entstiegener Phönix, ein Kleidungsstück um's andere hervor.

War dem Studenten aber gar nicht behaglich, als er sein Tuch wieder am Leibe hatte. Schier einen halben Tag hatte der Meister gearbeitet, hatte so zu sagen einen neuen

Menschen aus ihm gemacht, und dafür sollte er — der neue Mensch — undankbar sein, weil er arm war? Eines Stadtwächters Kind war er, aber der Stadtwächter wachte lange nicht mehr, und nur einem Pathen, der Kaufmann war, verdankte er seine Studentenschaft.

Diesem Kaufmanne verdankte er auch das Blatt Papier, welches er jetzt aus seinem Lederläschchen zog.

„Herr Meister! mir borgen, das kann ich nicht verlangen; — Geld habe ich keines. — Das da — ein Los, ein Vierundsechziger Los, ein Staatslos. Es wär' kein schlechtes Papier, sagt mein Pathe, müßt' einmal gewinnen — wenn heut' nicht, so morgen, wenn viel nicht, so wenig."

„Freilich, freilich," unterbrach der Meister, „und wenn morgen nicht, so ein andermal, und wenn wenig nicht, so gar nichts. Seid's Musterleut', ihr!"

„Wollt's aber schon zurücklösen, das Papier da, wenn ich Geld hätt'", entgegnete der Student schüchtern, „und fällt etwa einstweilen ein Treffer d'rauf — der thät dem Meister gehören."

„Jetzt hab' ich Zeit genug mit Ihm vertrödelt", warf der Meister ein; „mag Er das Los aus der Hand geben, so bleibt es da; kann es zurückhaben, wann Er will — ich bin ein Christenmensch. Und schlägt derweilen ein Treffer ein, so wird er zwischen uns getheilt. Einverstanden, Herr Studio?"

Das Bürschchen war froh, als es so leicht davon kam; es getraute sich nun wiederum durch die eleganten Gassen zu spazieren — es stack in einem anständigen Futteral.

Der Meister aber brummte noch lange bei sich, blickte höhnisch auf das Papier und rief dann in die kleine Küche

hinaus: „Du, Weib, wenn die Resi wieder einmal eine Fensterscheibe zertrümmert, da in der Lade ist Papier zum Verkleben.“ Und in die Lade legte er das Los.

Die Resi aber war das kleine Töchterchen des Meisters, welches heute Fasttag hatte, weil es gestern mit seinem braunen Lockenköpfchen etwas zu scharf an die Fensterscheibe gestoßen war. Meister Magnus bestrafte die kleinen Unarten und Fehltritte seines Kindes nur mit Fasttagen und ärgerte sich schließlich baß, wenn die Kleine wochenlang nichts verbrach; und zuletzt entzog er ihr das Nachtmahl gar, wenn er nießte und die Resi auf das Helfgott-Sagen vergaß. Es war ihm nicht just um's Helfgott zu thun, aber die Erdäpfel waren theurer geworden. Der gute Magnus suchte nach Ursachen, um seinen Tisch mehr und mehr zu schmälern; er für seine Person gab Appetitlosigkeit in Folge eines Leberleidens an; er mochte es den Seinen nicht mittheilen, daß ihm das Geld nicht mehr langte für die gewohnte Hausmannskost.

Ich und mein Leser, wir verlieren gar nichts, wenn wir nun ein Bischen die Augen schließen und etliche, sagen wir, zehn Jahre vorüberrutschen lassen.

— — — — — — — — — — — — — —

Meister Magnus aber ist jetzt um zehn Jahre älter — und das ist schlecht; Resi auch — und das ist gut.

Der Alte ist mittlerweile den schmalen Tisch gewohnt worden; von Hunger kann also keine Rede mehr sein. Resi ist eine schöne Jungfrau geworden und will einen jungen Lehrer vom Lande heirathen. Meister Magnus weiß davon. Das Mädchen hatte den Lehrer auf einem kleinen sonntägigen Ausflug mit der Mutter kennen gelernt und versichert den

Vater, er wäre der Rechte. Wenn's der Rechte ist, so ist's dem Vater recht; einen Schullehrer zum Schwiegersohn haben, der's noch zu einem Professor bringen kann — 's ist genug für einen Flickschneider.

So stehen die Dinge im Hause unseres Meisters. Da schlägt plötzlich, wie der Blitz aus heiterem Himmel — das Glück ein. Ganz blau vor den Augen ist dem guten Magnus geworden, und die Zwillern haben vor närrischer Freude getanzt, als er's sah, als er's las: sein Los, das alte vergilbte Staatslos, das der leichtfertige junge Student nicht mehr zurückgelöst hatte, das aber noch in der wurmstichigen Schublade lag, weil Resi keine Fensterscheibe mehr zertrümmert hat — das Los hat den Haupttreffer gemacht.

Zweimalhunderttausend Gulden, Jesus Maria! Meister Magnus, zweimalhunderttausend Gulden!

In der ersten Woche sind Meister Magnus und seine Frau krank gelegen an verdorbenem Magen. In der zweiten Woche wurde es ausgemacht: die Resi heirathet den armen Schlucker, den Volksschullehrer, nicht. Das Mädchen aber weinte Tag und Nacht und verwünschte den Haupttreffer. — In der dritten Woche ging der Meister auf Suche aus. Der alte Flickschneider war nämlich ein Mensch, den das Geld nicht auf Ehrenwort und Pflicht vergessen ließ. Er gedachte jenes mageren Studentleins mit den zerissenen Rockärmeln, dem er versprochen, im Falle eines Treffers diesen mit ihm zu theilen. Ein paar Dutzend neuer Freunde waren dem Meister gleich in der nächsten Nachbarschaft aufgetaucht; diese belehrten ihn, wenn keine Schrift da sei, so wäre der Meister gesetzlich nicht verpflichtet, den ehemaligen Eigenthümer

des Loses zu berücksichtigen; der Meister habe das Los für ehrlicher Hände Arbeit anstatt Baargeld genommen, folglich gehöre es ihm zu eigen. Ließ sich aber nicht bethören, der brave Meister Magnus. „Weil es mir das Glück so gut gemeint hat", sagte er, „so will ich nicht undankbar sein; wer weiß, was aus dem armen Burschen geworden ist; wenn ich ihn aber finde, so soll er sein Lebtag keinen Flickschneider mehr brauchen, oder er soll's halten, wie der Herr Baron — für einen Knopf einen Silberling!"

Und der Meister fuhr in der Stadt herum und fuhr auf's Land und suchte den Studenten. Vorläufig wollte er sein Glück in den Zeitungen nicht austrommeln lassen, darum trachtete er, mit seinen Augen und Augengläsern den Studenten zu finden. In den Lehranstalten war er nicht mehr; an keinem öffentlichen Ort war ein Mann zu sehen, der mit jenem Studenten eben große Aehnlichkeit gehabt hätte. Meister Magnus aber kannte schon von Weitem jedes Beinkleid, das er jemals geflickt und jeden Kunden, der ihm jemals ein paar Groschen schuldig gewesen war. Die zwei Pfund Zehnerbanknoten des Haupttreffers hatten seine alten Augen nicht geblendet, er hätte seinen Mann auf der Stelle wieder erkannt.

Die Landluft und das feine Fahrzeug und die trefflichen Küchen der Gasthöfe thaten dem alten Magnus wohl; aber er war unstät und unzufrieden, so lange er seinen Glückscompagnon nicht hatte. Er war eben engherzig und hatte keine kaufmännische Ader an sich, — würde mein Nachbar, der Bankdirektor, sagen. Will's wohl zugeben, mein Schneider wäre ein schlechter Verwaltungsrath. Trotzdem aber ein guter

Kerl, der sich wie toll freute, als er eines Tages auf der Waldwiese einen Mann sah, der Pflanzen in eine Blechbüchse sammelte und richtig geflickte Ellbogen hatte. Die Gestalt war kernig, das Gesicht männlich, und nicht mehr so blaß und verzagt — aber der Mann war doch das einstige Studentlein.

„Du Haderlump, du!“ rief ihm der Meister in seiner Freude zu, „was schaust nicht auf dein Geld? Aber jetzt gleich in den Wagen steigen! — Na, grüß' Ihna Gott, kennen Sie mich nicht mehr, bin ja der Flickschneider Magnus von der Elendgasse, dem Sie das Los gegeben haben. Kommen Sie nur mit, ich hab' was für Sie!“

Der Mann mit dem geflickten Ellbogen war an diesem Tage zufällig geschäftsfrei, und so fuhr er mit dem komischen Alten in die nahe Stadt. In einem Hotel ersten Ranges brachte ihn der Meister unter. Sofort eilte dieser nach Hause — nicht mehr in die Elendgasse; er wohnte bereits an der großen Allee, wo alle Häuser Spiegelscheiben haben. „Resi!“ rief er seiner Tochter entgegen, „Resi! mit dem Landschullehrer ist's nichts, es bleibt dabei. Laß' mir's über, ich weiß Einen für dich, einen jungen, hübschen, braven Mann, und Geld hat er! Morgen wird er bei uns speisen; sei artig, Resi, sei fein!“

Und am andern Tage hielt Meister Magnus seine Papiere in Vereinschaft; doch als er seinen Gast aus dem Hotel holen lassen wollte, war dieser verschwunden. Hingegen war Fräulein Resi an demselben Morgen ihrem Landlehrer wieder begegnet und hat den Vater fast kniefällig, daß sie den jungen bescheidenen Mann bei ihm aufführen dürfe. Der

Meister wies die Bitte mit Entrüstung zurück, sah aber in demselben Augenblicke seinen Gast und Glückscompagnon im Vorzimmer stehen. „Der da wird der Deine, du störrige Dirne!“ rief er aufgebracht dem Mädchen zu, und empfing den Gast mit offenen Armen.

„Vater, Vater!“ jauchzte Resi hell, „das ist ja mein Landlehrer!“

— — Die Geschichte ist zu Ende. Sie tafelten. Dann nahm der Lehrer das Geld, nahm die Resi und mit ihr zum größten Theil auch die zweite Hälfte des Haupttreffers.

Noch ist es meine Schuldigkeit, zu sagen, daß der junge Landlehrer in seinen neuen Verhältnissen das Lehrfach nicht aufgab, sondern es erst recht pflegte und arme Kinder und Lehrer reichlich unterstützte. „Ja, mein Herr Schwiegersohn!“ meint der alte Meister Magnus, „an dem hat die Fortuna selbst einen Haupttreffer gemacht.“

Der Vater von Rohrheim.

In Rohrheim war eine wunderlich schöne Kirche. Sie war gar nicht klein, sie hatte viereckige Fenster wie die große Mühle im Thale, und einen hohen Thurm, auf dem als Bedachung ein riesenhafter Zwiebel saß. Auf dem Zwiebel stand ein zweifaches Kreuz, und auf dem Kreuze stand ein Hahn, der den Schnabel weit aufthat. Sie hatten ihn immer für den Hahn Petri gehalten, aber der Schneider Benz, der ein Schriftgelehrter war, behauptete einmal: „Der Hahn auf unserem Thurme bedeutet die römische Kirche. Deswegen thut er allewil den Schnabel auf." Gleich am Eingange in die Kirche stand ein Holzkübel mit Weihwasser, zwar blos zum Besprengen, aber man hätte zur Noth darin auch baden können. Jeder Heilige, wie sie zahlreich auf den weißgetünchten Wänden herumstanden, hatte einen goldenen Rock und goldene Schuhe an, und goldene Bücher und Stecke und Marterwerkzeuge in der Hand, und die am Altare hatten sogar goldene Gesichter. Der gute Hirt am Altare war kein Miethling, der sah derartig aus, daß gewiß der Wolf und jegliches Raubthier vor ihm davongelaufen wäre. Die Farbe seines tausendfaltigen Mantels war ein tiefes Roth im Perlmutterglanze. Die Engel waren lackirt wie feines Töpfergeschirr und hatten goldene Flügel; wieder von anderen Engelchen waren nur die Köpfe da, und die Flügel wuchsen gleich von den Ohren weg. Dann gab es noch goldene Wolken, die für ein tüchtiges Hochsommergewitter ausgereicht hätten, und es gab viel

goldenen Heiligenschein und goldene Schnörkeln an den gewundenen Säulen. Der Heiland aber war nicht vergoldet, nein, der war roth von Blut und übersäet von tausend Wunden, und die Augen waren verdreht und der Mund war verzerrt in grausamer Todespein, — wohl herzerbarmend zu schauen. Und an die versilberten Kerzenleuchter waren Blumen gebunden, Blumen gar aus Leinwand und buntem Papier — die blühten schon über die zwanzig Jahre und wurden nicht welk. Und Bänder und Fahnen in der ganzen Kirche, daß man kaum die Bilder und die Wände sah. Und zu den Sonn- und Feiertagen die zahlreichen Kerzen und den vielen Weihrauch — so fand man's weit und breit in keiner Kirche mehr. Es war eine rechte Pracht. Die Rohrheimer waren auch stolz auf ihr Gotteshaus, sagten doch Alle, die aus den Nachbarpfarreien kamen: „Dasselb' weiß man nicht, wo man's muß hinschreiben, aber 's ist richtig, ihr Rohrheimer habt's eine wundertich schone Kirchen!"

Die hohen Feste wurden schon gar gefeiert, daß es aus der Weis' war. Da hatten sie auf dem Chore fünf Trompeten und ein Bombardon und zwei Pauken. Der Waldhanselbub blies das Klarinett, und sein Vater strich die Baßgeige zugleich und sang. Das war denn so, was man Musik nennt, und die Rohrheimer thaten nur wohlgefällig ihre Köpfe schütteln.

Das Merkwürdigste aber habe ich absichtlich bis zuletzt verschwiegen. In einer Nische des Seitenschiffes der Kirche, wohl unter Glas und Rahmen lag zur ewigen Verehrung aufbewahrt ein heiliger Leib. Da ruhte weiß gekleidet, einen Kranz auf dem Haupte, auf schwer bebordeten Pölstern eine

liebliche Jungfrau mit blonden, aufgelösten Haaren, im Antlitze wie Milch und Blut. Sie legte ihre weißen Händchen über die gehobene Brust und schlummerte. Eigentlich war sie leblos; in alten Tagen geschah es, daß sie nach zwanzigjähriger Grabesruh' in solcher Gestalt aus der Erde hervorgeholt wurde. Sie war — wie der Herr Pfarrer selbst bestätigte — die arme Dienstmagd, an der Gott ob ihrer Frömmigkeit das Wunder der Unverweslichkeit ausübte. Es waren an diesem heiligen Leib auch schon Mirakel geschehen, und an den Sonn- und Feiertagen standen die jungen Burschе nicht ungerne vor dem Glaskasten und machten erbauliche Betrachtungen.

So hatten die Rohrheimer eine große Freude an ihrem Gotteshause, aber da kam ein Schlag — es starb plötzlich der Pfarrer. Drei Tage setzten sie seine Leiche in der Kirche aus, aber, weiß Gott, er mußte nicht ganz die Frömmigkeit der Bauernmagd inne gehabt haben, schon am dritten Tage stellte sich Verwesungsgeruch ein. Da thaten sie den Herrn Pfarrer sogleich mit großem Pompe in die Erde hinab.

„Daß wir keinen neuen, braven Pfarrer kriegen sollten," sagten die Rohrheimer hierauf, „dasselb' fürchten wir uns nicht. Jeder geht uns gern' her, schon wegen der sauberen Kirche da!"

Und sie hatten Recht. Der neue Herr Pfarrer kam aus weiter Ferne und war noch jung. Er sagte sogleich, daß ihm die Gemeinde gefalle. Mit stiller Wollust führten ihn die Aeltesten der Gemeinde in die Kirche, aber der neue Herr, — als er alle die wunderlichen Dinge sah, legte die

Hände zusammen und rief aus: „O Himmel, das ist kein Gotteshaus und das ist kein Bethaus!"

Er sagte sonst nichts und auch bei seiner Eingangspredigt sagte er nichts über die Kirche. Als er aber an einem Sonntag Nachmittag vor der Kirche unter der Linde seine erste Christenlehre hielt und die Rede von Wissenschaft und Kunst war, sagte er: „Wenn schon nicht Religion und Wissenschaft vereinbar ist, so ist es doch Religion und Kunst. Für das Wirkliche haben wir die Welt und unser tägliches Leben; für die Seele aber ist uns die Religion gegeben, und darum lasset uns in Kirchen, Bildern und Cultus ein Muster des Schönen, Einfachen, Idealen und Erhebenden aufstellen. Wozu der irdische Tand und Flitter in unseren Gotteshäusern? Geht hin und sehet: die vergoldeten Röcke der Heiligen liebäugeln mit dem Golde der Erde; unsere aufgeputzten Statuen, unsere wiedersinnigen Bilder, unsere prunkenden, glitzernden, polternden Gebräuche sehen aus, wie ein buntes Fastnachtsspiel, wie Spott auf das wahrhaft Heilige. Gehet hin und sehet die Bilder: die Märtirer zeigen prahlend ihre Wunden. Die heiligen Jungfrauen liebäugeln; die Engel mit Flügeln sind Mißgeburten; die Bischöfe und Beichtiger — nur zu treue Bilder — strahlen im Fettglanze. Die Baustile der Kirchen, Altäre und Kreuze sind ein geschmackloses Gemisch von allen möglichen Bauarten; die Zierrathen sind verrückt und nach französischem Muster. Der Gottesdienst ist lateinisch, die Musik ein Gemisch von Mißharmonien durch alle möglichen Instrumente, welche die wahre, natürliche Musik der Kirchen, den Chorgesang und die Orgel längst verdrängt haben. Das Gebet der Gläubigen ist todtes Lippenspiel und Rosenkranz-

geklapper oder unnatürliches Stoßgeseufze aus albernen, geistlosen Gebetbüchern. Und es bliebe noch zu sprechen von dem Weihrauchdunste, von dem übermäßigen Kerzengeflimmer, es bliebe zu bedauern das Aergerniß der politischen Predigten, der Kirchendiener mit ihrem Pharisäerstolz und mit ihrem Bettelbeuteln. Die Religion ist ein Seelisches, warum wird sie nicht mit der Seele aufgefaßt! Warum wird durch einfache, stille Würde in derselben dem menschlichen Gemüthe nicht Rechnung getragen? Nur die Kunst in ihrer Einfachheit und die Mythe in ihrer sittlichen Vollendung kann dem menschlichen Herzen Genugthuung verschaffen und eine Lede in demselben ausfüllen, welche nicht die Wissenschaft und das Glück der Erde auszufüllen im Stande ist."

„Das ist auch eine saftige Christenlehre gewesen," sagten die Rehrheimer hierauf zu einander, „aber völlig schwer zu verstehen ist unser neuer Herr Pfarrer."

Nach einiger Zeit stellte der Pfarrer an die Gemeinde die Anfrage, ob es ihm erlaubt sei, von seinen eigenen Mitteln die Kirche renoviren und nach eigenem Geschmack einrichten zu lassen. Ei freilich erlaubt es die Gemeinde, und sie pries sich glücklich zum neuen Pfarrer und zur Kirche, die nun noch schöner werden sollte.

So war denn der Gottesdienst eben in der alten Waldkapelle, welche entlegen in einer Bergschlucht stand. In der Kirche aber arbeiteten Tischler und Bildhauer und Maler und andere Künstler, und der Pfarrer ging ab und zu und brachte den Arbeitern die Pläne. Der Mann war im Herzen vergnügt. Ging auch sein Vermögen hin, so bekam er und

seine Gemeinde, der er sich widmen wollte vielleicht für die ganze Lebenszeit, doch ein schönes, reines Gotteshaus.

Zuerst ließ er Alles herausschaffen, was darin war; und die nun wie vergoldeten Statuen an der Kirchhofmauer lehnten und die Schulbuben daran klopften und hämmerten, da krochen Spinnen und „Ohrengabeln" und andere Insekten zu Hunderten aus den staubigen Höhlungen. Das war eine Rumpelkammer um die Kirche herum, und die „Heiligen" glotzten in die Sonne oder in den Nebel hinein, und ihr phantastischer Faltenwurf, und ihre tolle Gliederverrenkung, und ihre verzerrten Gesichtszüge nahmen sich hier in der Nähe besehen schier ungeheuerlich aus.

Und in der Kirche: die Fenster bekamen nach der Pfeiler- und Schiffform des Baues den Spitzbogenstil. Die weiße, durch Näße gefleckte Tünche, die bunten Malereien an den Wänden und an der Decke wurden gleichmäßig mit einer grauen Farbe überzogen. Der Altar wurde aus Lindenholz gothisch geschnitzt; über demselben kam das Bildniß des guten Hirten, eine würdige Arbeit in schöner, einfacher Form und milden Farben. Zwölf hohe, durchbrochene Kerzenleuchter, ebenfalls aus Lindenholz schmückten den Altar. An den beiden Seiten desselben standen zwei schneeweiße Fähnlein. Von dem mittleren Schiffe der Kirche schwebte ein Kronleuchter aus Stahl und Glas nieder. Ueber der Kanzel wurden einige Sätze der Bergpredigt Jesu geschrieben. Auf den einen der beiden Seitenaltäre kam das Bild des Gekreuzigten mit schmerzvollem, aber ruhig ergebenem, gottverklärtem Antlitze; auf den anderen die Darstellung der milden, liebevollen Mutter des Heilandes. In den Taufstein und den Beichtstuhl

waren noch einige Gegenstände, Bildnisse aus der Bibel, geschmackvoll geschnitzt. Sonst kein Bild und keine Kerzenstelle und kein Fahnen- und Bänderwerk in der ganzen Kirche. Und es war kein geflügelter Engelkopf und keine goldene Wolke und keine überladene Zierrath. Auf dem Chore war die Orgel neu hergestellt, aber kein Platz für andere Instrumente angebracht.

Die Nische, in welcher der „heilige Leib" gelegen, war ganz vermauert.

Die Kirchenstühle waren aus einfacher Tischlerarbeit ohne Verzierungen. Ueber dem Ausgange und über dem Eingange standen die Worte: „Gott ist überall! hier ist sein Haus!"

Und als all' Das und noch vieles Andere fertig war, bauten die Arbeiter noch ein Gerüste von den Thurmfenstern bis zu dem Zwiebel, dem der Bauch eingeschlagen wurde, und anstatt dessen sie eine schlanke, hohe Spitze aufbauten. Das zweifache Kreuz blieb, aber der Hahn flog herab mit dem weit offenen Schnabel, und an seine Stelle kam die funkelnde Nadel eines Blitzableiters.

Und als viele Monate vorüber waren, hatten die Arbeiten ihre Vollendung erreicht, und es wurde ein feierlicher Weihetag angeordnet. Hell klangen die Glocken, mild und erhebend wogten die Töne der Orgel und die zwölf Kerzen strahlten am Altare. Als aber die Rohrheimer in die Kirche traten, murrten sie, denn sie suchten das bunte, goldige Gestimmer und fanden es nicht. Dann fluchten sie dem Pfarrer und riefen wüthend: „Der ist unser größter Feind, er hat uns beraubt, hat uns das Gotteshaus zerstört, hat uns die

alten, wunderthätigen Heiligen davongeführt und neue hergestellt, die wir nicht kennen." Die Weiber weinten vor Zorn und schworen vor dem festlichen Altare, dem Pfarrer die Augen auszukratzen.

Es konnte der Gottesdienst nicht zu Ende geführt werden. Die Leute stürmten in den Pfarrhof: „Ihr seid kein Pfarrer nicht, ihr seid der Antichrist! Wo habt ihr unsere Engel und Heiligen? Wo habt ihr unsere geweihten Fahnen! Wo habt ihr unseren heiligen Leib!?" Es stand Alles noch zu Gebote, selbst der „heilige Leib" lag da im staubigen Glaskasten. Der Pfarrer öffnete den Deckel und rief: „So seht, betastet, niemals ist dieser Leib in der Erde gelegen; Bienen haben ihn gesammelt aus den Blumen — er ist von Wachs!"

Da sahen sie's, da fluchten sie noch mehr: „Jetzt hat uns der Alte auch betrogen! Jetzt haben uns unsere Urväter zum Narren gehalten! Jetzt sind gewiß die anderen Heiligen auch Fopperei gewesen! Jetzt hol' schon jede Kirche der —"

Sie ließen sich nicht beruhigen. Sie stürmten fort. Und als wieder der Sonntag kam, blieb die Kirche leer, und die Rohrheimer verrichteten oben in der schmuck- und bilderüberladenen Waldkapelle ihren Gottesdienst. Nur ein alter, erblindeter Mann mit langen, weißen Haaren kniete im hintersten Kirchenstuhle. Und als der Pfarrer predigte: „Du sollst Gott anbeten im Verborgenen und ihm dienen in deinen Werken! Der Geist Gottes ist's, der lebendig macht, und seine Liebe ladet dich ein: Komme zu mir, der du mühselig und beladen bist! Liebest du mich, so halte meine Gebote! Ein neues Gebot aber gebe ich dir: Liebe deinen Nächsten!" — Da hörte es nur der alte Mann; und als der Pfarrer

die Meſſe las, und der Meßner unter Orgelbegleitung das deutſche Kirchenlied ſang, da hörte es nur der alte Mann.

So verging eine Zeit. Die Rohrheimer beſuchten die Waldkapelle, zur Pfarrkirche kam nur der blinde Greis.

Fremde, die in den Sommertagen durch die Gegend zogen, betrachteten die Kirche und waren entzückt über den Geſchmack der Gemeinde, über die würdige Einrichtung dieſes Gotteshauſes. Ungläubige behaupteten, wenn je, ſo würden ſie in dieſer Kirche zum Bekenntniſſe Gottes zurückkehren.

So verging eine Zeit. Die Rohrheimer beſuchten ſtets die Waldkapelle. Zur Pfarrkirche kam nur der blinde Greis.

Im Herbſte war's. Ueber der Gegend war ſchon tagelang ein bläulicher Dunſt gelegen. Der Himmel war grau ſtatt blau, aber man ſah keine Wolke, und die Sonne hatte einen röthlichen Schein. Es war kein Thau und es ging kein Luftzug; es war, als ob die Luft erſtarren wollte. Schon vor Monaten hatte man zur Nachtzeit einen Stern geſehen, der eine Ruthe ausſtreckte über das halbe Firmament hin. Schon damals hatten die Rohrheimer geſagt: „'s hat was zu bedeuten! Und wenn was kommt, ſo iſt's der Pfarrkirche wegen.“ Häufiger und zahlreicher verſammelten ſie ſich in der Waldkapelle, andächtiger küßten ſie die „wahrhafte Länge der Jungfrau Maria“, welche in einem Papierſtreifen an dem Altare niederhing. Die Kapelle war ganz der heiligen Jungfrau geweiht. Ueber dem Tabernakel prangte in einem dreifachen Roſenkranz das Bild ihres Herzens, welches von ſieben Schwertern durchſtochen war. Von dieſem ſiebenmal

getödteten Herzen hofften die Rohrheimer Beistand und Hilfe zu jeder Zeit. Einmal kam der Pfarrer in die Kapelle und sagte: „Du sollst keinen Gott neben mir haben und kein geschnitztes Bild anbeten, spricht der Herr!"

Da riefen sie: „Wollt ihr uns leicht gar auch noch diese kleine Kapelle zerstören?" und sie hoben Steine auf und verfolgten ihn.

Da erkrankte im Frühherbste der halberwachsene Sohn eines Häuslers und starb. Der Pfarrer segnete die Leiche ein und las die Todtenmesse. Aber sie gingen nicht in die Kirche und sie beerdigten den Todten nicht, denn der Häusler wollte, daß aus der Nachbarschaft ein anderer Priester komme, der über die Leiche den Segen spreche, — mit dem Gebete eines Antichristen lasse er sein Kind nicht begraben. So wurde der Todte erst nach fünf Tagen zur Erde bestattet.

Als sie aber von dem Leichenbegängnisse zurückkehrten, hatte einer der Leichenträger heftiges Erbrechen, und ein Anderer klagte über Kopfschmerz. Beide legten sich zu Bette, es kamen Erhitzungen, es kam Nervenfieber und in acht Tagen waren die beiden Männer todt. Man wartete nicht mehr auf den Segen eines auswärtigen Priesters, schon am zweiten Tage trug man sie auf den Gottesacker. Nur Wenige wohnten dem Begräbnisse bei.

Und die Luft wurde drückender, die Menschen waren stumpfsinnig gegen Alles; man sah keinen Jungen mehr laufen und hüpfen, man hörte kein Singen und kein Jauchzen mehr auf den Feldern. Die Herbstarbeiten wollten erlahmen. Es war eine Bedrängniß gekommen über die Gemeinde, fast in jedem Hause lag ein Kranker.

Die Leute sendeten nach den Priestern der Nachbargemeinden, allein diese ließen sagen, sie hätten selbst ihre Kranken und Sterbenden. Da ließ der Pfarrer von Rohrheim das Glöcklein läuten und unaufgefordert ging er zu den Sterbenden. Liebevoll setzte er sich nahe zum Krankenbett, faßte die fiebernden Hände, kühlte die gluthvolle Stirne, sprach milde Worte des Trostes — und der Kranke lächelte.

So verging nun kein Tag, an welchem der Priester nicht mit dem Sterbesakrament über die verlassenen Felder und Auen wandelte, und bald verging mehr kein Tag, an welchem nicht von irgend einer Seite eine Todtenbahre heranschwebte gegen die Pfarrkirche. Und immer sah man in der Gegend neue Strohfeuer lodern, da man die Betten verbrannte, während der Verschiedene im Vorhause auf das schmale Brett gelegt wurde. Und da war bald kein Haus mehr in der Gemeinde, das nicht auf dem nahen Felde oder auf der Wiese seinen schwarzen Brandflecken hatte. Von den noch Gesunden harrten nur wenige treue Seelen aus an den Krankenbetten, die Anderen irrten in Wäldern und auf den Haiden umher und mieden angstvoll jede Menschenwohnung, die nun der Tod gemiethet hatte weit und breit.

Der Pfarrhof stand tagelang leer, denn der Pfarrer wanderte von einem Hause zum andern. Da hieß man ihn wohl allenthalben willkommen mit bleichen, verstörten Gesichtern. Sie frugen ihn nicht mehr nach der Kirche und nach dem „heiligen Leib", — seine Kirche war jetzt das Haus des Elends, sein Altar das Lager des Sterbenden. Hier saß und kniete er und half, wo es möglich war, und beruhigte und tröstete. So viele Leuten sah er erbleichen im Todesstammeln

und so viele Augen sah er brechen, bis auch seine Wangen nach und nach erblaßten, und seine klaren, seelenvollen Augen den Glanz verloren. Aber er hatte vergessen an sein stilles, bequemes Stübchen im Pfarrhofe, er kehrte nicht zurück. Wenn er aber zur Kirche wankte um die Tröstungen, um die Wegzehrung, oder wenn er halbgebrochen hinter Leichen schritt, da folgte ihm die Gemeinde, so weit sie noch verschont war, — sie wollte nicht mehr von ihm weichen. Und wenn er vor dem Altare kniete und betete, da war das Gotteshaus voll von Andächtigen. — Und nun in den Tagen der Noth erst verstanden sie die gegen den Himmel ragenden Spitzen und Thürmchen der gothischen Formen, und die einfachen, prunklosen Farben der Gewänder, nun erst das milde, wachende Auge des guten Hirten, nun erst verstanden sie die leidvollen, gottergebenen Züge des Gekreuzigten und den treuen, liebreichen Blick der Mutter des Heilandes. Und sie verstanden die Worte über der Kanzel: „Die ihr mühselig seid und kummervollen Herzens, kommet zu mir! — Selig sind die Trauernden, sie werden getröstet werden. — Liebet euere Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen, denn ihr Alle seid Kinder Eines Vaters im Himmel!“

Und sie verstanden endlich den Priester, der wachte über seine Anvertrauten, wie der gute Hirt; der sich aufopferte für seine Mitmenschen, wie der Heiland am Kreuze; — der hier lag vor dem Altare bleich und erschöpft, und für seine Gemeinde betete.

Auf dem Friedhofe blühten in demselben Jahre keine Herbstzeitlosen — schier der ganze Garten war frisch umgeackert. Und als das Gedächtniß der Todten gefeiert wurde,

da brannten wohl hundert Lichtlein auf den neuen Gräbern, als Ersatz für die Herzen, die vor Jahresfrist hier noch gebrannt in lichter Lebenslust.

Aber als der erste Schnee lag auf dem Gottesacker, auf den breiten Strohdächern der Häuser und auf den langästigen Kiefern der Wälder, und als der kalte Wind blies durch den düsteren Nebel, da war die Seuche in der Gemeinde Rohrheim erloschen.

Und in der Weihnacht war die Pfarrkirche gedrängt voll von Menschen und auf den zwölf Gestellen und auf dem Kronleuchter brannten alle Kerzen. Mild und feierlich tönte die Orgel und die Stimmen der Gemeinde sangen einen lieblichen Weihnachtschor. In dem hintersten Kirchenstuhle kniete ein alter, erblindeter Mann mit langen, weißen Haaren.

Die alte Waldkapelle in der Bergschlucht aber war verschneit und verweht.

—

Der Engländer.

Wohl wahr, der Mann gehört nicht dem Volke der Alpen an; aber weil er in mein Leben hineinspielte, und weil das, was ich von ihm zu erzählen weiß, doch gewiß zu den Sonderbarkeiten gehört, deren in ähnlichen Verhältnissen eher ein Aelpler, denn ein Engländer fähig wäre, so will ich die kleine Geschichte hier zum Besten geben.

In Genua war's, in einer Restauration der Via Nuova. Ich saß in einer Weinlaube des schönen Gartens, ließ die in der berühmten Hafenstadt Genua gesehenen und erfahrenen Dinge an meinem Geiste vorüberziehen, wartete auf das Mittagsmal und wendete träumend mein Gesicht empor zu der grünenden Decke, die behender war, als der Kellner und mir in einigen reizend niederhängenden Trauben bereits den Nachtisch präsentirte.

Es war noch lange nicht die Zeit des Mittags, denn der Italiener speist erst um fünf Uhr und so waren auch die Räume des weiten Gartens noch völlig leer. Nur hinter einem Citronenbaum saß ein Herr in dunklen Kleidern und mit weißem Backenbart und lugte zuweilen durch die großen, grünen Blätter zu mir, dem auf den Garçon harrenden Schicksalsgenossen herüber.

Aber selbst als wir uns endlich beiderseits still bei dem „Arosto" der Krone der Geduld erfreuten, blickte mein Nachbar oft von seinem Teller auf und zu mir herüber. Und endlich erhob er sich gar, ging gegen meinen Tisch und

sprach einige englische Worte. Ich zuckte ein wenig die Achseln, zum Zeichen, daß ich ihn nicht verstehe. Er schüttelte den Kopf, fast betrübt und schritt wieder zu seinem Stuhl. Er aß nicht mehr, er hatte die Speise beiseite geschoben und starrte unbeweglich auf den Tisch. Er war schon betagt, sein Antlitz sah etwas abgehärmt aus, aber seine Kleidung war sehr fein und modern und am Busen unter der Cravatte funkelte eine Brillantnadel. Nun ließ er wieder sein Auge zu mir herüberschweifen, der ich so eifrig aß und es dabei doch nicht lassen konnte, kurze Blicke zu meinem Nachbar zu senden. Er war behäbig, aber seine Seele schien zu dieser Stunde unsatt zu sein; noch einmal stand er auf und kam zu mir und drückte mir stumm, warm, innig die Hand. Dann ging er wieder zu seinem Platz und stützte seinen ergrauten Kopf auf den Arm und hielt die flache Hand über die Augen.

Was ging in seiner Seele vor? Und der herzliche Händedruck, wollte er sagen, daß, wenn wir in Worten uns auch nicht verstehen, doch als echte und rechte Menschen, beide in der Fremde, einsam wie verwaist, im Auge, im Herzen uns finden? — Aber dergleichen ist der Engländer sonst nicht gewohnt. Vielleicht trug er ein tiefes Leid und suchte Hilfe? — Ich wurde nicht klug, und der alte Mann saß dort und stützte das Haupt auf die Hand.

Endlich war ich mit meinem Mahle fertig, hatte dem Kellner gegenüber meine Schuldigkeit gethan und konnte nun gehen. Da that ich, was sich schickte, trat hin zu meinem Nachbar und ohne ein Wort zu sagen, reichte ich ihm die Hand. Ich habe gemeint er läßt sie nicht mehr los,

er zerquetſcht ſie mir, ſo heftig drückte, preßte er ſie; zog mich nahe ſeiner Bruſt, blickte mir lange ins Geſicht, und da ſah ich's — ſeine Augen waren voll Waſſer.

Den ganzen Nachmittag, als ich in der Gallerie des Palazzo Roſſo, auf der Kuppel von Carignano und zur Zerſtreuung am Hafen war, konnte ich den Mann nicht vergeſſen.

Und ſpät am Abend, als ich mich ſatt geſehen hatte an dem bunten Leben und dem lauten Straßengewühle des Südens, ging ich wieder in meine Reſtauration der Via Nuova. Ich ſaß nicht lange bei meinem hübſch röthlich funkelnden Glaſe Wein, als zwei Herren eintraten und ſich in der Nähe von mir an einen Tiſch ſetzten. Der eine, mit ſehr lebhaften Bewegungen, hatte ein heiteres etwas geröthetes Geſicht und einen blonden Schnurbart, der andere war — der Mann von Mittag. Mit einem kurzen Blicke grüßte er mir zu, dann wendete er ſich wie abſichtlich von mir ab und ſprach mit ſeinem Begleiter in engliſcher Sprache. Sie mußten von mir ſprechen, denn der mit dem lichten Schnurbart that zuweilen einen intereſſirten Blick auf mich herüber. Endlich zog der alte Herr im lebhaften Geſpräch ein Taſchenbuch heraus, nahm aus demſelben eine Photografie und hielt ſie nahe unter die leuchtende Schirmlampe ſeinem Gefährten hin. Beide ſahen auf das Bild, ſchüttelten die Köpfe und warfen mir inzwiſchen kurze Blicke zu. Neugierig ſtrengte ich meine Augen an, und ſiehe, ich ſtaunte ſehr, ſie hatten mein Bild. Zwar konnte ich mich nicht gleich erinnern, in der betreffenden Stellung dem Photographen geſeſſen zu haben, aber unſtreitig, es war mein Bild.

War's aus Beſcheidenheit oder Affectation, ich weiß es

nicht, aber ich wendete mich nun so, daß mir die Herren nicht in das Gesicht schauen konnten. Ich genoß mein Nachtmahl, aber ich dachte dabei nicht an die Schmackhaftigkeit meines gewiß vortrefflichen Vitello, nicht an die Güte des Weines, welcher in Italien manchen herben deutschen Gelehrten eine stille Lehre ist, wie Geist und Milde zu vereinigen sei. Ich war aufgeregt.

Plötzlich trat der Herr mit dem blonden Schnurbart zu mir und höflich grüßend, sagte er in deutscher Sprache, die aber ein wenig den englischen Accent trug: „Wollen Sie, mein Herr, gütigst entschuldigen. Mein Tischgenosse läßt Sie fragen, was Sie für den morgigen Tag vorhaben und ob Sie bereit wären, ihn auf einer Morgenspazierfahrt zur See zu begleiten?" Und nach einer kurzen Pause, da ich noch nicht geantwortet hatte, fuhr er fort: „Er spricht zwar nur englisch, aber ich wurde —"

Da er etwas stockte, so entgegnete ich: „Mein Herr, ich bitte, Ihrem Gefährten zu sagen, daß ich für die freundliche Einladung herzlich danke, daß es mir aber nicht möglich ist, derselben nachzukommen, da ich morgen fünf Uhr Früh nach Florenz abzureisen gedenke."

Der Mann verneigte sich, ging zu seinem Tischgenossen und sie sprachen wieder englisch. Sie sprachen sehr lebhaft und der alte Herr war in Erregung.

Nach einer Weile, als ich mich schon zum Fortgehen anschickte, kam der Herr mit dem blonden Schnurbart ein zweitesmal auf mich zu: „Um Vergebung! Mein Tischnachbar läßt Ihnen sagen, daß er zwar vor hatte, erst in zwei Tagen von hier abzugehen, daß er aber bereit sei, morgen mit Ihnen zu

reisen, wenn Sie, Herr, nicht etwa eine andere Reisegesellschaft oder sonst was dagegen hätten. Er ist allein und es liegt ihm daran, und vielleicht findet sich unterwegs Gelegenheit, daß sich die beiden Herren einander verständlich machen können." Und etwas leiser setzte er bei: „Schlagen Sie diese Begleitung nicht aus, seien Sie, wer immer, es wird Sie nicht reuen."

Ich versetzte höflich, daß mir diese Begleitung gewiß sehr angenehm sei, und daß ich den Herrn nächsten Tages fünf Uhr Früh auf dem Bahnhofe zu treffen hoffe.

Dieses erfahrend, schüttelte mir der alte Mann mit dem weißen Backenbart heiter und herzlich die Hand; ich ging und suchte mein Hotel auf. Bis ich dasselbe, das „Hotel de France", endlich fand, bis ich über die engen dunklen Treppen und zahllosen Gänge und Windungen durch die verläßliche Führung eines alten Garçons endlich zum fünften Stock empor und in mein Zimmerchen kam, waren alle Uhren der Stadt darüber einig, daß es Mitternacht sei. Alle hörte ich schlagen über die Dächer der Häuser her, ich war ja selbst wie auf einem Thurm; und wie ich noch ein wenig so dalehnte am Fenster, hörte ich das Rauschen der nahen See, fühlte ihren Lufthauch. Sonst war's eine schwüle, rabenschwarze Nacht.

Ich entkleidete mich schläfrig, löschte mein Licht aus und warf mich auf das Lager.

Die warme Luft des Südens legt sich so weich um die Glieder, küßt so sanft die Augenlider zu.

Alle Thürme der Stadt mußten die vierte Stunde rufen, ehe ich erwachte und zum Bewußtsein kam, daß es

hohe Zeit sei für mich zum Aufstehen. Flugs schüttelte ich den Schlaf von mir und schickte mich an, Licht zu machen; da fand ich kein Feuerzeug, kein Zündhölzchen. Ich stürzte auf alle meine Kleider und Habseligkeiten, die außerhalb des Koffercheus in Unordnung herumlagen; ich suchte alle Säcke und Schachtelchen aus — nicht ein Streichhölzchen in der ganzen Habe. Mit großer Noth fand ich den Glockenzug an der Wand, ich riß an, aber er gab nicht nach, er schien nirgends zu lauten und endlich brach er gar und fiel nieder zu meinen Füßen.

Die Zeit verstrich, wie sollte ich im Finstern meinen Anzug ordnen, meine Siebensachen sammeln, daß nichts zurückblieb? Und wie sollte ich in dem Labyrinth dieses Hauses den Ab- und Ausgang finden? Was war zu thun? — O, nur ein einzig Zündhölzchen, ihr Himmel und Schaaren des Lichtes!

Flüchtig warf ich die Kleider um und trat hinaus zur Thür. Im Vorgange dieselbe Finsterniß. Ich griff mich behutsam fort an den Wänden, ich tappte an Thüren und Geländern vorüber, aber ich fand keinen Glockenzug. Da stieg ich eine enge Treppe nieder, ging einen schmalen Paß entlang, stieg dann wieder eine Treppe empor, aber überall Finsterniß, überall Stille, und ich fand keinen Glockenzug. Ich eilte nun Gang hin, Gang her, Trepp' auf, Trepp' ab; ich huschte über glatte, kalte Marmorböden hin, ich zwängte mich durch enge Winkel, ich stieß mir unzähligemale die Hände, die Zehen, die Nase an, und einmal fiel gar ein Schleier von Spinnengeweben über mein Gesicht. Aber ich fand kein Licht und ich fand nicht hinab zum Portier, und

ich fand nun auch nicht mehr zurück in mein Zimmer. Bald wohl wird der Tag kommen, aber die Stunde wird verflossen, der Zug abgegangen sein, und der alte Mann, der meinetwegen einen Tag früher reist, wird fluchen, daß ich ihn so bübisch hinters Licht geführt. Hinters Licht! o Gott, welcher von uns stand jetzt hinter dem Lichte?

Da faßte mich's wie Verzweiflung, und im Wüthen derselben ertappten meine Finger einen Glockenzug. So wie der Meßner in der Unglücksnacht den Strick der Feuerglocke erfaßt mit beiden Händen, so faßte ich nun den Ring und das Hanfband und hub an zu reißen. Hei, wie da hell und schrill eine Glocke schellte, daß es in allen Räumen ohrenzerreißend wiederhallte. Das, meinte ich, soll die Dienerschaft nun doch hören.

Mir fiel es noch nicht ein, daß es bereits genug sein dürfte, als auf mehreren Seiten Thüren aufflogen, und allerlei Gestalten in weißen und blauen und rothen Gatien und Hemden und Schlafhauben und — mit Licht, und in allen Sprachen fluchend, gegen mich herausfuhren.

Ich wendete mich demüthig gegen einen hageren Mann, der deutsch fluchte und Adams Beinkleider trug. Diesem klagte ich meine Noth und bat ihn um ein Stümpfchen Kerze und Licht.

„Wo wäre ein deutscher Professor, der, gebeten um Licht, selbes nicht gerne spendete!" rief der Mann jetzt lustig aus. „Vom Herzen gern, lieber Freund!"

Nun eilte ich, unbekümmert um die weiterfluchenden Gäste, und die schlaftrunken herbeieilende Schaar der Garçons, wie ein Pfeil mit dem Lichte davon, meinem Zimmer zu.

Wie wahnsinnig warf ich meine Dinge in den Koffer und stürzte damit bald darauf die Treppen abwärts. Die Rechnung hatte ich zum Glücke schon Abends vorher besorgt, und so hatte ich keinen Aufenthalt mehr; am Portier vorüber schoß ich durch die Thür und die dunklen Gassen entlang dem Bahnhofe zu.

Drei Minuten, bevor ich ankam, war der Zug abgefahren.

Der Koffer glitt mir auf das Steinpflaster der Halle, ich sank über ihn hin und — ruhte nun aus.

Wie es mit meinem Aerger stand? wer bedarf es zu wissen! Nach einer halben Stunde trottete ich wieder langsam in die Stadt.

Mir that es ernstlich leid, daß ich mit dem guten, seltsamen Mann nicht hatte reisen können. Ich hätte da vielleicht einen eigenartigen Charakter erforscht, oder wenigstens die Ursache seines so weichen, herzlichen Benehmens gegen mich. Und er hatte ja auch mein Bild! — Aber es hat nicht sein dürfen.

Wie überrascht war ich, als ich später am Hafen den Mann mit dem blonden Schnurbart traf. Er war nicht minder überrascht und machte mir sogar einen gelinden Vorwurf, daß ich den alten Herrn durch meine gestrigen Worte irre geleitet und zur voreiligen Abreise bewogen hatte. Er wäre sonst gerne noch einen Tag in Genua geblieben.

Ich erzählte meine Fatalitäten im Hotel, die meine Abreise verhindert hatten, und bemerkte dann, daß ich mir es nicht recht erklären könne, wie der alte Herr an mir, den

er gewiß früher in seinem Leben nie gesehen, ein so lebhaftes Interesse habe.

„Nun, darüber kann ich Sie wohl unterrichten," sagte der Mann, „der alte Herr, den Sie gestern kennen gelernt haben, ist ein reicher Gutsbesitzer aus England, ein alter Bekannter von mir. Ich bin auch ein Britte, gegenwärtig aber in dieser Stadt ansässig als Sprachlehrer. Den Alten läßt es nicht mehr recht bleiben auf seinen Besitzungen. Vor Jahren starb ihm sein Weib, starben ihm seine Kinder, bis auf den jüngsten Sohn. Dieser war jetzt sein Alles und Einziges und sehen Sie, vor sechs Monaten ist der junge Mann in einem Bergbaue verunglückt. Jetzt steht der Alte allein da und zieht nun so herum in der Welt. So hat er mich auf seiner Reise durch Italien besucht. Er gedenkt seine Besitzungen zu verkaufen und sich irgend in einem verborgenen Winkel der Erde niederzulassen. Er ist stumpf und verschlossen gegen die Menschen. Gestern Nachmittags aber kam er sehr aufgeregt zu mir und erzählte mir, daß er einen jungen Menschen gesehen habe, der seinem jüngst verstorbenen Sohne bis aufs Haarkrümchen ähnlich sei. Er sei anscheinlich ein Deutscher und sie hätten sich gegenseitig nicht verstanden, aber er — der Gutsbesitzer — sei entschlossen, diesen Mann aufzusuchen, ja er sei entschlossen, im Falle" — der Mann unterbrach sich, indem er sagte: „Und am Abende hat uns der Zufall den jungen Menschen im Restaurant ‚Concordia' wirklich finden lassen. Sie, mein Herr, sind's und Ihre Aehnlichkeit mit dem Bilde des Verstorbenen, das ich zu sehen Gelegenheit hatte, ist wahrhaftig frappant. Wir wußten nicht, wer Sie sind, wie hätten wir

auch Ihre Verhältniſſe kennen ſollen; aber es war dem alten Herrn ſehr viel an Ihrer Bekanntſchaft gelegen und Sie entſchuldigen, Sie leben gewiß in guten Verhältniſſen, aber — Sie hätten an dem Manne für lebelang einen Freund gefunden. Er wäre, wie ich ihn kenne, gar im Stande geweſen . . . . Nun iſt er fort, weiß Gott, wohin, er iſt unſtät; und Sie, mein Herr, ſind hier."

„Bin hier und bitte Sie, daß Sie gelegentlich dem unglücklichen Manne meine Theilnahme und meinen herzinnigen Gruß melden."

„Und Ihre Adreſſe?"

„Das laſſen wir. Wenn ſein Sohn todt iſt, ſo wird er ihn nicht mehr lebendig machen. Will er mit Wohlthaten des Hingeſchiedenen Andenken ehren, ſo werden ſich nothleidende Menſchen genug finden."

„Erlauben Sie, mein Herr," unterbrach mich der Mann mit dem blonden Schnurbarte, „dieſe Worte ſind nicht ſo ſchön und gut, als ſie ausſehen, und beweiſen, daß ſich der Alte getäuſcht, wenn er in dem Ebenbilde ſeines Sohnes ein Herz geſucht, das ihn verſtanden hätte."

Das traf mich. „Ich verſichere Sie, Herr," rief ich, „jeder Blick, jeder Händedruck von ihm hat mir in's Herz gegriffen. Ich werde den Alten mein Lebtag nicht vergeſſen. Haben Sie ſeine Adreſſe?"

Der Mann nannte mir ſie, ich ſchrieb ſie in's Tagebuch und gab dafür die meine.

„Was wird es nützen? Eine ſolche Stunde ſchlägt nur einmal. Sie haben durch Ihre heutige Tactloſigkeit — Verzeihung! ihm wird Ihr Ausbleiben eine ſolche ſein — den

guten Eindruck in dem Manne verwischt. Sie werden ihn kaum je wiedersehen —"

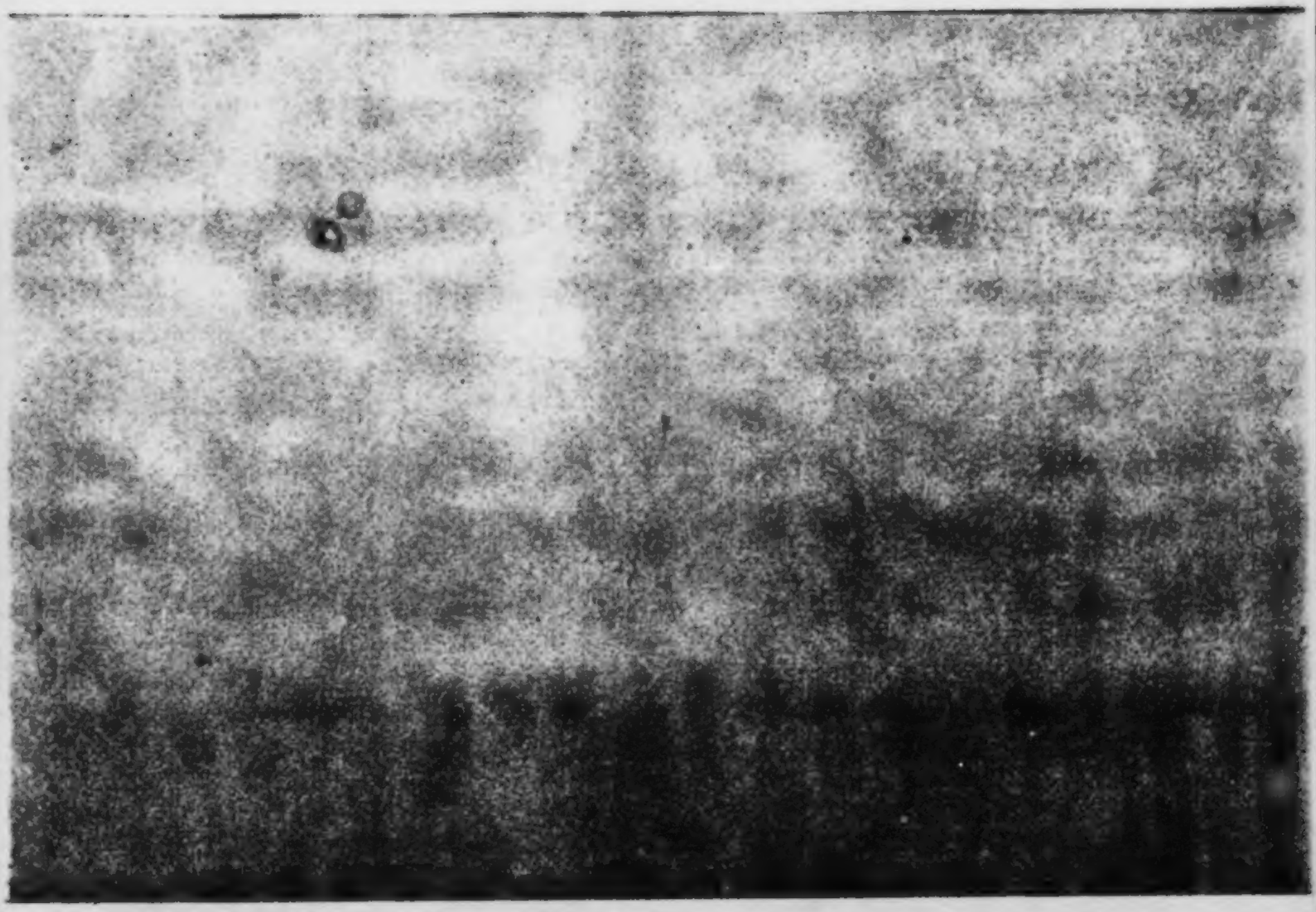
In diesem Augenblicke lärmte ein Lichtwarenverkäufer über den Molo; ich winkte ihm und kaufte Zündhölzchen für zwei Centimes.

„Hätten Sie es gestern gethan," sagte der Herr mit dem blonden Barte, „so wären Sie heute vielleicht der Adoptivsohn eines Millionärs!"

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Der Feuermann	3
Der Fremde	14
Der Jäger David	24
Wie Luzian sein Bräutchen ward	32
Herr Pastor Meneschuld	38
Der Leier-Lenz	48
Das wilde Käthele	54
Aga	65
Das bucklige Lenzelein	74
Der Most-Mosi	81
Der Stein Haniel	89
Die Braut im Walde	96
Die Baßgeige von Abelsberg	103
Seine Westrengen!	111
Die Hausfrau	121
Die vier Gelehrten im Bauernhause	130
Die Gotl	138
Der Schleiderer Haniel	145
Die Schmalz Paters	155
Der Wunderdoktor	162
Der Schmied im Berg Paul	168
Der Hausknecht Gottes	177
Der Seelenforscher	188
Der lachende Lipp	217
Meister Magnus	223
Der Vater von Rohrbeim	232
Der Engländer	245



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sonderlinge

aus dem Volke der Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

Dritter Band.

Preßburg & Leipzig.
Verlag von Gustav Heckenast.
1876.

Druck von C. A. Wigand in Preßburg.

Sonderlinge.

Dritter Band.

Der Geldfeind.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zwei Untergäuer.

An der Thorschranke, wo das Untergäu aufhört und das Obergäu beginnt, standen zwei wunderliche Gesellen. Der eine war ein behäbiger schröttiger Mann, der bis an die stämmigen blaubestrümpften Waden hinab einen grünen Rock trug und eine ziegelrothe Weste anhatte, an welcher mitten herab wohl über dreißig haselnußgroße Silberknöpfe funkelten. Um den Bauch spannte sich ein breiter Ledergurt, in welchen mit weißem Geschnüre allerlei Zierrath und die zwei Worte „Hohe Weid" gestickt waren.

Unter dem niedern, aber breitdachigen Hut des Mannes gingen Strähne schon ein wenig grauender Locken über den hohen, steifen Rockkragen; die Nase sprang wie ein mächtiger Keil aus der derben Stirn herab, die sorgfältig rasirten Backen standen kräftig vor; alle Züge waren rauh, aber ausdrucksvoll, etwa wie die Gesichtsformen eines Marmorbildes, bevor sie der Künstler glättet.

Der zweite Geselle war ein schwarzer, etwa vierjähriger Stier mit massigen Gliedern, einem ungeheuren Haupte, an dessen beiden Ecken zwei kurze Hörnchen hervorstanden. Um diese Hörner war ein Strick geschlungen, den der Mann mehrfach um seine rechte Hand gewunden hatte, während die Linke einen tüchtigen Haselstock hielt.

So standen sie da und sahen sich einander an. Die großen pechschwarzen Augen des Stieres glotzten voll Trotz, die ungeheuren Nüstern pusteten stoßweise. Der Mann streichelte

dem Rinde den steifen Nacken und die mächtige Fahne, die von dem Unterkinn bis zum Brustblatt zurückging; „sei gescheidt, Schwarzer, sei gescheidt und geh“, sagte er gelassen, während er bei sich murmelte:

„Hätte ich dich nur erst daheim in meinem Hof, du stetiges Rindvieh, ich wollt' dich schon lehren, wer dein Herr ist!“ — Aber als er nun den Strick anzog und mit dem Stock sachte an des Thieres Hinterbeine klopfte, um doch endlich durch die Wegschranke zu kommen, da zog der Stier sein Haupt ein und stieß ein dumpfes Gebrüll aus.

Auf diese Aeußerung verhielt sich der Mann wieder eine Weile ruhig, knirschte aber vor Zorn mit den Zähnen; eine solche Widerspenstigkeit war er nicht gewohnt. Er sah aber auch die Gefahr ein, die ein wildgewordener Stier bringen kann. So blickte er rathlos in die Runde.

Nichts als Haidekraut, Erlsträuche und Föhrenbäume.

Als jedoch die Beiden eine lange Weile vor der Wegschranke so gestanden waren, da kam die Richtung aus Untergäu ein Bursche des Weges. Die Kleidung desselben war ärmlich, aus blaugefärbter Grobleinwand; über den rothbraunen Locken trug er eine bunt gestreifte Zipfelmütze. Das runde Gesicht war noch bartlos, aber stark gerothet. Das Haupt tief nach vorn gesenkt, so daß die Zipfelmütze gerade emporstand, die beiden Hände in den Hosentaschen, so schlenderte der Bursche heran.

„He, du!“ rief ihm der Mann im grünen Rocke zu, „geh her, hilf mir den Stier treiben!“

Der Zipfelmützenkopf hob sich empor.

„Wer ist denn Der, daß er einem Fremden auf der Straße so mir nichts dir nichts Befehle giebt? Ich habe

meines Wissens keinen Herrn, nunmehr gar keinen. — Nanu, der Bauer von der hohen Weid!

Ei, das ist was Anderes, der ist der reichste und angesehenste Mann im ganzen Gäu, und der höchste obendrein, denn der Hochweidhof steht auf dem Rochusberg und blickt hoch über alle Dachgiebel und über Berg und Thal hin in's Land. So ein Mann kann freilich auf allen Wegen und Stegen sein herrisch „geh her! pack an!" sagen.

„Ja", rief nun der Bursche, „ich will schon helfen." Er brach einen Weidenzweig. „Mit dem Stock wird das Vieh nur wild, Hochweidhofer!"

Nun der Stier sah, es wären ihrer Zwei, änderte er sein Verhalten, ging ruhig durch die Thorschranke und zwischen den beiden Männern behäbig einher.

„Bist du vom obern Gäu, daß du mich kennst?" frug jetzt der Bauer.

„Nein", antwortete der Bursche, „den Hochweidhofer kennt man auch im untern Gäu."

Da schmunzelte der Andere. Der Bauer von der hohen Weid war eigentlich ein Großhirt. An Feldfrüchten nur spärliche Halme wuchsen auf den Höhen des Rochusberges; aber ein paar hundert Stück Vieh hatten jahraus, jahrein ihr gutes Fortkommen auf den fetten Weiden und sonnigen Almen. Nur wurde es, rein wirthschaftlich genommen — und der Hochweidhofer nahm es immer so — zuweilen nothwendig, daß Blut aus den unteren Gegenden in das Rindvieh kam, und darum war der Bauer auch heute herabgestiegen, um einen gesunden und kräftigen Zuchtstier heimzuführen. Er hatte einen solchen im Thale gekauft und dabei geglaubt, es würde auch so ein

Rind vor dem Hochweidhofer etwas mehr Respect haben, als vor anderen Leuten; jedoch der Stier bedeutete nur zu bald, daß er weder auf Geld, noch auf Rang sehe; er benahm sich sehr störrig und als sie an die Wegschranke kamen, die den untern Gau von dem obern trennt, weigerte sich der Schwarze, wie wir sahen, entschieden, sein Vaterland zu verlassen.

Nun der Zweite da war, folgte er willig und den Bauer wurmte es nicht wenig, daß das Thier sich erst durch die Gegenwart eines stockfremden Jungen veranlaßt fand, zu gehorchen.

„Wo willst du eigentlich hin und was willst du verrichten?" frug der Bauer den neuen Gefahrten.

„Ich helf' den Hochweidhofer den Stier treiben," war die Antwort.

Jener sah den Burschen näher an. Ein Junge von siebzehn oder achtzehn Jahren, gut gewachsen, frischen Aussehens, mit ein paar großen, nußbraunen Augen, die fest und treuherzig blickten; vielleicht verwahrlost ein wenig, aber sonst kein übler Bursche.

„Bist ein Knecht von irgendwo?" frug der Bauer.

„Ich bin Herr."

„Also ein junger Grundbesitzer, oder Handwerker, oder anderswie selbstständig? — Nun, wenn's gefällig, worüber bist du Herr?

„Ueber mich selber."

Der Bauer sah ihn noch fester an. Ist das Trotz, oder will er Hänseln? Troll dich davon, du! wollte der Mann schon losfahren, aber er sah ein, er bedurfte des Jungen. Es

war dem Herrischen nicht gar behaglich in Gesellschaft der beiden Trotzköpfe.

„Du — wie muß man dich heißen?“ sagte der Mann vom Rochusberge.

„Melchior.“

„Und? — dein Schreibnahme?“

„Der gilt nichts mehr.“

„Jetzt möchte ich aber wissen, wo du daheim bist!“

Ein wenig schwieg der Bursche auf diesen fast gebieterischen Ausruf. „Ist das schon das obere Gäu?“ frug er hierauf.

„Seit der Schranke her.“

„So bin ich im obern Gäu daheim.“

Der Bauer wollte jetzt stillstehen, aber der Stier erlaubte es nicht, trottete seinen gleichen Schritt.

„Mich täucht, du bist ein Vagabund!“ rief der Hochweidhofer dem Burschen zu.

„Mich täucht auch“, war die Antwort. Hierauf fuhr der Nirgendsdaheim mit seiner Hand streichelnd über den Rücken des Thieres, über den ein hellgrauer Streifen ging. „Der Schwarze wird weiß“, sagte er halblaut, „ist er nur erst ein Ochse geworden.“

„Ja, verstehst du denn vom Vieh was?“ frug dann der Bauer.

Das Gespräch wurde unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener mit bespießten Gewehren führten einen jungen Mann vom Berge herab und an unseren Dreien vorüber. Der Gefangene war in guter und geschmackvoller Gebirgstracht und eine schwere, silberne Uhrkette gängelte an der Weste. Die Arme hielt er über der Brust gekreuzt, durch ein Stahlkettchen

aneinander geschlossen. Den grünen Hut, auf welchem keck Gemsbart und Hahnenfedern prangten, hatte er vorn schier bis zur Nase herabgedrückt; das Gesicht war etwas blaß und hatte ein leichtes Schnurbärtchen.

Der Gefangene hatte bei der Begegnung seinen Kopf sogleich bei Seite gewendet; aber Melchior war stehen geblieben, hatte ihn angestarrt, bis er vorüber war. Ein wunderliches Grobeln stieß der Bursche aus, dann stand er noch eine Weile still und blickte der Gruppe nach.

„Der Forstadjunct Kilian, kennst du ihn?" sprach der Hochweidhofer.

Der Bursche nickte mit dem Haupte, auf seinem Gesichte spielten Todtenblässe und Dunkelröthe.

„Der hat sich sicherlich ein paar schwere Rehböcke zu Schulden kommen lassen," meinte der Bauer, „war aber sonst ein ordentlicher Mensch."

„O du verfluchtes, o du vermaledeites Geld!" stöhnte der Melchior, dann ging er wieder hinter dem Stiere her und sagte kein Wort mehr, was der Bauer vom Rochusberge auch fragen mochte.

So waren sie einige Stunden miteinander gegangen, waren durch Gestrüppe und Wälder gekommen und endlich auf einer Hochblöße angelangt, von der aus man den ersten freien Blick in's Land hatte. Die Gegend ist zumeist Wald- und Haideland; nur selten steht an den sonnigen Hängen, oder in den Wiesenthälern ein Haus, dann aber liegt ein Aernäckerchen und ein Krautgarten dabei. Der Blick geht so weit, bis die Waldhöhen blau werden und endlich an sonni-

gen Tagen die Berge und die Wölklein nicht mehr von einander zu unterscheiden sind.

„Sooh, mein Schwarzer!“ rief der Hochweidhofer gedehnt, „wir sind daheim; das ist schon meine Wiese — wenns gefällig!“

Der Stier ließ sich's nicht zweimal sagen und hub an zu grasen.

„Halte den Strick dieweilen!“ sagte der Bauer zum Burschen, dann zog er eine große, rothlederne Brieftasche hervor, faltete sie langsam auseinander, blätterte in den Banknoten, während er in halb singendem, höhnischen Tone folgende Sprache führte: „Nu, wollen mal sehen — mein vornehmer Herr Stromer, was sich findet —; sollst dem Bauer von der hohen Weid — nicht umsonst — nachgelaufen sein —.“

„Nachgelaufen bin ich nicht!“ sagte der Melchior.

„Je, nur nicht gleich so hitzig, Junge! — sollst es nicht umsonst gethan haben. — Wird morgen zwar — vertrunken — verspielt sein. — Nichtsnutzig Volk, das! — Lauft am hellen Werktag in der Lunger herum — stiehlt dem Herrgott seinen Tag. — Seh, da hast, das gehört dein, du Vagabund, du!“

Er hatte sich schon lange den Berg heran gefreut, wie er, des Burschen nicht mehr bedürftig, seine Meinung würde sagen können. Nun wars heraus; aber auch eine noch nagelneue Zweiguldennote war heraus: „Seh, das gehört dein!“

Der Bursche hatte dem Bauer gleichgiltig zugehört, aber mißtrauisch angesehen. Als er nun die Banknote vor sich flattern sah, wendete er sich hastig weg und rief: „Nein,

nein, ich rühr's nicht an, mein Lebtag nicht. Mein heiliger Gott wird mich hüten."

Der Mann von der hohen Weid stutzte. „Nun, es ist vielleicht zu wenig!"

„Ich sag vergelts Gott!" sagte darauf der junge Mann, „aber Geld nehm ich nicht. — Hunger hätt' ich!"

„Ei, das ist was Anderes. 's ist keine halbe Stunde mehr bis zu meinem Haus, komm halt mit, und jetzt mach dein Geld weg!" Des Bauers Stimme war ein weniges milder geworden.

„Und — habt ihrs denn nicht gesehen, wie sie ihn davon getrieben?" haftete der Bursche heraus, „ich nehms nicht! bei meiner Seel, ich nehms nicht!"

„Alio, du Bettelbub," versetzte der Bauer und stemmte seine Arme in die Seiten und streckte seinen Hals vor: „Du willst dem Hochweidhofer ein Almosen geben?"

Jetzt haschte der Andere nach der Geldnote und mit bebenden Händen zerfetzte er sie in tausend Stücke.

Der Bauer starrte wunderlich drein und sagte kein Wort. Als er hierauf den Strick wieder in die Hand nahm, murmelte er: „Ja, wenn es so mit ihm steht, dann ist er freilich ein armer Teufel!" Hierauf hob er seine Stimme zum Befehl: „Du kommst mit!"

Falsches Geld.

Der Hof auf der hohen Weid ist eine Almerei im Großen. Die silberweißen Schindeldächer des vielfältigen Gebäudes leuchten weit hinaus in die Gegend, sie sind von

keinem Schutzbaume beschattet, sie liegen frei in einer sonnseitigen Mulde des Rochusberges. Im Hofe gibt es Schellengeklingel, Rindergebrüll und Ziegengeblök zu allen Tageszeiten. Wenn auch im Sommer große Heerden auf dem Hochboden und den Hinteralmen weiden, in Gegenden, die noch ein gut Stück höher liegen, als der Hof, so sind doch auch in diesem immer noch Kühe, Ochsen, Ziegen, Schafe und Schweine zur Genüge vorhanden, und ein prickelnder Duft, wie er zum Entsetzen der Recensenten gar so häufig in Dorfgeschichten zu spüren sein soll, verleiht der großen Almwirthschaft erst den rechten Nimbus. Ein zahlreiches Gesinde, theils schläfrig, theils lustig ist dem Viehstand beigemengt. Hinkende und bekropfte Schafhirten, alte, träge Ochsenwarte, aber auch flinke und ewig jodelnde Käserinnen, Buttermädchen, stets barfuß und hochgeschürzt und stets mit ihren Kühen und Kalben plaudernd, weil ihnen das Mannsvolk zu langweilig. Schuhe und Strümpfe tragen zur Sommerszeit nur die Großbäuerin und der Bauer und ihre zwei Söhne. Diese zwei Söhne sind junges, lustiges Blut; aber der Aeltere war so hoffärtig, daß er in die Stadt studieren ging; und der Jüngere ist seiner Schulzeit noch so nahe, daß er kaum erst den Katechismus wieder vergessen hat. Er beschäftigt sich viel mit Forellenfischen und Spatzenfangen, reitet den Ziegenbock, neckt die alten Kühe, bis sie ausschlagen, und ist somit dem Weibervolke auf der hohen Weid unsagbar lästig.

Kein Wunder, die Langeweile auf so einem Almhof, an dem keine Straße vorüberführt, auf dem man des Jahres außer den gräulichen Viehhändlern kaum drei Fremde sieht. Gar kein Wunder, daß an diesem Tage, von dem wir erzäh-

len, eine gewiſſe Stimmung des Hangens und Erwartens auf den Gemüthern lag. Der Stier kommt! Geſtern iſt der Bauer in das Untergäu gegangen, heute, längſtens bis zum Nachmittagsbrot kommt der neue Stier!

Die Stalldirnen fegten alle Spinnweben von den Winkeln, den Kehricht vor den Thüren weg, ſtriegelten die Rinder glatt und ſauber, und die Oberkäſerin ging mit dem Gedanken um, zu Ehren des Ankömmlings einen Schottenkuchen zu beizen, der ſo groß wäre, wie ein Melkzuber.

Endlich, zur Stunde, als die Giebel des Gehöftes ſchon lange Schatten legten über die friſchgemähte Wieſe hinab, erhob ſich eine lebhafte Bewegung, und Alles rief oder flüſterte: „Er kommt!“

Drohnend und mit heftig hin- und herſchlagender Halsfahne trottete der Stier raſchen Schrittes in den Hof. Daß der Bauer mit dabei war, verſtand ſich von ſelber, aber, daß auch noch ein Anderer — — ein junger, hübſcher Burſche, manierlich über und über! — Mit der Zunge hat er geſchnalzt, als ſie zum Thore hereinkamen. Jetzt hält er den Stier an den Hörnern, während der Bauer Anordnungen trifft. Will ſich's aber nicht recht gefallen laſſen, der Schwarze, ſchnaubt und puſtert und plötzlich macht er einen Sprung. „Laß aus, laß aus!“ rief man dem Burſchen zu, aber dieſer läßt nicht ab von den Hörnern, wird mit fortgeſchleift. Das Weibervolk kreiſcht auf, ruft den Namen Jeſu an; da läßt der Burſche mit der Rechten los, ballt ſie zur Fauſt und verſetzt dem wilden Rinde einen Schlag hinter dem Auge. Der Schlag war weit zu hören, der Stier ſtand ſtill, wendete langſam das Haupt; es war ihm nicht wohlgemuth. Sie

standen wieder ruhig beisammen. Das Heer der Knechte nahte. Die Butter-Toni war gar ein weichherzig Mägdlein, die wäre für ihr Leben gern dem jungen Menschen zugesprungen, um ihn zu fragen, ob er sich wohl nirgends weh gethan; aber ihre Scheu vor dem Schwarzen war doch zu groß. Erst als der Stier in seinem Stalle war, kam sie mit Nadel und Zwirn herbeigerannt, um dem Fremdling das Beinkleid zu schlichten, das am Knie einen großen Riß bekommen hatte. Der so freundlich erwartete Stier aus dem untern Gäu hatte die Zuneigung der Bewohnerschaft von der hohen Weid verscherzt; hingegen war dieselbe in vollem Maße dem tapfern Fremden zugefallen, der nun in die Gesindestube geführt wurde, wo ihm der Hausvater reichlich zu essen auftragen ließ.

Durch die Thürfugen, durch die Fenster guckten die Mägde in die Stube, um den jungen Mann sitzen und essen zu sehen, bis der Bauer plötzlich den Ruf that: „Sackra! heißt das arbeiten!" Da zogen sich die Augen zurück.

Jetzt ging die Thür auf, ein langer, hagerer Mann trat ein und sagte mit heiserer Stimme: „Glück herein, Unglück hinaus, der Herrgott beschütze dieses Haus!"

„Dank schön, dank schön," versetzte der Hochweidhofer und wendete seinen Kopf zum Fenster hinaus. Den alten Hirtengruß hörte er gern, aber den Mann, der ihn jetzt gesprochen hatte, mochte er nicht recht leiden.

Der Eintretende sah aber auch nicht just danach aus. Er hatte mattgraue Tuchkleider am Leibe, die aber schon recht abgetragen und an allen Enden zu kurz und schlottrig waren. Der obere Theil der Gestalt war stark nach links geneigt, so

daß der dünne, schlanke Mann aussah, wie ein geknickter Haumfahl. Die rechte Achsel war emporgezogen und auf derselben lehnte der kleine Kopf, der mit seiner niedern, breiten Stirn und dem scharfspitzen Kinn eine dreieckige Form hatte. In diesem Dreiecke waren fürs Erste zwei wassergraue, schielende Aeuglein, eine scharfe, aber zu kurz gerathene Nase mit weiten Nüstern, und ein erklecklich breiter Mund, an dem die Oberzähne so weit hervorstanden, daß sich die Unterlippe bequem hinter denselben bergen konnte. Zuckend hob der Mann den Arm, um seine braune Pelzmütze abzuziehen, denn artig war der Remini Dreiband immer, und die graue Pelzmütze trug er auch immer; diese war so zu formen, daß sie entweder ein Sonnendächelchen für das Auge, oder zur Winterszeit ein paar Schutzlappen für die Ohren gab.

So schlich der Remini nun durch die Stube, auf den Bauer zu, legte diesem eine Hand auf die Achsel und sagte gedämpft, aber hastig: „Hochweider! Hochweider! 's ist schauderlich — 's ist gar zum Narrischwerden!"

„Was denn?"

„Ach, 's ist schauderlich! — Meine Mutter, wenn sie das gewußt, richtig, sie hätt mich mitgeschickt in die neue Welt hinüber. Und jetzt — Hochweider! — ist mir da in der alten herüben das passiert, Dass, und mir! mir, dem guten, armen Remini, der ohnehin nicht weiß, wovon er leben soll in seinen alten Tagen —"

„Ei, geh mir!" unterbrach ihn der Bauer, „du bist das alte Klageweib, heut, wie immer, du hast zu leben genug."

Der geknickte Zaunpfahl schwieg einen Augenblick. Dann kramte er mit zitternder Hast in seiner Brusttasche. — „Hochweider," hub er wieder an und wickelte einen neuen Zehnguldenschein hervor, „Hochweider, hast schon einen falschen Zehner gesehen? — Nicht? — nu, da kann ich aufwarten; — ist nett gemacht, nicht wahr? — nett, fein —"; dann brach er los: „Fünf schwere Thaler hab ich ihm dafür gegeben, dem Lumpen, dem Schurken! — Und ich verliere mein gutes Geld, der Wisch ist falsch! Schau einmal, Hochweider, was das für ein Wasserdruck ist; mit Sauschmer ist er gemacht. — Aber heut haben sie den Fuchs aus dem Loch gezogen; weiß der Himmel, wie lange ers schon getrieben!"

„Ja, wer denn? wer denn?" rief der Bauer, „das ist ja ein ganz verrücktes Schwätzen!"

„Den Herrn Forstadjuncten Kilian Ehrlich haben heut die Schandarm abgeholt. Hochweider, einen Falschmünzer haben wir mitten unter uns gehabt. Aber ich sag's, wenn er gehenkt wird, da laß ich mir's was kosten, da muß ich dabei sein. — Na ja, jetzt weiß man, wo die vielen nagelneuen Banknoten herkommen. Schau nach, Hochweider, leicht hast du auch ein paar in deinem Sack."

Der Bauer fuhr gegen seine rothe Brieftasche, ließ sie aber im Rock stecken und murmelte: „Ich nicht. Der Bauer von der hohen Weid kennt sein Geld."

Gut so, der Mann von der hohen Weid gibt sich nie eine Blöße, am wenigsten noch vor einem Menschen, wie dieser Remini Treihand. Der Geizhals soll nicht die Freude haben, den Großmann des Berges auf der Stelle um ein paar Dutzend Gulden ärmer werden zu sehen.

Erst als der Geknickte mit weinerlichem Gesichte seine falsche Banknote mit derselben Sorgfalt wieder eingesteckt hatte, als wäre sie eine echte gewesen, und als er hierauf klagend wieder davongeschlottert war, ging der Bauer in die Stubenecke, in welcher neben dem letzten Fenster der braune Uhrkasten mit dem „Süßen Namen" stand, und sichtete seine Banknoten. „Sakra, sakra!" rief er plötzlich, „eine ganze Kuh ist hin! Zwei falsche Zehner!" In zwei Minuten darauf war er wieder der Alte, schritt langsam gegen den Tisch und rief: „Nun, Herr Landstreicher, schmeckt's nicht?"

Der Gefragte hatte Messer und Gabel längst aus der Hand gelegt. Schon der falsche Zehner des Remini Dreiband hatte ihm den Appetit verdorben. Seitdem war er bewegungslos und blaß dagesessen.

„Gott vergelt es, ich bin satt," sagte er und stand auf, „aber ich wollt fragen, Bauer, könnt ihr mich in euren Dienst nehmen?"

Der Gefragte maß den Burschen vom Kopf bis zum Fuß, und zwar mit einer hochfahrenden Kälte, als wäre er ein alter Regimentsrichter. — Gefällt mir übrigens von dir! — Langsam! wollte er schon sagen, anstatt dessen entgegnete er langsam und weise: „Der Bauer auf der hohen Weid nimmt Keinen in seinen Dienst, den er nicht so gut kennt, wie seinen Thurnhof da, Keinen."

„Mein Tauf- und Heimatschein liegt beim Müller im Untergau", sagte der Andere, „ich bin die Zeit her beim Müller gewesen."

„Wird beim Müller im Untergau das Dienstjahr zu Jacobi aus?" frug der Bauer scharf.

„Beim Müller nicht, aber bei mir", antwortete der Bursche, „der Müller hat mich an der Ehre beleidigt, da bin ich ihm davongegangen. Ich bin ein ehrlicher Mensch, und wenn ihr mich aufnehmt, Bauer, so mögt ihr mir die schwersten Arbeiten schaffen, mögt mich scharf behandeln wie ihr wollt, aber das merket euch, ich bin ein ehrlicher Mensch!"

Mit gehobener Stimme, fast drohend waren diese Worte gesprochen worden; der Sprecher hatte dabei die Fäuste geballt.

„Hm, hm", meinte der Bauer kleinlaut, „das laß ich ja wohl gelten. Mußt ihn nicht gleich so aufnehmen, meinen Landstreicher."

„Der bin ich auch, und bin es so lang, bis ich Arbeit gefunden hab'. Zum Müller bringen mich vier Rösser nicht mehr zurück."

Der Hochweidhofer ging langsam in der Stube auf und ab und hielt die Hände am Rücken. Er trat fest auf, daß die Dielen knarrten. Dieser fremde Junge wollte Recht behalten vor ihm, dem Mann von der hohen Weid! Konnte er so Einen in seinem Hause dulden? Aber der Mensch schien einen Kern in sich zu haben; und lauter Hundspfötter im Gesinde, das thut auch kein gut.

„Weißt du was, Melchior," sagte der Bauer und blieb vor dem Burschen stehen, „wir machen dieweilen noch nichts aus. Bleib du ein paar Tage auf der hohen Weid. Gefall' ich dir und gefällst du mir, dann spannen wir auf weiteres an. — Ist dir das recht, so paß jetzt auf. Du und der neue Stier, ihr seid zwei Bekannte, du sollst den Schwarzen heut

noch auf die Hinteralm fahren. Der kleine Bub wird dir treiben. Bei dem Sennermägdle auf der Hinteralm wirst du über Nacht bleiben. Morgen wirst du den Stier an die Heerde lassen und so lang dabei bleiben, bis du siehst, er ist angewöhnt. Nachher kommst wieder heim."

Kommst wieder heim! Das Wort hat dem Melchior wohlgethan.

Das Andenken in der Zipfelmütze und das Sennermagdle.

Der Schwarze hat dieweilen auch sein Willkommbrot genossen. Als hierauf die kleine Karawane gerüstet war, schoß noch die flinke Butter-Toni herbei und steckte dem Melchior lachend ein weißes Packchen in die Hand. Seine Zipfelmütze war's, die er bereits vermißt hatte; sie war vorhin im Kampfe mit dem Rind in den Wust gefallen und mußte gewaschen werden. Als sie der Bursche nun über den Kopf ziehen wollte, fand er ganz hinten im Zipfel ein schwammiges Dingelchen. Was kann denn da drin stecken? Ein niedliches Lebkuchenherz und ein papiernes Bildchen darauf, und auf dem Bildchen ein goldenes Körblein, und im Körblein ein Nest von rothen Rosen und in den rothen Rosen ein Liebespärchen, das sich die Hand reicht und darüber die Worte gedruckt:

„Zu einem treuen Angedenken
Will ich dir mein Herzlein schenken."

Da wollte sich des Burschen Gesicht schier zu einem Lachen ziehen; er blickte um sich, sah kein Mägdlein, hörte aber Kühen im Gestalle.

Der kleine Bub, der als Treiber ging, war gewiß noch nicht zehn Jahre alt, aber er hatte einen so großen Filzhut auf dem Haupt, daß er das kleine Gesicht sehr hoch empor halten mußte, wollte er aus der ungeheuren Krempe hervor den schwarzen Stier und den blauen Knecht mit der Zipfelmütze noch sehen.

So zogen sie die Höhe hinan, über die Steinhalden und Grasblößen dahin, die schönen Matten des Hochboden entlang bis gegen die Hütten der Hinteralm. Der Kleine war Wegweiser. Sie hatten unterwegs manchen Strauß zu bestehen. Dort und da war ein Schock Rinder beisammen, die sich sehr für den vorüberziehenden Blutsfreund interessirten. Der Schwarze selbst wollte mit den Standesgenossen anbinden, und besonders, wo er Kühe und Kalben wahrnahm, da wollte er zu ihnen, oder er war kaum vom Fleck zu bringen. Die kräftige Hand Melchiors gehörte dazu, um ihn zu bändigen, und der kleine Junge schlug stets einen solchen Lärm sowohl mit seiner Riemenpeitsche als auch mit seiner hellen Stimme, daß das Rindvieh ordentlich Respect davor bekam.

Endlich sahen sie die Hütte, aus welcher sanfter Rauch in die Abendluft aufstieg und in welcher Melchior bei dem Sennermägdle übernachten sollte.

Es wurde dem Burschen ganz seltsam auf dieser Höhe; da war's so still, so weit, so frei. Seine Glieder waren munter, sein Herz war andächtig und übermüthig zugleich, er that einen Juchschrei.

Vor der Hütte weideten einige Schweinchen; am Brunnen trank eine betagte Kuh, im Hollerstrauch daneben schäkerten ein paar Ziegen. Die Hüttenthür war offen, aber die untere

Hälfte derselben war durch einen Gadern gesperrt, auf daß die vorerwähnten Thiere nicht freien Eintritt hatten in die menschliche Behausung, in welcher das Sennermägdle wirthete.

Der Melchior lugte schon von weitem auf die Thür. Er sah innerhalb derselben in der Dunkelheit und dem Rauch des Heerdfeuers eine Gestalt stehen, die gemächlich den Stab einer Butterrührkübel auf- und niederzog und dabei ein Pfeifchen schmauchte. Das Gesicht war runzelig und gar verdorrt, die kurzgeschorenen Haare waren dünn und grau. Die Dreie nun bemerkend ließ diese Gestalt den Rührstab ruhen und machte einen langen Hals, der rechtschaffen gebraunt und an dem die Adern wie ein Knäuel rauher Stricke ineinandergingen.

„Selt, Rickerl, es wohnen mehr Leut in der Hütten als Einer?" frug Melchior den Knaben.

„Nein", antwortete Dieser.

„Wer ist denn nachher Das, der dort Butter rührt?"

„Das ist das Sennermägdle."

Der Bursche schwieg, that aber einen so heftigen Ruck an dem Strick, daß ihn der Schwarze fragend anglotzte, was er doch schon wieder mißgangen haben könne.

„Mägdle, der neue Stier ist da!" rief der Rickerl. Da kam denn die Gestalt mit den kurzgeschorenen Haaren und dem Tabakspfeifchen sofort herangetrippelt, und ihr Anzug, ein grauer, schwarzgestreifter Wiflingkittel mit der gleichfarbigen Schürze und dem einmal blau gewesenen Busentuch ließ keinen Zweifel mehr übrig: es war ein Weib, es war das Sennermägdle.

Der Stier wurde in eine bereitete Klause gethan und mit Bockshaut und Süßklee gefüttert. Der Rickerl war wieder

davongehüpft und man hörte ihn über die Almen hinaus lange noch lärmen; der Kleine suchte die Gespenster, vor welchen er sich in der Nacht fürchtete, durch helles Geschrei zu vertreiben.

Der Melchior saß völlig schwermüthig vor dem dürftigen Herd, auf welchem ihm das „Mädgle" das Abendbrot kochte. Als sie die „Mehlspatzen," die sehr fett waren, verzehrt hatten, ging die Alte den Burschen an, um ein Pfeifchen Tabak.

„Weibel," entgegnete Melchior treuherzig, „ich hab meiner Tag nicht geraucht." Er redete weiteres nicht viel, aber Eines ging ihm nicht aus dem Sinn; das Ding war auch ganz unerklärlich, es war gar nicht zu lachen darüber, es war geradezu ein Unding, ein neues Unding in seiner Welt. Das kleine Köpflein sah ja schier kahl und gerupft aus. Er war sonst nicht neugierig, aber nun that er doch den Mund auf: „Ist es des Herdfeuers wegen, daß ihr euch die Haare habt schneiden lassen?"

„Was brauch ich denn die Fetzen!" fuhr sie ihn an; bald aber setzte sie wie selbstgefällig grinsend bei: „Ich verkaufe mein Haar!"

„Verkaufen!"

Der Melchior war von seinem umgestülpten Milchzuber aufgesprungen. „Geld und wieder Geld!" rief er, und im Munde kaute er die Worte herum: „Herr je, was muß Die nicht schon Alles verkauft haben, wenn die paar armseligen Haarweben nicht mehr sicher sind auf ihrem Schädel!"

„Wie sagst?" frug die Alte.

„Ist schon recht", sagte der Bursche.

„Mein Gott, wo nehm Unsereins sonst das Tabakgeld?"

„Ist schon wieder recht!“ rief der Melchior, „Sennin, ich möcht schlafen gehen!“

Auf dem Dachgeschoß der Clause, in welcher der Stier seine Nachtruhe hielt, lag frisches Heu; da hinein warf sich der Bursche aus dem Untergäu und streckte die Glieder weit von sich.

Geld! im Untergäu das Gift, im Obergäu das Gift — überall! — Mich bringst du nicht um, ich bin ehrlich, so stehts in meinem Taufschein — und ich wills verbleiben. Du kleines Ledertäschlein da, von meinem Pathen hab' ich dich, für Geld wärest du gemacht. Nicht einen Pfennig kriegst mir hinein. Wart einmal, sollst nicht leer bleiben — sollst es gut haben — so!

Das Lebzeltenherz steckte er in den Geldbeutel. Dann barg er diesen tief in seinen Hosensack, dehnte sich noch einmal im weichen Heu und schlief ein.

Falsches Geld.

Es ist eigentlich ganz sachwidrig, aber das Gegröhle der Schweine war es am andern Morgen, das unsern Melchior zu dem herrlichsten Alpensommertag erweckte. Der Bursche hatte nur einige Rispenhälmchen aus seinen Hosen und Haupthaaren wegzuzupfen, dann war er angekleidet und herausgeputzt. Kaltes Brunnenwasser goß er sich zum Ueberfluß noch in das Gesicht und eine warme Molkensuppe in den Magen, da war er bereit.

Er ging mit der Heerde auf die Weide. Es waren lustige Kühe und flinke Kalben da und der Schwarze war Lebemann. Melchior sah es gleich, daß sich der Untergäuer hier nicht langweilen werde; er hätte denn sofort in das Gehöfte zurückkehren

können. Allein auf der sonnigen Matte war es so wohlig zu liegen, die Augen zu schließen und dem Glockengeschelle zuzuhören. Er that's und dachte dabei an das Lebkuchenherz, das er in seiner Geldtasche hatte, dachte an die kleine Magd, die ihm das Sächelchen zugesteckt hatte. Sie hatte ein kurzes rothes Kittelchen an, und gelbe Haare auf dem Kopf, das war Alles, was er von ihr wußte. Und es war genug, häufig genug. Er riß die Augen auf und sah in die Heerde hinein.

Dort nicht weit stand ein Wassertrog, der war aus Föhrenholz, es klebte noch die dicke, gefurchte Rinde daran. Melchior ging zum Troge, trat mit der Schuhferse ein Stück Rinde davon und begann mit seinem Taschenmesser an diesem Stücke zu schnitzen.

Er schnitze, murmelte, pfiff, sang dabei Schelmenlieder aus dem Untergäu. Und endlich war das Ding fertig. Er hub es mit der rechten Hand ein paar Schuh weit von sich in die Luft hinaus, drückte ein Auge zu und mit dem andern lugte er so drauf hin. Gut gerathen wars, ein Vögelchen spitzte die Stoßfedern, hob das Köpfchen, sperrte das Schnäbelchen auf. Ja, so schnitzen aus Föhrenrinden, das hat er schon als Knabe gelernt, das bringt Keiner so zu weg, wie der Melchior. Aber die kleine Magd mit dem gelben Haar, wird sie ihn schließlich nicht gar ausspotten, daß er ihr für das nette Lebkuchenherz nichts zu bieten weiß, als so ein hölzernes Dingelchen da? Sie kichert und lacht so gern, das hat er schon gesehen . . . Sie soll aber nicht kichern und lachen über ein Andenken, das ihr Melchior giebt, sie soll sehen, wie tief in's Herz hinein ihn ihr Lebkuchen gefreut hat, sie soll merken, wie er das Lebkuchenherz verstanden hat, sie soll wissen —

Was nur soll sie wissen?

Der Melchior hat an seiner Halsschnur ein messing Marienbildchen und ein silbernes Ringlein hängen. Das Marienbildchen hat er von seiner Mutter — Gott schenk ihr die himmlische Freud'. Das Ringlein hat er von einem frommen Kapuziner, der einmal mit einer großen Blechbüchse in's Haus gekommen ist und dem die Mutter um Gotteswillen einen schweren Klumpen Rindsschmalz in die Blechbüchse gelegt hat. Der Pater hatte mancherlei Schätze bei sich und aus Dankbarkeit für den Klumpen steckte er dem Knaben ein funkelndes Silberringlein an den Finger. Der Finger war bald zu groß gewachsen, da kam der Ring an die Halsschnur.

Der Melchior dachte daran, nahm seinen geschnitzten Vogel wieder zur Hand und schlitzte ihm den Bauch auf. Eine tiefe Spalte schnitt er in das hölzerne Thier; dann that er das Ringlein von der Schnur, rieb es ein Weilchen an der blauen Leinwandhose bis es in der Sonne wie Gold funkelte, that es dann in den Spalt und verklebte diesen sorgsam mit Splitterchen.

„Jetzt, Rothköpfel, ist auch ein Herz in dir!" rief er lustig, „jetzt bist schon recht für die Rothkitteldirn!"

That das Vöglein in seinen Hosensack, rief der grasenden und scherzenden Heerde zu: „Viel Glück auf der Hinteralm und stoßt euch kein Hörndel ab und — das Sennermägdle, das laß' ich von weitem schön grüßen!" und ging davon.

Ueber die stundenlange Schneide des Rochusberges ging er hinaus.

Hier auf der Höhe — wo ihm nicht der geizige und nergelnde Müller mit seinem ewigen Brummen und Befehlen

zur Seite war, wo er seine schlanken Beine einmal fest und sicher in den Boden setzen, seine hohe Brust einmal ordentlich hervorkehren, sein Haupt einmal keck in die Höhe heben konnte, wo er seinen klaren Augenblick einmal trotzig, lebensfreudig in's Weite schießen lassen wollte, wo jeder Athemstoß ein Jauchzen wurde, — machte er Halt. Es ist Platz für mich und wenn ich einmal doppelt werde, Platz genug! — da hätte mans sehen können, was der ganze Bursche für ein prächtiger Kerl war.

Das dünne, weiche Leinenkleid that nichts dagegen, daß man seinen drallen, echt älplermäßigen Gliederbau durchaus kennen lernen konnte; zudem stand zu vermuthen, daß der Melchior gar kein Hemd anhatte. Die Hände hielt er stets in den Hosentaschen; in der rechten hielt er das Beutelchen mit dem Lebkuchenherz, in der linken den Vogel. So schlenderte er fürbaß und der weißrothe Haubenzipfel schlug am Nacken bei jedem Schritte wie ein Pendel hin und her.

Je näher der Bursche aber gegen den Hochweidhof kam, desto mehr verging ihm die Lustigkeit. Unter den Menschen war er wieder der arme Schelm. Und vielleicht hat es der Bauer schon erfahren, wes Stammes und Namens er, der Melchior, ist und wird ihn gleich aus dem Hause weisen. Die Menschen gehen alle nach dem Schein, alle! Der Bauer von der hohen Weid, sagt man zwar, der gehe schnurgerade der Nase nach und dem Kern zu Leibe. Dann freilich wär's gewonnen. — Heute oder morgen muß der Melchior doch den Mund aufmachen, will er auf der hohen Weid verbleiben. Heute ist's besser als morgen.

„Nu, Melchi, wie stehts auf der Alm?“ frug der Bauer sogleich, als der Bursche vor sein Auge trat.

„Kennt gar nicht besser stehen,“ antwortete der Melchior.

„Was schafft das Sennermägdle?“

„Nicht einmal scheu ist er worden,“ sagte der Bursche.

„Wer?“

„Der Stier.“

„Vor wem?“

„Vor der alten Bettel.“

Jetzt that der Bauer einen ganz gewaltigen Lacher. „Bist ein rechter Sackra, du!“ rief er, dem Burschen die flache Hand auf die Achsel werfend, „ein Höllsackra übereinand! Und nun schau, daß dir die Bäuerin dein Mittagsmahl gibt, die Leut haben schon abgegessen. — Hast denn noch was auszurichten?“

„Bauer,“ sagte nun der Untergäuer stockend, „meine Mutter die hat fort gesagt, wenn das Herz voll ist, so hat im Magen nichts Platz. Mir gefällt's schon auf der hohen Weid und ich möcht was reden mit euch, aber ganz allein.“

„Mit mir was reden willst? Lug einmal, Junggesell, seit wir Zwei uns kennen, gibst du mir ja einen Befehl um den andern! Willst du was reden, so hast mich fein zu fragen, ob ich was hören will. Nu, für ein andermal. Kannst jetzt mit mir gehen.“

Er führte den Burschen über eine Stiege in eine rückseitige Kammer empor. Hier hingen, lehnten und lagen allerlei Werkzeuge, Messer, Hacken, Sägen, Feilen, Bohrer und andere Dinge, deren Zweck gar nicht zu errathen war. Des Bauers Werkstatt, in der er die Halsjöcher seiner Ochsen

zimmerte, die Melkzuber und Milchbutten band, die Haarstriegel schärfte, die Messer schliff, mit denen den Rindern die Hörner und die Klauen beschnitten wurden und allerlei andere Dinge schuf und verrichtete, die in der Wirthschaft nöthig waren.

Der Bauer setzte sich nun sofort auf die Hanselbank, zwängte einen Balken unter den hölzernen Halskopf, begann mit einem Reifmesser daran zu schneiden und sagte: „Melchi, jetzt kannst was reden mit mir."

Der Bursche setzte sich auf einen Ahornblock, schlug mit den Händen auf die Oberschenkel, daß es klatschte, zuckte die Achseln und stieß das Wörtlein: „Ja!" heraus. Dann schwieg er und trampelte mit den Schuhen.

Der Hochweider schnitt gelassen an seinem Balken.

„Bauer," sagte nun der Melchior kleinlaut, „möcht euch sagen, wie's mit mir steht. 'S ist eine schwere Sach, weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Mein Vater, der ist im Gefängniß gestorben, weil er sich unredlich Gut zugelegt hat; meinen Bruder haben die Gendarm weggeführt, weil er Banknoten gefälscht; mich hat der Müller im Untergäu verjagt, weil ich kein Schurke hab sein wollen; seht, das ist meine ganze Geschichte."

Der Bauer hatte beim „Schurken" sein Messer still gehalten. Nun schnitt er wieder; als er aber sah, der Bursche wollte nicht mehr weiter reden, blickte er mit scharfem Auge auf: „Der paar Worte wegen hast mich über die Stiegen herauf gehetzt?"

„Habt ihr den Ehrlich-Schmied vom Untergäu gekannt, Bauer?"

„Den Alten noch, hat mir ja im Eismonat meine Achsen beschlagen, wenn ich Fuhrwerk im Thal gehabt!“ rief der Hochweider, „hat seinen Namen nicht umsonst getragen, ist ein Ehrenmann gewesen.“

Der Melchior stieß einen tiefen Athemzug aus der Brust. — „Ah!“ sagte er sich aufrichtend, „jetzt Bauer, jetzt red ich mich leichter. Der Ehren Schmied, der alte, von dem ihr da sagt, der ist mein Großvater gewesen. Als so ein Bubel bin ich noch auf seinem Knie gesessen. Alle Leut haben mich den Ehren Schmied Buben geheißen, in der Schul bin ich der Ehren Schmied Melchi gewesen, wir haben uns ja auch ehrlich geschrieben. Drauf, wie mein Vater die Wirthschaft übernommen hat, ist's abwärts gegangen. Meine Mutter, die ist gut gewesen, rechtschaffen gut, sie hat mehr an die Armen verschenkt, als es hätte sein sollen und das hätt sie doch nicht thun sollen, daß sie von der Wirthschaft heimlich Korn und Speck und Fleisch verkauft hat. 's ist bitter für mich, zu sagen, der paar Kreuzchen wegen ist's ihr zu thun gewesen. Wie das Sprüchel sagt: das Weib kann mit der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Erntewagen einfahrt. Ganz und gar sind wir verarmt. Mein Vater ist mit traurigem Gesicht im Hause umhergegangen, die Arbeit hat ihm nicht mehr schlaumen wollen; wär sie schon umsonst, so hätt er keine Freud mehr zu ihr. Ein Terno in der Lotterie gewonnen, könnt wohl noch retten! Hat viel simulirt, mein Vater, wie er nur wieder zu Geld kommen könnt. Da ist einmal ein alter, mühseliger Hausirer in unserm Hause über Nacht geblieben, in derselben Nacht erkrankt und so hat mein Vater den armen Mann, um den sich sonst Niemand

hat wollen annehmen, unter seinem Dach behalten und meine Mutter hat ihn wohl um Gotteswillen fleißig gewartet. Nach vier Monaten ist der arme, alte Mann bei uns gestorben. In aller Still haben wir ihn auf den Kirchhof getragen, wie ein Bettelmann schon begraben wird. Drauf, wie mein Vater das Sterbebett aus dem Stübel tragen will, findet er im Strohsack in ein blaues Tüchlein eingewickelt — Geld. Ich, der junge Bub, habs erst viel später erfahren, es sollen an die neunzig Gulden gewesen sein. Jetzt, Hochweider, wenn Einen die Guad Gottes jah verläßt! . . . Baargeld! wer hätt so was beim Bettelmann gesucht? wer frägt danach! Keine Schrift, kein einzig Wort ist laut. Und die Krankenpflege hat Müh gemacht und die Kost und die Medicin hat Geld gekostet, wie kanns denn eine so große Sünd sein, die kleine Baarschaft da in aller Still fürs Haus zu verwenden! — So wirds meinem Vater halt in den Kopf gekommen sein. Auf das geht eine Weile hin, steigt der Gerichtsdiener in die Ehren-Schmiede. Ja, der ist wohl auch sonst zuweilen gekommen, aber diesmal wird mein Vater todtenblaß. Er muß vors Gericht, muß sich ausweisen, was es mit dem Gelde ist, das er im Strohsack des Hausirers gefunden! — Eine tückische Magd in unserm Haus, die dahinter gekommen, hats verrathen, mein Vater hat auf das erste Wort Alles gestanden, er hätt nicht vorgehabt, den Fund beim Amte anzuzeigen, hätt ihn für die Mühen und Auslagen im Haus behalten wollen. Jetzt, Hochweider, haben sie den Ehren-Schmied wie einen Dieb eingesperrt."

Diese letzten Worte hatte der Melchior nur so vor sich hingemurmelt und hatte dabei stark mit den Schuhen auf den

Fußboden geklopft. Seine Wangen waren hochroth, seine Augen blinzelten und richteten sich zu Boden. Der Bauer von der hohen Weid saß ruhig auf seiner Hanselbank und schnitt und hobelte und hielt den Balken wagrecht vor sein prüfend Auge hin, ob er wohl schon gleich und glatt genug sei.

„Mit dem andern," sagte der Bursche jetzt, „will ich warten, bis euer Holz fertig ist, Bauer."

Da ließ dieser von seiner Arbeit ab und versetzte: „Wie du siehst, bearbeite ich das Holz mit den Händen und nicht mit den Ohren."

„Der Ehren Schmied Sohn muß es leiden, wie man ihm zubert," sagte der Melchior und schlug wieder auf seine Schenkel. „Mein Vater, der ist nach wenigen Wochen im Gefängniß gestorben, nicht lange darauf auch meine Mutter. Die Schmiede ist in fremde Hände gekommen. Meinen älteren Bruder, viel gescheidter und anstelliger als andere junge Leut, hat der Oberförster Tannwald zu sich genommen. Der Kilian, hat es geheißen, hätt lieber studieren und ein Baumeister oder ein Maler werden sollen, er hat manchmal allerhand so Zeichnungen gemacht. Um mich, den einfältigen und noch völlig kleinen Jungen hat sich Niemand kümmern wollen und Verwandte wissen wir in der ganzen Gegend keine aufzuweisen. Da hat mich der Müller genommen. Beim Müller hab ich gezogen wie ein Ochs, getragen wie ein Esel, sieben Jahr lang. Das ist auch in der Ordnung gewesen, ich hab meine geraden Glieder und ich will gern arbeiten. – Da geht euch vor etlichen Tagen auf einmal das Gerede, die

neuen, falschen Banknoten, die in der Gegend umliefen, hätt der Forstjung Kilian Ehrlich gemacht! — Keiner hat gefragt, obs wahr, Jeder hats geglaubt aufs erste Wort. Ehrlich! haben sie geschrieen und hell gelacht — die braven Ehrenschmiedleut! Das Weib hat den Mann bestohlen, der Mann hat den armen Hausirer ausgeraubt, der Sohn ist ein Fälscher geworden — ist eine nette Bande. — Die Ehrabschneider! Die Teufelsleut!" Die Worte blieben dem Burschen im Halse stecken, seine Fäuste bebten auf den Knieen und der Hochweider, der nur so hinblinzelte auf sein Gesicht, sah das schäumende, knirschende Antlitz eines Rasenden.

„Und ganz recht haben sie," sagte später der Melchior scheinbar ruhig, „der Wahrheit kann man nicht auf den Mund schlagen. — Nur daß ihr's wißt, Bauer, wie wir zu Grunde gerichtet sind. — Und —" jetzt sprang er auf, „das verfluchte Geld ist Schuld an meiner Mutter, an meines Vaters, an meines Bruders Verderben. Und gestern, wie uns der Kilian zwischen den Gendarm unten an der Lenten begegnet ist, da hab ich bei mir den Schwur gethan: mein Lebtag nicht einen Heller will ich haben von dem vermaledeiten Geld, das die braven Leut umbringt!"

Der junge Mann schlug sich die beiden Hände in das Gesicht und brach in ein Schluchzen aus, das den ganzen Körper schüttelte.

Der Hochweidhofer erhob sich langsam und sagte: „Melchi, du bist ein braver Bursch! dich wird auch das Geld nicht verderben, wenn du nur erst eins hast."

„Wie der Will," fuhr der Melchior dazwischen, „den

Geldleuten, den Rechtschaffenen, wie den Lumpen, allen will ich zeigen, wie man ohne einen einzigen Pfennig in der Tasch durch die Welt kommen und der Ehrlich bleiben kann. Und die Untergäuer sollen sehen, daß das Blut vom alten Ehren-Schmied noch lebt!"

Solcher Sinn gefiel dem Bauer von der hohen Weid gar sehr. Er hätte aber nicht geglaubt, daß dieser Junge, dem er manchen Vagabunden an den Kopf geworfen hatte, so denken und seine Worte so gesetzt und rechtschaffen vorbringen konnte. Er hätte ihm mögen die beiden Hände fest drücken, doch besann er sich noch früh genug, er sei der Bauer von der hohen Weid, und so sagte er nur: „Melchi, bist ein wackerer Burich, du; aber was du mir da erzählt hast, das weiß ich schon seit drei Stunden. Ich hab vom Müller im untern Gäu deine Siebensachen und deine Papiere holen lassen und da ist mir gesagt worden, wie's mit dir und den Deinigen steht. Der Müller hat mir freilich berichten lassen, daß einem Menschen, der eine solche Verwandtschaft weist —"

„Nicht zu trauen ist!" ergänzte der Melchior. „Ja, das wird er gesagt haben, ich kenne den Müller. Will's euch nur noch erzählen, Bauer, warum ich ihm aus dem Haus gegangen bin, das hat er euch sicher nicht berichten lassen. Gestern in aller Frühe, weit ehe noch die Sonne auf ist, kommt er in die Kleienkammer, wo mein Bett steht. Ich will gleich aufspringen, 's gibt viel Arbeit im Tag. — Nu, nu, Melchior, sagt der Müller, was wirst denn schon jetzt aus dem Nest steigen, 's ist ja Zeit, schläft noch das ganze Haus. Hab dir nur was sagen wollen, Melchior. Wirst es

wissen, vor ein paar Wochen, in der Mariaheimsuchungnacht, ist dem Gutsverwalter unten der Fischbehälter ausgeplündert worden. Und jetzt ist die Sach so angestellt, daß ich auch in die Schmier hineinkommen soll. Ich will die vielen Laufereien zu Gericht nicht haben und deswegen, Melchior, 's kann sein, daß du gefragt wirst — weißt Melchior, ich muß einen Zeugen haben, daß ich in der Mariaheimsuchungnacht zu Haus gewesen bin. — Den Zeugen muß halt die Frau Müllerin machen, sag ich — Geht nicht, sagt der Müller, Eheweiber werden nicht angenommen. Aber bei dir ist's was Anders, du wirst es ja wohl wissen, daß ich in derselben Nacht daheim gewesen bin. Du brauchst ein neues Paar Stiefel, Melchior, soll gar keinen Umstand haben und es bleibt jetzt dabei, Melchior, du bist mein Zeug, daß ich in der Heimsuchungnacht in der Mühl gewesen bin. — Ich kann der Zeug nicht sein, Müller, sag ich, ich weiß ja gar nicht, ob ihr daheim gewesen seid, ich hab fest geschlafen. — Bist sieben Jahr in meinem Haus gewesen, sagt drauf der Müller, hab dich als armen Waisen aufgenommen; wie dein Vater im Arrest gestorben ist, hab ich dich allerweil wie mein eigen Kind lieb gehabt, wirst mir nicht undankbar sein, Melchior. — Ein falsches Zeugniß geb ich nicht! schrei ich auf. Da thut der Müller einen Lacher: — Schau das Galgenbandl! will den Gewissenhaften spielen! — Hochweider, wie ich das gehört, — hell, mutternackt bin ich aus dem Bett gesprungen. — Weil sich die Meinen vergangen haben, so willst mich auch zum Schurken machen; Müller, rief ich aus. — Marsch aus meinem Haus, schreit er aufgebracht. — Heut lieber wie morgen, sag ich, werf meine Kleider über und lauf davon.

Er ruft mir noch viele gute, freundliche Worte, ich sollt nur bleiben und 's wär Alles vergessen. Hab davon nichts mehr verstehen mögen; bin fortgesprungen, bin herumgegangen auf der Haid, Hochweider, dann habt ihr mich angerufen."

Der Bauer hatte längst nicht mehr am Holze geschnitten.

„Melchi," sagte er jetzt, „'s hat Alles den rechten Schick, wenn du von deinem alten Dienstherrn noch was wissen willst: den Müller haben heut die Gendarm geholt."

„Der Müller geht mich nichts mehr an," sagte der Bursche trotzig, „hab mit mir selber zu thun. Jetzt sagt es, Bauer, wollt ihr mich in Dienst nehmen, oder nicht."

„Wie du bist," versetzte der Bauer, „so wirst du Dienstplatze überall finden. Willst auf der hohen Weid verbleiben, so ist's abgemacht, bin ich mit meinem Knecht zufrieden, so soll's auch er mit mir sein, da hast dieweilen dein Angeld."

„Bauer! ich leiste was ich kann und ihr gebt mir, was ich brauch!"

Nicht einen einzigen Blick warf er auf das ihm vorgehaltene Geld, der Hochweidbeser mußte es wieder einstecken.

Hierauf ging der Melchior in die Gesindestube, um sein Mittagsmahl zu verzehren.

Der Bauer kam ihm nach: „Noch was will ich dir sagen, Melchi, meine Leut wissen es nicht, daß du der Bruder vom Forstadjuncten bist, sie brauchen es auch nicht zu wissen, hörst du?"

In demselben Augenblick wankte draußen vor den Fenstern die geknickte Gestalt des Remigi Treihand vorüber. Unter der rechten Achsel, wie man sonst die Regenschirme trägt, trug er heute ein Schußgewehr bei sich. Der Bauer

lachte laut über diese Figur, da krächzte der Remini durch ein Fenster: „Hab mich bezahlt gemacht. Vom Forstadjuncten, das; ein feiner Doppelstutzen! Ist mehr werth als der falsche Zehner!"

„Ha, das glaub ich!" rief der Bauer, „Mancherlei wiederum ist keinen Schuß Pulver werth. Gib acht, Remini, daß der Stutzen auf dich selber nicht losgeht!"

Das Loch in der Hose.

Die Wirthschaft auf der hohen Weid wird hier nicht näher beschrieben. Die Thiere pflegen und hüten, die Ställe im Stand halten, die Scheunen mit Heu und Streu füllen, die Milch, Butter und Käse bereiten, das waren die Hauptbeschäftigungen der Leute, die darin jahraus jahrein über genug zu thun hatten.

Es ist eine seltsame Stimmung im Hirtenhause. Lustigkeit, Leichtlebigkeit, Uebermuth, Trotz, Unbändigkeit und Ungezwungenheit allerwärts — wie's eben geht, wo Mensch und Vieh zusammen sich des Lebens freut. Den Hochweidbauer ficht das nicht an; wenn nur die Wirthschaft ihren guten Lauf hat und Jeder seine Arbeit thut, alles Andere mag gehen, wie Gott es will. Der Herr Pfarrer im Untergän hat freilich einmal zu verstehen gegeben, er, der Bauer auf der hohen Weid wie überhaupt jeder Hausvater, sei nicht allein für das leibliche Wohl seiner Hausgenossen, sondern auch für deren Seelenheil verantwortlich. Darauf hatte

aber der Bauer in seiner vollen Ungeschlachtheit geantwortet: „Ja, sackra! wenn jeder Hausherr selber Seelsorger sein soll, wozu brauchen wir dann die Pfaffen. — Ich laß meine Leut in die Kirche und zur Beicht gehen, so oft das vorgeschrieben ist, das Weitere geht mich nichts an.“ Gleichwohl that der Mann in seiner Gewissenhaftigkeit ein Uebriges, er sah immer darauf, daß das Mannsvolk seines Hofes stets um fünfundzwanzig Jahre älter wäre, als die Weibsleute. Dadurch regelte sich Vieles. Ferner hatte der Mann von der hohen Weid auch die Vorsicht, des Nachts stets einen oder zwei Rundgänge durch und um das Gebäude zu machen, schon des Feuers, der Liebe, der Ordnung in den Stallungen wegen. Auch wurden zur Nachtszeit die zwei großen Kettenhunde losgelassen.

Ob der Bauer, als er den noch nicht neunzehnjährigen Melchior Ehrlich ins Haus genommen, seine Regel vergessen hatte, oder sie absichtlich umging, läßt sich nicht bestimmen. Er fand eben Gefallen an dem kernigen Burschen und dachte, es könne nicht schaden, daß in sein schläfriges oder leichtfertiges Gesinde einmal ein wenig Sauerteig käme.

Dem Melchior jedoch, dem ging es ganz eigen. In den Geschäften, denen er zu obliegen hatte, stellte er seinen Mann, mitunter sogar seinen doppelten; auch war er sich bewußt, daß er stets gute Courage in der Brust fand, wollte er was durchsetzen. Und trotzdem — und dennoch — er war nun schon drei Wochen im Hof auf der Weid und er wußte noch immer nicht, was die kleine Buttertoni eigentlich für ein Gesicht hatte. Wenn sie an ihm vorüberlief, oder er an ihr hinstreifte, oder wenn sie sich von einer Futterkammer in die

andere irgend einmal ein paar schalkhafte Worte zuriefen, so glitt sein Blick wohl an ihre stets sauber gehaltenen Barfüßchen hin, an den netten Waden, am rothen Kittelchen empor, bis wo die Masche des Schürzenbandes ist, kam aber nicht höher, als bis zum obersten Busenhäklein, wo zuweilen auch eine kleine, wilde Rose stak, mit sammt den Dörnchen aber, so daß der alte Ochsenwart, wenn er, anmaßender als der Melchior, mit seinen kartoffelbraunen Knochenfingern nach derselben langen wollte, sich recht tüchtig stach.

Und von dieser Unkenntniß ihres Angesichts stammten die unsinnigen Träume, die den jungen Untergäuer fast jede Nacht umgaukelten. Er sah die glatten, runden Füßchen, das schmiegsame Kittelchen, die strammgespannten Busenhäklein, das gelbe Lockenhaar, welches gern in wilden Strähnen niederhing über den Nacken — sah das Alles fein und genau, aber das Gesicht hatte himmelblaue Wangen, rothe Augen wie ein weißes Kaninchen und gar eine ellenlange Nase, auf welcher graue, kurzgeschnittene Haare standen, wie auf dem Haupte des Sennermägdle.

Als nun aber der Melchi, wie er im Hofe stets genannt wurde, an der Butterkammerthür ein Bohrloch entdeckt hatte, und mehrmals des Tages, wenn ihn sein Weg just vorüberführte, davor stehen blieb und durch dasselbe die junge Butterin betrachtete, auch vom Busenhäklein aufwärts betrachtete, da gestalteten sich die Träume freundlicher.

Die kleine Buttertoni, die Rothkitteldirn hatte ein gar nettes Lärvchen. Die frischrothen Lippen legten sich nach oben und unten ein wenig heraus, wie die Blättchen einer Rose anfangs thun, ehe sie sich erschließen; sie waren immer ein

Bischen offen und wenn das Mädchen kicherte, da sah man, was es für frische Zähne hatte. Das Näschen war hübsch aufgeschweift, die Augensterne duckten sich halb unter den langen Brauen, als wollten sie mit wem Verstecken spielen. Wenn die Brauen aber doch mitunter emporgezogen wurden, so zitterte ein ganz seltsamer Thauglanz über den blaugrauen Augen, vor dem der Melchi bis ins Innerste erschrak. Die kleine Toni verhielt sich selbstverständlich durchaus ungenirt in ihrer Butterkammer, das Kübeltreiben macht warm; da that sie das Jöppchen vorn mehrmals so weit auseinander, daß der Melchi durch das Lehrloch alle Flicken ihres Pfaidleins gesehen hätte wäre er nicht rechtzeitig mit einem Stopfel aus Fichtenmoos in das Loch gefahren, um dieses seinen und auch anderen Augen gründlich zu verstopfen.

Daß der Bursche unter so ängstlichen Stimmungen bisher nicht dazu gekommen war, der kleinen Toni als Gegengabe für das Lebkuchenherz den föhrenrindenen Vogel anzubieten, ist erklärlich. Oft genug wollte er's thun, hatte aber nicht die Schneid dazu. Da fiel es ihm eines Tages ein: die Rothhanneldirn solle sich den Vogel selber nehmen, wenn er ihr gefiele. Er stellte ihn auf ihr Kammerfensterchen; aber da blieb er stehen und sie sah ihn nicht. Hingegen bemerkte ihn der kleine Nickerl und dieser verband sich mit dem Fritz, dem jüngern Sohn des Hauses, um den possirlichen Vogel vom Fenster abzunehmen. Noch rechtzeitig kam der Melchi der Verschwörung dahinter, steckte den föhrenrindenen Vogel wieder in seinen Hosensack und trug ihn herum wie vor und eh.

Da trug es sich zu, daß der Bursche einmal beim Erlbuschhacken zur Stallstreu ein Loch in seine Hose riß, gerade

über den Hüften. Er kam des Abends heim mit der Bitte: „Du, kleine Toni, gelt, du bist so gut und heilst mir den Riß da mit Zwirn und Nadel zu?“

Sie lachte hell und kam sogleich mit dem Werkzeug herbei. „Na, du mußt dich auf die Kübelbank setzen, sonst wackelst mir allzuviel hin und her. So! Und jetzt halt still und rühr' dich nit. Bübel weißt, die Nadel beißt.“

„Stich zu,“ sagte der Bursche und jeder Stich ging ihm heiß durch Mark und Bein, es war ihm gerade, als nähe die Rothkitteldirn sein Herz an das ihrige an.

„Wirst einmal ein sauberer Soldat, du,“ sagte die Butterdirn.

„Mag keiner werden“, versetzte er trotzig, „mir steht das Leutumbringen nicht an. Schau um, Leut sind zu wenig, Geld ist zu viel.“

„Grad verkehrt hast es gesagt,“ bemerkte die Butterdirn.

Der Melchior schwieg und gab sich der ganzen wohligen Empfindung des Zunadelns hin.

„Ih Jesses, mein Lebertag!“ rief das Mädchen plötzlich und brach in ein so heftiges Lachen aus, daß der Athem gar nicht mehr zurückkehren wollte und der gute Melchi mit beiden Fäusten auf ihrem Rücken trommelte, um sie vor dem Ersticken zu retten.

„Mein Lebertag!“ röchelte sie wiederholt und kam stets neuerdings ins Lachen, „was ist denn das für ein spaßiger Brocken da drin?“

Sie hatte den föhrenrindenen Vogel entdeckt.

„Das da? entgegnete der Burſche, „das iſt ein Rothkröpfel. Gefällt es dir?“

Von Neuem ging das Röcheln des Lachens los und als ſie endlich zu ſich gekommen war, frug ſie ganz heiſer: „Na, du dalkerter Bub, das haſt gewiß ſelber gemacht und kann mirs wohl denken, das willſt du deiner Schönen geben! leicht einer saubern Untergauerin! Na wart, das kriegſt mir nimmer zurück!“

Den Vogel aus dem Sack hinter ihr Buſentüchlein ſtecken, war eine raſche That, dann kicherte und ſchäkerte ſie noch eine Weile luſtig fort.

Der Melchi war überglücklich.

„Der iſt ja für dich, Toni“, flüſterte er und wußte dabei nicht, wohin mit ſeinen Augen, „für das ſchöne Lebzeltenherz, Toni, weißt? Und paß nur recht auf, leicht legt der Vogel einmal ein Ei, das ſoll auch dein ſein . . .“

Neuer Lachkrampf. Der hölzerne Vogel legt ein Ei! ſo was Poſſirliches hatte die Rothkitteldirn all ihr Lebtag nicht gehört.

„Melchi!“ rief jetzt der Bauer von draußen.

Die beiden waren mäuschenſtill. Der Bauer entfernte ſich wieder.

„Ein dummes Hocken da!“ rief der Burſche plötzlich und ſprang zornig auf. „Was iſt denn Heimliches dran, wenn mir die Dirn das Loch zuflickt!“

Er eilte dem Hausherrn nach.

Schlechtes Geld.

Der Forstadjunct Kilian war nicht mehr zurückgekehrt. Es hieß, er sei auf lebenslang in einen tiefen Kerker geworfen worden.

Der Melchior war darüber sehr traurig, aber der Hochweidhofer tröstete ihn: „Ein junger, das erstemal ertappter Falschmünzer auf lebelang, das wäre unerhört, das ist gar nicht wahr."

„Und ein zum zweitenmal ertappter?" rief der Bursche erregt; „mir ist hart ums Herz, denk ich an meinen Bruder; aber sie sollen ihn nur im Kotter behalten; wenn er auskommt, Der laßts nimmer."

Dann wieder simulirte er, wie er seinem Bruder etwas Gutes thun könnte, unterdrückte aber den Gedanken und rief sich zu: „Melchior, halt dich an ehrliche Leut!"

Zur Herbstzeit, als der Abtrieb von den Almen kam, war der warmblütige Bursche längst wieder bei Lust und Uebermuth.

Der Herbst bringt im Gebirge immer die schönsten Tage des Jahres. An einem solchen Tage war es, als sie herabkamen gegen den Hochweidhof, die braunen, weißbesprenkelten Rinder mit den Schellen und mit den Kränzen aus Rhododendronlaub, Enzian und Zirmgesträuche. Um die Stirn hatte Jedes seinen Strauß; die hoffnungsvolleren Kühe hatten auch Kränze um den Hals, grünes Gezweige um die Hüften geschlungen. Und der Stier aus dem Untergäu schon gar! Der mußte sich zu allseitiger Befriedigung aufgeführt haben, er sah aus wie ein wandelnder Rosenstrauch. Waren diese blauen,

weißen und gelben Blumen und Rosen, die er um seinen Leib gewunden trug, denn alle auf der herbstlichen Alm erblüht?

Ein paar schäkernde Ziegen machten sich viel um ihn herum zu thun und erhaschten dann und wann ein Maul voll Bockebartkraut und wilden Thymian, mit welchem der Stier geschmückt war.

Zahlreiche Sennmen, junge und minder junge aus der ganzen Gegend waren dabei und jede hatte vorn ihre Schürze zu einem Sack aufgebunden und aus diesem Sacke vertheilten sie an die Mannsleute kleine Käsekuchen und Butterkrapfen. Mancher von den Mannsleuten war freilich so keck, sich mit eigener Hand das Kräpflein aus der Schürze zu holen, was aber nicht Jede ungestraft geschehen ließ. Auch einige der Almerinnen hatten freundliche Rosmarinkränzchen auf den Locken; blos das Sennermägdle von der Hinteralm hatte nichts, als einen ungeheuren Strohhut auf ihrem geschorenen Haupte. Auch sie hatte Krapfen im Vortuch, doch wollte Keiner drum kommen, nur der alte Remini Treiband fand sich ein und aß ihr den ganzen Schürzeninhalt auf. Die Alte ließ es geschehen und machte dieweilen Feuer mit Stein und Zunder und paffte aus ihrem Pfeifchen.

„Dieses Weib wär mir nicht halb so widrig, wenn es nicht das Sennermägdle heißen thät", vertraute der Melchior dem bockerigen und krapfigen Achsenwart.

„Je!" rief dieser, „der Name ist noch das Beste an ihr."

„Das schon, aber probirs nur du, und heiße das schöne Hänschen; Alles wird dich auslachen und spotten; und so du der alte, bucklige Hans bist, geht Jeder ernsthaft an dir

vorbei. Aber sag mir doch, wer hat denn der Alten den närrischen Namen gegeben?"

„So viel ich weiß", sagte der Ochsenwart, „hat sie den selber mit sich gebracht, als sie vor vierzig oder fünfundvierzig Jahren aus dem Kärntnerland zu uns auf die hohe Weid gekommen ist. Sie ist eine gar brave Almerin, Melchi! Du; die kann mit dem Vieh umgehen! Nicht drei Stückel sind ihr verdorben, so lang sie bei uns auf der Alm ist. Nu, das Sennermägdle ist ihr verblieben aus Gewohnheit. Vor drei oder vier Jahren hat sie der Bauer einmal die alte Froni genannt, so heißt sie. Hat auf das hin aber den Dienst wollen aufsagen auf der Stell. Ist sie seitdem halt wieder das Sennermägdle."

Als der Bauer von der hohen Weid an diesem Tage gesehen hatte, wie frisch, glatt und wohlgenährt seine Heerde von der Hinteralm zurückgekommen war, da hieß er das Sennermägdle zu sich in die Streuschupfen treten und drückte ihm drei funkelnagelneue Thaler in die Hand.

Der geknickte Zaunpfahl war nicht weit davon gestanden; und als das Mägdle hierauf in die Graskammer ging, und in das Milchgelaß, und endlich auf den Rübenacker hinaus, wo es in seiner Arbeitsamkeit überall Geschäfte fand, schlich ihr der Alte nach und sein dreieckiges Gesicht grinste süßlich d'rein.

Später stieg das Mägdle in die Krautgrube hinab, wie solche bei den meisten Alpenwirthschaften jener Gegend zur Aufbewahrung des Kohlkrautes als ein mehrere Klaftern tiefer Schacht sich vorfindet. Die Alte war tief unten und trat mit ihren breiten Füßen die früher durch heißes Wasser ein-

geweichten Krautköpfe fest. Auch zu dieser Grube die ein wenig abseits vom Hofe an einem Hagebuttenstrauche war, kam der alte Schleicher nach. Eine Weile lugte er, am Rande des Schachtes stehend, nach allen Richtungen um sich, dann zog er seine Pelzhaube an, duckte in die Tiefe hinab und sagte: „Sennermägdle!“ Seine Stimme war so schmiegsam und weich, als wäre sie über und über mit Fuchsschmalz geschmiert worden „Sennermägdle“, sagt er, „du bist so viel fleißig und dir schlaunts besser, wie drei anderen Weibsleuten im Hochweidhof zusammen. Bist erst von der Alm gekommen, und machst dir da schon wieder zu schaffen. Du, Sennermägdle!“

„Jetzt hab ich keine Zeit zum Schwätzen!“ rief die Alte von der Grube herauf und trat wacker auf die Köpfe los.

„Freilich nicht“, entgegnete der Remini, „aber deine guten Butterkrapfen vorhin, die haben mir frei so viel taugt. Gern, daß ich dir auch einmal einen Gefallen thun möcht.“

„Ist schon recht“, sagte das Mägdle.

„Ich hätt'wohl noch ein Anliegen, Sennermägdle“ schnüffelte der Alte, „ist aber nit schicksam; thäts auch nit, hätt' ich die Sach' nit gar so nöthig.“

Die Magd stand still und blickte auf: „Wirst doch nit Noth leiden müssen, Remini!“

„Das dieweilen just nit, Gott sei Lob und Dank! gleichwohl mans nit wissen kann, wie's Einem in seinen alten Tagen noch geben wird. Aber — nu, siehst du, Mägdle, wohlthätig sein will Einer doch auch ein wenig, wie man halt kann und mag. Und da hab' ich im Untergäu ein Pathenkind, ein armes Waiserl, und dem möcht ich recht

gern ein klein Ding schenken, so zum Andenken was, daß Unsereiner auch nit ganz vergessen ist, wenn so ein Mensch einmal in die Welt wachst. Ich hab' gesehen, Sennermägdle, dir hat heut dein Bauer für deine Bravheit drei Thaler zugesteckt; wenn du nichts dagegen hättest, die möcht' ich dir zu gern auswechseln. Thät dir frei einen Zehnerbanknoten geben."

„Du meine Zeit!" rief die Magd in der Grube und hüpfte beständig auf den platten Kohlköpfen umher, „meine drei Schimmel werden wohl so viel nicht werth sein; und herausgeben kann ich nicht."

„Fünf Gulden mögen sie just decken," fiel der Alte rasch ein, „und die andern fünf will ich dir gern bis auf deinen Jahreslohn zu Weihnachten borgen. Mägdle, wir machens gleich ab."

Noch einmal blickte der Remini mißtrauisch um sich. Dort auf dem Zaun sitzt eine Krähe! Ne, kindisch, 's ist doch nur eine Krähe. So kann er die Banknote schon hervorholen. Das Sennermägdle beginnt auch die Thaler aus der Joppe zu nesteln; ei, thuts ja gern, wenn dem Alten damit gedient ist; bleibt eh kein Geld, obs von Silber ist, oder von Papier — bleibt kein Geld bei einer Almerin.

„Vetter!" rief in demselben Augenblick der Hagebuttenstrauch. Der Alte wäre vor Schreck schier in die Krautgrube gefallen.

Der Melchior kroch hervor: „Nicht als ob ich zu horchen gekommen wär," sagte er, „ich hab da hinten dem kleinen Fritz ein paar Kranabetherschlingen aufgerichtet. — Seid so gut, Remini!" Er langte mit kecker Hand nach der Banknote und sah sie an. „Schau, noch ein Falscher im Land! — Remini,

das ist derselbe, den ihr vorig Sommer vom Forstadjuncten bekommen. Was habt ihr denn das Papier gar so abgeknittert? 's ist doch nicht aus eurer Hand gekommen. Geht, Remini, zerreißt den Fetzen; ihr habt euch ja schon entschadigt durch den Doppelstutzen."

Der Bursche war so boshaft, zu diesen seinen Worten ein lächelndes Gesicht zu machen. Im Dreieck des Alten aber zuckte jede Muskel, und er zog seine scharfe Unterlippe weit hinter den schartigen Oberkiefer zurück.

„Anschmieren hat er mich wollen?" zeterte die Alte im Loch, „du Spitzbub, du schlechter! — Dank dir Gott, Melchi! — wart, du vertrackter Galgenstrick, du! dir will ich noch einmal Butterkrapfen schenken! — Ein falsches Geld für meine guten Thaler! — Dank dir Gott, Melchi! — Dein Glück, du alter Schleicher, daß ich nicht oben bin, dir wollten ein paar Tüchtige nicht schaden, auf dein Ohrfeigengesicht! — Hell betrogen hatt' er mich, der Kerl da! Na, schauts, aber da her, schauts den Lumpen an! — Vergelt' dir's tausendmal Gott, Melchi!"

So zeterte das zornige und das dankbare Sennermägdle.

Der Alte trollte sich sachte davon und murmelte: „Nichts, als Malheur! 's ist des Teufels! Ach, hätt mich meine Mutter lieber in die neue Welt geschickt!" Dann schoß er nur noch ein paar giftige Blicke auf Melchior zurück.

Jetzt erst kam diesem die Wuth; am liebsten wäre er dem Betrüger nachgeeilt, hätte ihm mit einem Fuß die Beine ausgeschlagen, daß der Alte mit seiner Zaunsteckenfigur den Erdboden gemessen hatte. Noch zu rechter Zeit fiel es ihm ein, daß er nicht der Zuchtmeister sei. Die Banknote riß er

mitten auseinander, dann ging er, ohne noch ein Wörtchen mit dem Sennermägdle zu wechseln in den Hof zurück.

Der alte Dreihand schlich, doppelt geknickt, die Lehne hinab gegen seine Klause, die in einer Schlucht stack und in welcher wilde Früchte für den Winter, als dürre Beeren, Holzäpfel, Holzbirnen, Pilze u. s. w., in großen Haufen geschichtet lagen. Die Hütte war ganz erbärmlich und gar nichts nennenswerthes darin, als etwa der Doppelstutzen, der hinter dem Bettstroh ruhte und in welchem immer noch die Ladung stack, mit der sie der Alte zur Hand bekommen hatte. Der Remini hätte manches Reh, das in der Schlucht lief, von Herzen gern damit niedergeschossen, aber er kam nicht dazu. „Am Ende," meinte er, „treff ich das tolle Thier nicht und dann ist auch das Pulver hin."

Doch war dem Alten das Schußgewehr ein angenehmer Geselle in den langen, öden Nächten. Hieß es ja, der Remini Dreihand berge Geld in seiner Klause.

Die Liebe blüht.

Im Winter ging es auf dem Hofe noch lebhafter zu, als im Sommer. Da war Alles von den Almen beisammen auf der hohen Weid. Auch kamen die Viehhändler, die Fleischhauer von den Ortschaften herauf und zur Weihnachtszeit kam mancher neue Dienstbote und mancher alte ging.

Zur Weihnachtszeit war es auch, als der Hochweider den Melchior mit in sein Stübchen nahm: „Bist mir zwar zu Jakobi erst in's Haus gekommen, aber ist der Bauer von

der hohen Weid mit Einem zufrieden, ſo gibts beim Auszahlen kein halbes Jahr. Haben nichts Feſtes ausgemacht, alſo ſiebzig Gulden fürs vergangene Jahr."

Er zählte das Geld auf den Tiſch.

„Ich frag nur Eins, Bauer," ſagte der Melchior, „muß ich fort, oder ſoll ich dableiben?"

„Ich denk, Melchi, bis auf weiteres weißt, wo du daheim biſt. Und willſt ſchon deine beſondere Ehr' haben, auch recht, ſo ſag' ich: ſei ſo gut, Melchior, und bleib mir noch fürs nächſte Jahr auf meinem Hof."

„Iſt recht, Bauer. Habt ihr ſonſt was anzuſchaffen? Nicht, ſo geh ich wieder an meine Arbeit."

Er ging und das Geld blieb liegen auf dem Tiſch. Keinen Blick hatte der Burſche nach demſelben geworfen.

„Seit die Welt ſteht, iſt ſo ein Knecht noch nicht herumgegangen auf der hohen Weid!" brummte der Bauer, „und früher ſicherlich auch nicht. Wie der Will, das Geld werd ich ihm aufbewahren. Wart Junge, 's kommt eine Zeit, wo du danach fragen wirſt!"

Und der Melchior ging in den Stall zu den zwanzig Ochſen, die ihm anvertraut waren und er redete in's Heu hinein: „Geld? Geld hat er wollen geben. Und nicht einmal die fünfzig Gulden hätt er mir abgezogen, um die ihn die fünf falſchen Zehner von meinem Bruder betrogen haben. Ich nehm' g a r nichts. Ich hab mein Eſſen und ich hab' meine kleine Toni. Ich leb' wie ein König, aber nicht ſo unruhig. Wenn ich mir ſchon was wünſchen möcht, eine neue Zipfelmütze."

Und wie es ſchon manchem Menſchen gegeben iſt, daß

jeder seiner Wünsche in Erfüllung geht: als der Dreikönigstag kam, hatte der Melchior seine neue Zipfelmütze. Es war ein Angebinde zum Namenstag von — der Rothkitteldirn.

Wohl hatte dieselbe nicht immer dasselbe rothe Röcklein an, aber dadurch verlor sie natürlich nicht an Werth in Melchiors Augen. Wäre in dem vielbelebten Hofe nur öfter Gelegenheit gewesen, mit ihr heimlich zu plaudern! Wohl löste sich zuweilen ein Knopf von Melchis Kleidern, den die kleine Toni anheftete; wohl kam beim Heuschütteln manchmal ein Splitterchen in des Mädchens Auge, das der Bursche sofort mit vielem Geschick herauszubekommen wußte, oder er zog ihr mit seiner Taschenveitelspitze ein eingetriebenes Holzspaltchen aus der Hand — aber das wollte den Leutchen allweg noch zu wenig Unheil sein.

Nur gegen den April hinaus wußte die Toni den Burschen einmal unversehens in ihre Butterkammer zu bekommen. Sie wartete ihm sofort mit einem über und über bebutterten Brotschnitten auf. Da sah sie der Melchi groß an: „Toni, weiß es der Bauer?“

„Gar keine Red,“ kicherte das Mädchen, „deswegmagst ganz und gar ruhig sein.“

„Der Bauer weiß es nicht, daß wir da von seinem Brot und Butter naschen wollen? Dirn, du mußt — gescheidt sein!“ — ehrlich hatte er eigentlich wollen sagen.

Die kleine Toni hub gewaltig an zu lachen, und als sie damit fertig war, aß sie das Butterbrot selber.

Eine nachhaltige Mißstimmung hatte diese kleine Meinungsverschiedenheit nicht zur Folge.

Der junge Knecht wußte wohl, daß die Toni sonst ein

braves, fleißiges und auch sparsames Mädchen war, welches viel auf die Wirthschaft und den Erwerb hielt, so verzieh er gern das kleine Fehl. Und sie selber hatte ja ein Recht zum Verkosten; mußte doch wissen, wie ihre Butter schmeckte.

Mit den Veilchen, mit den Maasliebchen, mit den ersten Schwalben kam den beiden jungen Leutchen neue Wärme ins Herz. Sie waren sich gar sehr zugethan und Eins vertrat im Hofe die Vortheile des Andern; war es in der Arbeit, die sie theilten, oder bei Tische, wo sie einander die besten Bissen zuschmuggelten. — Die Liebe solch armer Dienstboten hat einen gar seltsamen Reiz, sie wird durch das Beisammensein, durch das Mitsammenleiden, durch das heimliche Verlangen nach Gegenseitigkeit, durch das hingebende Vertrauen zu dem einen Menschen stets neu entfacht und muß sich doch im Verborgenen halten, sich vor dem Hausherrn, vor den Hausgenossen verleugnen, soll sie nicht Gefahr laufen, zerstört zu werden. „So warm ist kein Feuer, keine Glut ist so heiß, als heimliche Liebe..."

Der Melchior war denn endlich auch recht zutraulich geworden, er lugte dem Mädchen längst nicht mehr durch das Pechloch in die Augen. Und er hatte auch mehrmals sich schon erkundigt, ob der schwarzrindene Vogel das Eierchen noch nicht gelegt habe, worüber die kleine Butterdirn stets in ihren Lachkrampf verfiel.

Der Melchior war nun volle neunzehn Jahre alt geworden und er empfand es, was das für ein Unterschied ist, ob man achtzehn oder neunzehn zählt. Auch nahm er bereits den Schnurrbart war, was die Toni nicht recht glauben wollte, bis er sein Gesicht einmal recht tapfer an ihren rothen Wangen rieb.

Die kleine Buttertoni behauptete bei jeder Gelegenheit daß sie auch schon gegen die Zwanzig ginge; doch zählte sie in Wahrheit erst über siebzehn ein halb Sommer, deßohngeachtet sprang im Laufe dieses Sommers ein Busenhäklein ums andere auf.

Es kam der Mai. Die Heerden zogen mit frischgeputzten Schellen angethan wieder ins Freie und mit ihnen die Halter und Halterinnen, die Kühjungen, die Ochsenwarte, die Sennimnen.

Der Melchi trieb jeden Morgen seine Ochsen und Kälber zu den jungen Matten des Hochbodens hinan. In einer Thalung derselben stand ein Schachen mit sehr alten Fichtenbäumen und einigen Föhren, welche den Hirten in Zeiten böser Wetter als Schirmbäume dienten. An diese Baumgruppe schloß sich auch ein junges, grünes Wäldchen aus Tannen und Lärchen, das sehr dicht und dunkel war und auf dessen sanftem Moosboden der Melchi gern ein wenig ruhte, wenn ihm auf der freien Höhe zu sengend, oder auch der Wind zu scharf wurde. Nicht drei Schritte sah man von sich, wenn man in diesem Dickicht lag, sah auch nicht ein groschenbreites Scheibchen von dem blauen Himmel. Kohlschwarze Amseln schwirrten durch das Reisig und riefen: Zizirr, tack, tack!

Mitten drin in diesem jungen, dichten Gestämme fühlte sich unser braver Hirt wieder einmal ganz als sein eigener Herr. Da konnte er auf dem Rücken liegen, oder auf dem Bauch, auf den Füßen stehen, oder auf dem Kopf, wen gings was an? Da zog er auch wohl mitunter sein Geldbeutelchen heraus und sah das lebkuchene Herz an und betrachtete das Bild mit dem Pärchen, das im Rosenkörbchen saß und

las die Ueberschrift, die längst überholt war und schleckte endlich ein wenig an dem süßen Kuchen.

Die kleine Toni hatte es nicht so gut; sie mußte, wenn in der Butterkammer nichts zu schaffen war, unten auf der Heukehr die Ziegen weiden und hatte außer den paar Johannisbeersträuchen und Erlstauden gar keinen Schatten. Sie nähte, sie strickte für sich und für ihn. Aber die Sonne brannte heiß auf die Finger. Mehr als einmal sehnte sie sich nach dem Schirmschachen.

Was sich im Schirmschachen zugetragen.

Am Pfingstmorgen wars. Alles, was aus dem Gehöft fortkonnte, war hinab in den untern Gau zur Kirche gegangen. Der Melchi und die kleine Toni führten wie gewöhnlich ihre Heerden auf die Weide.

Auf dem Anger, bevor sie sich trennten, blieb der Bursche stehen, bohrte mit seinem Peitschenstock einen Grashalm in die Erde und sagte, stets auf den Grashalm blickend: „Toni, sind deine Ziegen recht überschwänglich? halten sie sich gern auf in der Heukehr?"

„Das ist gewiß," lachte das Mädchen, „sie suchen dir alle Sträucher ab und es fangen die Sträucher erst an zu blühen."

„So, sonst hätt ich gemeint, Toni, du könntest sie heut ein wenig gegen den Hochboden hinauftreiben."

„Du, das ist aber auch wahr," versetzte das Mädchen ernsthaft, du meinst der Hexen wegen? nicht? ja, hast du noch nichts erzählen gehört, daß am Pfingstsonntag die Hexen

auf die Weiden kommen und die Kühe und die Ziegen ausmelken? ja, das hab ich oft gehört und die Kühe und Ziegen thäten nachher das ganze Jahr eine blutige Milch geben. Ja, es ist gar kein Spaß und ich fürcht' mich frei. Und dann sollt Eins heut, kommt man schon nicht in die Kirche, einen Rosenkranz beten."

„Freilich, und das können wir thun," sagte der Bursche „und oben im Schirmschachen ist ein schöner Platz dazu. — So um die Zeit, wenns neun schlägt, wirst wohl beim Schachen sein können . . ."

Der Grashalm unter dem Peitschenstock war gründlich zerquetscht. Einen heißen, aber scheuen Blick noch gegen das Mädchen, und der Melchi leitete seine Ochsen dem Hochboden zu.

Die Sonne stand erst einige Spannlängen hoch über den fernen Bergen, hinter denen sie hervor gekommen war. Sie schien so freundlich und warm und saugte den Thau der jungen Gräser auf. Die Glocken der Heerde klangen hell und langsam die Höhe hinan. Die Ochsen schritten gar feierlich drein, die Kälber hüpften und scherzten.

Der neunzehnjährige Hirte ging hinterher und steckte seine Hände in die Hosentaschen. Er spitzte den Mund und wollte ein Liedchen pfeifen. Da versagte ihm heute der Athem dazu; in seiner Brust war ein heißes Regen und Bewegen. Er schritt hastig, aber mäuschenstill über den weichen Rasen, dann schüttelte er zuweilen das Haupt mit den aufquellenden Ringellocken und mit der Zipfelmütze, und dann riß er plötzlich seine Hand aus dem Sack, schlug sie dem nächsten Mannkalb auf den Rücken und rief: „Ja, mein lieber Scheck, so gehts uns! Hätten wir Zwei Geld im Sack, leicht wär uns allerhand verboten."

Als sie auf dem Hochboden angekommen waren, hub die Heerde sogleich an zu grasen. Der Melchior ging gegen den Schachen hin, an dessen Schattenlänge er merkte, daß es bereits acht Uhr vorüber. Langsam schlenderte er zwischen den alten Bäumen hin und her, und lugte und spähte. Da roch er plötzlich Tabaksrauch und wie von einem Wipfel gefallen wackelte das Sennermägdle daher.

„Was hat die Alte da zu suchen?" fuhr sie der Bursche an.

„Ich? einen Junggesellen," wisperte sie grinsend. „Kann mirs denken, daß ich dir unbequem bin — da im Schachen."

„Gar nit, gar nit," sagte der Melchior trotzig.

„Nit? nu, nachher kumm ich ja helfen Rosenkranz beten!"

Der Bursche sah sie wild an.

„Melchior!" versetzte nun die Alte, in der einen Hand das Pfeifchen haltend, mit der andern den Arm des Burschen fassend, „du hast mir im vorig Herbst eine Gutthat erwiesen. Hast mir meine drei Thaler behütet; das gedenk ich dir; du hast keine Mutter und keinen rechten Freund auf der Welt, und deswej möcht ich dir gern was Rechtschaffenes erzeugen. — War mir lieb, wenn du dich ein wenig da zu mir auf den Stock setzen wolltest."

„Warum denn nit!" sagte der Hirt, der durch den ernsten und weichen Ton der vorigen Worte völlig besänftigt war, „ich seg mich schon, aber euren Stinkriegel müßt ihr weg thun. Mag das Rauchen schon bei den Mannsleuten nicht leiden; und ein rauchendes Weibsbild kann mir gleich gestohlen werden."

„Hast schon Recht," antwortete die Alte, „aber bei mir ist's halt was Anderes; ich darf das Feuer nicht ausgehen lassen! — Und das muß ich dir erzählen, Melchior; gelt, du wirst mir deswegen nicht bös sein?"

„Wenn's was Gescheidtes ist, so hör ich zu."

„Wirst mir's nit glauben: ich bin einmal jung und schön gewesen," hub sie an. „Das Wörtl: Sennermägdle ist mir noch davon geblieben, sonst gar nichts. Zu derselben Zeit und in derselben Gegend ist ein lustiger und sauberer Tirolerbursch gewesen, dem haben meine seidenen Haare so gefallen. Ja, die seidenen Haare und wohl auch, was daran gehangen ist. Haben uns leiden mögen. Zu mir auf die Sennerei ist er oftmals gekommen; vor der Hütte im Schatten sind wir gesessen die längste Zeit, und was haben wir gethan? Aus meinen Lockenhaaren hat er Bänder und Zöpfe geflochten. Allbeide haben wir gemeint, wir wären brav; aber einmal sind wir doch zu lang gesessen. — Wie der Tiroler, was nenn' ich seinen Namen! später wiederum in die Sennhütte kommt, sag ich zu ihm: du, ich muß dir was anvertrauen! und heb vor ihm zu weinen an. — Hats verstanden. Eine gute Weile sitzt er da an der Bank, stopft seine Pfeife und schlägt Feuer, bläst an und raucht. Er raucht, daß ich sein Gesicht gar nicht seh, und sagt nicht ein einzig Wörtl. Da steht er jählings auf und geht gegen die Thür. — Wo willst hin? schrei ich auf. — Ein wenig hinaus, sagt er, bleib du da! — und wie er's schon öfter so gemacht, wenn er was Eiliges zu thun gehabt hat, gibt er mir die Pfeife in die Hand: Froni, da, schau, daß mir dieweil das Feuer nit ausgeht. — Ich will auch nicht die Verzagte sein, nehm die

Pfeife und thu ein Paar Züge, daß sie nicht auslischt, bis er wieder hereinkommt. — Melchior", sie klopfte dem Hirten auf die Achsel, „Melchior, bis auf den heutigen Tag ist der brave Tiroler noch nicht hereingekommen, und so ist mir halt das Pfeiflein im Mund verblieben."

„Ja, meinte jetzt der Bursche, wie ist denn das gewesen?"

„Verlassen hat er mich!" sprach das Sennermägdle; „damit ich ihm nicht nachlauf zur Thür hinaus, hat er das mit der Pfeife gethan. In sein Tirol wird er gegangen sein; ich hab ihn nicht mehr gesehen. In der größten Noth — das kannst nimmer glauben — hab ich das Kind geboren. In der bittern Armuth, in der Verlassenheit, im Spott der Leute hab ich gelebt in einer halb eingefallenen Köhlerhütte; ich bin völlig allein, hab' keine Hilf; mein Kind ist mir verdorben, und — Gott Dank, Gott Dank! — gestorben! — Jetzt hab ich die Tabakpfeife noch gehabt vom Tiroler, und verrückt, wie ich gewesen bin, hab ich gesagt: ich will mein Wort halten, und das heiße Feuer soll in deiner Pfeife brennen, bis du mir wieder zurückkommst. — Wär er gekommen, ich hätt ihm Alles verziehen; aber allein und unglücklich hat er mich gelassen. Mein schwarzes Haar, das mich zuerst ins Unglück gezogen hat, das hab ich mir vom Haupte geschnitten, und alle Jahre hab ich das gethan zum traurigen Angedenken. Und auch er selber, gleichwohl er ehrlich und brav gewesen ist in seinen jungen Tagen, kann kein ruhiges Gewissen mehr gehabt haben. Einer einzigen Stunde wegen sind wir elend geworden Allbeide. — Die Pfeife — ja, es ist noch die seine — die hab ich mir angewöhnt, und wie ich den Tiroler

nimmer vergessen kann, so soll auch, so lang ich leb, das Feuer da drin nicht ganz verlöschen. Und vielleicht kommt er doch noch einmal zur Thür herein; meine größte Freud im Himmel und auf Erden, wenn ich ihm könnt sagen: Da, mein Herzallerliebster, da nimm deine Pfeife, sie brennt noch!"

Der Melchior war aufgestanden. „Ihr seid brav," sagte er heiser, „aber ich bin ein schlechter Mensch, ich hab mich mehr als einmal lustig gemacht über euere Pfeife und über euer geschorenes Haupt."

„Da hast ja Recht gehabt, du Tropf!" rief die Alte, „ich lach mich selber aus, aber ich halt's; ich kann meine Reu und Treu nicht besser beweisen."

Nach diesen Worten faßte sie wieder des Burschen Hand: „Melchior, jetzt wird's bald neun schlagen unten auf der Kirchenuhr. Sei mir ja nicht bös, daß ich da bin, aber ich wollt dich nicht verlassen; es ist deine gefährliche Stund. — Hast mich nicht gesehen unten am Hof? Wie du die Toni da zum Schachen her hast beschieden, bin ich nicht weit von euch gestanden. — Jetzt will ich aber wieder davongehen; du bist dein eigener Herr. Nur das sag ich dir, Melchior, gib Acht, daß du das Unglück nicht aufweckst, für dich und für sie; es geht dann nimmer schlafen! — Und das ist der Dienst, den ich dir erweisen kann; nimmst ihn, oder nicht. Jetzt behüt dich Gott! Behüt dich Gott!"

Sie hastete davon. Der Melchior Ehrlich stand allein im Schatten der alten Bäume.

Nicht lange hernach hörte er die Schellen der Ziegen. Die kleine Toni huschte dem Schachen zu.

„Hast du sie auch gesehen, Melchi?" rief sie dem jungen Hirten zu.

„Wen?"

„Die Hexe, die Pfingsthexe! Da über die Höhe ist sie hingelaufen, gegen die Hinteralm."

„Das ist das — Sennermaggele gewesen," antwortete der Bursche zerstreut.

Sie gingen eine Weile zwischen dem Gestämm hin und wußten nicht, was sie einander sagen sollten. Beide blickten auf das braune Moos des Bodens.

„Daß aber da keine Pilzlinge wachsen!" bemerkte endlich das Mädchen.

„'s ist noch zu früh an der Zeit," entgegnete der Bursche.

„Vielleicht dort im jungen Anwachs drin," sagte die Butterdirn.

Aber der Melchi wendete sich hinaus gegen die Lichtung, zog langsam die Mütze vom Kopf: „Ich denk, Toni, wir heben an mit dem Reifenkranz."

Falsches Geld.

Pfingsten war glücklich vorbeigegangen.

„Brav sein, dieweil!" sagte sich der Melchior, „sie kann arbeiten, ich kann arbeiten; 's wird geheiratet."

Da stand wenige Wochen nach Pfingsten an einem Samstagabend die kleine Toni am Brunnentrog und wusch ihr rotes Röcklein. Am andern Ende des Troges [illegible] der

Melchior und rieb mit kräftiger Hand Ochsenfett in seine Sonntagsschuhe. Kam der alte, bucklige Hans mit seinen Kühen heim und brummte, weil ihn der Feierabend lustig machte, das Liedchen:

„Ein Einser und ein Zweier,
Die machen just ein' Dreier,
Und die Henne, die auf's Feld geht,
Die frißt gern der Geier."

Man weiß nicht, ob es der alte Schalk mit diesem Vierzeiligen auf Jemand abgesehen hatte, oder ob er thatsächlich an eine unvorsichtige Henne dachte. Die Buttertoni kicherte, plätscherte mit dem rothen Kittelchen, daß das Wasser bis zum Melchi hinspritzte und sang:

„Und die Henne, die auf's Feld geht,
Die frißt gern der Geier;
Und die föhrenrindenen Vögel
Legen pakfong'ne Eier."

Der Melchi horchte auf. Er hatte es sofort verstanden, der hölzerne Rothkropf hatte das Ringlein endlich ausgebrütet, oder vielmehr, das Mädchen hatte es in dem Vogel entdeckt.

„Sollt's — nicht von Silber sein, Toni?"

„Hi, hi," lachte Diese, „das Ringlein hat schauderlich die Gelbsucht."

„Von Pakfong?! o, du verdantgelter Kapuziner, auch du gehst um, Leut betrügen!"

„Ja, ja," rief die Toni und lachte nicht dabei, „du hättest auch so Einer werden sollen von der Gattung Kutten, die kein Geld im Sack haben dürfen, weil ihnen ohnehin all' gut' Sach', die sie brauchen, zugesteckt wird."

Sie ließ das Waſſer gischten; der Burſche rieb doppelt heftig an ſeinem Schuh und war gar roth im Geſicht.

„Hätt'ſt mich nimmer gern, Toni?“ frug er nun halblaut.

„Ei ja,“ ſagte ſie, „haſt mir ja nichts gethan.“

Sie ſah nicht mehr auf den Burſchen hin, hub an mit ihrem rothen Rock zu ſchwatzen, daß der ihr jetzt „weiß“ genug ſei und daß ſie ihn auf die Stange ſpannen werde.

Und als ſie mit dem Waſchkörbchen davon ging, ſchlug ſie ihre Stimme uber und ſang:

„Im Beutel a Geld
Und im Herzen an Schatz,
Und a Schneid muaß da Bua haben,
Sunſt gehört er der Katz.“

Nun war's doch wahrhaftig deutlich genug, die Butterdirn war aufgebracht.

Worüber nur? Weil der Ring im Vogel nicht von Gold oder Silber geweſen? Weil der Melchi kein Geld in der Taſche trug und ihr kein Taffetſchürzchen kaufen konnte? — Nein, ſo klein denkt die kleine Toni nicht. Oder — hätte ſie doch der Roſenkranz am Pfingſtſonntag verdroſſen?

Es verging eine Woche um die andere, die Butterdirn gab ſich mit dem Melchior nicht mehr und nicht weniger ab, wie mit den anderen Mannsleuten, ſie war luſtig und lachte wie immer, aber ihr Lachen — wer ihm aufgepaßt hätte — ſchell lauter und härter als ſonſt.

Der Melchior befliß ſich, zu zeigen, daß er ganz ſo ſei, wie immer und brummte ſeinen Schſen zuweilen auch wohl das Liedchen vor:

„Wegen oan Dirndl traurig ſein,
Dös ſollt ma gor nit ein,
Brauch' nit erſt 's Dutzend z' zähln,
Krieg's nach der Elln."

Aber dann guckte er doch wieder durch das Bohrloch in die Butterkammer hinein.

An Sonntagen, wenn die Toni zur Kirche hinabgegangen war, kam ſie nun häufig ſpäter nach Hauſe als ſonſt und im Hof gingen allerhand Neckworte herum vom Leiſten, von der Ahle, von Schmier und Pech u. ſ. w., die auf die Butterdirn gemünzt waren und die der gute Melchior Ehrlich nachgerade gar nicht begriff.

Da ſtand der Burſche in einer Nacht aus ſeinem Bette auf und ſchlich gegen das Kammerfenſter der Toni.

„Mein Dirndl!" flüſterte er und klopfte an die Scheibe.

Sie ſchlief.

„Toni, haſt mich denn nimmer gern?"

Sie ſchlief feſt.

„Hätt' ich dir was Leids gethan, Toni, thu mir's nicht verſchweigen. Schau, ich bin dir von Herzen treu."

Jetzt öffnete ſich das Fenſterchen, aber anſtatt aller Antwort kam der föhrenrindene Vogel mit dem Ringlein heraus. Das war auch eine Antwort.

Der Melchior ſagte kein Wort mehr; er ſteckte das kleine Schnitzwerk in ſeinen Hoſenſack und ging langſam ſeinem Bette zu.

Am nächſtfolgenden Sonntag wurde in der Untergäuer Kirche von der Kanzel verkündet: „Der Bräutigam Mirtel Gegerle, Schuhmacher in der Gemeinde Sterzen; die Braut

Antonia Schwanner, bisher Dienstmagd im Hof auf der hohen Weid im obern Gäu . . ."

Man beglückwünschte die Braut, die als einfache Dienstmagd eine so gute Partie mache. Der Schuster Gegerle hatte ja Geld. Jung und schön war er zwar nicht, der Meister, hatte auch schon drei Kinder von seiner ersten und zweiten Frau im Hause; aber er kaufte seiner zukünftigen Dritten ein grünes Seidenkleid und gab ihr obendrein ein Antrangeld, das mehr ausmachte als ein ganzer Jahrlohn auf der hohen Weid.

„Ist auch gut," meinte der Melchior, „sie heirathet das Geld; mein Weib muß mich heirathen." — Einmal aber, als der Knecht die Sache so recht überdacht hatte, war er doch wild geworden, hatte sich in seinem Zorne die Zipfelmütze vom Haupt gerissen und sie mit Füßen getreten. — „Geld!" schrie er laut, „Geld! Wiederum ist es dieses Best, das mich will zu Grunde richten. Meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder, meine Herzliebste hat mir das Geld gefressen!"

Der Bauer hatte es gehört. „Geh, Melchi," sagte er, „sei kein Narr. Geld muß der Mensch mit Geld besiegen! Wirst auch noch einmal was anfangen können, Junge; du weißt, was du bei mir liegen hast."

„Mag nichts hören davon!" schrie der Bursche und stampfte den Fuß auf den dröhnenden Boden.

Bei der Hochzeit der Butterdirn war der halbe Hochwaldhof mitgewesen, auch der geknickte Zampfahl hatte nicht gefehlt, war sogar auf einem guten Ehrenplatz gesessen und

hatte unerhört viel Braten und Krapfen verzehrt. Der Remini Dreihand war ein guter Freund des Bräutigams.

Der Melchior war am Hochzeitstage auf der Alm wie ein wildes Thier herumgerannt. Ueber die Heukehr war er gelaufen, wo die kleine Toni so oft die Ziegen gefüttert hatte. Aber als er am Schachen des Hochbodens vorüberging, da lachte er hell auf und die Bäume lachten mit. Eilig ging er der Hütte auf der Hinteralm zu, nahm das Sennermägdle bei der welken Hand und sagte: „Vergelt euch Gott den Pfingstsonntag!"

Die Liebe blutet.

Jetzt gingen der Jahre eines und zweie und etliche dahin. Der Melchior blieb auf der hohen Weid und war fleißig und verläßlich und arbeitete für Zwei.

In den ermüdendsten Bewegungen, im Heumähen, im Streutragen, im Brennholzspalten ging er voran und war thätig vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Der junge Mann meinte, das, was ihn immer so sehr in seinem Herzen drücke, sei nichts, als dickes Blut und das Blut müsse durch Bewegung und Schweiß gereinigt werden.

Er war völlig anders als sonst, er war nicht mehr heiter und gesellig, er war still und oft traurig, hielt's mit Niemandem; ganz allein ging er um.

Vor dem Soldatenleben, das dem frischen Burschen bevorstand, hatte er sich sonst gescheut, nun wollte er am liebsten „ziehen fort auf's weite Feld und streiten mit dem Feind", wie's im Liede heißt.

Den Bauer respectirte er stets als seinen Dienstherrn, des Weiteren hielt er seine Selbstständigkeit aufrecht.

Nur bei dem Sennermägdle saß er zuweilen in der Hütte. Jetzt mochte er auch ihre Tabakspfeife leiden. Andere Leut rauchen und wissen nicht warum; aber beim Sennermägdle hat's eine Bedeutung. Und wie sie sich seit vielen Jahren ihr Haar vom Haupte schnitt als Zeichen der Reue und Treue, so wollte auch er, der Melchior Ehrlich, an seiner Satzung halten: keinen Heller von dem verfluchten Gelde wollte er besitzen sein Lebtaglang.

Was war mit dem Lebkuchenherz geschehen?

Das trug der Bursche stets noch in seinem Geldbeutel. Was konnte auch das Herz für die Butterdirn!

Auch den fohrenrindenen Vogel ließ er nicht mehr aus seinem Sack, so lange er die blauleinene Hose trug; später, als er vom Bauer eine grauleinene bekam, mußte mit dem Burschen freilich auch das holzerne Rothkehlchen über siedeln.

Das Rothkehlchen mitsammt dem Lebkuchenherz, das bereits eingetrocknet war wie die Mumie eines lieben Abgestorbenen.

So lebte und so trieb es der Knecht aus dem untern Gau. Der schwarze Stier, der einst mit ihm heraufgekommen war, erfreute sich längst schon einer zahlreichen Nachkommenschaft auf der hohen Weid. Der Melchior war Junggeselle.

War es und wollte es verbleiben.

Der Jude wird verbrannt.

Auf dem großen Almhofe hatte sich die Zeit her Manches gewendet. Der kleine Fritz war zu einem Jungen herangewachsen, der für die Zuchtruthe des Vaters zu alt, für den Ernst der Wirthschaft noch zu jung war. Seinetwegen hatte das ganze junge Weibsvolk aus dem Hause müssen.

Der ältere Sohn des Bauers hatte es in der Stadt richtig zu einem Medicindoctor und zwar zu einem Militairarzt gebracht, und sandte den Eltern allerlei Recepte und Arzneien nach Hause. Half aber nichts gegen das Alter. Die Bäuerin starb; der Bauer hatte nicht mehr die Spannkraft in sich, als vorher.

Den Melchior hatte er längst zum Oberknecht gemacht und mehr und immer mehr kam die Wirthschaft der hohen Weid auf die Schultern des jungen Mannes zu ruhen. Nur alle Verkäufe und Einkäufe mußte der Bauer besorgen, weil sich der Melchior thatsächlich vor den Geldstücken scheute, wie ein gebrannter Hund vor glühenden Kohlen.

Zuweilen hinkte auch der alte Remini in den Hof; er machte sich immer irgend welche Geschäfte, entweder hatte er eine Botschaft auszurichten, die nirgends von geringerer Wichtigkeit war, als im Hofe; oder er frug in seinen Angelegenheiten um Rath, den er hernach sicherlich nicht befolgte; oder er hatte dieses oder jenes auszubergen oder zurückzubringen. In Wahrheit aber kam er nur, um Bissen und Brosamen, die in dem großen Hause abfielen, zu erschnappen oder zu erbetteln, rostige Nägel vom Boden aufzulesen und sonstige kleine Dinge, die man im Hofe für unbrauchbar hielt, mit

sich zu nehmen. Er löste daraus stets ein paar Kreuzer, und wollte so allmälig die Sorge „für seine alten Tage" verringern, ein Bestreben, welches einem Remini Treiband nimmer gelingen wird. „Ach," seufzte er oft, „mancher Mensch ist wahrhaftig zum Elend geboren. Mit mir stünd's anders, hätt' mich meine Mutter nach Amerika geben lassen."

„Ja, und warum hat sie denn das nicht gethan?" frug ihn der Melchior einmal zornig.

„Weil — weil sie mich nicht mitgenommen haben," antwortete der Geknickte und zog seinen dreieckigen Kopf ein, „purer Neid ist es gewesen, heller Neid von den Leuten, die dazumal ausgewandert sind. Die haben längst ihre Geldsäcke voll. Unsereiner muß bitter darben."

Die Geldsäcke voll! Das war sein Denken und Streben, sein Glauben und sein Himmelreich.

O, dir that ich's wünschen, alter Gauch, du hättest die Geldsäcke voll und müßtest sie fortweg auf deinem Höcker schleppen, daß sie dich derb zwicken und drücken! Das wären die Sorgen für die alten Tage! — So dachte der Melchior dem Alten einmal nach.

Nun, er, der Melchior selber, bot freilich Alles auf, um sich vor einer solchen Last zu bewahren.

Der Hochweidhofer wurde immer kränklicher; seine hohe Weid, die seine Kraft, sein Stolz, sein Leben war, wurde ihm immer gleichgiltiger. So ging er denn dran, das Gut seinem jüngsten Sohne zu verschreiben.

Zuvor aber beschied er den Melchior in seine Stube. Dieser nahm gar seine Mütze ab, denn der Bauer schien ihm blaß und krank zum Verfärben.

„Melchi," sagte der Kranke, „wir Zwei haben noch was auf gleich zu bringen miteinand. 's ist vier Jahr und drüber, daß du in meinem Haus bist. Bist brav und ordentlich, bist letzt' Zeit her meine rechte Hand gewesen. — Der Fritz weiß wohl auch, was er an dir hat und mir wirds noch in der letzten Stund taugen, wenn ich weiß, du wirst auch auf hinfür noch im Haus verbleiben. Hätt's auch gern gesehen, daß dich mein Sohn, der Doctor, des Soldatenlebens wegen untersucht und für untauglich erklärt hätt, 's wär leicht gegangen. Nu, wenn du nicht willst! — Aber die alt' Sach muß jetzt richtig gemacht werden, 's könnt sonst leicht Anständ geben, wie's schon geht bei den Leuten."

Der Hochweidhofer richtete sich im Bette auf und that unter dem Kopfpolster ein kleines Packetchen hervor, das er schon früher bereitet haben mochte. Es war in weißer Leinwand und mit einer blauen Schnur umwickelt. Er hob es mit der Hand und schaukelte damit ein paar Mal auf und ab, als ob er seine Schwere prüfen wollte. Dann sagte er mit leiser Stimme: „Melchi, das ist dein Eigenthum."

Der junge Mann erschrack fast und that seine Hände hinter den Rücken, daß sie ja nicht angreifen konnten.

„Melchi!" fuhr der Kranke fort, „mach jetzt keine Albernheiten, jetzt ist keine Zeit dazu. Die Sache gehört dein, du hast sie redlich verdient und du wirst sie noch brauchen! — Greif an, laß mich nicht so lang reden, du siehst wohl, daß es mich aufregt."

Der Melchior war gegen das Fenster gegangen und starrte nun in das Freie hinaus. — Draußen auf herbstlichem Gras hüpften gelbe Laubblätter umher; in der Stube

lag ein todkranker Mann und da wird noch von Geld und Gut gesprochen . . .

Der Bursche schüttelte traurig den Kopf, er nähme nichts.

„So," sagte der Bauer darauf mit einer Gelassenheit, hinter der Wuth steckte, „so, also, schenken, Bürschchen, schenken willst du's dem Bauer von der hohen Weid?"

„Ich hab nichts zu schenken," versetzte der Melchior, „ich hab's gut bei euch gehabt; bei euch im Hof ist meine schönste Zeit gewesen; 's kommt keine solche mehr. Jetzt, wenn ihr auch wollt' versterben . . ."

Er wendete sich ab; die Zipfelhaube hatte er fest in die Faust geballt, jetzt fuhr er sich damit rasch über das Gesicht.

„Melchi," sagte der Alte, „geh her zu mir. Gib mir die Hand. So, 's thut mir gut, daß du da bist. Mein Sohn, der streift in den Weiten herum. Der ist leichtfertig und unerfahren, ich will dich bitten, daß du ihm fort recht zur Seite bist. Uebrigens — kann's auch mit mir besser werden; hab' ich nur erst den Winter überdauert! — Nu, wie's Gott will. — Jetzt, Melchi, nimm das! kränk mich nicht, nimm das! — Denk halt, 's wär kein Geld drin — nur ein Angedenken —"

„Kein Geld!" murmelte der Bursche. Darauf stand er eine Weile unentschlossen da und schließlich nahm er das Päckchen.

Aber beklommen verließ er die Stube. Er ging in die Kammer, dort öffnete er mit zitternden Händen das Packet.

Als der Inhalt offen dalag, schüttelte er den Kopf und lächelte traurig: „Hab mir's gedacht, hab mir's gedacht!"

Fünf Stück Hunderterbanknoten hatte er in der Hand.

Er sah sie blinzelnd an und begann so mit dem Papier zu reden: „Jetzt seid ihr da! jetzt seid ihr auch bei mir da? Wollt ihr mich auch haben? he? O, der Melchi, das ist der Unrechte! — Der Krug, der geht so lang zum Brunnen, bis er bricht — kennt ihr's nicht, das Sprüchel? — Geld, wo ist meine Mutter, mein Vater? Geld! Du hast mir meinen Bruder gestürzt, hast mir meine Liebe geraubt! Du hast schon viele Leut zum Galgen geführt oder zum Narren gemacht. — Mein Leben und meinen Namen hast du vergiftet, du verfluchtes, du vermaledeites Geld."

Und während er knirschend diese Worte sprach, ballte er die Banknoten mit krampfigen Fingern zusammen; schon hob er den Arm, um den Ballen weit von sich zu schleudern, da hielt er plötzlich ein und ein seltsames Lächeln flog über sein bleich gewordenes Gesicht.

Er entwirrte die Blätter, legte sie glättend in Ordnung aneinander und steckte sie in seine Hosentasche.

Er hatte vorhin den alten Remini um den Hof schleichen gesehen; diesen wollte er nun aufsuchen. Der Geknickte sollte heute sein Opfer sein.

Er eilte durch den Gemüsegarten und über die Matte quer hinab gegen den Waldrand. Und am Waldrande hockte der Alte bei einem frisch knisternden Feuer und schob Kartoffeln in die Gluth.

„Nu, Vetter," redete ihn der Bursche an, „wo habt ihr heut die Erdäpfel gestohlen?"

„Ich? die Erdäpfel!" stotterte der Geknickte, „die hab ich gefunden —"

„Ha, ha, da drüben auf dem Acker, unter der Erde, gelt! — Je nu, Gott segne sie euch für die alten Tage. Ich hätt euch nur fragen mögen, Remini, da, der Dinger wegen. Wißt, ich hab heut vom Hochweidhofer meinen Lohn erhalten, Teilung so für vier oder fünf Jahr. Jetzt aber — ihr wißt, man muß fort auf der Hut sein — bin ich so ängstlich und möcht genau wissen, ob die Banknoten da wohl auch gut und echt sind?"

„Na, na, das kennst du gar gut!" zischelte der Alte, aber als der Bursche das Geld hervorzog, da zuckten Jenem die Finger, daß er schier klapperte. „Laß mal sehen!" Mit Hast und Gier erfaßte er die Papiere: „drei — vier — fünf — hundert!" er rang nach Atem, seine grauen, schielenden Aeuglein thaten, als wollten sie heraushüpfen auf die vernehmen Ziffern. „Blitz nein, Blitz nein," murmelte er fortwährend, „das ist zu viel!"

„Und echt waren sie?" frug der Bursche, indem er den Geknickten so recht von der Seite anlugte, um zu beobachten, wie die Leidenschaft in ihm wüthete.

„Echt, das ist gewiß, wie das Silber, wie das Gold, das dafür bezahlt wird!" stieß der Remini fast fiebernd heraus, „ein schönes Geld, das! ein schönes Geld! — Der Tausend, Melchior, weit hast es gebracht, weit! — fünfhundert — auf einmal! das ist viel — ist viel!"

„Wie man's nimmt," versetzte der Bursche wegwerfend und langte wieder nach den Scheinen, „kann auch mehr sein. Von fünfhundert aufwärts ist weiter, als von fünfhundert abwärts; kann auch mehr sein. — Werdet aber wissen, Remini, ich bin kein Freund davon, brauchs auch nicht."

Bei diesen Worten zuckte gleich der lustigen Flamme des Feuers, vor dem er kauerte, eine Freudengluth über das aschenfarbige Gesicht des Alten. — Er ist kein Liebhaber davon? braucht es nicht? . . . Der Remini ließ das Papier nicht aus den Augen.

„Echtes Geld, meint ihr, Remini?"

„Wie nur was echt sein sein kann!" krächzte der Geknickte begeistert

Der Melchior schüttelte ungläubig den Kopf: „Will's doch lieber versuchen. — Paßt auf!"

Hoch hob er die zusammengedrehten Banknoten und mit einem kräftigen Schwung warf er sie in das Feuer hinein.

Der Alte stieß einen gräulichen Schreckruf aus, dann tastete er mit beiden Händen in die Flammen, zog sie aber stöhnend wieder zurück. Das Papier zuckte, wand und ringelte sich in der Gluth, ein brauner Hauch zog über die weißen Blätter, jetzt brannten sie lichterloh, jetzt flatterte der graue Aschenflaum, jetzt zuckten die schwarzen Flöckchen zusammen und vergingen im Gluthpfuhl.

Der Melchior war mit gekreuzten Armen dagestanden; nicht lächelnd, sondern mit zuckenden Zügen und funkelnden Augen hatte er dem Verbrennen der Banknoten zugesehen.

Als die letzte Spur davon vergangen war, sog er einen langen, schweren Athemzug in seine Brust und hauchte: „Jetzt bist du gerichtet. Gott Lob, Gott Lob!"

Der Remini war einer Ohnmacht nahe gewesen. Aber auf einmal sprang er auf wie besessen, schlug seine Hände zusammen und schrie: „du Narr! du Wahnsinniger! du Bösewicht! Jesus im Himmel, jetzt hat er das Geld verbrannt!"

„Das Geld? Nu, das Geld eigentlich nicht," versetzte der Bursche sinnend, „nur das Papier."

„Vier lange Jahr gearbeitet mit schwerer Müh'!"

„Das wohl," sagte der Melchior, „aber die hätten diese Jetzen doch nicht mehr ungeschehen gemacht. Und, Remini, jetzt sag mir einmal, wo ist denn der Schaden? Ist ein Stück Gut weniger auf der Welt, seit da die Asche fliegt? Ist meine vierjährige Arbeit auf der hohen Weid deswegen verloren? Nicht ein einziger Nagel, den ich eingebohrt hab, ist darum aus der Wand gesprungen."

„Du hunderttausendfaltiger Narr, du selber hast den Schaden!" rief der Remini.

„Das ist nicht bewiesen," sagte der Melchior, „ich hätt das Geld vielleicht in die Stadt geschickt, daß es Zinsen sollt tragen, ich wär' deswegen ein Hirt geweien auf der Alm, wie vor und eh und hätt gelebt, wie die anderen Hirten leben, und wär zuletzt gestorben, wie die anderen Hirten sterben. Jeder Mensch braucht kein Geld, mein lieber Vetter Remini, nur das Essen und Trinken und die Kleider wachsen aus dem Erdboden auf, und dem Erdboden ist das Geld zu schlecht, der muß Mist haben, Mist und fleißige Hände. Meine Scheidemünzen sind die Arbeitstage, mit denen ich der Welt das tägliche Brot abkaufe."

„Jetzt hat der Mensch das Geld verbrannt!" klagte der Alte noch immer, „ist aber das ein Schade, wo ja ohnehin das Geld gar so rar ist. — Du, Melchior! vors Gericht kommst' aufhängen werden sie dich!"

„Ha, das werden sie sicherlich bleiben lassen!" lachte der Bursche. „O, gäb' es nur mehr solcher Leut, die ihr Papier-

geld thäten verbrennen dem Land zulieb! Dem Land zulieb, das uns die Ordnung giebt, das uns vor dem Feind beschützt, das unsere Armen pflegt, das uns die Diebe und die Räuber vom Halse hält. — Ihr könnt es freilich nicht verstehen, wenn ich sag: dahier am Waldrand, unter dem freien Himmel hat der Melchior Ehrlich, der Ehrenschmiedsohn, von seiner Jugend vier Arbeitsjahre seinem Vaterland geopfert. Und er weiß, warum ers gethan hat. — So Vetter, und jetzt laßt euch die Erdäpfel schmecken und denkt dabei: sie müssen echter sein, als die Banknoten; die sind verbrannt, die Erdäpfel sind nur gebraten."

Der Melchior steckte seine Hände in die Hosentaschen und trottete langsam davon.

Der alte Remini Dreiband hatte gar keinen Appetit mehr nach den Kartoffeln; endlich aber verzehrte er sie sammt den Schalen. Vielleicht war darauf doch noch irgend ein Aschenflämmchen von den verbrannten Hundertern lieben geblieben.

Die Liebe reift.

Der Bauer von der hohen Weid war noch im selben Herbste verstorben. Kaum lag er zwischen den sechs Brettern des Sarges, so dehnte sich der Junge aus — der Fritz. Er polterte und commandirte fürchterlich herum im Gehöft und nannte sich den Bauer von der hohen Weid noch öfter, als sein Vater es gethan hatte.

Den Melchior beachtete er anfangs gar nicht; dann aber

hieß er ihn nie anders, als den Halbnarren. Im ganzen Ober- und Untergau war es offenbar, daß der junge Knecht aus Narrheit und Uebermuth seinen mehrjährigen Arbeitslohn zu eitel Asche verbrannt habe.

Viele kamen auf die hohe Weid, blos um den Narren zu sehen.

„Ist er schon selber zu dumm für ein Geld, so hätte ers den Armen geben sollen!" Das mußte der arme Bursche hundertmal hören.

Die Armen, die lagen ihm nun allerdings auf dem Gewissen. Er hätte Manchen aus Noth und Hunger retten können. — Ja, wars denn aber seine Schuldigkeit, daß just er, der Dienstknecht, arme Leute aus Noth und Hunger retten sollte? — Aber er hätte es doch gethan, wäre sein Herz besser gewesen, als sein Kopf.

Ja, so rechten die Menschen vom Tage.

Keiner im ganzen Gau hatte geahnt, was das Herz des jungen Mannes erfüllte und daß am Waldrande ein Gedächtniß- und Sühnefeier geschehen war für Eltern und Bruder. —

Auch in die Kreisstadt war die Banknotengeschichte gedrungen und die Folge davon war, daß der „Narr" Melchior Ehrlich aus der Recrutenliste gestrichen wurde.

Und so sind dem braven Burschen für die vier verbrannten „Arbeitsjahre" 41 andere geschenkt worden.

Der Melchior sah bald ein, daß unter der neuen Herrschaft seines Bleibens als „Narr" auf der hohen Weide nicht länger mehr sein könne. Er nahm seine paar Säckel-

chen, schnitt einen guten Stecken aus dem Lärchenanwuchs des Schirmschachens und zog fürbaß.

Er zog in die Gegend von Sterzen hinab; dort kehrte er beim Schuhmacher ein.

Er hätte es nicht gethan, aber er hatte es gehört, was im Schuhmacherhause geschehen war. Der Meister Gegerle war an der Auszehrung gestorben. Darauf war ein Mann gekommen mit einem großen Schuldbrief und vielen Zinsbögen und hatte alles Hab und Gut der Witwe davonschleppen lassen. Dieser Mann war der Freund des Verstorbenen gewesen und hieß Remini Dreihand.

Jetzt stand die arme Toni da, hatte nichts als ein leeres Haus und die drei unmündigen Kinder ihrer Vorfahrerinnen. Ihr grünes Seidenkleid war auch dahin; ihre Augen waren roth; oft in den langen, öden Nächten, wenn sie im Bette saß und nähte, dachte sie an die schöne Zeit, da sie beim Bauer Butterdirn gewesen.

Trat denn eines Tages in dieses Haus der Melchior Ehrlich ein. Die Toni that einen hellen Schreckruf, der auf der hohen Weid für ein lustig Jauchzen gegolten haben würde.

Darauf stand sie wie versteinert still und wußte nicht, sollte sie rückwärts treten und sich verbergen in der leeren, finstern Federkammer ihres Mannes, oder vorwärts, und dem guten, alten Bekannten die Hand schütteln.

„Melchi" sagte sie endlich leise. „du suchst mich heim?"

„Such dich nicht heim," antwortete der Bursche. „'s führt mich nur mein Weg vorbei und weil ich hungrig geworden bin, so hab' ich mir gedacht, klopfst an, um ein klein Stückel Brot."

Jetzt sprang das Weib mit Ungestüm über ihn her, nahm ihn um den Hals und rief: „Melchi! Alles, was mein Tisch kann bieten, soll dir aufgewartet sein. Mich freuts zu tausendmalen, zu tausendmalen!"

Mit dem feinsten Tuche wurde der Tisch gedeckt. Der Melchior saß fröhlich dabei und aß ein weniges von der Milch, ein weniges vom geräucherten Fleisch. Sie strich ihm Butter auf ein Stück Brot.

Er nahms und sagte: „Für das ganz extra mein Vergelts Gott! Gelt, das ist eigene Wirthschaft, das wird schmecken."

Und er steckte bedächtig den Mund voll, daß er für eine Weile stumm war und die Toni Zeit hatte, sich aus ihrer kleinen Verlegenheit wegen der Erinnerung an eine abgelehnte Butterschnitte auf dem Hochweidhofe wieder zu erholen.

Zwei halberwachsene Mädchen und ein kleiner Knabe waren im Hause. Dieser war bald mit Melchior gut Freund, stieg auf die Bank, auf welcher Letzterer saß, ließ die Quaste der Zipfelmütze tanzen, zupfte gleichwohl noch vorsichtig und lachte zu dem braunen Ringellockenhaar des Mannes, an seinem kahlen Schnurrbärtchen endlich und zuletzt entschloß sich der Kleine nach langem Zaudern zum Zeigefingerchen zu dem verlockenden Wagestück, in den Kleidertaschen des Gastes ein wenig Untersuchung zu halten.

Die junge Hausfrau suchte Alles aufzubieten, um die Armuth des Hauses möglichst zu verbergen — aber das böse Gespenst lugte doch aus allen Winkeln hervor. Der Melchior bemerkte nichts und war lustig. Und die Toni kam aus einer

Verlegenheit in die andere; sie wollte mehrmals versuchen, so frisch und keck wie einst aufzulachen, aber es ging nicht mehr.

Plötzlich jedoch stieß ihrerstatt der kleine Knirps ein mächtiges Gejohle aus und hoch in seinen Händchen schwang er — den föhrenrindenen Vogel.

Diese trautsame Erscheinung veranlaßte jedoch vorläufig nicht viel Heiteres. Die Toni legte ihr Haupt an Melchiors Brust und schluchzte.

„Wie lang ists her, daß dein Mann gestorben?" frug der Bursche.

„Gut über ein halbes Jahr."

„Na, nachher wird das Flennen, mein ich, nicht mehr nöthig sein," versetzte der Schalk. „Und was meinst du, Toni, weil denn dieser närrische Vogel allweg noch lebt — was meinst, wir fingen ihn noch einmal ein?"

Jetzt war das Lachen da. Es war wieder da, es war so hell und weich wie einst, es wollte nicht enden und die Augen standen in hellen Thränen.

„Nein, das ist wahr!" schluchzte sie endlich, „du bist ein herzensguter Bub!"

„Weißt, Toni," sagte der Melchior, und war auch selbst verlegen geworden, so daß er mit seinen Schuhspitzen viel zu laut am Trumbret des Tischschragens klöpfelte, „ich weiß jetzt mit meiner Zeit nichts anzufangen. Auf der hohen Weid freuts mich nimmer und zu den Soldaten wollen sie mich auch nicht nehmen."

„Hast einen Fehler?" frug sie theilnahmsvoll.

„Hier drin, meinen sie, müßts hinken," versetzte der

junge Mann und stemmte seine beiden Zeigefinger auf die Stirn.

„Ich hab gehört, daß du so theures Brennholz heizen thätest," bemerkte das Weib und machte sich mit dem Kleinen zu schaffen, den sie nach und nach mit Ernsthaftigkeit und Liebkosungen aus dem Stübchen schob.

„Festweg, Toni, brauchst dir keine Sorg' zu machen, das ist vorbei," sagte der junge Mann und klopfelte: „unser Hansel thäten wir schon mit Scheiterholz auswärmen. — Wohl wahr, wir hätten die fünf Hunderter leicht anwenden können; aber für's Erst hab ich meinen Zorn auslassen wollen gegen das Geld, das mir allerlei böse Tage gemacht und zuletzt gar mein Herzlieb davon gejagt hat. Und fürs Zweit, Toni, möcht ich wohl gern wissen, was denn wohl der Melchior — frisch und gesund, und bald dreiundzwanzig Jahr alt, bisher Halter auf der hohen Weid, just für sich, nach der Elle oder nach dem Pfund gemessen — werth sein kann."

Er schwieg ein wenig, sie wußte auch nichts zu sagen. Nein, sie hätte schon was gewußt. Es war ihr wohl heiß ums Herz.

Der Bursche zog sein Geldbeutelchen aus der Tasche, „'s ist nicht ganz leer, Toni," sagte er. Das Lebkuchenherz war drin.

„Und nachher, weißt," rief er und stemmte seinen Ellbogen fest auf den Tisch, „weils vorbei ist, was vorbei ist, se seh ich jetzt wohl ein, daß der Mensch ohne Geld halt doch einmal nicht recht wachsen will. Mir thut das in die Länge wachsen nimmer noth, aber in die Breite gehen möcht ich. Jetzt war das schon recht, hätt ich mir vor Zeit das Geld nicht

abgeschworen für all mein Lebtag. Was man schwört, muß man halten und jetzt denk dir, Toni, so steh ich da. — Hab mir aber schon was ausgetipfelt, Toni, wollt mir nur wer dabei helfen. — Heirathen muß ich, 's gibt sonst kein Mittel für mich. Ich will auf dem Gütel arbeiten, oder im Tagelohn, oder draußen im Dorf, oder drin im Wald, oder auf der Alm. Ich schick mich in Alles und mein Weib, das wird das Geld dafür in die Hand nehmen und damit machen was sein muß. — Was meinst Toni, ist der Rath zu brauchen?"

„Ja," sagte das Weib und räumte den Tisch ab, „zu brauchen — — zu brauchen ist er schon."

„Und — und willst du mein Geldbeutel werden?" fuhr es dem Burschen heraus.

Wieder das Lachen und die Thränen — viele Thränen — lautes Schluchzen, so daß der Knabe draußen erschrocken zu seinen Schwestern lief: „Geht geschwind, der fremde Mann, der thut der Mutter weh!"

Gutes Geld.

So hat sich's zugetragen mit dem Geldfeind, mit dem Melchior Ehrlich — dem Ehren-Schmied-Sohn. Er hat sein altes Lieb, die Rothkitteldirn, geheirathet.

Ueber der Thür des Häuschens war ein hölzerner, grün angestrichener Stiefel gehangen; der mußte herab. Es wohnte kein Schuster mehr im Hause. Ein paar Gärten und Aecker waren dabei und die Wirthschaft war ein Bauernglitchen ge-

worden. Die Leute drin arbeiteten mit Luſt und Fleiß, und nach und nach füllten ſich die Räume wieder, die der geknickte Zaunpfahl ſo hämiſch ausgeleert hatte.

Von den Kindern des verſtorbenen Gegerle iſt auch nur Gutes zu ſagen.

Die beiden Jungfrauen verheiratheten ſich, der Knabe kam auf die hohe Weid als Hirtenjunge, mit dem leichtlich die Idylle wieder anhebt. Es iſt das alte, leichtherzige Leben im Hofe auf dem Rochusberge, nur ſchier noch ungebundener, als unter dem alten Bauer. Das Familienleben zwiſchen Menſch und Vieh wird einträglich fortgeführt auf dem großen Hintenhofe. In der Butterkammer wirthet manch heitere Magd, über die Weiden der Heukehr ſpringen und ſcherzen die Ziegen und die Kälber. Auf dem Hochboden ſteht noch der Schirmſchachen und der Anwachs iſt höher geworden und ſpendet noch immer den freundlichſten Schatten. Freilich wackelt das Sennermägdle allzufelten vorüber.

Aber es lebt noch, das Sennermägdle auf der Hinteralm. Es waltet die Heerden, es iſt völlig friſch; es wartet immer noch auf den Tiroler und ſaugt und ſaugt an dem Pfeifchen, auf daß das Feuer nicht ſollt verloſchen.

Einen traurigen Ausgang hat es mit dem alten Remini Treiband genommen. Der iſt eines Tages todt in ſeiner Klauſe gefunden worden; er hing am Staffel ſeines Bettes und ein alter Strick hing ihm um den Hals. Man wußte nicht, weiß es heute noch nicht, ob ſich der alte Geizhals aus Sorge um „ſeine alten Tage" ſelbſt erhängt hat, oder ob er durch Mörderhand erdroſſelt worden. In dem wurmſtichigen Schrank der finſtern Klauſe fand man nicht einen Heller Geld,

aber unter der Bettſtatt, tief in die ſchwarze Erde gegraben, wurde bei der Unterſuchung ein Lederſack entdeckt, in dem altes, ſchweres Silber lag.

„Der," ſagten die Leute, „der iſt der Geldfeind geweſen; er hat es lebendig begraben."

„Und der Menſchenfeind dazu!" riefen Andere; „er hat nichts gethan als nur zuſammengeſcharrt; den Witwen und Waiſen hat er das Brot vom Mund geriſſen und es verborgen unter der Erde!"

Da erhob bei der Beſtattung des alten Mannes der Pfarrer das Wort: „In jedem Menſchenherzen ſchlummert ein Dämon. Möge Jeder denſelben bekämpfen mit all ſeiner Kraft und wachen, daß er nicht unterliege. Des Herrn Gnade ſei mit uns Allen!"

Das ehemalige Schuhmacherhäuslein auf der Sterzen, mit den dazu gehörigen Grundſtücken heißt jetzt das Ehren-Gut, nach dem Namen des Beſitzers Melchior Ehrlich. 's geht fröhlich drin zu: ein kleiner Melchi und ein kleines Tonerle purzeln auf dem Boden herum und ſchlagen johlend die Beinchen in die Luft und ſtreiten wohl auch zuweilen mit Händen und Füßen um des Vaters bunte Zipfelmütze. Das Lebkuchenherz und das föhrenrindene Rothkröpfchen möchten ſie auch wohl gern haben; aber dieſe Dinge hängen hoch oben im Winkel des Hausaltars und die Mutter ſagt: „Kinder, das kriegt ihr erſt, wenn ihr groß ſeid!"

Die Toni weiß das Geld, welches ihr der Mann ſtets redlich ins Haus ſchickt, prächtig zu handhaben und damit für die Familie allerhand Gutes und Liebes zu ſtiften. Da kommt der Melchior wohl auch zur Ueberzeugung, das Geld kann

nur auf zweierlei Weise Unheil stiften: erstens, wenn es in die Hand des Boshaften und des Leichtfertigen geräth, zweitens — wenn es der Brave nicht hat.

Eines Tages — 's ist noch nicht lange her — hat der Melchior eine sehr überraschende Nachricht aus der Hauptstadt erhalten. Der Sohn des Hochweidbauers, den er einst auf dem Hofe kennen gelernt hatte, theilt ihm mit, daß die Strafzeit des vormaligen Kerkadjuncten Kilian Ehrlich zu Ende gehe und daß beschlossen worden sei, den talentvollen Mann in die Werkstätte der Nationalbank aufzunehmen.

„Juchhe!" jauchzt der Melchior, „jetzt ist's gut. Mein Bruder selber macht des Kaisers echte Banknoten. Her damit, ich kann sie brauchen!"

—

Erich in der Wildniß.

Verstoßen und verlassen.

Seht ihr ihn laufen den Jungen dort im grauen Röcklein? Den mit dem kurzen Beinkleid meine ich, dem jetzt der Wind das Hütchen vom Kopfe reißt, daß die langen Locken flattern. Und wie er dem Filz nachläuft! Ach, er stolpert, stürzt zu Boden, weithin gleiten die Bücher, die er unter dem Arme trug, weithin flattern die Schreibtheken. Doch wacker, wie ein Stehmännchen ist er wieder auf den Füßen und bald erhascht er seine zerstreuten Dinge.

Das ist ein Bettelstudent.

Er eilt absichtlich schnell über den großen, belebten Platz, denn er trägt so abgeschabene Kleider und andere Jungen lachen ihn darob aus. Er pflegt und bürstet sein Tuch zwar täglich, aber dabei kommen die Fäden erst recht hervor. Im Hute hatte er bereits ein Loch gebürstet. Die Knie des Beinkleides wollen trotz des wiederholten Färbens mit Tinte schier verblassen. Die Stiefel sind grau, wie eine Maus; als sie der alte Oberist noch besaß, waren sie schwarz und glänzend, der trug sie immer gewichst, wie seinen Schnurrbart; als sich aber die schweinslederne Besetzung lostrennte, da schenkte er die Beschuhung dem Jungen und freute sich viele Wochen lang der großmüthigen That.

Einer der zahllosen Dachgiebel der Stadt enthielt des Knaben Heimstube. Dieser eilte er nun zu.

Am liebsten geht er hinaus zu den Bergen, in die

Einöden und Wälder — die Bäume machen sich nicht über ihn lustig und die Vöglein haben freundliche Grüße.

Sein alter Quartierherr ist zwar auch gut und seine Leute sind freundlich, denn er ist in der Schule ja der Fleißigsten einer. Aber so arm ist er. Sonst nichts besitzt er, als sein *fünfzehnjähriges Ich*; das wäre ihm wahrlich auch genug, wenn Andere, die mehr hatten, ihn deshalb nicht so geringschätzten. Nur eine Mutter, einen Vater hätte er so gerne, oder zum Wenigsten einen Bruder, eine Schwester. Wären Alle fort, hätten ihn allein gelassen auf Erden. Barherzige Leute gaben ihm zu essen; ein alter, blinder Mann, der eine Dachkammer vermietete, hat ihn ins Quartier genommen; dafür muß ihm der Junge täglich etwas vorlesen aus der Geschichte.

Von Rechtswegen hätte der Knabe wohl auch heute noch Jemand. Da lebt eine halbe Stunde von der Stadt auf einem schönen Gute ein sehr reicher Mann; er war der Bruder von Erich's Vater — man hieß ihn den alten Thomas.

Erich hatte diesen Mann oftmals gesehen, er wußte auch daß er sein Oheim war, aber er hatte noch nie ein Wort mit ihm gesprochen.

Thomas trug gegen Erich's Vater eine tiefe Verachtung im Herzen — und doch lag dieser schon lange im Grabe.

Die Geschichte von der tiefen Verachtung ist folgende:

Vor vierzig Jahren lebten in der Stadt zwei Brüder, Thomas und Hans. Beide hatten an der Hochschule studirt; doch, als es ans praktische Leben ging, zogen die Neigungen der Brüder weit auseinander. Thomas kehrte zurück auf das Landgut der Eltern, das in der Nähe der Stadt lag, und d

lebte unbekümmert um alle Welt, der stillen Häuslichkeit und dem Erwerb. Guido aber gehörte mit Leib und Seele der Welt, er war im hohen Grade für die Kunst eingenommen und widmete sich dem Theater.

Dieser Schritt, der den damaligen bürgerlichen Ansichten schnurgerade zuwider war, erweckte in Thomas Haß und tiefe Verachtung gegen seinen Bruder. Er brachte es dahin, daß die Eltern noch kurz vor ihrem Tode Guido enterbten und ihn, Thomas, zum einzigen Erben des großen Vermögens einsetzten. Und als Guido bald in dürftige Verhältnisse kam, hatte Thomas nur Hohn, und als der Schauspieler gar in Siechthum verfiel und endlich starb und eine hilflose Familie zurückließ, warf ihm der einzige Bruder statt einer Schelle Erde einen Fluch nach in das Grab: „Fahr hin, Komödiant, du hast den Namen unseres Hauses geschändet!"

Trotzdem wendete sich die Witwe des Verstorbenen an den Mann und flehte im Namen ihrer Kinder um Hilfe. Und siehe, sie ging nicht leer aus, sie erhielt ein Groschenstück, wie es Thomas jedem Bettler reichte um Gotteswillen. Gerne vor die Füße geworfen hätte das Weib ihm das Groschenstück — sie that es aber nicht — zum Bäcker wankte sie und kaufte ein Laibchen Brot für die Kinder.

Ein Jahr später waren Alle todt, bis auf den armen Erich, den jüngsten Sohn des Schauspielers, und den reichen Thomas.

Man erzählte sich, Thomas habe nicht allein seinen Bruder, sondern auch seine einzige Tochter verstoßen vor zwanzig Jahren. Später, als er betagt und kränklich geworden,

habe er sie wieder wollen zurückführen in sein Haus, habe sie gesucht in aller Welt, aber nicht mehr gefunden.

Der Knabe Erich kam zu einem alten blinden Mann, der sich auch einst der Kunst gewidmet, und das Kind des unglücklichen Standesgenossen freiwillig zu sich nahm. Der blinde Mann war selbst ein Bettler, er war düster, in sich gekehrt und sprach des Tages kaum hundert Worte.

Erich, der sich bei diesem Manne nun bereits über die Knabenjahre hinausgedarbt hatte, las ihm täglich aus der Geschichte der Völker vor: da spielte oft ein Lächeln um die Lippen des Alten, und wenn er dann das Buch betastete und sorgsam zuklappte, sagte er: „Erich, das ist das Evangelium der Menschheit!"

Der Jüngling hatte den Greis sehr lieb und um ihm so wenig als möglich zur Last zu fallen, suchte er andere Menschen, die ihn unterstützten und ihm das Studium der Rechtswissenschaft ermöglichten.

Um den Onkel Thomas kümmerte sich Erich nicht; nur wenn er auf seinen Ausflügen zufällig an dem stillen, abgelegenen Gehöfte vorüber kam, blieb er zuweilen ein wenig stehen. Nicht so sehr dachte Erich daran, wie dieses Haus im Schatten hoher Eichen, mitten in einer weiten dazugehörigen Besitzung, eigentlich seine Heimat war, wie leicht er in demselben eine glückliche Jugend hätte genießen können, — nein; er dachte an seine unglücklichen Eltern. Oft vergoß er eine Thräne, ein Tropflein Blut aus der Seele Wunde, wenn er der Seinen gedachte, die eines Vorurtheiles wegen so elend hatten verderben müssen.

Einmal, als Erich so dastand, sah er, wie sein Oheim gebeugt durch den Hof wankte und mehrmals stehen blieb, und ihn anblickte. Der Jüngling aber that, als bemerke er es nicht und beobachtete nur den schwarzen, zottigen Kettenhund, wie dieser mit den Knochen spielte. Und wäre der Mann hundertfältig sein Blutsverwandter und noch zehnmal reicher gewesen, er würde ihn nicht gegrüßt haben — er dachte an seine Eltern. Der Alte machte sogar Miene, gegen das Hofthor zu schreiten, da eilte Erich davon.

Thomas war so einsam, so weit einsamer, als Erich. Sein Weib war todt, sein Kind davon; leichtsinniges, märrisches Dienstbotenvolk umgab ihn.

Da kam eine Zeit, in welcher Erich auf seinen Ausflügen, wenn er am Gehöfte — das nach dem Familiennamen Ostermannhof genannt wurde — vorüberkam, den Alten nicht mehr im Hofe sah, und nicht auf dem Felde und nicht im Garten. Anfangs ging er weiter, ohne darauf zu achten, einmal aber frug er eine alte Magd, die mit einem Korbe Futter von der Wiese kam:

„He, mögt ihr nicht ein wenig absetzen auf den Stein? Sagt, was macht denn euer Herr?"

Die Magd stand still und sah den Studenten an.

„Der Herr," entgegnete sie endlich, „was fragt ihr denn? Ihr seid der Einzige, der nach unserem Herrn fragt. Nun, unser Herr liegt im Bett und stirbt schon seit drei Tagen. Im Traume spricht er mit seiner Tochter und mit seinem Enkelkind. Jetzt helft mir nur auch wieder auf, weil ich abgesetzt hab'; ich muß in den Stall."

Erich eilte der Stadt zu. Als er in seiner Stube saß und die laue Abendluft ihm zufloß durch das offene Fenster, dachte er an den alten, kranken Mann.

— Er hatte seinem — Erich's Vater geflucht, seine Mutter zertreten, als sie ihn anflehte um Brot — aber nun ist er alt, verlassen und liegt im Sterben. Sein brechendes Auge irrt umher nach einem lieben Antlitz, sein Ohr sehnt sich nach einem süßen Laut. Vergebens — die Todesstunde naht und Niemand ist um ihn, der ihm liebend beistünde.

Der Jüngling eilte dem Gute seines Oheims zu.

Das Abendleuchten lag auf den Bergen, als er an der Glocke des Thores zog. Aber, als ihm geöffnet wurde, zauderte er, einzutreten; sah das nicht aus, als komme er der Erbschaft wegen? Aber Erich that zu dieser Stunde einen Schwur im Herzen, daß er nicht einen Groschen nehmen wolle von dem Vermögen, das seinem Vater so ungerechter Weise entzogen worden war: dieses Gut und Geld sei zerstreut in alle Winde und mit ihm vergessen der Name des Hauses; der Thatkräftige schaffe sich selbst sein Eigenthum und seinen Namen! Aber dem alten Mann wollte er beistehen in seiner letzten Stunde, nicht weil dieser sein Oheim, sondern vielmehr, weil er ein armer, verlassener Mensch war.

Erich wurde auf sein nachdrückliches Bitten zum Kranken geführt. Dieser lag in einem kleinen, düsteren Gemach und schlummerte. Er war sehr alt und abgehärmt.

— Erich, so lag auch dein Vater da, es sind seine Züge; noch einmal siehst du am Todbette des geliebtesten Mannes; noch einmal wird er dir lächeln, dich segnen.

Ein Wärter berührte die blasse, hagere Hand des Kranken und lispelte: „Herr!“

Der Kranke schlug die Augen auf und als er den Jüngling sah, bebte er und rief wild: „Ha, der Komödiant! — Fort, fahr zum Teufel!“ und er wendete sich fiebernd gegen die Wand.

Allsogleich wurde Erich aus dem Gemache gewiesen. Zerrissenen Gemüthes wankte er der Stadt zu.

— — — — — — — — — — — — — —

An einem nebeligen, frostigen Sonntagsmorgen wurde Thomas begraben. Der Sarg war reich geschmückt und eine Priesterschaar begleitete ihn. Sonst aber zogen nur Wenige mit hinaus; aber Erich schleuderte eine Erdscholle in die Grube, daß es dröhnte auf dem Sarge. Dann ging er wieder zurück in seine Dachkammer zum blinden Manne.

Er lebte fort wie früher und lernte und darbte. Da kamen Leute zu ihm, solche, die ihm Gutes gethan hatten und solche, die ihm nichts Gutes gethan hatten, und wünschten ihm Glück zur reichen Erbschaft.

Aber der Ostermannhof stand da, öde und verwahrlost, und an den Schwellen der Thore wucherten Nesseln.

Verbannt und verrathen.

Darauf verging noch ein Jahr. Erich hatte seine Studien vollendet und war Mann geworden. Er sehnte sich nach Thaten; es glühte ein lebendiges Feuer in seiner Brust. Aber es war nicht Leidenschaft und Schwärmerei; wofür hätte er

auch schwärmen sollen? Für die Heimat? Sie hatte ihm die Pforten verschlossen. Für die Kunst? Sie hatte seinen Vater verhungern lassen. Für Liebe und Freundschaft? Er hatte Beides noch kaum genossen. Für das Vaterland? — Tage der Unruhen waren gekommen, das Vaterland rief seine Söhne und forderte ihr Blut. Mit welchem Rechte? Für seine pedantischen Grenzen? Für seine steife Dynastie? Wohl, so hießen die rauchenden Schlachtaltäre . . .

Für das Recht erglühte das Herz des jungen Mannes.

Recht und Gerechtigkeit allen Menschen, wie sie da lebten und litten und sich erfreuen wollten und sollten, wie sie rangen mit ihren Dämonen und zustrebten dem Guten und dem Wahren.

Zu Thaten drängte es ihn: es war ihm ein herrlicher Gedanke, daß nun die Zeit der Arbeit käme, auf daß er der Mitwelt gerecht werde und sich selbst erhalte in dem, was er bereits war, und sich vollkommener mache.

Nicht allein für sich, für Alle wollte er sein, und das war das Ideal seines Lebens.

Der alte, blinde Mann war gestorben und hatte Erich zu seinem Erben ernannt.

Die Hinterlassenschaft bestand aus dem alten Buche der Geschichte, aus welchem sich der Alte so gerne hatte vorlesen lassen. Das Buch erzählte ehrlich und klar die Geschichte der Cultur aller Völker, insoweit sie seit alten Tagen zusammengetragen worden war zu unserer Lehre. Dieses Buch ist nach vielen Irrsalen, die ich in diesen Blättern darstellen will, Erich's Lehrmeister geworden.

Als die Revolution ausbrach, sagte das Buch ein großes

Wort über deren Verlauf und Folgen, und mahnte den jungen Mann, daß er ruhig seine geraden Wege wandle.

Aber dieser gerade, von Erich ja schon in der Knabenzeit eingeschlagene Weg führte ihn auf die Barrikaden.

* * *

O, töne mein Wort in des Donners Schall,
Und schreib's an den Himmel mit feurigem Strahl,
Und stürm' an der Glocken Strängen!
Mein edles Volk, o rüttle auf,
Empor aus dem Schlummer, zu Thaten auf
Mit klingenden Freiheitsgesängen!

Und wer deiner spottet, und wer dich entehrt,
Dem werde, mein Wort, zum flammenden Schwert,
Und spalt' ihm den finsteren Schädel!
Und wie der Verräther sich immer dir naht,
In fürstlichem Purpur, in Priesterornat,
O, spalt' ihm den ehrlosen Schädel!

O heilige Freiheit, du himmlischer Klang,
Dich lehrt uns Gott im Maiengesang,
Dich winkt uns die prangende Rose!
Dich strahlt uns die Sonne, das Sternenlicht,
Dich kündet der Blitz, der die Eiche bricht
In wüstem Sturmgetose.

O klinge, mein Schwert — — —
O rüttle mein Volk vom Schlummer auf!

Erich rief's und stand als Kommandant einer kühnen Schaar mit wild wehender Fahne auf den Sperrvesten.

Furchtbar herrlich brauste es durch die Gassen der Stadt, jauchzend schwang der Genius die Fackel.

Bald aber kam es anders und der Genius verhüllte sein Antlitz.

Wild lohten die Flammen, auf den Wällen donnerten die Schlünde, wüstes Horngeschmetter und Glockengeheul und Geschrei und Jammer überall.

Entfesselt war der rohe, planlose Wille der Menge, wuthschnaubend warf die freigewordene Kraft Alles vor sich nieder, und blutiger Mord raste durch die Straßen, wie das Ungethüm des Wahnsinns. In ihrer schrecklichsten Gewalt entbrannte die Revolution.

Erich suchte zu beruhigen, Niemand hörte ihn; er bestieg die Tribüne und bat um der Freiheit Willen um Ordnung, um Mäßigung — er wurde zurückgestoßen. Nochmals erkletterte er die Stätte und beschwor den Haufen um der Menschheit Ehre Willen — da erhielt er einen Schlag auf das Haupt . . .

In der Stube eines Freundes fand er sich wieder. Draußen war es still, nur Särge und Särge schwankten am Fenster vorüber in endlosen Reihen. Und knirschende Gefangene sah man schleppen, und Spione huschten umher und durchstöberten alle Winkel, Häuser und Paläste. Belohnungen und Ehrenstellen wurden ausgesetzt gegen Angabe und Einlieferung der Volksverräther.

Die Revolution war bezwungen; das Volk trug schwerere Fesseln, denn je. Die Volksmänner endeten auf dem Hochgerichte, oder prangten, weil man sie noch nicht hatte, symbolisch an dem Pfahle.

Zu Letzteren gehörte auch Erich.

— Ach, wie sie um die Welten kreist
Und sehnend sich regt in des Menschen Geist,
Die Freiheit in mäßiger Schranke;
Versteht sie die Menschheit, die kämpfende? nein,
Geschlagen will sie und gefangen sein,
Oder frei, wie der böse Gedanke.
Den sehnenden Bruder zum Bruder gesellt,
Der strebenden Kraft geöffnet die Welt,
Dem Geiste freie Schwingen.
Zum Richter das Recht, und nicht die Macht,
Zum Lohner die That, dem Willen entfacht,
Dies, Völker, wär' noch zu erringen.

Ein Volk, das dieſe Güter entbehrt,
Iſt kein edles Volk, beim Himmel, nicht werth
Der großen, erhabenen Sendung.
Dem, der gebunden das Böſe nicht ſchafft,
Dem iſt gelähmt auch zum Guten die Kraft,
Verrammelt die Bahn zur Vollendung!

Erich ſchrieb dieſe Worte auf das Papier, da er ſie nicht rufen konnte laut zu den Mitmenſchen.

Und als er ſo in ſeiner düſteren Kammer ſchrieb, da hörte er im Vorhauſe plötzlich klirrende Tritte, es krachte die Thür.

„Verrathen bin ich! verrathen vom Freund und Gaſtherrn!“ Er riß das Fenſter auf, ſprang hinab in den Hof, floh und entkam.

Er ſucht den Waldſee.

Erich war im Gebirge, fern von der Hauptſtadt. Tagelang wanderte er planlos in den Wäldern umher; er mied

alle Straßen — es konnte ihm ein Verräther begegnen; er schlich auf engen Fußsteigen. Von mildthätigen Kohlenbrennern erbat er sich Ziegenmilch; im finsteren Dickicht hielt er sein Nachtlager. Da lachte er einmal auf in einem solchen Dickicht. „Die Ziegenmilch ist auch ein Verräther!“ rief er, „und die Nachtruhe ist auch ein Verräther — sie überliefert mich auf Weiteres hin wieder dem Leben. Das Leben aber ist eine Schande und ein Verbrechen, denn die Menschen sind Bestien, alle — alle!“

Da kam ihm eines Tages ein zerzauster Betteljunge in den Weg, den fuhr er an: „Man sagt, hier sei ein See in der Nähe; weise mich zu ihm!“

Der Junge grinste und hielt die hohle Hand hin. Doch, als er die Gabe hatte, floh er davon und Erich mußte sich allein zurechtzufinden suchen.

Es war die Maienzeit, im Walde grünte es und auf den jungen Gräsern funkelte der Thau, und an den Tannen und Farchen hingen bereits die Blutstropfen der Blüthenkäpchen. Die Vögel jubilirten und die Lerche schwang sich hoch in die sonnige Bläue empor, als wollte sie in ihrem Uebermuth die Himmel durchmessen.

Aber die Himmel und das Weh eines verzweifelnden Menschenherzens ist nicht zu messen.

Erich eilte auf schattigen Waldpfaden dem See zu.

Ein Geschrei und ein Gelächter hallte durch die Bäume. Ein Menschenschwarm in bunten Gewändern kam hüpfend und jauchzend des Weges heran, und ein kleines, altes Männlein, anzusehen wie ein Gnome, fiedelte auf der Geige, und tanzelte dazu und machte närrische Grimassen.

Erich wollte sich ins Dickicht flüchten, da setzten, ihm gleich ein paar johlende Burſche nach und brachten ihn unter den Schwarm, und Einige hoben ihn auf die Achseln, und weiß gekleidete Mädchen flatterten herbei und johlten noch ärger, als die Burschen und bestreuten ihn — den Todeskandidaten — mit Blumen und Blättern, daß er die Augen zuhielt, und nicht wußte, was hier war und werden sollte. Endlich, als er wieder zu Boden kam, faßte ihn eine stämmige Magd mit beiden Armen und drehte ihn im Kreise herum und der Gnome machte Musik dazu.

„Bin ich in einen Hexensabbath gerathen!“ rief Erich.

„Oho!“ entgegnete ein großer, behäbiger Mann, der sich verdrängte und mit seinem reichbebänderten linken Arm die Menge zur Ruhe wies, „Oho, Hexenleute sind wir just nit! Sind euch unsere Maiblumen zu grob und die Ehr' zu klein, die wir euch anthun wollen? Das ist ein altes, ehrenhaftes Herkommen bei uns, daß wir am christlichen Ehrentag, wo sich zwei junge Leut zusammenfinden und zusammenbinden, gut Freund sein wollen mit allen Bekannten zu Landen und Handen, und mit allen Fremden und Wanderern auf Gassen und Straßen, und daß wir sie einladen zur Freud und fröhlichen Hochzeit.“

War es stumpfe Willenlosigkeit oder war es doch einiges Interesse an dem tollen Treiben des Hochzeitszuges, Erich folgte und ließ sich von schalkhaften Mädchen führen hinab in das Thal und zum Dorfe.

Aber just als sie in das Wirthshaus einzogen, kam die Dorfgasse herauf ein Leichenzug. Erich trennte sich von den Lustigen und gesellte sich zu den Trauernden.

Der Zug wallte gegen den Friedhof hinan. Voran, von vier Trägern gestützt, schwankte der Sarg. Außer daß ein hervorragendes Kruzifix auf demselben befestigt war, hatte er kein Zeichen und keinen Schmuck. So wie es aufwächst, das Tannenholz im grünen Wald, und wie es durch die Säge geschnitten wird zu rauhen Brettern, war es hier zusammengenagelt. Dem Sarge folgte ein Priester im Chorrocke und ein einzig Kerzenlicht, welches ein hinkendes Weiblein in einer Laterne trug. Dann kamen Männer und Weiber, Greise und Kinder mit entblößten Häuptern, laut betend. Sie trugen keine Trauerkleider, mit der grauen Lodenjacke und mit den blaßblauen Wollenstrümpfen, wie sie daheim sind am häuslichen Herde, so folgten sie ihrem Todten auf den Kirchhof.

Da schritt unter der Menge auch ein gebeugter Mann, der ein kleines Mädchen am Arme leitete. Er betete nicht, er starrte allweg zu Boden auf die Steine. Das Mädchen trug ein blaues Röckchen und ein buntes Uebertuch; es schlug zuweilen die Augen auf und schaute verwundert umher. Das war in den letzten Tagen ja ganz etwas Anderes geworden, als es sonst in dem stillen Waldhäuschen gewesen. Jetzt arbeitete die Mutter nicht mehr singend im Garten und nicht mehr märchenerzählend am Herde oder am Rocken; sie saß auch nicht mehr lächelnd auf ihrem Bette, wo der Vater traurig sagte, daß sie krank sei. In dem kleinen, kühlen Stübchen, wo sonst die Milchtöpfe standen, war sie zuletzt eine Weile gelegen, nicht mehr lächelnd und aufschauend zum Vater und zu ihm, dem Mädchen, sondern immerdar schlummernd in stiller Ruh. Und dann waren die Leute gekommen, und nun trugen sie hier hoch über den Häuptern eine Holz-

trube dahin und hielten einen Umzug. Und es war doch nicht Frohnleichnam.

Erich hatte sich dem Zuge angeschlossen; sinnend blickte er empor zu der rosigen Wolkengruppe des Abendhimmels und hatte seine absonderlichen Gedanken: — Ich an Gottes Stelle hätte das Menschenleben so eingerichtet, daß im fünfzigsten Lebensjahre wieder die Jugend begänne und im siebzigsten in Kindheit endete. Das wäre ein unbewußtes Entschlummern im Särglein, und auf dem Leichensteine stünde: Hier ruht ein unschuldiges Kind. — Das wäre eine göttliche Einrichtung. So aber: ein unzufriedenes Geschöpf, das immer noch unzufriedener wird, je länger es lebt, je mehr es erlangt; ein schrecklicher Tod in Aussicht, der um so schrecklicher wird, je mehr man ihn fürchtet. Und das soll die Welt eines Höchstgütigen, Allweisen sein? — So zogen sie hinauf zur Kirche, von deren Thürmchen alsfort ein Glöcklein schrillte. So zogen sie hinein in den Gottesacker.

Der Zug ging zwischen den rothen und schwarzen Holzkreuzen hin und hielt vor einem engen, tiefen Grabe. Das Gebet verstummte, den Sarg stellten die Träger schweigend zu Boden. Und als der Priester seine Stimme erhob und den Segen des ewigen Friedens sprach, und als sie den Sarg dumpf rollend in die Grube senkten, da schrie der Mann, der das Mädchen geführt hatte, plötzlich auf: „O Jesus, — mein Weib, jetzt mußt du hinab in die finstere Erden!"

Er brach zusammen und mit ausgestreckten Armen sank er hin auf den Schollenhügel. Sie hoben ihn auf und standen ihm bei mit Worten des Trostes. Da schlug er seine

Augen empor und sah sein blühendes Kind an, und nun floß ein Thränenstrom über seine blassen Wangen.

„Er weint ihr nach," sagten die Leute zu einander, „du mein Gott, so jung noch ist sie gewesen."

Da trat Erich vor, zu dem trostlosen Manne und sagte: „Dieser Mensch da unten, was hat er euch gethan, daß ihr ihm die Ruhe neidet? Genug, daß uns ein böses Geschick verfolgt, und Trug und Trübsal allerwärts, wozu noch Andere, Glücklichere, die ein Gnadenwink zur guten Stunde hinüberführt, zurückhalten wollen in der frauenhaften Welt, in dieser hinaufgeputzten Qual. Das Sterben ist unser einziger Gewinn. Das Kind neben euch beweinet, das krankt an seinem jungen Leben, das fiebert an seinen rothen Wangen; das geht erst ein in die grausam folternden Jahre des Daseins!"

In wildem Pathos waren diese Worte gesprochen. Kaum waren sie aber geendet, trat ein altes Mannlein mit schneeweißem Haupthaar, dasselbe, welches bei dem Hochzeitszuge die Geige gestrichen hatte, hin vor den jungen Mann und sagte: „Ist der Herr nicht recht bei Sinnen? Jeder, meine ich, lebt gern, und freut sich des Sonnenlichtes und der schönen Erde Gottes. Wem fällt es ein, so heidnische Reden zu thun? Seit neunundachtzig Jahren steig ich schon herum da auf diesen Gebirgen, und ich hab mit der Mühsal sicherlich eher Bruderschaft gemacht, als so Einer aufgestanden ist, der heut herumgeht im Herrenrock und Gott lästert. Neunundachtzig Jahr! und ich bitt den Himmelvater zu tausendmal, daß er mir noch etwas dazugibt. Ich hab meiner Tage noch nichts gesehen, als mein waldiges Heimatland und ich bin

damit wohl zufrieden. All' Tag sein Leid, das trägt man gern, ist nachher doch die Freud um soviel größer. Und wer sich von ein bischen Müh und Plag gleich aus der Welt jagen lassen wollt' — das wär vor den Menschen und vor Gott ein nichtsnutziges Geschöpf!" — Der Alte war fast in Aufregung gekommen und nickte während des Sprechens sehr lebhaft mit dem Kopfe.

Erich wendete sich ab und ging davon.

Er findet einen Freund.

Es begann zu dunkeln, kühle Abendluft strich von den Bergen her. Erich ging hin über das Haidegelände und setzte sich auf einen Stein. Da hörte er den Grabgesang vom Kirchhofe her, und das Jauchzen und Jodeln aus dem Wirthshause. — „Wollte ich gerecht sein, so müßte ich jetzt weinen und lachen zugleich," sagte er zu sich, „ist die Welt keine Verbrecheranstalt, so ist sie ein Irrenhaus, und Gott, der die Menschen erschuf, ist ein Bösewicht oder ein Narr."

„Zahlt sich nit aus," sagte plötzlich eine Stimme neben dem jungen Mann. Eine wunderliche Gestalt stand da, fast bis auf die Knöchel in einen Lodenkittel gehüllt; dieser Lodenkittel war schwer und steif, und sah aus wie eine Harzrinde. Die Kopfbedeckung der Gestalt glich einem riesigen Pilz, das tiefbeschattete Antlitz war ein wüstes Bartstoppelfeld. Ein derber Strick diente ihm als Gürtel, in welchem ein funkelndes Beil stack.

„Zahlt sich nit aus, daß ihr deswegen so simulirt," sagte

dieser wunderliche Mann mit rauher Stimme, „wie ein schlechter, närrischer Gott ist besser, gar keiner, und das ist mein Glauben. — Ihr seid fremd dahier? ich hab euch heut' reden gehört eben im Kirchhof: 's muß euch bös ergehen. Oder leicht seid ihr selbst eines von denen, wozu ihr eueren Gott machen wollt."

Da blickte Erich auf; nun mußte er reden und sich vertheidigen. „Ich bin kein Bösewicht und kein Narr," sagte er, „mich haben Bösewichte vernünftig gemacht. Sagt mir, fließt dieses Wasser dort zum See hinab?"

„Es kommt vom See," entgegnete der Mann, „der See ist weiter oben in der Wildniß; ich steig heut noch hinauf zu ihm, ich habe meine Wohnung unter den Wänden; ich bin ein Pechsieder."

Und da Beide denselben Weg hatten, so gingen sie zusammen. Es war Nacht, sie gingen finsteren Waldsteigen entlang. Der Pecher wollte seinen Gefährten ins Reden bringen, er frug hie und da, erzählte selbst von seinen Verhältnissen und wurde endlich zutraulich, wie es schon die Art einsamer Waldmenschen ist, wenn sie einmal warm werden.

Da erzählte denn auch Erich seine Lebensgeschichte, wie die armen Seinen durch Vorurtheil verstoßen wurden und verderben waren, wie er schon als Knabe mit Elend und Noth hatte ringen müssen, wie er von seinem sterbenden Oheim verflucht worden war. Er erzählte von seinem Streben in der Revolution, und wie die Edelsten ihr Blut vergossen hatten einer großen Idee wegen, und wie die gute Sache unterlag, die Verfechter der heiligen Idee hingerichtet

oder verbannt wurden, und wie ihn selbst endlich ein Freund verrieth.

„Jetzt bin ich verlassen und verbannt, muß in der Wildniß irren wie ein wildes Thier, das jeder Raubschütz das Recht hat zu tödten. — Hier unten flimmern die Sterne auf dem schwarzen Grund, das ist der See, habt Dank für die Führung Alter, und nun geht eueres Weges."

„Nicht so, Herr, so gefallt's mir nicht! Ich sag euch, das Wasser ist tief! seid Ihr einmal drin, fischt euch kein Herrgott und kein Teufel mehr heraus."

„Laßt mich! alle Lieb und Zuversicht ist mir zernichtet; ich verachte die Menschen, und so mag ich nicht mehr leben."

„Sackra! so ein Reden kunnt Einem ins Blut fahren! Was hab' ich euch denn gethan?" rief der Waldmann in die stille Nacht hinein, „ich meines Theils heb' die Leut' auch nicht auf den Altar, nichtsnutzig sind die Allermeisten. Aber das sag' ich: so viel gibt es noch Rechtschaffene darunter, daß es der Müh' werth ist, auf dem trockenen Land zu bleiben."

Diese herben und zuversichtlichen Worte klangen an Erichs Herz, es wurde wieder ein wenig warm, und er blieb vorläufig auf dem trockenen Land.

Er ging mit in die Hütte des Pechers.

Diese stand in einer tiefen Felsenschlucht. Sie schmiegte sich in eine klüftige Hohlung hinein und war fast ganz aus Baumrinden gebaut. Man konnte schier nicht zu ihr, man mußte mehrmals den rasenden Wildbach überschreiten und sich zwischen Gefälle und losgelöste Steinklötze winden, bis

man an dieser armseligen Menschenwohnung stand. Man konnte sich nicht mit mehr Verachtung zurückziehen von der Welt, als es diese Hütte that, und man konnte sich nicht trotziger wahren vor der Leidenschaft der Menschen und vor den Wetterstürmen des Gebirges, als es diese Hütte that. Was war ihr Bewohner, daß er sich so ganz selbst genügte, und was hatte er gar so sorglich zu wahren? Er war ein betagter Mann, der sich und seinem Weibe mühevoll durch Pechsammeln das Brot erwarb; — pechbitter sagen die Leute, pechbitter ist ein solches Brot. Der Pecher war gar gemieden von den Waldbewohnern, weil er nicht ihre Lebensweise theilte, und weil er, führte er den Namen auch oft im Mund, an keinen Teufel glaubte. — Nur der Teufel glaubt nicht an den Teufel! hatte der Pfarrer einmal gepredigt; da wußten sie schon, was sie von dem Pecher Wolf zu halten hatten.

Der Pecher Wolf hatte viele Jahre hindurch keinen andern Freund gehabt, als die Bäume des Waldes. Und er verletzte diesen keine Wunden, wie andere Pecher gerne thun, er trocknete ihnen nur die bitteren Thränen, die sie von selbst vergießen. Als er dreißig Jahre alt war, nahm er eine blutarme Wittwe zu sich in die Hütte und erzog ihr ihre mitgebrachten Kinder, und gab ihnen Brot, bis sie sich dasselbe selbst im Walde, oder weiter draußen suchen konnten.

Außer diesen war der Graben-Jobel, der in einem benachbarten Thale des Waldes ein Haus hatte, sein Freund; diesem war er mit der Leiche seines Weibes gegangen, an dem Tage, da ihm zur Abendzeit Erich begegnete.

Erich ruhte die Nacht in der Pecherhütte auf getrocknetem Moose.

Am andern Morgen saßen die beiden Männer zusammen an der Felswand und starrten in den gischtenden Bach, und berathschlagten, was nun für Erich anzufangen sei.

Er war ein Verbannter, ein Geächteter, er verachtete die Menschen, und hatte sie obendrein noch zu fürchten. Da war es ausgemacht, er mußte, wollte und sollte er nicht sofort Allem ein Ende machen, wollte er nicht sein Vaterland verlassen, in der Wildniß bleiben, ein Einsiedlerleben führen, sich nähren von wilden Früchten, von den Thieren des Waldes, von den Fischen des See's.

Vielleicht kommt dereinst eine bessere Zeit.

Er findet ein Asyl.

Im tiefsten Waldfrieden stand auf einem Felshügel ein altes Schloß.

Wie ein morscher, zerbröckelter Zahn ragten dessen Zinnen über den jungen Lärchen und Tannen empor; aber der Zahn der Zeit war schärfer, als diese Felsenmauern. Das Schloß gehörte einer entfernt wohnenden Herrschaft, die sich schon seit vielen Jahren nicht mehr darum kümmerte. Es war zum größten Theil Ruine, nur wenige Gemächer waren noch bewohnbar, wären für eine Holzhauerfamilie vielleicht gar ein stolzer Palast gewesen. Aber man zog die räucherige Hütte vor. Selbst der Förster des herrschaftlichen Waldes mochte nicht wohnen in der alten Burg; er baute sich weit ab ein Häuschen aus frischen Baumstämmen.

Das Bergschloß war von Dörfern und Flecken getrennt durch große Wälder, in denen nur Hütten standen. Wenn aber doch zuweilen ein Hirte, oder ein Wurzner, oder ein Pecher oder ein Ameisgräber in die Nähe kam, so stand das hohe Portenthor wohl weit offen, aber Keiner trat durch dasselbe hinein.

Die eigentliche Geschichte des Schlosses war verloren gegangen, aber sein Sagenkreis war geblieben. Dieser Sagenkreis war ein gar unheimlicher, und verscheuchte die Menschen weit und breit. Vor Jahrhunderten soll das Schloß von einer mächtigen Räuberbande erbaut worden sein. Die gräßlichsten Mordthaten wurden in demselben verübt. Eine wunderschöne Königstochter wurde hierher entführt, diese brachte den Räuberhauptmann in seinem eigenen Schlafgemach um's Leben, steckte dann das Schloß in Brand und stürzte sich von einer Zinne in die Tiefe. — Ungeheuere Schätze waren aufgehäuft in den unterirdischen Gewölben; der Stein der Weisen soll auch darunter sein. Aber ein dreiköpfiger Drache bewache die Reichthümer, und das Ungeheuer sei nicht zu bekämpfen. Alle hundert Jahre wird ein Mensch geboren auf der Welt, der dem Geisterbunde angehört, und die Macht hätte, diesen Drachen zu bezwingen; aber er weiß es nicht, und wandelt vielleicht in weiten Landen.

So waren die Sagen. Es haben sich im Walde zu allen Zeiten Menschen gefunden, welche die Arbeit fliehen, und nach solchen Dingen haschen; die ohne Rast und Spatenstreich reiche Leute werden wollen. So hatte sich in unserem Walde Mancher eingebildet, er sei seines Jahrhunderts Erkorener für die unermeßlichen Schätze der Waldburg, und er

versuchte es, mit dem Drachen anzubinden. Der Eine kam bis zum hohen Bogenthor, dort fielen ihm all die Schauergeschichten ein, und er kehrte um . . . Ein Anderer drang wirklich vor und kletterte im Gemäuer umher, und kroch durch Scharten und Wölbungen; aber die Schatzkammer konnte er nicht finden, der Drache machte sich unsichtbar, und der Mann mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Ein Dritter wollte mit dem Ungeheuer sogar gekämpft haben, aber jeder Kopf, den er ihm abschlug, wuchs im Augenblick wieder an. Und es war von all' den Tapferen keiner der Erkorene.

So wurde das Bergschloß mehr und mehr gemieden und die Lärchen und Tannen um dasselbe wuchsen höher und höher empor, und verdeckten nach und nach den morschen, bröckelnden Mauerzahn.

In dieses verlassene und verlorene Schloß hatte der Becher Wolf unseren Erich geführt, hatte ihm ein Gemach einrichten helfen und versah ihn mit Lebensmitteln.

Der Becher glaubte sich für seine Person rechtfertigen zu müssen vor dem Manne, der nach den trüben Erfahrungen alle Menschen für verachtungswürdig hielt.

Er heimt sich ein.

Erich war Einsiedler gewesen in der Dachkammer der Stadt, er war Einsiedler gewesen in seiner Weltanschauung, Einsiedler in seinen Idealen und nun war er Einsiedler in der Waldburg.

In dieser lebte er eine lange Zeit. Aus Weidenzweigen

hatte er sich einen Sammelkorb geflochten, mit welchem er zuweilen durch den Wald strich, um, soweit es der Becher nicht zu thun vermochte, sich selbst Nahrungsmittel zu sammeln.

Der wilde Wald war ihm Anfangs gar unheimlich, und je öfter er von solchen Wanderungen heimkehrte in seine Burg, desto anheimelnder wurde ihm diese. Da stieg er die schmale, halbverwitterte Wendeltreppe hinan, eben im Hofe über Schutt und zwischen Gemäuer hin, bis in den dachlosen Ritterſaal, an dessen Wanden sich frischer Hollunder hinanrankte zu den verblaßten Ritterbildern. Da bröckelten oft Steinchen nieder und da flatterten Vögel auf, sich gar wundernd, daß endlich wieder einmal ein Mensch durch dieses unwirtliche Gemäuer streife. Erich hatte manchen Schutthaufen zu überklettern, bis er endlich zur dicken wurmstichigen Eichenthür kam, deren Schloß und Angeln in ihrem Roste laut knarrten, wenn sie sich schwerfällig öffnete. Dann aber stand Erich in der wohlgeschützten Stube seines Daheim. Die zwei Fenster der Stube waren hoch und schmal und gingen gegen Sonnenaufgang und Mittag; die in Blei gefaßten sechseckigen Glasscheiben waren ergraut und erblindet. An den Wänden war dunkelfarbige Täfelung, an welcher bei jeder Erschütterung das Mehl des Wurmstiches hervorrieselte. Die hohen, alterthümlichen Möbel waren kunstreich gearbeitet; sie waren sicher von hinnen geschafft worden, wenn nicht ihre Altersschwäche Berücksichtigung gefunden hätte. Die Zimmerdecke stellte in Relief Kriegs- und Jagdscenen vor. Der hohe Kamin war ein wahres Bildhauerkunstwerk, er stellte eine Gruppe von Riesen dar, wie sie sich umschlungend aus dem

Waldsee an das Felsenufer emporsteigen. Freilich fehlte hier eine Hand, dort ein Fuß, dort gar ein Kopf, aber das Felsenufer, der eigentliche Ofen, war unbeschädigt. Der Fußboden war geschmackvoll getäfelt, nur fehlte hie und da eine Tafel und es guckte das Ziegelgewölbe hervor. Ein mächtig breites Himmelbett hatte sich Erich mit Moos und Laubwerk zum Lager eingerichtet.

Auf einem Wandschrank lagen einige Bücher, welche der umsichtige Becher, der in aller Welt seine fachlichen Handelsverbindungen besaß, herbeizuschaffen gewußt hatte. Unter diesen Büchern war auch das Erbe des blinden Mannes: Die Geschichte der Menschheit.

Galgenmännlein und Eichhörnchen.

Erichs Gestalt war hoch und edel, seine Gesichtszüge waren mild und freundlich, wenn auch ein wenig blaß; seine Stirne war offen und frei, nur wurde sie theilweise von den dunkelbraunen, regellosen Locken bedeckt. In seinem jugendlichen, reichumschatteten Auge war es nicht selten, wie ein liebliches Frühlingssonnenleuchten, das zwischen Ufergebüsche hindurch in den See fällt; nur zuweilen zuckte ein unstätes Blitzen auf — daß man's wohl sah, seine Seele war nicht heiter, sondern trüb und gewitterschwer.

Die Leute, denen er im Walde begegnete, wichen ihm aus und bekreuzten sich gar. Wenn er so, in seinen langen, weiten Mantel gehüllt, einherschritt, und den Waldobstkorb, oder gar ein Buch in der Hand trug, so wußten sie schlechter-

dings nicht, was sie von dem fremden Manne denken sollten. Und hilft es nicht so schadet es nicht, dachten sie, und schlugen ein Kreuz. So lebte der Mann, dessen Hauptprinzip es gewesen war, für Alle zu sein, nun manches Jahr in tiefster Verborgenheit. Er lag verschiedenartigen Studien ob. Gegen kein Buch der Kulturgeschichte hatte er in Folge seiner Erfahrungen Mißtrauen; umsomehr widmete er seine Aufmerksamkeit den Pflanzen- und Thierleben und anderen auffallenden Erscheinungen der Natur.

Einmal begegnete unserem Einsiedler im Walde ein Junge, ein widerlicher Bursche, zerrissen und zerzaust und heulend noch dazu. Erich glaubte ihn schon gesehen zu haben, es war derselbe Junge, den er einst nach dem Waldsee gefragt hatte.

„Schenket mir was!" rief der kleine Bengel trotzig.

„Scher' dich und lern' was!" versetzte Erich unwirsch.

Jetzt guckte etwas hinter dem zerfaserten Rocke des Knaben, und dieser stotterte: „So kauf mir der Herr meine Mirzi ab!" — da guckte über seinem Arm ein Eichhörnchen hervor. Zu treuherzig blickte das Thier auf Erich, so bittend begehrlich schnupperte es, als ob es im Herzen bäte: Ei, so erlöse mich von diesem kleinen Bösewicht, ich will dir's gewiß recht zu Dank halten.

Der Schlingel hatte es ja schon allweg in den Schweif gekneift, daß es recht kreischen und glucksen sollte, und das war sein Leben.

Der Junge forderte für das Thier einen ganz niedrigen Preis; Erich schüttelte auf der schmutzigen Hand des Bettelknaben seine Börse aus.

Die beschenkte Hand zur Faust machen, das Eichhörnchen in den Sack zurückdrücken und flugs davonlaufen — das geschah in demselben Augenblicke.

„Halt, die Waldkatze gehört mir!" rief Erich und lief dem Jungen nach, aber bis zum jüngsten Tag hätte er den kleinen Gauner nicht eingeholt, wäre dieser nicht über einen Baumast gestolpert und zu Boden gefallen.

Erich hielt ihn fest. Der Junge bohrte vor Wuth seine nackten Füße in den moosigen Boden, und zerfetzte seinen eigenen Rockärmel mit den Zähnen.

In demselben Moment kam der Pecher Wolf des Weges. „Wer balgt sich denn da!" rief er, „was habt denn ihr mit dem Galgenmännlein zu schaffen? — Ja, das ist ein herrenloser Bettelbub; ein wenig lange Finger hätt' er auch, sagen die Leut', und so wissen sie's, wie weit er's bringen wird und heißen ihn halt das Galgenmännlein."

Erich, immer noch den Jungen haltend, erstaunte über diese Worte. „Und ihr wißt es, wie weit er's bringen wird, und laßt einen Menschen gleich so untergehen?" sagte er hierauf, „das ist eine Schand' und Schmach! — Hätte ich ein geregeltes Haus und Bleiben hier, ich möchte mich des Knaben annehmen."

„Zahlt sich nicht aus wegen ein paar Tage, dann läuft er euch davon," versetzte der Pecher, „aber wenn ihr meint, es sei eine Schand' und Schmach für uns, daß wir das Galgenmännlein laufen lassen, nun so — nehm ich den Buben zu mir."

„Wolf", sagte Erich, „ihr waret entrüstet als ihr hörtet,

daß ich die Menschen verachte. Ich verachte sie nicht unbedingt, aber neue Beweise ihrer guten Anlagen und ihres redlichen Wollens verlange ich. Wenn ihr, Pecher Wolf, diesen Jungen zu euch nehmt, und wenn es euch gelingt, aus ihm einen tüchtigen braven Menschen zu schaffen, so will ich dereinst der Eure sein, mit meiner ganzen Verehrung."

„— Einen tüchtigen, braven Menschen," murmelte der Pecher, „nu, der mein' ich, wird sich wohl auch herrichten lassen, wenn ich das Leben mag ertragen noch ein paar Jahr."

Erich nickte, aber das Nicken war ironisch.

„Wollens' probiren," sagte der Waldmann gemessen. — „Wart, Bub, wenn du jetzunter mein bist, so hat dich der Herr nit zu halten."

Aber kaum ließ Erich den Jungen, los als dieser davonlaufen wollte.

„He, Büblein, he!" rief der Pecher und erwischte den Knaben bei einem Ohr und schüttelte ihm den Kopf. Der Junge stieß unflätige Worte heraus und erhob ein gräßliches Geheul, allein Wolf bearbeitete ihn so lange, bis er mäuschenstill wurde und sich am Boden krümmte.

Dann ließ der Pecher nach und schnaufte sich aus. Der Pechjunge saß frei da, aber er lief nicht davon. Thränen rannen ihm über die braunen Wangen.

„So!" sagte der Pecher endlich in biederer, wohlwollender Art, „der Trotz wär' herausgebeutelt; das ist allemal eine Stierarbeit. Jetzt läßt sich's vernünftig reden. Dein Bindband (Angebinde, Angeld) hast, Bübel; verschenk' dein

Sitzleder und hupf' fein mit mir. Ich will dir die Stang' halten, wie dein Vater, deß kannst dich verlassen. Halt, laß noch ein wenig Zeit; das Galgenmännlein brauch' ich nit, das hängen wir auf in der Still (im Stillen), daß kein Mensch davon was weiß. Das erste was ich dir thu', weil du mir bist übergeben: ich schenk' dir einen andern Namen. Pechmännlein könntest gleichwohl heißen, oder Wurzenrüppel, was weiß ich heut' schon das Amt, dem du dich wirst zuwenden. Sollst aber einen besseren Namen haben, einen der für Alles paßt, nur für keinen Lumpen. Bist ja ein rechtschaffener, schon völlig mannhafter Bursch, du bist einer der bravsten im ganzen Wald, hast einen Heimplatz bei mir und kannst dich rühren, und wirst dir ein Ehr' sein. Mein Vater hat Hanselmann geheißen, und du sollst Hanselmann heißen. So, und jetzt gehen wir heim zu, die Mutter kocht uns ein Nachtmahl."

Der Junge machte große Augen; so große Augen hatte er noch nie gemacht, und so weit und hell hatte er noch nie gesehen, als zu dieser Stunde. Fast treuherzig sah er dem Pecher in's Gesicht. Und dann strich er sich die Haare aus dem Gesicht, und folgte dem Mann, wie ein zahmes Rehlein seinem Herrn.

Der Pecher hatte das Rehlein und Erich das Eichhörnchen; so gingen sie ihre Wege.

Erich war sehr nachdenklich; es kam ihm etwas in den Sinn, woran er bisher noch nicht gedacht hatte. War ihm der Pecher gleichwohl selbst wie ein Halbwilder vorgekommen, so stand derselbe diesem Jungen gegenüber doch auf einem hohen Kulturstandpunkt. Volkerschaften hatten einst vieler

Jahrhunderte bedurft, um sich emporzuringen zu den sittlichen Anschauungen, die heute der rauhe Waldmensch einnimmt. Wie lange wird der Junge brauchen?

Das Eichhörnchen aber hüpfte ihm auf den Achseln herum, als ob diese Baumäste wären, und spielte mit seinen langen Locken.

Und so trug Erich das Thierchen nun heim in das stille düstere Waldschloß und schuf dem neuen Hausgenossen einen Käfig; aber das Thierchen blieb nicht im Käfig, es hüpfte und kletterte umher auf den Möbeln, Büchern und Nixen, duckte sich, saß auf den Hinterfüßen, machte ein Männchen und lauerte und knackte an Haselnüssen, und hatte so niedliche Tatzchen und so kleine, helle Aeuglein.

Nun war Erich nicht mehr einsam, er fühlte wieder eine milde Wärme in seiner Brust. Das Menschenherz, das liebreiche und liebebedürftige will das Seine.

Wenn ihm sonst im Sinnen und Brüten über seinen Büchern der Kopf schwer geworden war und er durch das hohe Fenster hinausgestarrt hatte in die rauschenden Waldwipfel und in die hinziehenden Wolken, oder in das stille, träumerische Waldweben und in die leuchtende Himmelsglocke, oder in die tiefe Nacht mit der Sternenkrone, so konnte er nichts empfinden, als die Wucht des Gedankens: Es ist Schade um eine so herrliche Welt, daß so elende Wesen in derselben wohnen. Da war er oft lebensatt und der Abgrund vor dem Fenster war tief, und im Abgrunde ragte klüftendes Gestein — ein einziger Schritt, und es wäre Erlösung . . .

Jetzt war das anders. Jetzt kauerte er sich hin vor dem niedlichen Käfig und öffnete das Thürchen und rief: „Mirzi,

Mirzi, so komm heraus!" Und das Eichhörnchen, das ein kirschrothes Bändchen um den Hals bekommen hatte, hüpfte ihm auf die Hand und schnupperte und setzte seine Klauchen zierlich in den Rock und lief auf die Achseln und fächelte mit dem buschigen Schweif, der zarter war, als die feinste Seide, seinen Herrn die Wange. Und es schnupperte zuweilen gar ein wenig in das Ohr hinein, als ob es ihm Geheimnisse vertraute, von denen die Holzwürmer in der Wand und die Nixen am Ofen nichts wissen durften.

Da drückte er das kleine Wesen an seinen Busen und zärtelte und küßte es und sagte Worte der Liebe und Vertraulichkeit, wie er sie einem Menschen nicht hätte gönnen mögen. Ja, das Thierchen war nicht undankbar, nicht falsch, nicht aufgeblasen — das war, wie es war, weil es sich ohne Bangniß hingab der Macht, die über ihm stand, weil es sich ohne Berechnung hingab der Liebe, die seiner waltete.

So, armer Mensch, solltest du sein, wie dieses heitere Thier, das hat keinen Hader mit der Welt, keinen Widerstreit mit sich selbst, das kennt keine Sehnsucht nach dem, was es nicht haben und werden kann; das ist mit Allem im Reinen. — So war das Sinnen unseres kranken Freundes.

Und zuweilen in späten Abendstunden, wenn still die Lampe glühte und draußen über den Wäldern der Schatten lag und der Friede, da empfand Erich wieder die Wucht der Einsamkeit, der Verlassenheit zwischen all' den furchtbaren Gewalten, und das klaräugige Eichhörnchen selbst kam ihm vor, wie ein Dämon.

Beim Wolf in der Klause.

Jahre waren dahingeronnen, wie sie über die Geschicke der Menschen immerdar hinrinnen in stiller, aber unaufhaltsamer Gewalt, gleich den Wellen eines Stromes, wegend über Sand und Kieselgestein.

Unser Verbannter lebte in der alten Waldburg. Er fühlte sich immer wohler in der Einsamkeit; mehr und mehr wendete er sich von den Menschen ab, hingegen den Schönheiten des Waldes, der Größe der äußeren Natur im Allgemeinen zu. Wohl ging er manchmal an armen Taglöhnerhütten vorüber, er sah die tollen lustigen Possen, er hörte die übermütigen oder tiefsinnigen Lieder, die lebensfreudigen Weisheitssprüche der Waldbewohner, aber er verharrte in seiner Ansicht: Es gibt kein wahres Glück unter den Menschen.

Wenn sie ihn so wandeln sahen im Waldesschatten, den bleichen, stattlichen Mann, allzeit eingehüllt in einen grauen Mantel und einen Hut mit mächtig breiter Krämpe tief in die Stirne gedrückt, und wie ihm das behende Eichhörnchen an einem Kettchen aus der Tasche lugte, oder auf den Schultern saß und schier nicht ungern an den wirren Locken zupfte — so reckten sie wohl die Hälse und guckten und lichterten, oder huben sich gar an zu fürchten. Vielleicht war es ein Zauberer, vielleicht einer jener blutigen Räuber, wie sie vor Jahrhunderten oben in der Waldburg gelebt, vielleicht war es der ermordete Räuberhauptmann selbst, der friedlos wandeln muß durch die Wälder, bis ihn dereinst vielleicht ein Sonntagskind oder eine reine Jungfrau erlöset. Das Eichhörnchen, welches an dem Manne herum-

hüpfte, hielten sie für den verwandelten Drachen, der bei den verborgenen Reichthümern in der Ruine Wacht halten sollte. — Ist das Gehirn der Waldleute einmal erregt, so phantasiren sie das Unsinnigste zusammen und glauben es.

Einmal sprach Erich wieder in der Klause des Pechers ein.

Die Familie war nicht groß; Wolfs Stiefsöhne waren zu den Soldaten gegangen. Da war sein Weib, das wie er arbeitete und das Haus besorgte. Wolf hatte sonst außer Haus mit dem Grabenjodel, mit seinen Harzhändlern und mit Erich verkehrt, bis er dann an Hanselmann einen neuen Genossen bekam. In der Hütte herrschte die größte Einfachheit. Ein Baumblock als Tisch, eine Steinlege als Herd, ein paar Bretterverschläge als Wandschränke, einige Mooshaufen als Lager.

Die Kleider des Pechers waren schier zu allen Jahreszeiten die gleichen; die Fußbedeckung war aus dürftig gegerbtem Fuchsleder mit Baumrindensohlen, der lange Rockkittel von grobem Loden. Sein Hut war so alt, wie sein Waldleben und verhieß noch Dauer für kommende Geschlechter; Alles war entweder zufällig oder absichtlich mit Harz übertüncht und hielt dadurch doppelt fest. Die ganze Gestalt des Pechers war rauh und knochig und für Manchen vielleicht unheimlich anzusehen.

Heute, da Erich in die Hütte trat, waren alle Drei daheim. Wolf sott in einem irdenen Kessel Harz ab und destillirte Pechöl in einem Topf; sein Weib, recht herb und verwahrlost aussehend, schärfte eine Axt, und Hanselmann trieb den Schleifstein dazu.

Sie hießen den Gast willkommen und setzten ihm Heidelbeeren vor. Erich sah den Burschen an; dieser war recht gewachsen und hatte ein ganz reputirliches Aussehen. Erich frug nach der Aufführung des Jungen. Da that der Becher einen Wink, worauf Hanselmann den Schleifstein stehen ließ und zur Thür hinauseilte.

„Ei ja," sagte Wolf dann zu Erich, „der Hanselmann ist schon recht. Zu Anfang, freilich, da hat er sich zwingen müssen zur Ordnung und zum Gutgeschehenlassen, mit dem Birkenstabtein habe ich ihn müssen zum Tisch weisen und in's ruhsame Bett. Allweg hat er wollen Holzäpfel nagen, anstatt Weggenbrot und Rehschlegel, und allweg hätt' er lieber draußen auf dem Bachsand geschlafen als dort auf dem weichen Moos, wie solche Stromerleutchen schon die Gewohnheit haben. Dreimal ist er mir davongelaufen und ich hab' ihn in allen Weiten suchen müssen, und da hat's allemal ein Gebet Trey herauszubeuteln gegeben. Das drittemal ist er wohl auch wieder davon, aber da ist er mir schon selber zugelaufen, wie er mich schreien gehört, und da hab' ich ihm nur ein paarmal die flache Hand über den Kopf gelegt, weiter hab' ich ihm nicht viel gethan. — Nachher aber hat der Hanselmann einmal was Anders probirt, dasselb' hat ihm nicht gut angeschlagen. Gar so groß hat man ihm's nicht einmal aufmessen dürfen; leicht hat er das siebente Gebot Gottes sein Lebtag nicht gehört gehabt. Nu, euch sag' ich's: zum Thalerstrumpf ist er mir gekommen und hat eine Handvoll mitgebeißen. Ich hab's gleich wahrgenommen und kein' um die Hand hab' — ich das Büblein wieder gehabt. Da habe ich es hingeführt zu der Felswand und hab' gesagt:

Hanſelmann, ſchau dieſen Felſen an, er geht weit in das Gebirg' zurück, er geht tief in die Erden hinein, er ſteigt hoch zum Himmel auf. Denk' dir, Hanſelmann, es thät dieſer ungeheuere Steinblock liegen auf deinem Herzen, ſo wäre das noch ein federleichtes Sandkörnlein gegen das Unrecht und gegen die Sünd', die du mit dem Diebſtahl haſt begangen. Und wie ich das hab' geſagt, da hat mich der arme Bub angeſtarrt und iſt in ein herzbrechendes Schluchzen ausgebrochen und ich und mein Weib hätten ihn ſchier nicht mehr zurecht bringen mögen. In derſelbigen Stund' hab' ich den Hanſelmann erſt kennen gelernt. Und eine größere Freud' kann nicht für mich ſein, als daß ich's euch kann ſagen: Seitdem thut er gut, arbeitet, iſt fleißig, redlich, es ſchmeckt ihm das Eſſen und Trinken, und er iſt heiter wie der Vogel in der Luft."

„Ihr ſelbſt habt keine Kinder?" frug Erich.

Ueber dieſe Frage ſah ihn der Pecher eine Weile an. „Wer's bedenkt, der wird's einſehen, daß es nicht geht," antwortete er endlich.

„Daß es nit ging', dasſelb' glaub' ich nit," rief jetzt das Weib dazwiſchen, da traf ſie ihres Mannes Blick und ſie ſtockte. — „Ich getrau' mir's ſchon zu ſagen," fuhr ſie hernach fort, „und vor dem Herrn noch dazu, daß ein Eh'ſtand wie der unſere —"

„Still ſei!" fuhr ſie der Pecher an, „das iſt mir ein ſchlechter Förſter, der allweg nur an's Setzen denkt und nicht auch an's Zügeln. Du weißt es, Weib, wir haben bisher die Hände vollauf mit dem Zügeln zu thun gehabt; haſt mir ja ſelbſt eine tollwitzige Schaar Buben mit in's Haus gebracht!"

Das Weib brummte in ſich hinein und legte Holz auf den Herd und ſchob ein mit Papier verklebtes Fenſterlein auf, daß der Rauch hinausziehen konnte.

Und der Rauch zog aus dem niedrigen, finſteren Raum und ſtieg langſam empor an der grauen Felswand.

Erich beſprach mit dem Becher noch Einiges von ſeiner Hauswirthſchaft und verließ dann die Hütte. Der Hanſelmann ſtand am Bache, blickte ihm nach und ging in die Wohnung.

Als Erich hierauf durch den Hochwald und über das Haidegelande dem Schloſſe zuwandelte, bemerkte er ein Männlein, das mit einem Stocke zwiſchen den Wachholderſträuchen dahinging und ſo klein und gebückt war, daß über den Büſchen nur das ſchneeweiße Barhaupt hervorlugte. Dieſes bewegliche Barhaupt war zu ſehen, wie ein weißes Kaninchen, das über die Geſträuche hüpft. Das Männlein war ſehr emſig und pflückte die blauen Beeren von den Büſchen und ſammelte ſie in ſeinen Hut.

Erich ſah ihm eine Weile zu und ging dann weiter. Er kehrte zurück in ſeine Burg und gab wieder die äußere Welt hin für ſeine innere.

Winterszeit.

Es nahte der Winter, es fielen die erſten Flocken.

Da knifterten im alten Schloſſe die Flammen des Kamins, daß die Nixen ganz warm wurden vom Fuß bis zum Kopf. Und das allzeit muntere Mirzchen hüpfte doppelt geſchäftig auf Tiſch und Kaſten, beſchnuppperte die Bücher, kam

einmal gar über den Schopenhauer, hub an dem abgegriffenen Papier zu nagen an und fraß eines der schönsten Blätter über die Weltnichtigkeit rein auf.

In der Nacht schlief das Thierchen stets bei seinem Herrn, stand aber am Morgen gewöhnlich viel früher auf, als dieser. Wenn sich dann endlich auch Erich die Augen rieb und sich erhob, fand er regelmäßig seine Strümpfe nicht. So gewissenhaft er sie jeden Abend auf den nebenstehenden gothischen Stuhl legte, des Morgens waren sie weg, waren zerstreut in irgend einem Winkel oder gar auf der Bücherstelle bei den Weisen. Das Eichhörnchen aber that so unschuldig und nagte mit seinen schneeweißen, kerngesunden Zähnen an seinen Haselnüssen.

Auf den alten Möbeln des Gemaches zeigte sich eitel Staub. Das Eichhörnchen that zwar das Möglichste, um mit seinem sehr verwendbaren Schweif die Kästen und Schränke ein wenig zu reinigen, aber es ließ sich auf die Länge nicht leugnen, es ging ein Besen ab.

Wenn es im Stübchen recht still war, knisterte draußen auf dem kahlen Gemäuer der niederrollende Schnee, oder es krächzte ein Rabe; dann wieder war das Bröckeln der sich lösenden Steinchen vernehmbar. So nagte der Zahn der Zeit.

Da saß an solchen Stunden Erich in seinem langen, grauen Wollenhemde am Ofen, besserte wohl ein wenig unbeholfen seine bereits zweifelhaft werdenden Beinkleider aus und dachte dabei an die vier letzten Dinge. Zuweilen dachte er auch an die vier ersten, an Vater und Mutter, an Kindheit und Heimat.

Er hatte seine Vergangenheit begraben, er hatte Asche

zerstreut auf ihre düstersten und lieblichsten Bilder, aber sie standen wieder auf und weckten in dem Manne die Sehnsucht nach dem Leben der Welt von Neuem wecken.

Da stand Erich oft am Fenster und starrte hinaus in den Winter. Die Aeste der Tannen hingen tief, schwer beladen von frischem Schnee und die Wipfel hatten weiße Hauben, und die Flocken tänzelten nieder aus dem Grauen. Und wie sich dann der Nebel hob und keine Flocken mehr fielen, sondern über den weißen Wäldern hin die Dämmerung des trüben Himmels herrschte, da war es so still, da war jenes enge Klingen und Säuseln, in dem Erich das Rauschen der fliehenden Zeit zu hören vermeinte. Und als endlich die Sonne hervorkam, da war's ein Flimmern und Leuchten und eine Klarheit, und jedes Thal ging auseinander und jeder Höhenzug trat hervor und an dem fernen Horizonte, der sonst nur ein bläulicher Streifen war, sah man jetzt die feinen Zacken der Waldwipfel. Da tanzten die Amerlinge und Zeerlinge, und hüpften herum auf den Zweigen, daß von vielen der weiche Schnee abglitt und niederrieselte, und alle Aeste bis hinab zum Grunde in Bewegung kamen.

Unter solchen Naturspielen kam unserem Verbannten zuweilen die Sehnsucht nach eigenen Thaten. Die Natur um ihn waltete ja allfort und erfüllte sich.

Zu Zeiten bildeten sich an den Aesten des Waldes Eiszapfchen und wenn dann die Luft strich, so klingelte das so fein und mild, als ob die Lüfte voll Silberglöckchen wären; dann fielen die Nadeln ab und funkelten im Fallen, wie Edelgestein.

Auch kamen wüste Stürme und wirbelten lockeren Schnee auf und stoben Wolken empor über den Wald und da legten sich Schneemassen an die hohen Fenster des alten Schlosses. Das war ein grelles Pfeifen, ein grauses Brausen in dem ragenden Gemäuer und oft brach im Walde ein Ast zusammen, oder gar ein ganzer Baum.

Da flackerte das Lampenlicht im Gemache.

— Alles ist unhold auf dieser Welt, so glatt es sich zuweilen zeigen mag; unhold ist der Mensch in sich, unhold sind die Elemente, dachte Erich, nur du, mildes, warmes Flämmlein bist rein, bist wahr . . .

Er sprach eine Weile mit der kleinen Flamme, da kam das Mirzchen herbeigehüpft auf den Tisch und machte ein Männchen vor der Lampe, schnupperte plötzlich und — aus war's. Erich und das Mirzchen waren im Finstern.

Ein junger Greis und ein greiser Jüngling.

Der Winter ging vorüber, es kam der Frühling. Alles zog nach auswärts, da wollte auch Erich davon, aus der alten Burg, aus den Wäldern fort. Aber der Pecher Wolf wußte Bescheid von der Weltlage. „Geht nicht" sagte er, „sie schießen euch todt. Es steht noch arg draußen im Lande. Ich sag' euch, wie's jetzt zugeht, kann die Welt nicht lang' mehr stehen."

Und Erich blieb.

„— Der Pecher Wolf meint, die Welt stünd' nicht mehr lang," sagten andere Wäldler, „und der Pecher Wolf hat's mit dem Teufel, der weiß mehr, wie Unsereins."

Und bald war es verbreitet in allen Hütten: „Es werden keine zwei Monate vergehen, so haben wir den letzten Krach. Am Sonntagstag, da wird ein Stern vom Himmel fallen, wird Alles auseinanderfliegen, daß all' des Teufels! — Gott steh' uns bei!"

Dieses Gerücht blieb auf Erich's kranke Seele nicht ganz ohne Einfluß: nicht weil er es etwa glaubte, sondern weil es mittelbar in seiner Phantasie aufregend wirkte.

Erich wußte nicht, daß kaum ein Dezennium vorüberzieht, ohne daß im Gebirgsvolke die Kunde von dem nahen Ende der Welt laut wird. Man weiß oft nicht, von wannen sie kommt, aber es ist genauestens der Tag bestimmt, an welchem die Sonne auslöschen und die Sterne vom Himmel fallen sollen. Jeder spricht davon. Viele sagen: „Jetzt leg' ich mich unter einen Baum und arbeit' nichts mehr. Wofür auch? in drei Wochen geht die Welt zu Grund, und so lang komm ich mit meiner Sach' aus!" — „Und das wird ein Jammer sein," meinen die Weiber, „wo Eins nur dieweilen die Kinder hantiert!" — Aber die meisten arbeiten doch, wie sonst, und es schmeckt ihnen, Gott sei Dank, das Essen und das Schlafen, und die Wochen vergehen und der Tag kommt herum und der Tag geht vorüber, und in jeder heiteren Nacht glänzen die Sterne und an jedem Morgen geht die Sonne auf, wie vor und ab.

„'s ist oft schon eine solche Rederei herumgegangen," sagte der Becher zu Erich, „und 's ist oft schon nicht wahr gewesen. Ich aber sag' allweg: so lang wird die Welt stehen, bis jede Lug eine Wahrheit wird. Meinetwegen, ich leg mich

in's Bett; und wenn 'e Sterne hagelt, daß mir mein ganzes Pech im Wald verſengt wird — ich ſcheer' mich nicht drum."

Erich ging ſeines Weges. „Weltuntergang," murmelte er, „ein Stern vom Himmel. Vielleicht ſchon ſeit Jahrtauſenden ſtürzt er auf unſere Erde zu. Nun kommt er nahe, wir ſehen ihn funkeln, größer und größer wird er von Tag zu Tag. Er fährt ſeine Bahn — wer ſoll ihn abwenden? Da mag ſich die Erde drehen und ducken wie ſie will, ſie kann nicht aus ihrem Geleiſe, die Pfade müſſen ſich kreuzen. Und der Stern naht und naht, ſchon iſt er zur Tageszeit ein neuer Mond und zur Nachtzeit eine ſprühende Sonne. Weiter und weiter zieht er ſeine flammende Runde. Ha, wie es da aus und vorbei ſein wird mit der armſeligen Menſchlein Stolz und Schlauheit und Beſtialität, wie ſie heulen werden, wenn ſie das Schauſpiel ſehen, das vor ihnen noch kein Erdenbewohner geſchaut. Nur Schade, daß ſie den Anprall und das Berſten und das feuerſprühende Auseinanderſtieben in die oden Himmelsräume nicht mehr können erleben . . ."

Er verzehrte ſich faſt in ſeinen Phantaſien und ſein Peſſimismus nahm bei der ſo ſeltſamen, abgeſonderten Lebensweiſe mehr und mehr überhand.

Oft ſtrich er planlos durch die Wälder, aber er achtete die duftenden Blütenkätzchen der Bäume, die hellen Roſen der Sträuche nicht mehr; er blickte nicht mehr auf die herzförmigen Blätter der friſchgrünen Kreſſe und blieb nicht mehr ſtehen vor dem Maßlieb und nicht vor dem Waldmeiſterblümchen. Oder der arme Verbannte lag im Waldesſchatten und fühlte ſich reif zur ewigen Ruhe.

Eines Tages begegnete er wieder jenem Männlein, das

zwischen den Wachholdersträuchen umherhuschte und dessen schneeweißes Barthaupt aussah, wie ein von Strauch zu Strauch hüpfendes Kaninchen. Es pflückte wieder die blauen Beeren von den Büschen und sammelte sie in seinen Hut.

Als das Männlein unseren Erich sah, hielt es in seiner Arbeit ein, blickte ihn mit den kleinen Aeuglein lange und fest an, und rief endlich: „He!"

Erich stand still und frug: „Was wollt ihr?"

„Das ist ja ein alter Bekannter!" sagte der Greis, mit dem Haupte nickend, „sind beisammen gestanden neulich, bei der Hochzeit und wie wir die Grabenjoklin bestattet haben. Ihr seid derselb' Exekutirhansel, der im Dorf draußen auf dem Gottesacker die schöne goldene Welt geschmäht hat."

Erich dachte nach; sollte das jener Mann sein, der einst bei dem Hochzeitszug im Walde die Geige strich, und bei der Bestattung der armen Waldlerin das Leben so warm vertheidigte?

„Neulich, sagt ihr?" versetzte Erich, „meines Erinnerns war das vor Jahren."

„Nu, halt ja, vor ein paar Jahren; hab ja gesagt, daß es noch nicht lang her."

„Wahrhaftig, Alter, ihr müßt eine merkwürdige Lebenszeit haben, da euch Jahre so klein dünken!"

„Bin's zufrieden, bin's zufrieden!" versetzte der Greis, indem er emsig fortfuhr, Beeren zu sammeln. „Die Zeit wird mir nicht lang, nein, dieselb' Plag' hau' ich nicht. Wenn Eins halbwegs gesund und seinem Geschäft vor sein mag, nachher schmeckt Einem das Essen und einen guten Schlaf hat Eins auch; die frische Luft und den warmen

Sonnenschein gibt der Herrgott dazu — mein', nachher ist's leicht zufrieden sein."

„Ihr müßt ein hohes Alter haben?" frug Erich.

„Passirt, passirt, bin halt heuer im Achtundneunzigsten. Wenn der lieb' Herrgott fortan noch die Wachholderbeeren wachsen läßt, thu ich leicht noch ein paar Jährchen mit."

Voll tiefer Befriedigung hatte der Alte diese Worte gesprochen.

„Sind denn diese Wachholderbeeren so lebenverlängernd?" frug Erich, den diese Gestalt interessirte.

„Freilich wohl für mich," schmunzelte der Greis.

„Genießet sie vielleicht als Thee?"

„Bei Leib nicht, Wachholderthee ist — kunnt sein — für Kranke gut und nicht für Gesunde. Mir helfen die Beeren, wie sie da wachsen. Ich sammle sie, das gibt mir Beschäftigung, die mich allweg frisch erhält; und ich verkaufe sie, das ist mein Erwerb. Ja, die Wachholderbeeren, die sind wohl rechtschaffen gut."

Er blickte nicht mehr auf, mit einer merkwürdigen Behendigkeit huschte er hin zwischen den Gesträuchen und pflückte blaue Beeren.

Da konnte Erich es nicht lassen, er streckte die Hand aus nach einer solchen Frucht, aber die Wachholdernadeln stachen ihn in die Finger.

Auch die Arbeit im Walde ist heilig und will sich nicht Jedermann hingeben, der vorwitzig mit ihr sein Spiel treiben möchte.

Noch lange sah Erich kopfschüttelnd auf die mattgrünen

Sträuche mit den zahllosen blauen Punkten, und auf den schneeweißen Scheitel des Alten, der wie ein Kaninchen zwischen den Büschen dahinhüpfte.

Mirzchen und Maria.

Die Sonnenwende kam und ging vorüber. Der Hochsommer nahte mit seinen schwülen Tagen und mit seinen Gewittern. So mancher Blitz zuckte nieder auf den Wald und der getroffene Stamm flammte auf.

Erich sehnte sich nach einem solchen Flammenkusse . . .

Es war ein lieber, heiterer Sommermorgen. In den schattigen Thälern lag der Nebel, auf den Höhen glühte der Wald im Sonnengolde. Am tiefblauen Himmel stand noch das bleiche Halbrund des Mondes. Die Blätter der Sträuche, die Gräser, die Nadeln der Bäume glitzerten vor Thau; die Vöglein sangen das Lied von der ewigen Jugend.

Erich saß in seinem Stübchen, er war blaß und abgehärmt, er brütete vergebens über dem Buche von der Geschichte der Menschheit.

Da war plötzlich ein Rauschen; eine Wildtaube flatterte zum offenen Fenster herein und schwirrte umher; einige Bücher stieß sie von dem Schranke, an die Uhren prallte sie, endlich setzte sie sich auf das Tischchen und girrte. Erich sah den Eindringling etwas verwundert an, Mirzchen aber war von dem seltsamen Besuche höchlich überrascht, völlig außer sich schoß es von einem Winkel zum andern, hüpfte endlich auf das Fenster und hinaus — hinaus.

Jetzt verlor sich Erichs Ruhe, er stürzte hin und sah just noch, wie sein kleiner Freund behende über das Gemäuer hüpfte, und abwärts gegen das Gesträuche. Schier wäre er im ersten Schreck selbst nachgesprungen, doch noch besann er sich, daß seine Stube auch bequemer Weise eine Thüre habe. Wie er just war, ohne Hut und Mantel, lief er hinaus und kollerte fast über die Treppe.

Zur selbigen Stunde hatte Erich das Hüpfen und das Klettern versucht, doch sein Eichhörnchen that's ihm hierin zuvor. Von einem Stein zum andern, von einem Strauch zum andern, von einem Ast zum andern, und von Baum zu Baum nahm es munter seinen Weg. Die Wildtaube war dem kleinen Schalk sicher nur eine Ausflucht gewesen und jetzt war er nach so langer Zeit endlich frei und mitten im wohligen Sommertag.

„Mirzchen, Mirzchen!" rief Erich, anfangs zärtlich lockend, dann grollend und endlich kläglich bittend. Ihm, dem die ganze Welt gleichgiltig geworden und schier auch das Leben und Sterben, erwachte nun plötzlich die Sehnsucht, das leidenschaftliche Verlangen nach dem lieben Thiere, das da oben hinhüpfte und manchmal recht neckisch niederlugte auf seinen Herrn. Da machte sich Erich gar an die Bäume und kletterte an einigen empor, aber als er zur Stelle kam, wo er glaubte, daß Mirzchen recht artig auf ihn warten würde, machte dieses schon längst auf einem zweiten und dritten Baum seine possirlichen Männchen.

In Erich regte sich plötzlich etwas von Knaben- und Jugendlust.

Daß er das Thier nicht erwischte, war nichts Wunder-

bares, wohl aber, daß er es nicht aus den Augen verlor. Mirzchen sah sich zuweilen nach ihm um und wedelte und putzte den Schweif und glückste zuweilen schier ein wenig, und kratzte mit den Vorderfüßen emsig an dem rothen Halsband, als ob es auch dieses letzte Zeichen der Gefangenschaft abwerfen möchte.

Aber kein einzigesmal berührte es den Erdboden — das war ja das Lustige, daß es seinen Weg in der Luft hatte.

Zuletzt verlor Erich das Thier doch aus dem Gesichte. Er irrte stundenlang durch den Wald; Wildhühner jagte er auf und Hasen, und zuletzt war es ihm, als sei er über ein flüchtiges Thier.

Es begannen sich schon die Schatten zu wenden; der Wald lichtete sich, die Bäume wurden spärlicher. Da sah Erich plötzlich sein Thierchen wieder, es duckte sich hinter einem Strauch. Neuen Muthes eilte er ihm zu, aber Mirzchen huschte quer abwärts über einen Hang; Erich konnte zwischen den starken Felsen und Wachholdergesträuchen oft kaum weiter. Und wieder war ihm das Eichhörnchen aus den Augen.

Er stand still und lauerte. Es war mäuschenstill, nur eine Hummel summte hin über die Sträuche. Und das Mirzchen war fort.

Auf einmal aber hörte Erich von der Anhöhe herab ein Wehgeschrei. Es kam näher, rasch näher und es wurde von einem wilden Rauschen und Tröhnen begleitet. Ein scheues Rind mit einem Karren bespannt brauste heran, abwärts über den Hang, und gerade auf einen Abgrund los, in dessen Tiefe ein Wildbach tobte. Auf dem rollenden,

hüpfenden Karren aber saß ein Mädchen wehklagend und um Hilfe rufend.

— Da geht ein Mensch zu Grunde! Dieser Gedanke blitzte auf in Erich, und schnell entschlossen stürzte er hin, erfaßte das wilde Rind bei den Hörnern — mit seiner ganzen Kraft stemmte er sich und gab dem Thiere eine andere Richtung und das Gefahrte stand still.

„Ein andermal hebt es besser an!" brummte er gegen das Mädchen und wollte davongehen. Los von dem Karren, in den es sich mit den Kleidern verwickelt hatte, machte sich das Mädchen und stürzte Erich zu Füßen und rief, daß es weithin schallte: „Mausetodt wäre ich ohne euch jetzt, Herr, und ich getrau mich in dieser Stund' wohl zu fragen, wer ihr seid, der ihr schon so lange in unseren Wäldern hauset, und wie sie euch heißen mögen; jetzt getrau' ich mir's zu sagen, ihr seid ein guter Geist, und ich fürcht' mich nimmer vor euch. Leicht seid ihr gar ein Mensch wie die anderen auch, und wenn's so ist, so müsset ihr mit in unser Haus, daß euch mein Vater sieht und dankt — ich bitt euch d'rum, o Gott, ich weiß ja gar nicht, was ich red'. — Das ist doch ein Schreck gewesen jetzt für mich, du Herrgott im hohen Himmel oben!"

Das Mädchen war fast außer sich. Wie auf der Stelle in den Boden gewachsen, blieb Erich stehen. Von seinen Augen war noch nichts Schöneres und Ergreifenderes gesehen worden, als dieses Kind mit dem tiefsinnigen, thränenvollen Blick; Todtenblässe und Flammenröthe hatten gewechselt in einem Augenblicke auf den lieblichen Wangen und auf der Stirne, um welche reiche, lange Locken wallten. Wie ein mil-

des, just aufgeknospetes Röslein auf dem nahen Dornstrauch, so war das Mädchen zu schauen.

Unser Freund empfand ein Wunderbares, er vergaß auf das Eichhörnchen und folgte dem Wesen, das er gerettet hatte mit Gefahr seines eigenen Lebens. Er wußte gar nicht, wie es geschah und er wußte noch weniger, wie ihm jetzt war.

Das Mädchen leitete das ruhig gewordene Rind wieder aufwärts und über die Anhöhe gegen ein Häuschen, das mitten auf einem kleinen, von Tannen umgrenzten Ackergelande stand.

Unterwegs erzählte sie unserem Freunde, wie sie mit der Kuh um Brennholz fahren wollte, das Thier aber von einem Eichhörnchen, welches plötzlich über den Weg gelaufen, erschreckt, scheu wurde und die Lehne abwärts raste.

„Um Holz hab' ich dich geschickt, Mirzi, um Holz, und nicht um einen weltfremden Menschen, der noch dazu ein Halbnarr ist!" rief ein ältlicher Mann von der Hausthüre her, als er Beide kommen sah: sein Töchterlein mit dem rätselhaften Schloßbewohner, dem er schon öfters begegnet, der aber heute weder den grünen Mantel, noch den breitkrampigen Filzhut, noch das Eichhörnchen am Leibe hatte, sondern in nachlässiger Bekleidung verstört daherkam.

„Wer früh schreit, wird früh heiser, Vater!" sagte das Mädchen, dem Alten entgegeneilend, „leicht wär' ich mit dem Holz nicht gekommen und mit dem fremden Menschen auch nicht, und ihr thätet mich suchen einen ganzen Tag, und erst im Mondschein thätet ihr mich finden zerschmettert und verwaschen unten in der Rabenschlucht!" Und jetzt erzählte sie

den Hergang, bis sie athemlos und schluchzend in des Vaters Arme sank.

Erich blickte den Häusler, der in ärmlich einfacher Kleidung der Waldbewohner vor ihm stand, forschend an. Dieses rauhe, offene Antlitz — wo hatte er es doch schon gesehen?

„'s ist närrisch," sagte der Häusler halblaut, als das Mädchen geendet hatte, und gegen Erich gewendet: „Bin just keiner von denselben, die in euch allweg den Belzebub gesehen haben, aber so was hätt' ich doch nicht von euch gehalten. Wie ihr's da seht: mein einziges Kind ist's! Der Herrgott mag euch's vergelten, ich armer Mann wär's all meiner Tage nicht im Stand'."

Erich's zarte Hände lagen in den seinen, wie sich ein Taubenpaar einschmiegt zwischen zwei rauhrindige Lärchbaumäste.

„So geh', Mirzi, so geh'," rief der Alte fast weinerlich, „schaff' eine Schüssel Milch her, aber schöpf' mir ja den Rahm nicht ab! wir halten heut' einen guten Tag, weil er so schlecht hat sein wollen. Die Kuh spann' ich schon selber aus — nein, das ist schon ein vertraktes Vieh, jetzt ist's heut' so wild worden! — Mach' hurtig, Mirzi, und such' auch den neuen, beinernen Löffel hervor!"

Mirzi hieß das Mädchen — ja gerade wie das Eichhörnchen.

Erich wußte nicht, warum er mit hergegangen war, warum er noch immer dastand und nicht schon lange wieder nach seinem entflohenen Kätzchen spähte. Ach, der Kukuk weiß es, wo sich dieses schon herumtreiben mochte. Jetzt hatte unser

Freund sein liebstes Wesen verloren. Zu einer andern Zeit hätte er das gewiß tief empfunden; nun aber ließ er sich gar von dem Alten in das niedere Stübchen zerren und setzte sich zum braun angestrichenen Tisch und aß mit dem neuen beinernen Löffel Milch und Rahm.

Der Alte saß ihm gegenüber und sah ihm zu und hielt die Hände zusammen und klammerte die knochigen Finger in einander. Dann fuhr er sich mit der flachen Hand über das hagere, nußbraune Gesicht und murmelte: „Heiliger Gott, das hat' ein Unglück werden mögen!"

Hernach rückte er sich fester, legte die Arme derb auf den Tisch und sagte zu Erich laut und gesetzt: „Heut' bleibet da!"

Erich blickte völlig verwirrt um sich, als besänn er sich erst jetzt seiner Lage.

„Heut' schlafet in meinem Bett," fuhr der Alte fort, „ich weiß euch nichts Besseres zu thun. Morgen geb' ich euch meinen Sonntagshut und meinen Hochzeitsrock, dann möget ihr wieder gegen euer Schloß hingehen, 's ist just kein Katzensprung. Eßet, eßet mit Gottes Segen, 's ist eine frische, gesunde Milch von heut' Mittag. Nein, die Kuh ist sonst nicht dumm, und jetzt läuft sie mir mit der Tochter davon!"

Er schüttelte fortwährend seinen Kopf, dann brummte er wie verloren: „Mit mir wird das Unglück noch nicht fertig sein, dasselb' deucht mich schon."

Endlich ermannte er sich, und seinem Gaste fest in das Gesicht blickend sagte er: „Wenn ihr mich etwa nicht kennt, ich bin der Grabenjodel. So heißt's bei dem Häusel da, und seit ich der Besitzer bin, heiß' ich halt auch so. Seiner Tage,

wie ich noch jung gewesen, hab' ich der Gärtner-Franz geheißen, und bin bei einer Herrschaft in der Residenz gewesen. Aber für Unsereinen ist kein Bleiben in der Stadt — ihr seid auch aus einer Stadt her, man kennt euch's an, und ihr mögt leicht auch lieber in der Wildniß sein?"

Erich antwortete nicht, er strich seine dunkeln Locken glatt und blickte zuweilen auf das Gesiedel hin, wo das Mädchen Linnen glättete.

Das Mädchen hatte ein blaues Röckchen an, und ein Hemd, so schneeweiß, an den runden Armen wohl zierlich aufgestreift und am Halse sorglich zusammengebunden mit einem kirschrothen Bändchen. Und das Kind war flink und behendig wie — ein Eichhornchen.

„Leicht seid ihr gar bekannt in der Residenz?" frug der Alte. „Nachher wißt ihr wohl auch den Ostermannhof, eine halbe Stunde von der Stadt.

„Ostermann?" sagte Erich aufmerksam werdend, er selbst hieß ja auch Ostermann.

„Welt, ihr kennt ihn! Kennt ihr auch den alten Herrn, wenn er noch lebt? den Thomas Ostermann, kennt ihr ihn?"

„Werd' ihn wohl einmal gesehen haben," entgegnete Erich, eine innere Aufregung verbergend. Da war ja von seinem Oheim die Rede.

„Ein guter Mann, ein rechtschaffen guter Mann," sagte der Grabenjodel, „aber hartherzig!"

„Gut, aber hartherzig?" frug Erich.

„Mein Gott, Uebles soll man doch einem Schwiegervater nicht nachsagen."

„Thomas Ostermann euer Schwiegervater?" rief Erich.

„Nun, weil wir schon so weit sind: wunderlich ist's zugegangen. — Wie sollen der arme Gärtner-Franz und die einzige Tochter des reichen Gutsbesitzers zusammenpassen? Heut' weiß ich mir's schier nicht zu denken, und hätt' ich dort das Mägdlein nicht, ich thät' meinen, 's war Alles ein narrischer Traum gewesen. — Sauber gewachsen, dasselb' kann freilich ein Anderer auch sein, und 's ist auch nicht deswegen gewesen, daß das Mägdlein all' Tag zu mir in den Garten ist kommen; sondern deswegen, weil der Vater immer voll Geschäftssachen und sonst so streng, und leicht gar grob, und die Mutter gestorben war. Die Erzieherin hat sie so gemeistert, gleichwohl Amalie schon ein halberwachsenes Mädchen; die Bedienten sind wohl süßlich gewesen gegen sie und haben ihr zuletzt gar verdächtig nachgestellt, weil sie gewußt, daß sie keinen rechten Schutz hat. Ich bin als Kind ihr Spielgenoss' gewesen im Garten, und so ist sie nun auch wieder zu mir kommen, hat gesagt, ich sollt' ihr Bruder sein, und hat mir Freud' und Leid mitgetheilt. Gott der Heiland soll mir nicht beistehen in meiner letzten Sterbstund', wenn was Unrechtes ist geschehen — aber einmal kommt der Herr, ihr Vater dazu, wie wir unter dem Hollunder sitzen — was ist's gewesen? sie hat er geschlagen bis auf's Blut, mich hat er davongejagt. Ich geh' darauf noch einmal zurück, daß ich's dem Herrn Ostermann kann sagen: die Tochter ist unschuldig, aber Sie sind ein gewissenloser Vater! — Doch da hat sich's anders zugetragen, als ich's hatt' meinen mögen; Amalie ist mir um den Hals gefallen: sie habe keinen Vater und sie wollt' nicht mehr bleiben in diesem fremden Haus, und es wäre ihre größte Wohlthat, nähm ich sie mit mir, ein reiches

Bettelkind wolle sie nicht sein, sie wolle ehrlich mit mir das Brot erwerben. Darauf hat ihr Vater geschrien: Hast Recht, Betteldirn', von dieser Stund' an hast keinen Vater und kein Heimatshaus — zieh' mit deinem Buhlen! — und hat die Thür zugeschlagen. — Ja, lieber Herr, und darauf sind wir davongezogen."

Das Mädchen hatte aufgehört zu glätten und horchte fast wehmüthig den Worten des Vaters.

„Geht dir halt die Arbeit nicht recht von der Hand, Mirzi, wenn ich von deiner Mutter red'," sagte der Alte, und fuhr dann fort: „So hat's sein müssen, und zu meinen höchsten Freuden. — Herr, wenn alle Wolken am Himmel wären Pergament, und jeder Sonnenstrahl eine Feder zum Schreiben, und jeder Stern ein Schreiber dazu, so kunnten sie's in alle Ewigkeit nit genugsam beschreiben, wie ich das Mägdlein hab' lieb gehabt. — 's ist vorbei und 's sollt' nimmer davon die Red' sein. Wir haben geheiratet und in einem Städchen die Gärtnerei betrieben. Amalie hat sich wohl oft heimlich um ihren Vater erkundigt, wie wir aber gehört haben, daß er uns nachstellt und uns vielleicht gar wieder auseinanderreißen will, da sind wir fort, ganz fort und in's Gebirg herein. Diese Hütte haben wir uns erworben, und mein Weib hat da gelebt mit mir in der Treu. Weltfremd, wie eine Stromerdirn' ist sie gewesen vor des reichen Vaters Thür, und das hat sie gar gekränkt, und die wilde Waldluft ist auch viel zu rauh gewesen für die zarte Blume, die, wenn man's nimmt, doch in einem Glashaus ist aufgewachsen. 's ist jetzt schon Jahre vorbei, seitdem wir sie hinausgetragen haben auf den Kirchhof."

So weit der Alte, dann stand er auf, öffnete eines der kleinen Schubfenster und brummte: „Wenn's nur kein Nachtwetter gibt, weil's so schwül ist!"

Erich war im Innersten bewegt. Lebhaft gedachte er der Stunden, in welcher er einst gar verbittert an dem Grabe der Wäldlerin gestanden war, ohne zu ahnen, daß sie vor ihm seine nahe Blutsverwandte bestatteten. Die arme Amalie hatte doch noch ein besseres Geschick gehabt, als er, sie war verbannt nicht vom Heim und nicht vom Staat, sondern vom eigenen Vater. —. Und der alte Mann, dem Erich vor Kurzem unter den Wachholdersträuchen begegnete, hatte damals an ihrem frühen Grab dieses Leben gerühmt! — Das Mädchen, damals noch ein Kind, war nun erwachsen. — Erich ließ es nicht merken, was in ihm vorging: er war eine zu verschlossene, verbitterte Natur, als daß er sich sofort als einen Verwandten des Hauses vorgestellt hätte. Er erhob sich.

Es grauten schon die Schatten des nahenden Abends, nur die Wipfel der Bäume waren noch goldig grün im Sonnenschein. Plötzlich, als Erich sich zum Aufbruche rüstete, that das Mädchen einen hellen Schrei: „Ach, das Mirzchen mein Eichhörnchen!" und lief an's Fenster.

Aber nur einen Augenblick hatte das Thierchen in die Stube geguckt, dann war es schon wieder davon.

„Das ist dasselbe," sagte Erich, und Marie rief: „Lieber Gott, wenn's das nämliche ist, das meine, so ist das auch der Weis — ein Bettelzunge hat mir's gestohlen vor drei Jahren."

„Das ist dasselbe und das meine," sagte Erich wieder,

und er, der seinen eigenen Lebenslauf verschwiegen hatte, erzählte nun kurz die Geschichte seines Hausfreundchens.

„In tausendmal laß' ich euch's gern," versetzte das Mädchen, „und es freut mich von Herzen, aber haben müssen wir's!"

Sie gingen hinaus und spähten um's Haus, aber sie konnten das Thierchen nicht finden. Das war wohl schon wieder im tiefen Walde, saß auf seinen Hinterfüßchen, spitzte die Ohren und spottete seinen Verfolgern.

So machte sich Erich mit eigenartigen Empfindungen auf dem Heimweg. Vergebens hatte ihm der Alte vorgestellt, wie weit und wild der Weg, bis hin zum alten Schlosse, und wie frisch und weich das Bett in seiner Hütte. Erich blieb nicht.

„So nehmt meinen Hut und meinen Rock, wir werden die Dinge schon wieder holen. Meines Gedenkens sollen wir jetzt miteinander bekannt bleiben; — „Donnerzeug, jetzt hat mir beut' die Kuh mit meiner Tochter davongehen wollen!"

Erich nahm die Kleidungsstücke und einen tüchtigen Bergstock, nur mit Mühe konnte er sich den Dankesbezeugungen des Mannes entwinden. Sein Herz wurde warm, bei einem Haare wäre ihm das Bekenntniß von der Verwandtschaft losgebrochen.

Noch draußen vor der Thür lispelte ihm das Mädchen zu: „Wenn wir die Waldkatz' eingefangen haben, werde ich sie euch schon bringen, und der liebe Herrgott und der Hanselmann müssen euch den heutigen Tag abstatten."

Neue Hoffnung.

Das Grünen und das Blühen war vorüber, die Farben verblaßten an der glühheißen Sonne. Die Wiesenthäler und die Bergwälder sahen nicht mehr so frisch aus, die Luft wurde bläulich grau, wie ein erblindendes Glas. Der sonst so tiefklare Himmel war matt, die Sonne sah nicht mehr aus wie ein sprühender Stern, sondern wie eine ruhig leuchtende Scheibe und doch lagen ihre Strahlen drückender und sengender auf der Erde als sonst und sie verzehrten jedes Wölkchen und sie saugten den spärlichen Thau schon in den ersten Morgenstunden auf. Da verdroß freilich den Kräutern das Blühen und den Vöglein das Singen und selbst die Zweige und Blätter wurden träge und rührten sich nicht. Der Wald hielt den Mittagsschlaf des Hochsommers; er träumte, aber er träumte schwer; es war nicht ein stärkendes Ausruhen, es war ein ohnmächtiges Dahingestrecktsein.

„Weil's gar so schwülig ist", meinten die Leute, „so kommt zuletzt der Stern dennoch herab."

Das alte Bergschloß ragte über der Waldruhe empor, wie ein verwitterter Grabstein.

Erich zog sinnend in denselben aus und ein; sein Gemüth war aufgerüttelt, sein Herz war warm, war heiß geworden. Es ekelte ihn vor seinem einförmigen, thatenlosen Leben. Er fing an zu ahnen, was das heißt: verkehren mit der äußeren Natur in Arbeit, ein wenig heiter sein, ein wenig Kummer haben um das tägliche Brot, jeden Tag das Leben Stück für Stück neu erringen und bangen müssen vor dem Verlieren und eine ewige Sehnsucht haben nach einem

geliebten Herzen. Und daß all das zusammen der Vollgenuß des Lebens ist.

Er konnte die Menschen nicht mehr verachten; so elend sie sein mögen: Der Kampf um's Dasein sühnt Alles. Erich las wieder mit Vorliebe in dem Erbe seines einstigen blinden Nährvaters; aber da lasen oft nur die Augen, die Gedanken waren so selten daheim, die waren mit dem Mirzchen davon, waren bei ihm.

Mirzchen ist der Kosenamen für Maria.

Einige Wochen nach dem Abenteuer und dem Besuch im Waldhäuschen kam der alte Grabenjodel auf das Schloß, um Hut und Rock zu holen.

„Ich komm' allein," sagte er, „ich hab' das Mirzchen mit vier Füßen nicht bei mir und das andere mit zwei Füßen auch nicht. Das erst' läuft, weiß unsere liebe Frau, im Walde herum, das andere — aber schau, schau, was ihr für eine vornehme Wohnung habt! seid ja rechtschaffen sauber eingerichtet; jerum, und gar die Menschinen dort am Ofen! Geht mir weg! Schon recht, daß sie von Stein sind, aber eine Schürz' thät ich ihnen wohl umbinden, dasselb' thät ich wohl. Gefiel euch nicht, meint ihr? Geht mir weg!" Heiter schmollend wendete er sich ab.

Erichs blasses, gedrücktes Aussehen mochte dem Manne auch nicht gefallen.

„Am Essen leidet ihr doch keine Noth?" sagte er, „ich hab' Korn und Speck im Haus und mir kommen schon die Mäus' dazu. Jetzt, die Mäus', hab' ich zu meiner Tochter gesagt, die sollen ihre Sach' im Freien suchen, aber — es kunnt' Leut' geben in unserer Gegend, die — — All' haben das

Graben nicht gelernt und zum Betteln thäten sie sich leicht schamen und da — — wisset, ihr seid nicht meinesgleichen und ich red' mich rechtschaffen schwer, ich mein' auch nicht, daß ich euch eine Wohlthat erweisen wollt', ich weiß, ihr habt zu leben." Er stotterte noch eine Weile, aber er brachte sein Anliegen nicht heraus. Er hätte den Retter seines Kindes gerne mit Lebensmitteln versehen.

Da versuchte er es von einer andern Seite. „Weiß Gott, ich thät nicht bleiben in so einem gspenstigen Nest da," sagte er kopfschuttelnd, „da kunnt Eins ja leicht auf das Menschtum vergessen und selber ein Gspenst werden. Wenn ich so der Herr wär', wie ihr, ich thät mir unten im windstillen Thal ein Häusel nehmen und einen steinalten Gartner dazu, der mir einen Garten wollt' anlegen und ein Weiberl und thät nicht eher nachgeben, als bis ein leyerhafter Geschrei und Gejammer um mich war. Ihr thut, wie ihr wollt, aber ich thät so."

Erich schwieg. Naher konnte der Alte nicht mehr zur Sach' rucken, da sagte er noch einige Höflichkeiten und ging davon.

Erich ärgerte sich fast, daß er dem Jodel nicht seine Lebensgeschichte und sein verwandtschaftliches Verhältniß zu Marie dargelegt hatte. So eng war diese Blutsverwandtschaft nicht, daß sie, sagen wir Erichs Gedanken offen heraus, eine Verbindung hindern konnte.

Wie hatten wir an jenem Tage, als Erich den Waldsee suchte, an eine solche Wendung denken können! Dann kamen die Jahre der Einsamkeit, die Gram und Verbitterung nur noch erhöhen mußten. Aber es kam auch das Eichhörnchen,

auf daß es sein Herz wieder erwärme und warm erhalte durch die dunklen Stunden der Irren, durch die bange, frosterstarrte Zeit bis zu dem Tage der Liebe.

Neue Enttäuschung.

Eines Tages kam der Pecher Wolf auf das Schloß. Er war viel demüthiger und geschlachter, als sonst und sein mächtiger bepichter Hut sah erbärmlich aus. Von der außerordentlichen Hitze des Tages fast aufgelöst hingen die Krempen nieder, wie ein gekochter Schwamm, und als ihn der Mann an die Thür klopfend wollte abziehen, hatte sich der Hut so arg mit den Haaren verklebt, daß der Pecher ihn vor Erich's Augen mit Gewalt und nicht ganz ohne Haarverlust lostrennen mußte.

Der Pecher war heute überhaupt recht verlegen, er wußte nicht, sollte er den Hut, der in der Stube sogleich ein merkliches Aroma verbreitete, ablegen oder in der Hand behalten, oder sollte er auf dem gebotenen Stuhl niedersitzen, oder daneben stehen bleiben.

„Wie lebt ihr allfort!" frug Erich den Mann, der im Walde doch sein ältester Freund und Schutzherr war.

„Zahlt sich nit aus," antwortete Wolf, und wollte damit sagen, es verlohne sich nicht der Mühe, sich nach seinem Leben und Treiben zu erkundigen.

„Für's Erste," meinte er dann, „daß ich etwas fragen komme." Dabei wischte er an seinen bereits schimmelfalben

Haaren. „Der Hanfelmann hat sich bei mir gut angelassen und brav gehalten —“

„Und so habt ihr das Spiel gewonnen und kommt fragen, ob ich nun der Euere sei,“ unterbrach Erich.

„Beileib nicht, beileib nicht,“ versetzte Wolf hastig, „daß ihr euch die Sach' wieder leichter legt und mir jetzt nicht mehr in's Wasser gehen mögt, weiß ich gleichwohl schon lang. — Von wegen Hanfelmanns aber, der ist aufgewachsen, g'rad und stämmig, wie ein Tannenbaum, ist ein tüchtiger Holzschlager und weiß seine Sach' anzupacken. Tabakrauchen thut er mir, sonst hat er keinen Fehler. Ihr seid an dem selbigen Tag, wo ich den Burschen übernommen hab', dabeigestanden, und so halt' ich's für Pflicht und Schuldigkeit, daß Ihr gefragt werdet. Die Sach' ist halt so, der Hanfelmann meint, 's thät's nimmer anders, und will sich Eine nehmen.“

„Eine, ein Weib, meint ihr?“

„Halt ja, halt ja, so was,“ nickte der Pecher, „und da ließ euch der Hanfelmann — er hat heut' in's Holz müssen, sonst wär' er leicht selber auch mitheraufgestiegen — fragen ließ er euch halt, was ihr dazu meint.“

„Was geht das mich an!“ rief Erich, „euch aber ist es eine Ehre, Wolf, daß ihr etwas aus dem Jungen gemacht habt.“

In seinem Herzen hatte er eine wohlthuende Empfindung; er war ja doch der erste Anlaß gewesen, daß jener Betteljunge, den sie schon das Galgenmännlein hießen, auf andere Pfade gebracht wurde.

„So thät das in der Richtigkeit sein,“ sagte der Pecher,

und wand und drehte angelegentlicher an den Krempen seines Hutes, — „hätt' ich halt noch was."

„Habt ihr ein Anliegen, Wolf? sagt es frei, wenn ich dienen kann. Ich bin euer großer Schuldner!"

„Ei, das nicht," versetzte der Andere, und zupfte einige Reisigsplitterchen von seiner Kleidung, „'s zahlt sich nicht aus, aber — wisset — zu uns ist halt zuletzt noch das Baumhackel gekommen."

Erich verstand ihn nicht.

„Und hat so ein Nesterl gebaut und hat was ausgebrütet."

Erich sah den Pecher befremdet an.

„Ich sag' das Bübel kriegt eine gute Brust, es schreit euch schon seit der halben Nacht, daß die Steinfelsen gellen."

Nach und nach kam's wohl heraus, sein Weib hatte ihm ein Kindlein geboren und der Pecher war da, in Angelegenheit' des Gevatterbittens, weil er's denn doch nach dem Gebrauch halten wolle.

Erich war höchlich überrascht.

„Nu," rief er dann, heiterer gestimmt, „weil ihr just einen Schloßherrn haben wollt, so sag' ich zu. Aber aufrichtig, Alter, ich hätte diese Botschaft nicht mehr erwartet."

„Daß ich euch's sag', G'vatter," versetzte der Pecher zutraulich, und zog einige Falten seines Lodenkittels zurecht, „dessentwegen hätt's schon früher auch sein mögen. Aber bisher sind halt allweg andere kleine Leut' dagewesen, die eine Anpflege und eine Auferziehung gebraucht haben, und so ist das kindisch Zeug so lang verschoben worden."

— Was? frug sich Erich, Aufopferung und Entsagung

in ſolcher Geſtalt! — Welch' ein Gegenſatz! ſein Großvater und ſein Oheim verſtießen die eigenen Kinder aus Vorurtheil und Hochmuth, und dieſer halbwilde Waldmenſch nimmt Waiſenkinder auf und gibt ihnen, mit Aufopferung ſeines ehlichen Rechtes, eine väterliche Erziehung! — Erich riß einen Fenſterflügel auf und ſtarrte hinaus in den ſtillen, heißen Sommertag.

Endlich trat er wieder zurück zum Alten und ſagte: „Vielleicht geb' auch ich nun die Einſiedelei auf."

„Hab' mir's wohl gedacht," entgegnete der Pecher, „daß ihr nun nicht mehr lang bei uns bleiben werdet. 's iſt eine andere Zeit in der Welt, und ihr durft euch wohl wieder blicken laſſen. Mein Bub, der Feldwebel, ſchreibt mir, 's thät wieder die Freiheit kommen, und diesmal gar auch für die Soldaten. — Nu, und meiner Bitt wegen wär's richtig? und wir kriegen euch heut' in unſerem Hauſ' zu ſehen, und bei der Grabenjodelhochzeit geben und ſitzen wir zuſammen, Gevatter, und ich laß euch mit meinem Weib tanzen, bis ihr euch die Knie abgetanzt habt."

„Bei der Grabenjodelhochzeit?" frug Erich.

„Ja freilich, das werd' ich euch noch nicht erzählt haben, Gevatter, die Grabenjodeltochter hat er ſich ausgeſucht."

„Wer?"

„Ich ſag', Ihr hört heut' nicht gut, Gevatter — der Hanſelmann!"

Der Pecher ging.

Erich war völlig vernichtet. Von Neuem wurde er irre an den Menſchen, an der Gerechtigkeit. Sollte ſich ſo ſein Verdienſt an dem Bettelbuben lohnen? Maria ſollte dieſes

rauhen Burschen sein, Maria, das herzensreine Kind, welches hier sich dessen unbewußt blüht und gedeiht nach den ewigen Gesetzen der Schönheit und Tugend!

Doch, er war ja ihr Verwandter, diesen Vorsprung wollte er nun ausnützen. Auf Leben und Tod wollte Erich in den Kampf treten mit dem Waldburschen. Ein zweitesmal, und vielleicht mit nicht geringerer Gefahr als damals am Rande des Abgrundes wollte er Maria erretten und erringen.

Nicht mehr Verachtung hatte er für die Menschen, sondern Haß, und kampflustig stellte er sich ihnen gegenüber.

Es glüht . . ., es flammt . . .

Das Moos des Waldbodens war fahl und spröde; das schöne, tausendzackige Farrenkraut lag schlaff am Boden, die Bäume hatten eine röthliche Farbe und zahllose Blätter fielen ab. Die Thalwiesen waren gelblich statt grün, die Gerippe der Gräser schlingelten sich, man sah zwischen ihnen den kahlen Erdboden. Die wenigen Feldfrüchte verdarben, das Heu verzehrte sich selbst. Im ganzen Walde war kein Pilz zu finden. Der Löwenzahn hielt noch am längsten aus, auch er kroch an der Erde. Ameisen und Käfer lagen todt zwischen den dürren Nadeln des Bodens, umsomehr schwärmten kleinere Insekten, Mücken über denselben. Die gerundeten Steine in den Betten der Bäche waren trocken wie luftiges Reisig, und weiß wie Elfenbein. Wenn sich zwischen diesen Steinen doch ein brauner Wasserfaden hinzog, und hie und da einen hut-

breiten Sumpf bildete, ſo ſtarb darin eine Forelle oder ein Krebs, oder ein anderes Waſſerthierchen.

Die Luft war dicht und blau, man konnte nicht weit ſehen. Die Sonne war des Morgens roth wie ein verdorrtes Buchenblatt, dann blaß und faſt glanzlos; man konnte ſie anſehen. Man kroch ſie über die graue Wüſte des Himmels hin, als ob ſie erſchöpft wäre und dürſtete. Am Abende ſtiegen häufig grelle, glänzende Wolken auf; da fingen die Leute zu hoffen an, aber in der Nacht kam ein Wind und am andern Morgen waren die Wolken gelöſt und der nächtliche Thau aufgeſaugt.

Im Dorfe draußen wurde feierlicher Bittag um Regen angeordnet. Vom ganzen Walde ſtrömten die Leute zuſammen, nur der Pecher Wolf blieb in ſeiner Felſenhütte bei dem jungen Sprößling, und wiegte: „Hop eio, hop eio! — wenn die trockene Zeit aus iſt, wird's ſchon regnen, was hilft der Bittag! gelt, Bübel? — Wenn uns ein Herrgott beigeſetzt hat, ſo wird er keinen ſo ſchwachen Kopf haben, daß er auf uns that vergeſſen. Und hat er gar keinen Kopf, ſo daß er die Welt nur mit den Händen zuſammenſtellt, und mit den Füßen auseinander tritt, nu, ſo hat er auch keine Ohren. Wofür nachher das Geſchrei! Sagſt du nicht auch dasſelb', Bübel?"

Das Bübel lächelte, es war alſo wohl einverſtanden. Und der Alte wiegte: „Hop eio, hop eio!"

In demſelben Augenblicke ſtürzte ein Holzerknabe athemlos zur Thür herein.

„Was haſt denn," frug der Pecher, „was ſchießeſt denn ſo närriſch daher?"

Ohne ein verständliches Wort hervorzubringen, deutete der Knabe mit beiden Händen zur Thür hinaus und gegen eine Felswand hin.

Der Pecher ging nachsehen, was denn an der Felswand sein mochte; das moosige Gestein war still und grau, wie immer. Aber weit hinter der Wand, wo der Hochwald anhub, da war's. Der Mann sah es und schlug die Hände zusammen. Dichte röthliche Rauchwolken stiegen dort auf und verfinsterten den lichtgrauen Himmel.

Der Pecher eilte zurück zum Lager seines Kindes: „Bartl, jetzt mußt allein bleiben, bis die Mutter kommt, ich muß eilends fort, es brennt der Wald. Du, das kann dir ein Unglück werden bei dieser Trockenheit!"

Er langte eine Axt von der Wand und eilte mit dem Holzhauerknaben davon.

Das Kindlein war allein, es zappelte mit den Füßchen, es zauste an einem Moossträußchen und lächelte.

Die Rauchwolken wirbelten immer heftiger auf und wurden immer breiter und röther.

Draußen an den sonnigen Lehnen war's, wo viel Föhrengestrüppe wucherte. Wo der halbverdorrte Lärchenanwachs begann, dort war die Flamme entstanden. Zuerst mochte sie fast lieblich gewesen sein, wie sie emporhüpfte von Ast zu Ast mit flatternden Flügelchen. Dann aber entfaltet das Element seine rothen, siegreichen Fahnen, denn der Wald wird höher und dichter, an den Geästen hängen lange, dürre Moosflechten nieder und die Stämme, vor wenigen Jahren durch Hagel geschädigt, sind harzig bis hinauf zu den Wipfeln. Hei, wie sie hineinstechen,

die feurigen Zungen und emporlodern bis zu den höchsten Kronen; wie sie unten durchzüngeln wie ein wildlechzendes Schlangengezücht und wie sie oben hinbrausen, aufwallen und noch hoch, hoch über den Bäumen in den emporschießenden Rauchwellen glühen und leuchten. Drei, vier Holzhauer rennen herum in Verwirrung und schreien und fluchen. Nach Hilfe rufen sie, aber der Wald und die Waldhütten sind heute menschenleer, Alles ist ja draußen im Dorfe bei der Bittprozession.

Bis sie endlich kommen nach vielen Stunden, da ist der Hochwald im Brand. Das ist ein Fiebern und Krachen und Prasseln weithin; Aeste stürzen nieder, Stämme brechen zusammen und sprühen noch einmal auf in den wogenden, zitternden Rauch. Und neu und frisch brausen glühende Luftströme in das Gehölze; wenn auch kein Lüftchen sonst weht, die Flammen erzeugen sich selbst den Sturm. Es gibt kein so gewaltiges Element und kein so nimmersattes, als das Feuer, das zehrt, so lange es lebt, und lebt wilder auf, jemehr es zehrt; und es verzehrt eine Welt, und wenn es erreichen kann, tausend Welten und hat nimmer genug.

Die Menschen arbeiteten und arbeiteten; Manchen trugen sie halb verbrannt von dannen. Der Pecher Wolf sah die Noth und die fürchterlichen Folgen, er war wie rasend. Schon begannen die Harzrinden seiner Kleider zu schmelzen und es waren lechzende Zünglein, die sich darnach ausstreckten, da eilte er hinab zum Bachbett und wälzte sich im Sand, bis sich dieser an alle Theile seines klebrigen Anzuges gelegt hatte. Nun war er gepanzert, nun achtete er keine Flamme mehr — Aeste haute er ab, Bäume hieb er um — o Gott,

das ſchlug nicht an. Der Sturm und der glühende Strom brauſte weiter; die kahlen Aeſte, die rothnadeligen Zweige harrten ſchon der nahenden Flammenbraut und huben gar noch früher zu brennen an, als ſie der erſte Kuß erreichte.

Nun ſuchten die Leute den Flammen einen Vorſprung abzugewinnen um ihnen durch breite Abſtockungen eine Grenze zu ſetzen, aber es theilte ſich der Brand in Arme nach verſchiedenen Himmelsgegenden. Zur Abendſtunde erhob ſich ein Wind und zerzauſte die mächtigen Feuerfahnen in tauſend Fetzen und vervielfältigte überall das Element. Das war ein Dröhnen in den Lüften und das war ein grelles Leuchten hin über das weite, dunkle Waldland!

Erſchöpft und rathlos ließen die Männer ihre Hände ſinken, die Weiber eilten jammernd und räumten ihre Hütten aus und wußten mit der Habe nicht, wohin.

In tiefen Thälern war es noch ruhig, da hörte man nichts, als das leiſe Flüſtern der hohen Tannen, aber der Himmel war röthlich und zuweilen flog hoch oben ein Feuerdrache dahin. Dann kam eine zwitſchernde Vogelſchaar, und die heimatloſen Thierchen ſchoſſen planlos umher, und die Rehe und Hirſche kamen erſchreckt heran zu den Menſchenwohnungen.

„Wie dieſen Thieren geht's uns Allen!" klagte ein Weiblein, „keine Menſchenmöglichkeit mehr, daß der Wald gerettet wird, niederbrennt er, bis auf den letzten Stamm und bis auf die letzte Hütte, dann heben noch die Steine an zu brennen, und der ganze Erdboden; 's iſt ja der Stern gefallen, 's iſt ja das Weltgericht, o, ſteht uns bei in der Noth, Jeſus, Maria und Joſef!"

Tagelang brannte der Wald.

Erich konnte nicht bleiben in seiner Burg. Da sah er, wenn auch von Weitem, die ganze Schreckniß des Unheils. Fern über den Hügeln sah er still und langsam die Flammen aufsteigen, und den gelblichen Rauch, der bereits die ganze Gegend verfinsterte. Und da sah er, wie sich das Feuer ausbreitete nach rechts und links und weiter hin und weiter, als wollte es planmäßig den Menschen trotzen und den ganzen unabsehbaren Wald vernichten. In der Nacht stiegen dichte Gluthwolken und leuchtende Qualmströme auf und flossen matt über den Himmel hin, und die Burg war rosig beleuchtet, wie wenn es die Morgenröthe oder die Abendröthe wäre. Alles war glühend, zuletzt brannten gar die Wolken zu allen Seiten. Die Nacht lag nur in den tiefen Thälern.

Erich durchirrte die Gegend; zuweilen stürzte ein aufgeschrecktes Thier oder ein halbwahnsinniger Mensch an ihm vorüber. Erich ging gegen das Haus des Grabenjodel, das war verschlossen, es war Niemand daheim. Er eilte wieder über Berg und Thal und in die Waldschlucht zur Hütte des Pechers. Ueber dieser waren alle Wände glührot, aber sie selbst war durch die Felsenumfriedung geborgen. Das Kind schlief süß in seinem Bettchen, aber das Weib war trostlos, der Wolf war schon seit Tagen vom Brande nicht mehr nach Hause gekommen.

Und weiter eilte Erich in der Nacht, um nach dem Pecher zu forschen. Aber wo sollte er ihn finden? Der Brände waren unzählige geworden.

Als er durch das Wachholdergebüsche hineilte, sah er

über den Sträuchen einen weißen Punkt, der sich hin- und herbewegte. Das hundertjährige Männlein pflückte Beeren.

„Bin gar nicht mehr jung," kicherte er fast unverständlich, „aber mein Lebtag hab' ich's noch nicht gesehen, daß Eins auch mitten in der Nacht Beeren brocken kann."

„Und euch geht das namenlose Unglück nicht zu Herzen!" rief Erich entrüstet.

„In der heutigen Nacht ist mir mein Dach niedergebrannt," sagte der Alte, „hätt' das Ding noch schier verschlafen; gählings ist das Feuer da, just, daß ich noch ausschlüpf'. Den Rock und den Hut hab' ich nicht mehr erwischen mögen; muß die Beeren schon in den Hosensack hineinbrocken."

— Erich ging davon, die wenigen Worte des Greises hatten ihm zutiefst die Seele erschüttert. War das Ergebenheit, oder Leichtsinn oder Wahnsinn. Er kehrte nochmals um, er suchte den Alten, aber der weiße Punkt hüpfte nicht mehr herum auf dem Gebüsche.

Von fernen Ortschaften her waren Leute gekommen mit Stangen und Hacken, und Schaufeln, und den verschiedenartigsten Geräthen, und von Neuem begann der Kampf gegen das Feuer. Die Tage waren ruhig, die Nächte windig, der Brand toste fort mit ehemer Gewalt. Die Waldbewohner verloren mit Fassung ihr Hab und Gut, sie waren stumpfsinnig geworden.

Nun verstand es sich fast von selbst, daß der Wald brannte. Weite Brandfelder breiteten sich aus. Der Boden war schwarz und stellenweise übersäet von weißer glimmender Asche. Verbrannte Strünke in phantastischen Gastaltungen

lagen umher, andere standen noch aufrecht und reckten ihre schwarzen Splitter gegen Himmel. Zu einzeln ragten Bäume, die hatten wohl ihre Wipfel und Aeste, aber als Todtengerippe.

Ein stechender Brandgeruch war in der ganzen Gegend, und ein dichter, blauer Qualm lag über Berg und Thal. Die Sonne war roth und vollends glanzlos, die Sterne der Nacht kaum zu sehen. Eifersüchtig waren die irdischen Flammen auf die leuchtenden Himmelsgestirne, selbst wollten sie die Herrschaft führen.

Es war ein Tag, da hatte Erich im alten Schlosse die Flamme gepriesen, als das einzig Reine und Wahre auf Erden. Jetzt aber, da sie ihren herrlichen Thron aufgeschlagen hatte und da war, um zu vernichten, jetzt irrte unser Freund angsterfüllt und liebeglühend umher und suchte den Becher und suchte — Maria.

Wo der Brand noch am heftigsten wüthete, wo Schaaren von Menschen arbeiteten mit Muth und Kraft, dort fand er sie endlich. — Nun bargen sie sich abseits unter einem Felsvorhang.

Der Becher Wolf lag auf Haidekraut und hielt die rechte Hand auf die breite Todeswunde an der linken Seite. Maria kniete daneben und legte ihm kühlende Erde auf die Stirne. Und der Hanselmann kam athemlos herbei und brachte von einem fernen Brunnen her Wasser in einem Holzbehälter.

„Bub," rief der Becher dumpf, „wenn du jetzt das Wasser schon da hast, so bist geflogen wie der Wind, es konnt' sonst bei meiner Treu nicht möglich sein."

Er trank von dem frischen klaren Wasser.

„Hanselmann," sagte er dann, „deinetwegen thät' ich's wünschen, es wär' ein Gott im Himmel und auf Erden, daß er dir kunnt vergelten diesen Trunk. Wenn ihr in den Ehstand seid allbeid', so denkt auch zu Zeiten an mich und mein armes Kind daheim, das — keinen Vater mehr hat."

Ein heftiges Fibern packte ihn, er mußte wieder trinken, er that noch einen Blick nach Erich, aber er sprach kein Wort mehr.

Als er so dalag mit der blutenden Wunde, in welcher noch der Splitter eines gestürzten Astes stack — ausgestreckt und erkaltend, das starre Gesicht bedeckt mit Todesblässe, da durchschauerte es Erich. Und wie oft hatte er in frevelhaftem Unmuthe sich selbst den Tod herbeigewünscht? . . .

Der Bursche und Maria sahen sich über dem Leichnam betrübt in die Augen. Erich ging von hinnen, heiße Liebe, glühenden Haß und — kalten Todesschauer im Herzen.

Gelöscht!

Am siebenten und achten Tage des Brandes wüthete ein Orkan und entfachte die Gluthen zur rasendsten Gewalt; als ob ein wüstes Gewässer hinbrauste zwischen den Stämmen, so toste und dröhnte es. Die Flammen übersprangen ganze Waldpartien und zündeten an neuen entlegenen Stellen.

„Jetzt sind wir fertig, jetzt ist Alles vorbei!" sagten die Leute und ließen ein- für allemal die Hände sinken und

thaten den Mund auf. Es fielen thatsächlich gebratene Vögel aus der Luft.

Einige bekamen sogar ihren Humor und meinten: „Das muß schon ein großes Fest werden, wenn sich einmal unsere Herze rasiren.“

„Aschermittwoch!“ sagten Andere, und hoben eine Handvoll Asche vom Boden auf.

Erich war viel bei den Leuten, er wollte sehen, wie sie im Unglücke sind. Er wollte lernen.

„Euere Geisterburg kommt auch noch d'ran,“ sagte ein Holzer zu ihm, als sie an einer brennenden Baumgruppe herumstanden, „leicht ist das ganze Unglück nur Ihretwegen geschehen und das Feuer gibt keine Ruh' bis es nicht das ganze Raubschloß mit seinen vergrabenen Schätzen vertilgt hat.“

Sie redeten noch so, als Erich plötzlich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. Auf einem hohen Wipfel, mitten im Rauch und von einem weiten Flammenrunde umgeben, hupfte ein Eichhörnchen mit einem rothen Halsbande. Es hupfte von Ast zu Ast, es hüpfte hin, es hüpfte her, es sah keinen Ausweg aus dem Feuer, das an allen Nachbarsbäumen wüthete. In Todesangst schoß es auf und nieder und blickte flehend zu den Menschen herab.

„O mein armes Thier!“ rief Erich aus und hielt beide Hände empor, als ob das Kätzchen ein paar Tausend Klafter lange darauf herüber zu hupfen vermöchte.

„Das ist die Schloßkatze!“ schrien Andere, „der verzauberte Drache!“

„Ein armes Wesen ist es, das auch noch gern leben möchte!“ rief eine Stimme durch Gestrüppe und Rauch hervor.

Erich lockte das Eichhörnchen mit Koſeworten; er ſuchte einen Weg zu ihm. Es war nicht durchzudringen, nur das Thierchen hätte vielleicht durch das noch zum Theile verſchonte Geſtrüppe eine kleine Scharte finden können, aber ihm war es nicht in die Seele geſchrieben, wie durch Klugheit und Liſt dem Tode zu entgehen.

Das arme Weſen auf dem Wipfel rollte ſich zuſammen zu einer Kugel, da verhüllten es ſchon dichte, ſchwarze Rauchwolken, und als dieſe wieder zerriſſen, war das Thier nicht mehr zu ſehen.

„Das Glück in jeder Geſtalt weicht von mir zurück," murmelte Erich und wendete ſich ab.

In demſelben Augenblick rief es ihm zu: „Herr, Herr, euer Kätzel hätt' ich da!"

Der Hanſelmann war's mit rauchenden Ellbogen und verſengten Haaren, er hielt das Thierchen am Arm. Dieſes ſah ſeinen Herrn und hüpfte ihm an die Bruſt.

„Du! Hanſelmann!" rief Erich überraſcht.

„Weil ihr mir ja vor Zeiten das Kätzel ſo gut abgekauft habt," ſagte der Burſche, „und weil ihr ſonſt auch Niemand' habt."

„Dein Leben hätte dir das koſten können!" rief Erich.

Der Burſche war davon.

— — — Das Feuer brauſte fort, die Menſchen gingen auseinander. Erich ſchritt mit ſeinem wiedergefundenen Freund dem Schloſſe zu. — — —

In ſeiner Stube lehnte er ſich an das Bücherpult und weinte. Er weinte zum erſten Mal ſeit Jahren, und er wußte nicht, warum. Sein Gefühl war ſo ſehr gehoben. Er hatte

in diesen letzten Tagen das fürchterliche Element geschaut und gesehen, wie ihm die armen Menschen hilflos gegenüberstehen, all' ihr Habe vernichtet wissen bis auf das nackte Leben und dennoch standhaft sind. Er hatte das hundertjährige Männlein geschaut, das in der Stunde seiner größten Armuth heiter lächelnd Wachholderbeeren pflückte und sich des Lebens freute, und dem verheerenden Feuer nicht grollte, weil es ja doch die dunkle Nacht erleuchtet. — Er hatte ein Kindlein lächeln gesehen, zur selben Stunde, in welcher der Vater, sich für das Allgemeine aufopfernd, in den Tod ging. Und er hatte die Liebe und die Zartheit, und die Dankbarkeit eines jungen Menschen erfahren, den er einst, verzweifelnd an dessen Bildungsfähigkeit, ein Bestie des Waldes hatte heißen mögen.

Da nannte Erich den Wald die Werkstatt Gottes. In der Stadt wird die Weisheit gelehrt, im Walde wird sie geübt. Der Städter thut bewußt das Verkehrte, der Waldler unbewußt das Rechte. Wornach dort der Beste strebt, das hat hier seit Urbeginn gewebt. — Das ist das „Ursprüngliche." Aber das wilde Dornröschen hat für sein Blühen und Duften kein Verdienst, denn es blüht und duftet unbewußt; und es hat keine Verantwortung für seine Dornen. Verdienst und Verantwortung, wahre Befriedigung durch das Gute, sowie tiefste Gewissensnoth durch das Böse kann nur aus dem Zustande einer höher entwickelten Kultur hervorgehen.

Erich, im Bewußtsein dieses Zustandes, wollte sich von Waldmenschen nicht beschämen lassen. Er hatte ja selbst einst zur Veredelung der Völker mitgearbeitet; für die Befreiung des Menschengeistes hatte er gestritten, seiner Idee zum Opfer

hatte er in der Verbannung gelebt. Wenn er auf der Höhe der Kultur stand, so sollte er ihren Werth und seine sittliche Kraft nun erproben.

So durfte er sich nicht beugen lassen von einem ungünstigen Geschick; so durfte er die Menschen nicht verachten, nicht hassen . . . .

Er liebte sie ja. Er liebte Maria; er hatte Ansprüche auf ihr Leben, denn er hatte es gerettet.

Wenn er sich als ein Glied des Hauses Ostermann ausweise, so würde ihm der alte Mann seiner Tochter Hand nicht verweigern. Und dann wollte er, wenn ihm die Zeit der Prüfung erfüllt, Maria in die Besitzungen ihres Vaters einführen, die ihr rechtlich zukommen müssen. — Aber dieser Bursche, der ihm zu Liebe durch's Feuer gegangen, liebt das Mädchen ebenfalls und mit gleichem Rechte, der ist jung, leidenschaftlich, der geht unter, wenn er ihr entsagen muß, denn er hat keinen sittlichen Halt.

An wem ist hier das Entsagen? wer rühmt sich der Bildung, die den Egoismus besiegt und sittlichen Idealen zustrebt?

Einst war ein Tag, da setzte Erich auf den Barrikaden sein Leben ein für das Ideal; er that es heldenmüthig. Heute sollte er dem Ideale seine Liebe opfern . . .

Und Erich hat auch diese Prüfung bestanden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Volke ging die Sage, daß in der alten Waldburg der Stein der Weisen verborgen gelegen sei. Diesen Stein hatte Erich nach langem Suchen und Irren gefunden: das Heil in der Entsagung.

Am neunten Tage des Waldbrandes legte sich der Orkan, der ganze Himmel war bedeckt mit schweren dunkelgrauen Wolken. Gegen Abend begann ein feiner dichter Regen zu rieseln.

Nach drei langen Monaten der erste Regen. Die Leute dankten Gott.

Der Regen währte fort in der Nacht und in den nächsten Tagen. Die Wolken lagen tief und hüllten die Bergwipfel ein, aus allen Thälern stiegen Nebel auf.

Die Flammen waren gelöscht. Lange noch stieg über den weiten schwarzen Brandfeldern weißer Rauch empor. Endlich legte sich über Alles der feuchte frostige Nebel — es war die herbstliche Zeit.

Wieder für Alle.

Im nächsten Frühjahre, als am tiefblauen Himmel die liebe Sonne wieder leuchtete in ihrer unbeschreiblichen Klarheit, als die thaufrischen Thäler wieder grünten und dufteten und lebendig waren im Gesange der Vögel und im glockenhellen Jauchzen der Hirten — arbeiteten auf den Brandfeldern hunderte von Leuten. Sie stachen den schwarzen Rasen um und säeten Korn in das Erdreich. An manchen Stellen wurden Bäumchen gesetzt; den Obdachlosen wurden neue Hütten erbaut und neuer Segen thaute über den weiten Wald.

Die alte Waldburg stand grau und einsam auf ihrem

Hügel; man sah von Weitem ihre höchste Zinne nicht mehr, man wußte nicht, war sie eingestürzt, oder waren ihr die Lärchen und Tannen vollends über den Kopf gewachsen.

Hanselmann und Maria und der alte Jodel waren nicht mehr im Walde. Erich hatte im letzten Herbste sehr viel Schriftliches mit Behörden zu thun und als Hanselmann und Maria ihre Trauung feierten, überreichte er der Braut zur Hochzeitsgabe ein Paket Urkunden. Diese Urkunden setzten sie in den Besitz der Güter ihres Großvaters Thomas Ostermann.

Erich aber lebte in dem Grabenjodel-Häuschen unter den Tannen.

Eine neue Zeit war angebrochen, eine Zeit der Gerechtigkeit; seine Verbannung war gelöst. Allein er blieb vorläufig noch im Walde, um mit Rath und That nach Kräften den Verunglückten, den Obdachlosen beizustehen, bis die Dinge wieder geregelt wären.

Bei ihm in dem Häuschen wohnte noch des Pechers Witwe mit ihrem kleinen Bartel, und das kleine, hundertjährige, schon ganz kindische und immer heitere Männlein mit dem schneeweißen Haupte.

Das vielbedeutsame Eichhörnchen hatte Erich im letzten Winter unter dem Hagenstrauch begraben. Man wußte nicht, starb es aus Gram über die erneute Gefangenschaft oder aus Altersschwäche.

Als nach diesen Ereignissen ein Jahr verflossen war und als im Laufe der Zeit die neuen Staatseinrichtungen auch in die Wälder gedrungen waren, hatte sich Erich so sehr in die Verhältnisse und in das Vertrauen der Bewohner des

Waldes hineingelebt, daß diese ihn zur Vertretung ihrer Interessen in den Landtag abordneten.

Er hielt es für Pflicht, das Amt anzunehmen und zog, durch Erfahrung geläutert, durch das Ursprüngliche erfrischt, durch die neuen Zeitverhältnisse ermuthigt, nach Jahren wieder aus dem Schatten der Wälder — der Hauptstadt zu.

Seinen Pathen, den kleinen Bartel nahm er mit sich, brachte ihn im Ostermannhofe unter, der nun auch wieder seine eigene Heimat geworden war. Hanselmann betrachtete den kleinen Bartel wie seinen Bruder und ließ ihn studiren. Dem Hanselmann selbst aber war es gar nicht wohl auf dem großen Hofe in der Nähe der Stadt, er sehnte sich so sehr nach seinen Wäldern.

Und Erich lebte — seinem Wahlspruche gemäß für Alle. Schon nach wenigen Jahren stieg er in den Reichsrath empor und erwarb sich durch Rath und That den Dank der Menschen.

Alljährlich zur Sommerszeit aber kehrte er mit Hanselmann und seiner Frau zurück in die fernen Bergländer, in das Häuschen unter den schattigen Tannen.

Hier lebte noch die Witwe des Pechers Wolf. Das uralte Männlein mit dem weißem Haupte aber war eines Tages davongegangen und man hatte es trotz aller Nachforschungen nicht mehr gesehen. Man wußte nicht, wann es gestorben war, oder wo es ruhen mochte. Oder wandelt es noch heute in den unendlichen Wäldern und freut sich des Lebens bis auf den jüngsten Tag?

—

Der Zenzi.

Zu Anfang dieser Geschichte hüpfen vom Traunstätterhof zwei Knaben thalab dem Kirchdorfe zu. Es sind zwei lustig-tolle Jungen, die all' beide nicht so viel Jahre zählen, als sie ein Junggeselle hat, der an's Freien denkt. Sie denken auch nicht an's Freien; sie denken an Lebzelten und Meth, an Possen und Gaukler, denn unten im Dorfe ist Kirchtag. Die Traunstatt ruht auf einer Anhöhe, und wer messen wollte, die funkelnde Spitze des schlanken Kirchthurmes liegt just und genau so hoch als der Antrittstein des Hofes. Deswegen ist der Traunstätter, wenn er vor seiner Thür auf dem Antrittsteine steht, um eine ganze Mannslänge höher, als der Kirchthurm. Man sieht den Traunstätterhof weit und breit im Thale und im Gebirge, und seinen Besitzer kennt man noch weiter hinaus, wo schon lange der stattliche Hof nicht mehr zu sehen ist. Der Traunstätter ist ein reicher Mann, ein strenger, ein stolzer Mann, aber ein guter, ein braver Mann. Der Traunstätter beugt sich vor Niemand als vor unserem Herrgott, gleichwohl er um Mannslänge über den Kirchthurm ragt.

Der Weg vom Hofe zum Dorf hinab ist ein Hohlweg, den die Buchen und Haselnußgesträuche so sehr einwölben, daß heute nur wenige Strahlen der Morgensonne hineinflimmern durch die thaufunkelnden Blätter in den Hohlweg, auf welchem die zwei Knaben thalab hüpfen.

Der Eine ist recht sorglich gekleidet, hat ein rothseidenes Halstuch und ein schneeweißes Hemd und feine Kalblederschuhe an. Ein sehr „viffes" Bübel — der Sprosse und die Hoffnung der Traunstatt, ragt auch schon über den Kirchthurm empor, wenn er auf dem Antrittsteine steht.

Der Andere ist wohl auch rührsam wie Quecksilber, aber die kleine Gestalt ist ein wenig verkuvrt und verknöchert wie ein Bäumchen, das im Walde keinen rechten Raum hat zum Emporwachsen und kein rechtes Licht zum Gedeihen, oder wie ein Bäumchen, das allzeit dem argen Sturm ausgesetzt ist, oder dem noch gefährlicheren Beder, der nichts als schabt und kratzt und schneidet an dem jungen Wesen, und zuletzt sagt: „Nun damit! aus dem Gewächs wird nichts."

Schier so sieht er aus, dieser Knabe; sein Anzug ist von „verschossenem" braunen Boden, der schon einmal ein Nachtwächtermantel gewesen war. Der Knabe ist der Sohn des Nachtwächters, ein possirliches Kerlpe, barfuß und macht Sprünge auf dem sandigen Weg wie ein toller Hirsch, während sein Kamerad ganz sachte auftritt, daß er sich in den Steinen die neuen Stiefel nicht vertrete.

„Jenzi, aber thust du nicht weh auf dem scharfen Sand?" sagte der junge Traunstatter.

„Was denn? Tret' ich gleich ein Loch in meine Schuh, so wachst es von selber wieder zu. Hopp, hopp! Was wetten, ich verlang dir die Haselnuß da oben!" und der Jenzi machte einen Sprung, und das Laubwerk rauschte, und die Nuß war in seiner Hand.

„Da wird heut' Einer in der Kirche sein, wird fleißig beten: da wird ihm ein Anderer auf die Zehen treten, und

da wird Einer Auweh schreien," neckte der junge Traunstätter den Barfüßigen.

„Ich geh' aber gar nicht in die Kirche," sagte der Jenzi, „weißt, ich geh' zum Ringelspiel hinab, da thu ich fahren und reiten und ich brauch' kein Geld dazu; weißt, wer bei einem Stück schieben will, der kann beim andern umsonst fahren. Komm du auch mit, Eugen; fährst du, so schieb ich, und fahr ich, so schiebst du, und wir brauchen all' beide kein Geld. Bist dabei! Hopp, hopp!"

Da ging's auch bei Eugen „hopp, hopp," er vergaß auf seine neuen Stiefel. Sie trollten des Pfarrers Anger zu, wo sonst die Schweine weideten und wo heute das Kirchtagsleben war und das Ringelspiel. Sie sahen das runde Zelt mit der weißrothen Fahne schon von Weiten und hörten eine Musik, wie keine mehr gehört worden war in der Gegend, seit vor Wochen die vielen Soldaten durchgezogen. Da war ein großer Kasten, und davor trieb ein Weib den Schwenkel, wie man einen Schleifstein oder eine Windmühle treibt, und da machte es im Kasten die Musik, vor welcher sich die Musikanten in der Kirche mitsammt der Orgel verstecken konnten. Und das Ringelspiel war im vollen Gang und die neu Ankommenden hatten keine Aussicht auf Platz. Jede Schaukel, jedes Wägelchen war voll Kinder; und auf den Schimmeln ritten die Schneiderbuben, und auf dem Einhornthier saß der Kopfwascher Knecht und auf dem feuerspeienden Drachen saß der Hasengucker-Lenz, und auf der babylonischen Schönen ritt der alte Almfriedl, und auf dem Krokodil klammerte die dicke Pechwaschl-Schusterin. Nur der Esel war leer, aber „auf dem Esel reit ich nicht," sagte der kleine Traunstätter.

Sie warteten die Zeit ab, bis die dicke Schusterin in Todesangst „Aufhalten" schrie und bald darauf hinter das Zelt hinaustaumelte. Nun sprang Eugen auf das Krokodil, und der Jenzi bot sich zum Schieben, und von Neuem flogs in die Runde.

Später wurde das Meerfräulein verfügbar, auf welchem der Schulmeistersohn gesessen war; sogleich verließ Eugen sein Unthier und schwang sich auf die Jungfrau mit dem Fischschweif. Vergebens mahnte ihn der Jenzi, nun einmal an das Schieben zu gehen, Eugen hörte es nicht, es war die Musik so laut; zuletzt vertröstete er den Kameraden auf Nachmittag. Und der Jenzi schob geduldig nebst ein Paar anderen Jungen an den großen Querbalken, bis ihm der Schweiß über die Wangen floß.

Eugen aber ritt das ganze Thierreich ab; er war sehr roth im Gesicht und hatte glühende Augen. Die Leute lachten und wunderten sich, daß der stolze Traunstätter seinen Sohn so auf den Markt lasse.

Zuletzt wurde Eugen gar mit dem Eigenthümer des Ringelspieles bekannt, und dieser erklärte ihm alle Thiere und hatte ein rechtes Gethue mit dem Knaben, und verband sich später, als er einige Zauberkünste aufführte, mit Eugen. Er führte den Jungen mit in die Bude, schnitt ihm dort den Kopf ab und zeigte dem Publikum zum allgemeinen Entsetzen den kopflosen Sohn des Großbauers. Gleich darauf hüpfte Eugen wieder mit seinen rothen Wangen und lustglühenden Augen unter den Leuten herum.

Der Jenzi selbst war ganz verblüfft und beguckte und

betastete den Hals seines Freundes, ob daran wohl wieder Alles in guter Ordnung sei.

Am Halse war Alles in guter Ordnung, daheim auf dem Traunstätterhof aber nicht. Der Traunstätter ging in seiner Stube auf und ab und hielt die Hände in den Hosentaschen; die Hosentaschen wurden schier zu eng, für zwei mächtige, zornwüthige Fäuste hatte sie der Schneider nicht gemacht. Endlich ging der Mann in das Freie und schritt um den ganzen Hof; es waren nicht viel Leute daheim, waren die meisten auf dem Kirchtag. Sein Sohn auch, der ist bei den Gauklern und gaukelt dem Dorfe was vor und der dümmste Knecht macht sich lustig über den jungen Traunstätter.

Endlich kam Eugen nach Hause. Er war erhitzt und erschöpft. Es war zur hohen Mittagszeit, der Hirt trieb schon die Rinder in den Hof.

„Bist jetzt allfort in der Kirch' gewesen, Eugen?" frug der Bauer. Da senkte der Kleine den Kopf, an dem vor Kurzem noch die Hexerei geschehen war.

Der Hirt jagte die Kalben und Stiere, und knallte mit der Peitsche.

„Schlag' mir nicht das unschuldige Vieh!" schrie der Bauer, riß dem Hirten die Peitsche aus der Hand und versetzte damit seinem Sohne mit Macht einen Streich über das Gesicht.

Der Knabe stöhnte auf und zuckte zusammen und blieb dann auf der Stelle stehen, starr wie eine Säule und blaß wie die Mauer des Gehöftes.

Bebend und ohne ein Wort zu sagen, schritt der Bauer davon; die Peitsche war ihm aus der Hand gefallen.

Als eine Stunde später Leute aus dem Dorfe kamen, sahen sie den Knaben noch stehen vor dem Hause; eine Blutstrieme ging über sein Gesicht.

Der Traunstatter war streng; aber die ganze Gegend wußte es, und das war eine Eigenthümlichkeit von ihm: er hatte noch nie einen Streich gethan gegen einen Menschen, noch gegen ein Thier. Er schonte den wilden Stier und den räudigen Hund; mit einem Worte, mit einem Blick that er mehr als Andere mit zehn Ruthenhieben. „Ein Ruthenstreich ist die tiefste Erniedrigung; ich kann einen so Gezüchtigten nicht mehr vor meinen Augen sehen," sagte er oft und ließ eines Tages sogar seinen Kettenhund laufen, als dieser von einem Bettelmann einen Streich erhielt.

Und heute hatte er es gethan, hatte seinem eigenen und einzigen Sohn einen Peitschenhieb versetzt . . .

Am Nachmittag, als der Schatten des Hauses bereits weit hin lag auf dem Grasanger, da stand Eugen nicht mehr auf der Stelle.

Am Abend schritt der Traunstatter wieder um den Hof und befahl dann einer Magd, sie möge die Hausglocke läuten, daß Alle zusammenkämen zum Nachtmahlen.

Die Glocke wurde geläutet, die Leute kamen und setzten sich zum Essen. Eugens Platz blieb leer. Keiner frug nach dem Knaben; Alle wußten, was es gegeben hatte. Die Hausfrau war eine Stiefmutter und so war es im Hause, als ob es gar nie ein Büblein Namens Eugen in demselben gegeben hatte.

Nach dem Essen ließ der Bauer nochmals die Glocke läuten, es sei Zeit zum Nachtgebet, sagte er. Aber so lange

der Hof stand, war sonst mit der Hausglocke zum Nachtgebet nicht geläutet worden. War doch die Kirche nicht weit, schlug doch der Kirchenglockenschwengel schier zu den Fenstern herein.

Die Leute verrichteten ihr Nachtgebet, aber das fromme Sprüchlein, das sonst Eugen sagte, blieb heute ungesprochen.

Unten im Dorfe rief der Nachtwächter, daß es Zehn geschlagen. Der Traunstätter war auf dem Dorfplatze und frug den Alten, wo sein Sohn, der Zenzi sei.

„Liegt lang schon im Nest daheim," war die Antwort. „Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht, daß kein Unglück geschieht, 's hat Zehn geschlagen!"

— Obacht auf das Feuer, 's hat geschlagen! —

Der Bauer stieg durch den finstern Hohlweg hinan gegen seinen Hof. „'s ist eine warme Nacht," murmelte er, „ich bin als Bub auch viel in Sträuchern herumgelegen auf der Halde, bin nicht erfroren." — An wen dachte er? —

Am andern Morgen war der Kirchtag davon gezogen. Alle Zelte und Buden waren abgebrochen, und wo die Fahnenstangen gesteckt, da kratzten Hühner und Gänse die Löcher zu.

Ein wenig hin vom Dorfe an der Brücke, wo die Straße über den Fluß führt, waren an diesem Morgen Knabenkleider gefunden worden. Der Traunstätter wollte die Knabenkleider sehen und als er sie sah, wurde er bleich bis in den Mund hinein.

Dann ging er zum Pfarrer und sagte: „Habt ihr das schon gehört? Mit einem einzigen Peitschenhieb kann man einen Menschen erschlagen!"

Dann schlug er sich seine flachen Hände allbeide in das Antlitz und brach zusammen.

Im Hofe der Traunstatt wurde nun jeden Abend und jeden Abend das Glöcklein geläutet „zum Gebet". Aber der Fluß zog aus den Schluchten des Gebirges und der Fluß zog durch das Thal und davon, in die weiten Ebenen hinaus, aber er hörte nicht das Schlagen des Glöckleins und nicht das Schlagen des Vaterherzens, er gab eine Beute nicht mehr zurück.

Dann sagte der Traunstätter einmal: „Ich habe einen großen Hof, die Felder und die Wälder sind weit, das Haus ist weit und meine Stube ist gar recht viel weit. Ich habe einen sehr großen Hof."

Und ein andermal: „Das Bübel wär' geworden wie ich. Es hat Ehr' im Leib gehabt. Und ich habe es mit der Peitsche in den Tod gehetzt."

Solche Worte sagte der Mann aber nur zu sich selbst. Gegen andere Leute ist er stets der stolze, einsilbige Großbauer gewesen.

An der Brücke, wo die Landstraße über den Fluß führt, ist ein steinernes Kreuz gesetzt worden. Auf dem Bilde war Sanct Eugenius zu sehen und die blauen Wellen des Flusses. Und über diesen Wellen war ein kleines, rothes Kreuz gemalt, und von dem Antlitze des Heiligen ging ein Strahl nieder auf dieses Kreuz.

Das war das Denkmal des kleinen Eugen. —

Es zog ein Jahr ums andere dahin und endlich blutete die Herzenswunde des Großbauers nicht mehr.

Eines Tages ging der Traunstätter in das Gebirge hinein, wo seine Wälder lagen. Er wollte sehen, wie die Bäume gewachsen waren, er wollte den Werth der Dinge berechnen; er hatte vor, das große, weite Traunstättergut zu verkaufen.

In einer finsteren Bergschlucht seines Waldes stand eine Kapelle, die schon halb verfallen war und nach einer Seite hin in den Boden zu sinken drohte. Wilde Pflanzen rankten sich an die bröckelnden Mauern und im Innern wuchs Grünspan auf dem Fußboden und an den Wänden. Ein Frauenbild aus alter Zeit stand auf dem zersprungenen Altartische. Unter dem Altarblatt war eine Nische, in welcher eine Quelle sprudelte.

Diese Kapelle in der finsteren Waldschlucht war schier vergessen in der Umgebung; nur aus weiter Ferne kam zuweilen manch ein kummervolles Weiblein, um sich bei Maria im grünen Walde Trost und Heil zu erbitten. Nun war der schmale Fußsteig fast verwachsen und dichtes Farren- und Braunbeergesträuche wucherte weit und breit, und zwischen mächtigen Bäumen, im ewigen Schatten stand die vergessene Kapelle mit dem alten Frauenbilde und mit der klaren Quelle.

Als an diesem Tage der Traunstätter in die Waldschlucht kam, hörte er die Quelle rieseln; da dachte er: was ist es auch, wenn ich ein wenig trinke von diesem Wasser und mir damit die Augen wasche? Vorfahren haben diesen Brunnen heilsam gepriesen.

Und als er sich durch das Gestrüppe gewunden hatte und als er unter dem lebendigen Dache des Urwaldes dahinging und nun vor der Kapelle stand, da sah er in dieser auf dem grünlichen Steinboden ein Kind, ein lebendiges Kind sitzen. Und das Kind plätscherte mit seinen kleinen Händchen in der Quelle und spielte mit den langen Locken einer Frau, die neben ihm lag und auf deren Antlitz die hellen Wassertropfen herüberspritzten.

Das kleine Mädchen war blühend und wunderhold, und die Frau war verstorben.

Das kleine Mädchen hub erst zu weinen an, als der fremde große Mann vor ihm stand und vor Schreck die Hände zusammenschlug. Die todte Frau lag da wie ein Bild von Stein, so starr und kalt wie das Marienbildniß, das oben prangte auf dem Altare.

Das Kind konnte nicht reden, nur den Namen „Mutter" stammelte es; freilich wohl ist das das allmächtigste, herzbewegendste Wort auf Erden, aber wen der Tod hat beim Namen gerufen, der kann auch dieses seelenerweckende Wort nimmermehr hören.

Es war kein Zeichen da, als ein Sack mit Brot und ein Wanderstab. Das Weib kam wohl von weiten Wegen mit dem Kinde; auf seinem Kleide lag die Armuth, auf seinem Antlitz der Kummer; ein anderer Begleitschein war nicht zu finden.

Zwei Bewohner des Waldes schafften auf einer Trage das Weib in das Thal, in das Dorf, in das Todtenhaus. Der Traunsteinbauer aber hat das Kind genommen, hat es

auf seinen Armen in die Traunstatt getragen. Und den Hof wollte er nicht mehr verkaufen.

Nachforschungen waren erhoben worden, von wannen das Weib mit dem Kinde gekommen, wer es gewesen sein mochte. Aber es tauchte kein Anhaltspunkt auf und es wurde weit und breit Niemand vermißt.

Da erklärte der Traunstätter, er wolle das hilf- und heimatlose Mädchen an Kindesstatt nehmen. Und hierauf ertheilte der Pfarrer dem Kinde die Taufe, im Falle es dieses Sacrament noch nicht erhalten haben sollte, und gab ihm, nach dem Orte und der Capelle, wo es gefunden worden war, den Namen: Maria vom grünen Walde!

Maria vom grünen Walde! so stand es im Kirchenbuche geschrieben; und Maria Traunstätter, so wurde es ins Pfarrprotokoll eingetragen. So war gewiß das Gebet einer sterbenden Mutter herrlich erfüllt.

„Der breite Fluß hat mir mein Kind genommen," sagte der Bauer von der Traunstatt, „und die Quelle im Walde hat es mir wieder gegeben."

Maria wuchs heran im Heimatshause und gedieh an Leib und Seele, und kein Mensch hatte ihr gesagt, daß sie im Traunstätterhof nicht geboren war.

Einmal hatte sie ihr Vater hinauf geführt in die Waldschlucht und ein in die Capelle, wo das alte Frauenbild stand und die Quelle sprudelte. „Hier bete, meine Tochter", sagte der Mann, „dieser Ort heißt wie du: Maria im grünen Walde."

Sie beteten still, sie tranken vom Brunnen und traten aus dem Dunkel des Urwaldes und stiegen niederwärts in das Thal.

Zur selbigen Zeit war es, daß der Nachtwächter des Dorfes aufgehört hatte zu wachen. Er war gar zu müde geworden auf dieser Erde und schlief nun Tag und Nacht. Für ihn hatte es „zwölf geschlagen."

Da nahm der Jenzi die Laterne und die Lanze seines Vaters und schritt in den Nächten durch das Dorf und ermahnte die Bewohner mit heller Stimme, sie möchten Acht haben „auf das Feuer und das Licht, daß kein Unglück thät kehren ein, und die Ehr' sei der allerheiligsten Dreifaltigkeit."

Der Jenzi war erwachsen. Aber da schon ein wenig der Bart hervorguckte unter der Nase, wie's denn wohl mit den Mägdelein ausgabe im Thale, ging er allweg noch barfuß. Die Schuhe thäten ihn gar so viel drücken.

Besser gefiel dem Jenzi gar nichts auf dieser Welt als der Name: Maria vom grünen Walde, und so stieg er was sein Vater nicht gethan hatte, zu jeder Stunde der Nacht, hinauf zur Traumstatt und rief vor dem Hause seinen Spruch und blieb dann noch eine Weile stehen davor, und dachte bei sich: man kann's nicht wissen, in so einem Hof bricht leicht Feuer aus. — Oft blickte er hin auf das stille Fensterlein, hinter welchem Mariens Schlafkammer war; und da war er ein paarmal sterbenserschrocken, denn der Mond schien auf die Scheiben, und so meinte er, d'rin im Stübchen loderten die hellen Flammen.

Wenn er dann wieder herabstieg durch den Hohlweg, auf dem er einst mit Eugen zum Kirchtag gehüpft war, da

hub der drollige Burſch gar halb laut mit ſich zu reden an: „Zenzi, wie wirſt denn du auf die Maria denken! wie wird denn die ſo dumm ſein? Sie iſt im großen Hofe die Tochter geheißen, ſie wird die Frau ſein in der Traunſtatt. Sie iſt ſo ſchön und fein, daß die reichſten Bauernſöhne im Kreis den ganzen Tag reden und zur Nacht im Traume ſchwatzen von Maria vom grünen Walde. Und ich bin der Zenzi. Der Zenzi bin ich. Wenn ſie vom Nachtwächter Zenzi hören, da lachen ſie Alle im Dorf. Sie heißen mich den Enterich, meine Füße ſind ſo groß und breit getreten; ſie ſagen, ich könnte ohne Gefahr zu Fuß über das Waſſer gehen. Meine Kniee ſchauen auswärts und meine Zehen gucken einwärts, und will ich auch kerzengrad ſtehen, ſo langen mir meine Hände bis zu den Waden hinab. Mein Hals hat einen Auswuchs auf der linken Seit', ſo hoch, daß die Spatzen darauf kunnten niſten. Auf meinem Höcker, ſagen die Leut', kunnten neun Liebespaar tanzen und die Muſikanten nebenan auf den geſpitzten Achſeln ſitzen. Ja, der Zenzi, der kann Spott ertragen, der hat einen großen Buckel dazu. — So arm wie eine Kirchenmaus, ſagen ſie, aber eine Kirchenmaus hat ihr Loch; mein Häuſel gehört der Gemein'; mich thun ſie hinaus, wann ſie wollen. Ich bin kein Vogel, der ſchön kunnt ſingen, ich bin die Nachteul'. Iſt ſchon recht, Zenzi, laß dich nur geduldig ſchieben und thu' dich fein ducken, zu eſſen wirſt ſchon allfort was haben und Liebſchaft thu dir keine angewöhnen. — Ihr Herr'n und Frau'n laßt euch ſagen, der Hammer hat eilf geſchlagen!"

Er wußte einen Spruch, der Zenzi, einen ſchönen, reichen Spruch; wäre er doch nur auch ſelbſt ſchön und reich, er

that ihn sagen mit heller Stimme vor dem Fenster der Jungfrau, genannt Maria vom grünen Walde.

Seit dem Tage, an welchem der Traunstätter aus der Waldsichucht ein Kind auf den Armen heimgetragen hatte, waren nun an die siebzehn Jahre vergangen. Die grauen Haare auf des Bauers Haupt waren nicht mehr zu zählen; da begann der Alte und zählte die Burschen im Thale. Deren waren viele, gar saubere, reiche, angesehene. Sie kamen auch an den Sonntagsnachmittagen und umschwärmten seinen Hof. Maria kannte keinen. Nur den Nachtwächter Jenzi kannte sie und zu dem sagte sie eines Tages über den Gartenzaun: „Jenzi, mach' dir nichts d'raus, daß dich die Leut' so verlachen. Sieh' Jenzi, da hast eine Blume!"

Und der Bursche entgegnete: „Nein, ich mach' mir nichts d'raus, und, Jungfrau, ich bedank' mich für die Blume."

Er schlich davon, er war so roth wie die Rose, die er in der Hand hielt; er fühlte keinen Boden mehr unter seinen Füßen; sein Athem zuckte hastig, er stöhnte völlig vor Lachen und Weinen.

Nun stand der Jenzi oft schier die halben Nächte vor dem Hause der Traunstatt und hielt die Laterne in der Hand und den Spieß. Er meinte, er müsse just dahier Wache halten.

Nicht lange aber, so wurde es in der Gemeindestube ausgemacht: „Der Jenzi, was ist denn das für ein Nachtwächter! Der schreit ja keine Stund mehr aus! Wir müssen einen haben, der die Stunden ausschreit! der Jenzi kann hinziehen, wo er will."

So ging denn der abgesetzte Zenzi in den Pfarrhof und sagte: „Ich habe gehört, Ehrwürdigen hätten im Garten was umzustechen."

„Im Garten nicht," sagte der Pfarrer, „aber auf dem Freithof. Der Todtengräber ist uns gestorben; wenn der Zenzi graben will!"

„Recht gern, daß ich grab'," sagte der Zenzi und jetzt war er Todtengräber.

Von der Kirchlinde bis zum Giebel des Gemeindestadls war hoch und stramm ein Seil gezogen. Der bunten Fahnen an beiden Enden hätte es gar nicht mehr bedurft, wußten es doch schon Alle, bis weit in's Gebirg hinein — die Seiltänzer seien im Dorfe.

Am Herbstfrauentag nach der Essenszeit war's. Die Leute hatten den Platz gefüllt, und oben auf hohen Strängen sprangen und hupften schier ganz nackt die Gymnastiker. Die Weiber und Mädchen hielten ihre flachen Hände vor das Gesicht, daß sie die „lasterhaften Gesellen" nicht sollten sehen können, und guckten zwischen die Finger. Mächtige Stangen, Schubtruhen führten sie da oben hin; mit ein halb Dutzend Ballen spielte Einer, der nur mit einer Fußspitze auf dem Seile stand, und ein Anderer, ein junger, schöner Mann, bei dessen Betrachtung den Weibern schier die Finger ein bischen weiter auseinander gingen, machte fürchterliche Renkungen und Sprünge auf den Dächern und hin auf das Seil, an welchem er sich mit Händen und Füßen fing, und gar mit dem Kinn,

und zuletzt ein Rad schlug, und in weitem Bogen ausflog, daß ein Schreckschrei durch die Menge ging.

Ein Knäblein mit nackten braunen Beinen und langen Locken bürzte behende herum und sammelte auf einem Teller Kreuzer und Groschen. Es konnte so ernst schauen, und es lächelte wieder so freundlich und dankbar zu jeder Münze, und die Weiber sagten: „Das ist ein herziger Schatz. Ist wohl gottswahrhaftig Schad' um so ein Kind."

Ein Leierkasten sang und betäubte die Gemüther, daß es manchem alten Bäuerlein vorkam: „Es gibt nichts Merkwürdigeres auf der Welt wie so ein Seiltanzen! Da muß Einer wohl schauen, was sich im Beutel findet."

Kleine Mädchen thaten schon gar nichts, als die Augen aufsperren und mancher Junge schwur es sich zu dieser Stunde, daß er zu den Seiltänzern gehe, maßen er das Aufdemkopfstehen ohnehin schon könne.

Es war just heiteres Auflachen über ein tolles Ueberschwingen des Gymnastikers, als plötzlich das Seil summte, ein gräßlicher Schrei die Luft zerriß und ein Dröhnen im Boden war.

Der junge schöne Mann lag auf der Erde. Ueber die breite Stirne hin quoll das Blut und durchfeuchtete die langen, weichen Locken. Die Augen waren geschlossen, der Mund krampfig zusammengekniffen und in der hochgewölbten Brust und in den schönen, hingestreckten Gliedern zuckten die Muskeln.

Viele liefen entsetzt davon, Andere drängten sich auf

den Platz; da hoben den Verunglückten bereits zwei Kameraden und schleppten ihn in die nachbarliche Scheune.

„Der best' Schwimmer ertrinkt und der best' Kraxler (Kletterer) verfallt sich," sagten die Leute und gingen ihres Weges.

Schon zur Abendzeit war's, als Maria Traunstätter noch durch eine Ritze des Scheunenthores lugte. Da d'rin lag der arme Mensch auf einem Haufen Stroh und um ihn war Dunkelheit und von Allen war er verlassen. Kaum, daß sie ihm den Kopf verbunden hatten, aber eine Decke war für ihn nicht mehr gewesen in dem großen reichen Dorfe. — Sein Athem war schwer und fiebernd. Jetzt hob er langsam die nackten Arme und faltete die Hände über die Brust Betete er? Rief er die Freunde an und seine ferne Heimat? Hatte er wohl eine Heimat auf der weiten Welt, oder war er ganz verlassen? — Als es nun gar war, als ob er schluchzte, da hielt Maria das müßige Stehen am Scheunenthore nicht mehr länger aus. Sie eilte nach Hause und rief schon zur Thür hinein der Bäuerin zu: „Mutter, 's wär' die größte Todsünd' auf der Welt, wollt man den armen Menschen verderben lassen in der Scheune unten; er verschmachtet, er erfriert, er verblutet. Nein, aber gleich richt' ich das kleine Stübel und laß' ihn in's Haus heraufstragen, daß er Pflege hat um Gottes Will."

Die Bäuerin war just einer Kuhmagd wegen sehr verdrießlich, die der Seiltänzerei wegen die Melkzeit versäumt hatte, sie fuhr also über Maria los: „Was? gar in's Haus schleppen wollt mir so ein lästerlich Volk! Mit nackten Beinen so herumhupfen auf den Dächern, hat so was ein Mensch

schon gesehen? Gottes Straf' ist's, wenn sie sich den Hals brechen allmiteinand!"

Das Mädchen aber gab nicht nach; so unchristlich dürfe man nicht reden, sagte sie, und der Verunglückte müsse eine Pflege haben, das verlange sie.

„Das verlangst du?" rief die Bäuerin und setzte sich die Arme in die Seiten, dann brach sie los: „du hast nichts zu verlangen in diesem Haus, du bist auch so eine Strennerin, geh' und fahr' weg mit diesen Gauklern."

Sie hatte noch mehr gesprochen in ihrem Zorn, da stand der Traunstatter an der Thür: „Wer hat nichts zu verlangen in diesem Haus? Dafür weiß ich die Antwort. Weib, dir hat mein Vater die Traunstatt nicht übergeben, aber mir. Wär' mir das Wort erspart geblieben, leicht ham' ich besser gschlafen in der heutigen Nacht. Du willst mir das einzige Kind vom Herzen reißen. — Geh, Madel, und bereue das kleine Teufel. Der arme Teufel soll nicht verderben wie ein Hund."

Maria, todtenblaß und stumm, wankte weg. Sie wußte nicht, was das jetzt gewesen war; aber eine Ahnung hatte sie, als sei ein fürchterliches Weh auf dem Weg zu ihrem Herzen.

Als zwei Knechte aus dem Traunstatterhof mit einer Lebtrage in die Scheune kamen, sagten sie: „Aha, der Todtengraber ist schon bei ihm!"

Der Jenzi lauerte an dem Lager des verunglückten Seiltänzers.

Als der Bursche Alle von der Scheune fortgehen gesehen hatte und selbst die übrigen Springkünstler unter dem Vor-

wande, daß der Kranke Ruhe haben müsse, in die Gaststube geschritten waren, da dachte er, der Zenzi: Jetzt liegt er allein; es kann der Verband locker werden; es kann der Durst kommen; Einer muß doch bei ihm sein. — Darauf ging er in die Scheune und saß neben dem armen Mann und legte diesem die Hand leicht auf die Schläfe und horchte auf jeden Athemzug, und als der Kranke einmal seine Augen aufschlug, flüsterte der Zenzi: „Mögt ihr was? Kann ich mit was helfen?"

„Ich danke, dank' dir recht von Herzen," hauchte der Gymnastiker, „bin ich gestürzt — tragen sie mich schon wieder davon?"

Die zwei Männer hoben ihn auf die Trage.

„Ihr kommt in die Traunstatt hinauf," sagte der Zenzi, „das ist ein großer Bauernhof, da werdet ihr schon wieder gesunden."

Da durchzuckte es den Kranken, und als sie ihn trugen hinan durch den dunkelnden Hohlweg, rann eine Thräne aus seinen Augen.

Am andern Tag zur Morgenszeit trat der Traunstätter mit leisem Schritt in das kleine Stübchen, in welches zwischen den schneeweißen Fenstervorhängen die liebe Sonne hereinschien.

Der Kranke schlummerte in den zarten, linden Linnen. Er schlummerte sanft und der Athem war leicht und mäßig. Ueber der Stirne lag noch der Verband. Das war ein schöner Kopf. Ein blondes Schnurbärtchen lag über dem halb-

geschlossenen Mund. Die Wangen waren weiß ein wenig blaß und gar die dunkle Farbe des Seiltänzers war verhaucht. Quer über dem Antlitze lag ein leichter Streifen, schier zu sehen, wie der Schatten eines Fadens.

Der alte Bauer sah hin und betrachtete diesen Streifen. Er wurde dabei sehr unruhig, ging zum Fenster und zog den Vorhang bei Seite.

Jetzt lag der volle, freundliche Tag auf den Zügen des Schlummernden.

Der Alte hob zitternd die Hände und rieb sich die Augen, und wieder sah er hin auf das edle, so wundersam liebe Haupt, auf die Wangen mit dem Schattenstreifen, dann wendete er sich weg und stöhnte: „Jesus Maria!" Dann sank er auf ein Knie und preßte sein Gesicht auf die Holzbank und hauchte: „Bin ich denn ein Narr!" und dann rief er laut, in wildem Tone: „Eugen!"

Der Kranke fuhr empor und schlug die Augen auf und stieß ein lebendes Wort von den Lippen und weinte und lachte zugleich, und rief: „Mein Vater, mein einziger Vater!"

Jetzt war nichts zu verstehen; jedes Wort zerfloß in Weinen. Das war ja das Kind, das so lange, lange seinen süßen Namen hatte entbehren müssen; das nach so vielen, vielen Jahren endlich in seines alten Vaters Antlitz sah.

Der Traunstaller eilte hinaus auf die Flur und zog an dem Strange der Hausglocke, er wußte selbst nicht warum. Bald aber hieß es im ganzen Hofe: „Der Eugen ist da!"

Die Jungeren wußten nicht, wer der Eugen war; die Aelteren schossen verwirrt umher und suchten und fragten einander, wo er denn sei, der Knabe, der Eugen?

Und all' mit einander konnten sie es nicht glauben, daß der junge Seiltänzer, der gestern den unglücklichen Fall gethan hatte und zur Pflege in die Traunstatt gebracht worden war, der längst verschollene Sohn des Hauses sein sollte. Ja, der Eugen! hatte es nicht immer geheißen, er sei verunglückt unten an der Brücke?

Und Maria ist an demselben Morgen unsäglich verwirrt gewesen; die Hände hat sie gefaltet, wo sie gegangen und gestanden, und allfort hat sie zu sich selbst geredet: „Auf alle Mittel und Weis' — wenn das mein Bruder ist, der schöne, arme Mensch! .... Ja, nachher weiß ichs zu bedeuten, wegen was er mir so ans Herz geschlagen hat gleich in der ersten Stund — gleich in der allerersten."

Dann wieder ist es ihr vorgekommen: „'s kunnt nicht sein; 's wär' nicht zu glauben. Wie kunnt der Sohn von dem großen, vornehmen Traunstätterhof so herumstromern mit leichtfertigen Leuten, und Anderen ums Geld so Stücklein vormachen, und er hätt' nicht einmal ein Beinkleid an!" —

Der Zenzi schlich um's Haus wie ein gepeitschter Kater. Alles strömte hinein, aber er hätte sich um viel Gut und Geld nicht in die Stube getraut. Er war ja der Todtengräber und sein Erscheinen könnte leicht üble Deutung erfahren. Indeß zweifelte er: „All miteinander können sie sich irren. Ein Spitzbub kann's auch sein, der ihnen was vormacht. Es ist derselbe, der mich gestern hat gefragt, wo der alte Traunstatter thät begraben liegen. — Der alte Traunstätter, sag' ich, den haben sie leicht lang' wieder ausgegraben, 's mag über die vierzig Jahr sein, daß er gestorben ist. Der Tobias Traunstätter? fragt er. — Heiland, sag' ich, Der ist ja

gesund und lebt leicht noch länger, als wir allbeid' zusammen. So eigen ist mir der Mensch vorgekommen. Wär' er's gewesen, so sollt' ich ihn kennen; bin ja Eugen's Jugendfreund gewesen."

„Oho, du Freudehwurm, du," rief ihm der Oberknecht zu, „was schabst denn so ums Haus? Da gibts kein' Arbeit für dich. Der Herr wird frisch und gesund!"

Da schlich der arme Bursche traurig davon. Zum Pfarrer ging er: „Mag nicht mehr graben. Die Leut fürchten sich vor mir."

Da sagte ihm der Pfarrer ins Gesicht: „Mit dem Jenzi ist's ein Elend. Will der Jenzi den Kirchenwaschel machen? Kirchen auskehren, läuten, Blasebalg treten und was nebenbei sonst so ist. Schlafen könnt der Jenzi auf meinem Heuboden, wenn er nicht Tabakrauchen thut."

„Tabakrauchen, dasselb' thu' ich nicht, und recht gern, daß ich der Kirchenwaschel bin," sagte der Jenzi, und abgemacht war's und nun getraute er sich schon eher in die Traunstatt. Nun war er ja nicht mehr der Mann, der von anderer Leute Sterben lebt, nun war er Diener und Thorwart im Hause des Herrn.

Durch den Traunstatterhof brauste ein Seelensturm.

Der Zeitlanzer hatte die Sonntagskleider des Traunstatters an und saß im Lehnstuhle. Der Arzt hatte die Kopfwunde für nicht gefährlich erklärt. Nebenan auf der Bank saß der alte Bauer und sein Weib und auf dem Schemmel das Mädchen, von einem schneeweißen Leinwandlappen zarte Fäden lezupfend für die Wunde ihres Bruders.

Dieser richtete sein dunkelblaues Auge so gerne auf seine

holde Schwester, und in seinem Auge leuchtete das Glück seiner Seele, daß er nun wieder daheim war.

„Mein Sohn!" rief der Alte plötzlich voll Schmerz und Rührung: „Seit siebzehn Jahren habe ich diese meine rechte Hand mit Recht nicht mehr gehoben zum heiligen Kreuzzeichen; ich habe mit dieser Hand mein Kind in den Tod — nein, ins Elend gehetzt. Eugen, liegst mir denn wirklich nicht im Wassergrund?"

Da hub Eugen an und erzählte seinen Lebenslauf:

„Ich denke wohl, daß ein Vater das Recht hat, sein ungezogenes Kind mit einem Ruthenstreich zu züchtigen. Ihr habt es nicht gethan, ihr habt keinen Hund geschlagen, geschweige einen Menschen. Ihr habt mir die Selbststrenge und die Selbstachtung eingeflößt, wie es recht war. Aber ich habe an einem einzigen Tage die Selbststrenge außer Acht gelassen, da habt ihr mich gestraft das einzigemal. Meine Selbstachtung aber ist größer gewesen, als sie nach dem Fehltritte hätte sein sollen, und ich habe gemeint, ihr hättet mit Vorsatz euer ungerathenes Kind durch den Peitschenhieb verstoßen, und ihr könntet es nun in alle Ewigkeit nimmer achten und lieben. Ich bin wohl zerknirscht gewesen, aber ich habe gefühlt: groß, unsäglich groß Unrecht sei mir geschehen. Lang bin ich gestanden vor dem Haus und hab' gemeint, ich müßt zu Stein werden. — Dann habe ich einen Schritt gethan über die Grenze des Hofes hinaus; und wie mich der Schatten des Heims nicht mehr hat beschützt, da hat mich der Leichtsinn, der Trotz erfaßt. Zu den Gauklern bin ich gelaufen ins Dorf noch am späten Abend und hab' gesagt, ich möcht' mit ihnen gehen in die weite Welt. Zu brauchen war ich für sie,

das haben sie an demselben Tage gesehen, wo ich mich für ein paar Spielstückchen mit ihnen verbunden hatte; so haben sie mich angenommen, haben mir einen andern Namen gegeben und andere Kleider, und die meinen hat der Hauptmann der Gesellschaft noch in derselben Nacht, als wir Lavenzogen, neben den Weg hingeworfen, unten an der Brücke.

Twain Wyllt, so war er nun geheißen der neue Gauklerknabe, der in Troy und Kindestammel fortfloh von dem Heimatsthale, am dritten Tage aber schon zurückwollte, um seinen Fehler zu gestehen und den Vater zu versöhnen. Aber Owain Wyllt konnte nicht mehr zurück; es ging rasch in die Ferne, einem fremden Lande zu, wo sie eine fremde Sprache redeten. Der Hauptmann der Truppe, schlau und verschmitzt, wußte mich zu fesseln; ich producirte mich mit Glück in einigen Spielen; der Beifall machte mich berauscht; man prophezeite mir eine glänzende Laufbahn. In stillen Nächten freilich, da habe ich an meinen Vater daheim gedacht und geweint. Einmal floh ich sogar, fest entschlossen, der so leichtsinnig verlassenen Heimat zuzuwandern; aber ich fand mich nicht zurecht bei den fremden Leuten und auf fremden Wegen; festgenommen wurde ich, bis ich wieder zurückverlangte zu meiner Truppe. Ein wundersam bewegtes Leben ists nun geworden, Vater; mit Kunstreitern, mit herumziehenden Schauspielerbanden, mit Seiltänzern bin ich gewesen und gar mit Gauklertruppen, die halb Bettler sind und halb Diebe. Doch Owain Wyllt hat auf seinen ehrlichen Vaternamen nicht vergessen, gewiß nicht, bei Gott im Himmel! — Wieder hatte ich den ernstlichen Willen, mich los-

zureißen von der schlüpferigen Laufbahn und der Heimat zuzueilen. Da habe ich eines Tages, in einem elsässischen Dorfe war's, von einem Hausirer aus unserer Gegend wie zufällig die Nachricht erhalten, mein Vater sei gestorben, der Traunstätterhof verkauft. Die falsche Kunde mag absichtslos gewesen sein, aber mich hat sie bewogen, daß ich auf meine Heimat, wo die ich mit gutem Namen ohnehin nicht mehr zurückkehren konnte, verzichtete. Wohl ist mir nicht gewesen im Gedanken an des Vaters Grab."

Eugen schwieg und starrte auf die sonnigbeschienenen Dielen des Fußbodens. Nach einer Weile fuhr er wieder fort: „Krieg war im Lande, da bin ich zu den Söldnern gegangen. Aber unversehrt war ich, als sie wieder Friede läuteten. Da hab' ich mir gedacht: Owain Wyllt! du bist jung, die Welt ist weit und schön. Vergesse das Vergangene und leb' in Lust und Freuden, wie sie Gott dir geben will. — Das Wandern, Vater, das Wandern ist herrlich; ich habe mirs nur zu bald angelebt. In jeder Stadt, die ich hab' betreten, bin ich daheim gewesen schon am ersten Tag; aber wieder fremd am zehnten. Dort, wo die Erde und der Himmel sich küssen, ist mir die Welt immer am Schönsten vorgekommen; dem Horizont habe ich stets zugestrebt und immer wieder dem neuen Horizont. Das Vagabundenleben hat mich erfaßt mit aller Gewalt und ich bin gefahren als Komödiant, als Sänger, als Gymnastiker. — Vater, ich verschweig euch nichts und ich hab' euch nichts zu verschweigen. Auch das Vagabundenleben kann sein ehrliches Brot geben. Der Vagabund ist ein lockerer Vogel, der pickt die Brotkrume aus jeder Hand, dem ist das Weizenkörnlein auf dem Dunghaufen nicht zu schlecht — aber ein

Raubvogel ist er nicht. Wohl bin ich eines Gliederbruches wegen auch einmal wochenlang im Lazareth gewesen — Barmherzigkeit genug hat mich umgeben, aber das war eine üble Zeit, so öde wie in der Gefangenschaft. Ich habe gemeint, ich müßte sterben vor Noth: ein fürchterliches Heimweh hab' ich gehabt nach der weiten Welt. — Vater, der Spiegel hat mich gemahnt von Zeit zu Zeit! 's war kein derber Streich, der mit der Peitsche, nein, die Strieme war heil in einer Woche schon. Aber das Mal ist geblieben auf meinen Wangen, ist gewachsen mit meinem Antlitze, ist alljährlich im Sommer, zur Zeit, als ich von daheim ging, lebhafter hervorgetreten. Anfangs habe ich gemeint, das sei das Zeichen, daß ich die Mißhandlung nicht sollte vergessen; später aber hat mir jedes Spiegelglas, vor dem ich Komödiant mich habe geschminkt, zugerufen: Dieses einzigen Zuchtstreiches wegen hast du dein treues Heim schmählich verlassen, hast du deinen guten Vater betrübt, wohl gar bis zum Tode, hast ihm die Jahre verkümmert, geraubt; du böser Mensch, du gottverlassenes Kind! — Und immer lauter hat mir das Gewissen angefangen zu sprechen: Schon seit Jahren jagst du dem Glücke nach von einem Horizont zum andern; eine Sehweite ist es dir immer voran. Du wirst es verfolgen, bis deine Haare erbleichen, bis deine alten, morschen Knochen zusammenbrechen auf fremder Erde — und das Glück wirst du nicht erlangen, du hast dich versündigt an deinem Vater! — Da hebt mir das Herz an, mächtig zu toben, wie ich es gar nie geglaubt hätte, daß es könnte, und da wirds mein Ernst. Ich schließe mich einer Akrobatengesellschaft an, die durch dieses Land zieht. So komme ich heim ins liebe Thal. Das Vater-

grab will ich besuchen und dann weiter wandern. Da erfahre ich hier vom Todtengräber zu meinen unsäglichen Freuden: der Tobias Traunstätter lebt und ist wohlauf in der Traunstatt. — Jetzt ist mir auf einmal ein anderes Leben in die Brust geschossen. Doch da hab' ich mir überlegt: Du kannst ihn sehen, aber du darfst dich nicht weisen. Besser für den Vater und den lieben Traunstätterhof, der Knabe Eugen bleibt verschollen, begraben, als daß er jetzt so als armseliger Gaukler und Gliederverrenker wieder auferstünde von den Todten. — Der Owain Wyllt hat gespielt, der Owain Wyllt ist auf dem Seil geklettert, auf dem Dachfirst gesprungen. — Auf den Dachfirsten des Heimatsdorfes ein Fremdling! Vor den Augen des alten Vaters ein Gaukler! — Dort auf der Anhöhe zwischen den Linden steht die alte Traunstatt; die Fenster glitzern so freundlich in der Sonne, die Schwalben kreisen um den Giebel des Hauses. Die Schwalben, sind das auch Gaukler? Nein, die hausen und bauen, die Alten für die Jungen, die Jungen für die Alten. Die ziehen nur zur kalten Winterszeit davon und kehren, ihrer Heimat treu, im Frühling heiter wieder zurück. — Solche Gedanken waren ihm gekommen, dem guten Owain Wyllt, da machte er große Sprünge und setzte tollkühn über die Gedanken hinweg und jetzt hub ihm das Hirn an zu glühen, er sah nicht mehr den Hof, sah nicht mehr die jubelnde Menschenmenge unten, sah nicht mehr das Seil — gestürzt ist der Owain Wyllt . . . ."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Akrobaten waren längst davongezogen. Ob Eugen mit davonziehen oder im Dorfe bleiben sollte, davon war keine Rede gewesen. Verstand sich doch das letztere von selbst; der verlorene und wiedergefundene Sohn im Evangelium ist daheimgeblieben. Eugen war genesen; er saß auf der Bank unter der Linde und starrte hinaus in das ätherblaue Thal. War es zur Feierzeit, so saß auch Maria, seine Schwester bei ihm und blickte ihn offen an und auch verstohlen. Wie sonderbar, daß ihr plötzlich dieser schöne, liebe, herrliche Bruder vom Himmel gefallen war! Sie konnte es nicht begreifen, es war ja so selten von Eugen, dem verschollenen Knaben die Rede gewesen.

Dem jungen Manne erging es nicht anders; an ein Geschwister hatte er in seinem Leben nie gedacht und jetzt war das schönste, holdseligste Mädchen, das er je gesehen hatte, an seiner Seite und er konnte „du" sagen zu diesem süßesten Wesen und er konnte ihr holdes Lockenhaupt an seine Brust legen — sie war ja seine Schwester. — Wohl besser, sie wäre es nicht, sagte er einmal zu sich und starrte wieder hinaus in das weite Thal, wo der blaue Fluß zog und die weiße Straße. Dann wieder blickte er zu dem hohen Geäste der Bäume empor; da wogte seine Brust und seine Arme und seine Beine wollten sich heben; aber er senkte seinen Kopf und murmelte: „Owain Wyllt ist gestürzt."

Der alte Traunstätter liebte seine Kinder sehr, aber er änderte sich nicht mehr; kurz und barsch und herrisch, wie er war, sollte er bleiben bis zum Tode. Wenn er seinen Sohn so sitzen sah auf der Lindenbank und hinausstarren in das Thal, oder wenn Eugen ziellos und zwecklos davon schlich

durch den Garten, über die Wiese, als hätte er einen Wurm im Herzen, so sagte sich der Alte besorgt: „Der Bursch' bleibt mir nicht daheim; der läuft mir noch einmal davon."

Wenn die Kinder aber Arm in Arm dahingingen durch die Lauben des Hauswäldchens, und sehr zärtlich mit einander waren und sehr glücklich schienen, da lächelte der Traunstätter bei sich und dachte wohl, wie man den lockeren Gesellen könnte fesseln an die Heimat mit einem Bande, das nur der Todtengräber kann zerhacken mit seiner Schaufel.

Eines lieblichen Sonnabendes schlich der Alte, als triebe ihn nur so der Vorwitz, hinter dem Pärchen her. Eugen erzählte seiner Schwester leuchtenden Auges von seinen Wanderschaften durch die weite Welt. Klopfte der Alte plötzlich dem Mädchen auf die Achsel: „He, Mädel, was sagst zu deinem Bruder? magst ihn leiden, so halt' ihn fein fest am Arm!"

Maria war erschrocken und erröthete; Eugen drehte ein Spitzchen an seinem Schnurbart.

Da platzte der Alte heraus: „Ihr seid zwar ein Geschwisterpaar, aber wenn ihr euch etwa rechtschaffen gern habt, ihr jungen Leut', so ist es so eingerichtet, daß ihr zusammenheiraten könnt."

Die Dinge hatten sich bereits eingeleitet in den Herzen, und durch dieses einzige Wort traten sie in die Erfüllung. Gleichwohl waren sie schmerzlich für das Mädchen, das da hieß Maria vom grünen Walde. Sie hatte Heimat und Eltern verloren. Sie war gekommen aus dem Walde — vielleicht aus weiter Ferne; das arme Weib, das sie geboren

und gehegt hatte mit treuestem Herzen, war längst schon todt; wer weiß, welch' Noth und Weh' dies Herz gebrochen! Zu jeder andern Zeit hätte Maria diese Offenbarung nicht ertragen; aber nun war ihr dafür ein herrlicher Bräutigam zu eigen, und im Hause, dem sie bisher als harmloses Kind angehört, sollte sie nun die Frau sein.

Eugen hatte jauchzend und von Herzen seine holde Braut, und in ihr wieder seine Heimat umarmt. Nun war er wieder da mit Leib und Seele und seine Liebe war größer und weiter als die weite Welt.

Am Vorabende des Hochzeitstages entrollte der Zenzi den schönsten, rothen Festteppich vor dem Hochaltare in der Kirche. Er schmückte die Leuchter der Kerzen mit hellen Bändern und das Marienbild darüber mit duftenden Blumen. Er weinte dabei so sehr, daß er sich vor sich selbst schämte. Er war nie zum vollen Bewußtsein gekommen, wie sehr er das Mädchen lieb hatte, er wußte es auch jetzt nicht, aber er war unsäglich betrübt und er vermeinte, sich diese Betrübniß zu mildern mit jedem hellen Band, mit jeder frischen Blume, womit er die Kirche schmückte.

Und als er fertig war, und als der Altar prangte wie ein blühender Garten und das Marienbild zwischen den Sträußen und Zweigen stand wie mitten im grünen Walde, und als das Himmelsroth des Abends still durch die hohen Bogenfenster strahlte, da kniete der Zenzi hin vor den Altar, aber nicht auf den zarten Teppich, sondern auf das rauhe Steinpflaster daneben, und that die Hände zusammen, und blickte auf zu dem Bilde und sagte die Worte: „Freilich wohl, so ist's recht für sie, so ist's recht. Jetzt ist sie keine

Waise mehr, jetzt ist sie auf der Traunstatt erst daheim. Und sie hat den Eugen lieb, und er wird schon gut und herzgetreu sein. Maria rein! morgen knieen sie da allbeide und bitten um deinen Segen. Gelt, nein, gelt, wirst ihn nicht versagen!"

Am andern Morgen vollzog der Zenzi etwas, was er fast nie oder nur an hohen Festtagen that, er zwängte seine Füße in Stiefel ein. Kein Mensch ahnte, was der Kirchenwaschel an solchen Tagen litt, das harte Leder preßte ihn wie eine Folterschraube, drückte ihn bis auf's Blut. Sein Fuß war nicht gewachsen für die Leisten der Schuhmacher des Thales, und für einen blutarmen Burschen; für seine Füße, sie mögen gewachsen sein, wie sie wollen, schnitzt man extra keine Leisten.

Heute indeß fühlte der Zenzi keinen Schmerz; die unglückliche Liebe drückte ihn weit mehr als das derbe Stiefleder. Während der Feierlichkeit trat er die Orgel mit aller Gewalt, daß sie seinen Schmerz recht sollte ausweinen; aber der Schulmeister beherrschte die Tasten und spielte ein Kirchenlied. Und als er den Glockenstrick zog, wollte er es mit Innigkeit weithin verkünden: Betet mit mir zu dieser Stunde für das Glück des Brautpaares! — Aber die Bewohner des Thales sagten: „Es läutet eilf, es ist Essenszeit."

Als das Paar aus der Kirche trat, wand sich der Zenzi durch das Gedränge und hielt der Braut mit zitternder Hand eine weiße Rose mit grünen Blättern hin. Maria nahm die Rose, ohne aufzublicken; Eugen schoß einen kurzen, unstäten Blick nach dem Spender.

Das Hochzeitsmahl war in der Traunstatt. Der Zenzi saß auf dem Kirchthurm und sah zum Thurmfenster hinaus und zu den Fenstern des gegenüberliegenden Gehöftes hinein. Er sah die lustigen Hochzeitsgäste, er sah die erhitzten Musikanten, er sah den heiteren Bräutigam; von der Braut sah er nur das braune Lockenhaupt, auf dem der grüne Kranz saß. Er hörte den Hochruf, welcher dem Bräutigam galt; er hörte den Wehruf, der Braut dargebracht; er sah die Gläser blinken — da konnte er's nicht mehr lassen; sein Herz quoll ihm über, er hob den Hammer und schlug an die Glocke, daß es hell erklang.

Aber kaum das geschehen war, entstand eine Verwirrung im Traunstätterhof und Leute liefen hastig durch die Dorfgasse.

Auf diese Art hell einstimmte der Zenzi in den Glückwunsch, den sie dem jungen Brautpaare darbrachten, und nun hatte er in seiner Aufregung das Feuerzeichen gegeben und das Fest gestört, das er verherrlichen wollte.

Bald nach diesem Tage kamen Klagen beim Pfarrer ein: Der Zenzi sei zum Kirchendiener nicht zu brauchen, er trete die Orgel schadhaft mit seinen Elephantenfüßen und das Läuten sei so unregelmäßig; und am Hochzeitstage des Traunstatter habe man ja gesehen, wie der Bursche wahrscheinlich aus Wuth, daß er nicht zum Feste geladen war, gerade zum Gesundheittrinken die Feuerglocke anschlug. Entweder, der Zenzi sei ein sehr boshafter Mensch oder ein Narr, in beiden Fällen könne man ihn in der Kirche nicht brauchen —

Und einen Tag später saß der Zenzi auf einem Stein

des Haidegeländes, und Niemand war in der Nähe und still war's, nur die einzelnstehenden Halme der Rispengräser wiegten in der kühlen Herbstluft, die vom Gebirge strich.

Sehr lange saß er da auf dem Stein, und stützte seine Elbogen auf die Kniee und sein Haupt auf die Elbogen.

„Jetzt, was heb' ich an?" murmelte er endlich einmal, und das war der ganze Ausruf seines kummerschweren Herzens über sein Elend, über die Verlassenheit und Heimatlosigkeit. Er hatte keine Seele unter den Menschen als seine eigene, arme, einfältige Seele, die die Leute verspotteten und verlachten, weil sie so unbeholfen und dumm war, und weil sie einen so häßlichen Leib hatte.

Es kam ihm der Gedanke, daß er fortziehen sollte von diesem Thale, wo kein Mensch ihn liebte, wo er nur Noth und Spott erfahren hatte. Es sei doch für jeden Menschen eine geeignete Stätte des Arbeitens, ein gedeckter Tisch, ein liebevolles Herz geschaffen — er müsse das seine nur suchen in der weiten Welt.

Aber in diesem Thale war er geboren, der Zenzi, in diesem Thale war er das glückselige Kind gewesen, in diesem Thale liegt seine Mutter und sein Vater in der ewigen Ruhe, und dieses Thal war und blieb seine Heimat. Ginge er zum Traunstätter hin? Eugen war ja doch sein Jugendgespiele gewesen, der würde ihn gewiß wieder erkennen und ihm eine Arbeit anweisen in seinem großen Hofe und ihm Brot geben.

Als der Zenzi so dachte, zog er ein Papier aus dem Busen; in demselben war eine verwelkte verblaßte geglättete Rose; dieselbe, die ihm Maria einst über den Garten gereicht

hatte. Er grub mit seinem Stock ein Loch in die rothe Erde der Halde und legte die Rose hinein, und wühlte die Erde darüber und wälzte den Stein darauf, auf dem er gesessen war, und sagte: „Jetzt ist Alles begraben und vergessen, jetzt Jenzi, magst wieder lustig sein."

Dann stand er auf und ging in das Dorf hinab und wurde Schafhirt in der Traunstatt.

Der alte Traunstätter war nicht mehr ganz der stolze stramme Mann von ehedem; eine eigene Abspannung lag in seinem Wesen und einmal sagte er zu seinem Weibe: „Nine, seit dem Tage, da uns der Eugen heimkam, sind in mir ein paar Saiten locker geworden."

Sein Weib erschrak, der Bauer hatte sonst nie so geredet, das mußte schon ein arger Schaden in ihm sein, weßwillen er den Mund auftat. Ihre Angst war begründet, die Erschütterung jenes Wiedersehens wirkte nachhaltig auf den alten Mann. Drei Monate, nachdem der Traunstätter obiges Wort zu seinem Weibe gesprochen hatte, legten sie ihn in die Erde.

Sein Weib überlebte ihn nicht lange und plötzlich waren Eugen und Maria allein auf der weiten Traunstatt.

Sie führten die Wirthschaft fort Jahr und Tag. Einmal aber frug Eugen sein Weib: „Warum? wofür?"

Maria wendete sich ab und machte sich mit etwas zu schaffen.

„Nein, ich meine nur —," sagte Eugen, „wir könnten diesen Hof verkaufen und in eine andere Gegend ziehen. Wir

hätten etwas weniger Sorgen als hier; vielleicht thäte uns auch der Klimawechsel wohl."

„Wir sind ja Gott sei Dank beide gesund, wie der Fisch im Wasser," lachte Maria. Auf dieses Wort entgegnete Eugen nichts.

Der Zenzi hatte auf seiner Schafhut zuweilen sonderlei Gedanken. „Zum Allerbesten geht's nicht," sagte er eines Tages zum Widder, „zwar, sie hat ihn gern über alle Weis', aber . . . Die Zeit wär' schon da; wenn sie um des lieben Herrgotts Willen nur ein . . . ." Der Zenzi redete nicht weiter, der Widder schüttelte auch so entschieden sein ringelhörniges Haupt, als wollte er sagen, von solchen Dingen rede man nicht, das gehe Einen gar nichts an.

Der Zenzi aber ließ an selbigem Tage die Schafe grasen auf der Weide und ging hinauf in die Waldschlucht, wo die verfallene Kapelle stand. Da wucherte das wilde Gesträuche; das Brünnlein hatte aufgehört zu fließen und sickerte nur am Boden hin unter den Nesseln und Farrenkräutern. Das Frauenbild war von seinem Sockel gesunken und lehnte halb zerbrochen an der Mauer. „Aber du heißest doch noch Maria im grünen Walde," rief der Zenzi das Bild an, „du bist der Traunstätterin da unten ihre Taufpathin, du. Du hast ihr den Namen gegeben und das Vaterhaus und einen Mann dazu. Sie ist brav und fromm, sie hat ihren Mann von Herzen lieb; aber allmiteinand ist's umsonst, es geht ihr was Großes ab, wenn du ihr nichts Kleines gibst. Verstehen wirst mich?"

Als der Zenzi zurückkam von der Waldschlucht, waren die Schafe allmiteinander auf dem Kornfelde. Wohl lief nun

der Bursche, was er laufen konnte; aber der Großknecht schritt schon vom Hofe herauf und schrie: „Hausch' nicht du auch noch auf's Korn; was die Schafe übrig lassen, das treten deine ellenlangen Pfoten in die Erden. Ich schick' schon den kleinen Buben hinauf, auf den großen ist kein Verlaß. Geschlafen hat er, der faule Schlingel. Geh' her, ich zahl' dir dein Geld aus, kannst dich trollen."

Der Jenzi hatte keine Gegenrede; er nahm das Geld, das er sich durch zwei Jahre her im Hofe erworben hatte, ging dann in die Küche, wo Maria schaffte, und sagte so halblaut: „Bäurin, ich hab' den Abschied kriegt und mein Geld dazu; ich dank' recht schön, ich . . ."

Mitten im Satz blieb er stecken und starrte auf das junge, schöne Weib. Er wurde ganz roth im Gesicht und seine Augen leuchteten. Er schlich dem Weibe noch ein paar Schritte entgegen, suchte ihre Hand zu fassen und lispelte hastig: „Freut mich, freut mich tausendmal. Wünsche Glück, viel Glück!"

Maria sprang fast erschrocken bei Seite, da stand Eugen an der Thür und rief: „Jenzi! was macht Er da? was freut Ihn! Ihn hat nichts zu freuen und mein Weib schon am allerwenigsten. Seinen Erwerb hat Er, so sind wir fertig!"

Der Jenzi stand da und war kreideblaß. Er bewegte die Lippen, aber er brachte keinen Laut hervor; da stieß der Bauer seinen Fuß wild in den Boden hinein und schrie: „Fertig sind wir!"

Der Jenzi schlich davon. Er ging durch Wald, er ging über die Haide und unterwegs schlug er mit der Faust seinen Kopf. Das Gepolter des Bauers kümmerte ihn nicht, aber er

mußte auch Maria ſchwer beleidigt haben; warum und wie, das wußte er freilich nicht.

„Nicht einmal eine gute Meinung wollen ſie annehmen vom Zenzi," ſagte er zu ſich, „ich bin ſchon gar veracht': 's iſt und 's bleibt dabei, ich bin bigott ein Narr!"

Das war das letzte Wort geweſen, das der arme Nachtwächtersſohn im Thale ſeiner Heimat geſprochen hatte.

Er war verſchollen ſchon in den nächſten Tagen.

Maria hatte ihrem Manne einen Knaben geboren — ein liebes, friſches, wunderſchönes Kind.

Mit dieſem Ereigniſſe war im Hofe das Glück herangefahren gekommen mit ſechs Roſſen. Jetzt erſt fühlte es Eugen, er war daheim, jetzt erſt umarmte er ſein Weib mit ganzer Liebesſeligkeit; und einmal, als er das Kind an das Herz drückte, ward ihm das Auge naß, daß er ſich zuletzt vor dem Kleinen ſchämte, und vor ſich ſelber.

Eugen war in letzterer Zeit gegen die Menſchen zuweilen derb, oft faſt hart geweſen; dann wieder hatte er ſich übermüthig gezeigt und luſtig toll, wie es einem Traunſtätter gar nicht gut anſtand; die Leute ſagten, es ſei noch Seiltänzerblut in ſeinem Leibe. Nun war das anders, Eugen war freundlich und mild und wohlwollend, und mit innigſtem Behagen genoß er jede Stunde und jedes Theilchen ſeines häuslichen Glückes. Jetzt erſt fühlte er, wie traulich es in ſeiner Stube war und wie mildfreundlich draußen im duftenden Garten und unter der Linde. Jetzt hegte und pflegte

er manches Blümlein, das auf dem grünen Platze vor dem Hause stand, jetzt hob er manches bunte Steinchen auf, freute sich der Kleine doch so sehr an dem Dinge; und der Mann wurde oft kindisch in der Liebe zu seinem Kinde.

Dem ganzen Traunstatterhof ließ nun Eugen ein frisches Dach von glatten Schindeln geben, und es war das alte noch kaum schadhaft gewesen; aber er trug den Dachdeckern strenge auf, daß sie doch die Vogelnester, die im Dachstuhle waren, nicht schadigen sollten. Es waren aber auch seit vielen Jahren nicht so viele Schwalben dagewesen als in diesem Sommer.

Ein neues Leben herrschte auf der Traunstatt; die Wirtschaft, die schon matt und stockend hatte werden wollen, hob wieder an zu gedeihen und es kam ein ganz eigener Schwung in die Leute, und der kleine, der junge Traunstätter schrie oft in seiner Wiege, daß man ihn schier so weit hörte als die Hausglocke.

Wenn Eugen sonst dann und wann mit einer bösen Stunde zu kämpfen gehabt hatte, wenn ihn die Sehnsucht nach gewissen und den Weiten der Welt, nach dem freien bunten, leichten Leben, das er als wilder Knabe und begeisterter Jüngling durchlebt hatte, so verdroß ihn nun jede Stunde, die ihn, und wär's auch nur für einen Tag, aus seinem Heim trieb. Er hatte zuweilen draußen im Gaustädten Geschäfte wegen zu thun, und da war er oft die halben Nächte auf dem Wege, um recht bald wieder bei seinem Weibchen, bei seinem Knaben daheim zu sein.

Eines späten Abends, als er schon drei Tage eines bedeutenden Handhandels wegen von daheim abwesend war, auf als er nun in mildem Mondenscheine mit seinem Roßlein

thaleinwärts fuhr, ſtand ſein Weidknecht an der Brücke, faſt auf der Stelle, wo man einſt Eugens Kleider gefunden hatte, und rief dem Bauer zu, daß er halten möge. Dann übergab er ein Brieflein und ſtellte ſich hinter den Wagen und blieb dort ſtehen.

Eugen öffnete den Brief im Mondlichte und las ihn:

„Lieber Vater!

Ich will dir anzeigen, daß unſer kleiner Karl ſich Sonntag früh krank gelegt hat und Montag bei der Nacht um zwei Uhr an der Lungenlähmung und Fraiſen geſtorben iſt. Darum mach' ich es dir zu wiſſen, weil ich nicht im Stand bin, es dir zuerſt zu ſagen, wenn du nach Haus kommſt. Ich bitt' dich, mach' mir keinen Vorwurf, wir haben Alles aufgeboten bei Tag und Nacht, Alles war umſonſt; es iſt bei ſeinen Großeltern, das liebe Kind. Tröſte dich, lieber Vater, es iſt zu ſeinem Beſten.

In größter Eile deine dich liebende

Maria."

Eine Weile ſaß Eugen wie verſteinert auf dem Wagen. Endlich that er einen tiefen Athemzug und trieb ſein Rößlein an.

Jahr und Tag verging. Das neue Schindeldach auf der Traunſtatt war lange wieder grau geworden. Das ſeinem Waldfrieden entriſſene Holz ergraut in Sonnenſchein und Wetterſturm noch weit eher als ein Menſchenhaupt.

Ueber dem Hofe ſchien tiefe Stille zu liegen, aber im Innern war Unruhe. Die Knechte und Mägde zankten ſich

ſtenz und der Bauer war unzufrieden mit dem ganzen Geſinde. Er war unzufrieden mit ſeinen weiten Beſitzungen, daß ſie ſo eng waren und doch ſo viele Sorgen brachten. Er war unzufrieden mit ſeinem Weibe, daß ſie ſo mild und ergeben war und eine Stille hielt im Hauſe, als wäre es eine Todtenkammer. Dann wieder ſagte er ſich: „Du thuſt ihm Unrecht, dem guten Herzen; Maria iſt der Hausfriede, iſt der Segen, aber du biſt unſtät, du weißt dir ſelbſt nicht zu rathen, du biſt ein Stromerburſch und bleibſt ein Stromerburſch dein Lebtag lang.“

Es kam eine kriegeriſche Zeit.

Söldnerſchaaren zu Fuß und zu Pferde zogen durch das Thal; der Traunſtätter mußte viel Brot und Heu liefern und bekam gar Einquartierungen in ſeinem Hauſe. Ein Uhlane war dabei, das war ein guter Bekannter Eugens aus alter, ſchöner Zeit. Sie hatten ſich zuſammen als Kunſtreiter Lorbeeren errungen. „Das waren Zeiten!“ ſagten ſie nun händeſchüttelnd zu einander, „das waren Zeiten!“ wiederholten ſie kopfnickend.

„Aber du haſt dirs bequem gemacht, haſt dich in ein warmes Neſt geſetzt!“ rief der Uhlane.

„Du haſt dirs noch bequemer gemacht, du biſt auf dem Roß geblieben,“ ſagte Eugen.

Nur einen Tag war Raſt im Dorfe; am andern Morgen marſchirten die Uhlanen wieder ab. Auch der Traunſtätter, allzeit ruſtig und entſchloſſen, ſattelte ſein Rößlein, um ſeinen Freund bis in das Gauſtädtchen zu begleiten.

Maria ſtand auf dem Söller des Hauſes und blickte der blauen Schaar nach und ſah das Rüſtzeug und die tau-

send Speere glitzern in der Sonne. Den Zug schlossen zwei einzelne Reiter; das waren Eugen und sein Freund.

Von Weitem hörte sie noch die Rosse wiehern und die Hörner blasen. —

Vor dem späten Abend kam Eugen nicht nach Hause; am späten Abend auch nicht.

Maria ließ ihm die Thür offen und schlug die Decke seines Bettes auf; am andern Morgen war die Thür offen und das Bett unberührt. Für das Mittagsmahl bereitete Maria ihres Mannes Lieblingsspeise, dann ging sie hinaus auf den Söller und sah in das Thal, bis ihr die Augen weh thaten.

Eugen kam nicht nach Hause.

Am dritten Tage ließ Maria im Städtchen Nachfrage halten nach ihrem Manne. Er war bei der Cavallerie gesehen worden und er war bei einer Kunstreitertruppe gesehen worden. Cavallerie und Kunstreiter waren davongezogen.

Am sechsten Tage war Eugen noch nicht zu Hause und keine Nachricht und kein Brief. Bereits war das Thal durchforscht worden.

Maria ging hinauf in den Wald und in die finstere Schlucht, und auf der Ruine der alten Kapelle weinte sie unsäglich.

Sie könne es nicht glauben, rief sie laut, sie könne e nicht glauben.

Als sie auf dem Rückweg über die einsame Haide ging, setzte sie sich auf einen Stein und ließ die Sonne niederbrennen auf ihr Haupt. — Sie sann nach, was sie denn gethan, daß er sie verlassen.

„Nein!“ schrie sie dann, „es ist ja gar nicht wahr. Just ist er jetzt gekommen, mein Eugen!“

Sie eilte verwirrt dem Traunstätterhofe zu und frug jedes von dem Gesinde, wo der Bauer sei.

Er war noch nicht da.

Unter jenem Stein der Haide aber, auf welchem Maria gesessen war, hatte vor vielen Tagen ein armer Bursche seine Liebe vergraben.

Als Eugen auf seinem Roßlein in lustigen Klängen so durch das Thal ritt, da war er um zehn Jahre jünger geworden. Die Liebe und das Leid und die Sorgen dieser zehn Jahre, sie waren in den Straßenstaub gefallen; die Hufe der Pferde hatten sie zertreten; Eugen hatte sie vergessen — sie waren ein Traum gewesen. Das war wieder das frohe, freie Wandern in der Welt.

Aber — das frohe, freie Wandern in der Welt war ein Traum gewesen. Eugen erwachte daraus im Gaustädtchen, als die Soldaten mit seinem Freunde dem Zapfenstreich folgten und er allein dastand im Gasthausbofe.

Zur Rückkehr fand er's heute zu spät, so wollte er sich im Städtchen zerstreuen. Wohin sollte er sich wenden, als zu den Akrobaten, die auf dem Marktplatze Vorstellungen gaben, tolle Heldenstückchen im Springen, im Klettern, im Schaukeln und Tanzen auf dem Seile. Sie ernteten großen Applaus, aber Eugen dachte bei sich, das ist nichts, die haben nicht das rechte Zeug. Er trank Wein, leerte ein Glas um das andere. Die Begierde wollte er dämpfen, die in seiner Brust erwacht war.

Plötzlich schwang sich Einer mehrmals im Rade um das schwindelnd hochgespannte Seil und stürzte kopfüber in die Tiefe, ein zweites, niedrigeres Seil erhaschend.

Ein wüstes, berauschendes Bravogejohle war das; Eugen stürzte seinen Becher aus und, erhitzt durch den Wein und gereizt durch den Jubel, sprang er auf die Tribune, schleuderte den Rock weg und hochgerötheten Antlitzes lief er über das Seil und schlug ein Rad, wilder und kühner als das erstere. Geschrei und Gelächter in der Menge, und unbeschreiblicher Beifall.

„Das ist der Traunstätter!"

„Zieh' mit uns, Traunstätter!" rief ein tollwitziger Gymnastiker.

„Er kann nicht, ist ein verheiratheter Bauer."

„Bis zur nächsten Stadt, Kamerad, komm' mit. Einen Tag noch lustigen Vagabundenlebens, eh' sie dich im Bauernbung begraben!"

„Einen Tag, was liegt daran, ich gehe mit euch."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort." So schlug Eugen seine Hand hin.

Als er wieder nüchtern geworden war, lag er auf dem Stroh einer Scheune. Er raffte sich empor, wollte sein Pferd satteln und heimwärts reiten. Da waren die Gaukler und Springer auf, vom ersten bis zum letzten, und hielten ihm sein Ehrenwort vor.

Noch ein toller Tag mit Kameraden, was kann's schaden!

Eugen zog mit der Truppe zur nächsten Stadt — der Kreisstadt.

In und vor der Kreisstadt lagen Kriegstruppen. Der Feind war nicht weit; es herrschte eine sehr erregte und gespannte Stimmung, eine Art von Belagerungszustand. Deßungeachtet zogen die Gymnastiker lustig in die Stadt und spannten im Park auf den Bäumen ihre Stränge. Eugen trennte sich mit Ernst von der Truppe, um endlich zu seinem Hofe zurückzukehren.

Es ist schon nahe dem Abend, als er, unwirsch auf sich selbst, dem Stadtthore zureitet; doch das Thor ist geschlossen. Er pocht und poltert und flucht; Wachmänner weisen ihn zurück. So soll er noch eine ganze Nacht gebannt sein bei Söldnern und Gauklern, die ihm plötzlich zum Ekel geworden waren. Er geht in eine Schenke und gießt Wein auf seine Wuth. Lustig, toll, wild geht's zu an den Tischen; Soldaten und Gesindel und ehrliche Leute durcheinander, Gläser klingen: „Auf deine Blume!" „Auf Schlachtenglück!" „Auf des Vaterlandes Wohl!" auf: „was du liebst!" „Auf Freundschaft — Bruderschaft!"

Eugen stößt sein Glas in Scherben und als er auf und davon will, da halten sie ihn zurück, er hat angestoßen auf Schlachtenglück, Wein getrunken auf Bruderschaft mit den Freiwerbern — er ist Soldat.

Mit Schreck wird Eugen seine Lage gewahr, es faßt ihn die Wuth, er ringt mit den johlenden Söldnern, er schreit auf, er wolle nach Haus' zu seinem Weibe! sie spotten und höhnen ihn, da schlägt er wild seine Faust einem Mann ins Antlitz, der taumelt an die Wand. Eugen wird gefesselt und in das Gefängniß geführt.

Da saß er nun in der dunklen Stube und starrte durch

die schweren Eisengitter hinaus in die Mondnacht. Auch über dem stillen Traunstätterhof ruht das Mondlicht, auch in die Kammer fällt das Mondlicht und Maria wird liegen in ihrem Bette und weinen. Zum erstenmale in seinem Leben überkam ihn das Heimweh in vollstem Maße. Nun war er schon mehrere Tage abwesend von der Traunstatt und hatte noch keine Nachricht gegeben von sich. „Ich bin ein schlechter Ehemann, ein elender Mensch!" rief Eugen aus, dann rüttelte er an dem Gitter — aber die Liebe, die stärker wie der Tod, war schwächer als das Eisen.

Die Thür rasselte, der Profoß trat ein, ein häßlicher, wildbärtiger Mann. Er stellte einen Krug mit Wasser nieder auf den Steinblock, blieb dann ein paar Augenblicke stehen vor dem Gefangenen. „Sehr schlimm," murmelte er, „Er hat sich gegen Seinen Hauptmann empört, hat ihm das Aug' ausgeschlagen. Sehr schlimm. Dieweilen das frisch' Wasser da, wenn Er trinken mag."

Der Mann ging davon. Seine Stimme war rauh, aber nicht hart gewesen.

Das Eisenschloß hatten sie dem Traunstätter nicht vom Arm genommen. Drei Tage und drei Nächte lag er im finsteren Verlieh und wüthete und weinte aus Verzweiflung. Nicht einmal Botschaft konnte er geben. Wohl schrieb er auf ein Blättchen Papier: „Liebes Weib! Ein kleiner Unfall hat mich getroffen, aber sei nicht besorgt, in wenigen Tagen bin ich bei dir." Aber das Blatt nahm ihm Niemand ab.

Am vierten Tage wurde ihm verkündet, er möge sich gefaßt machen, er wäre dem Strang verfallen, aber das Standrecht habe ihn begnadigt; — begnadigt zu Pulver und Blei.

Eugen stürzte hin auf die Steinplatten des Fußbodens; der Bote ging gleichmüthig davon und der Kerkermeister schloß hinter ihm die Pforte.

Dann horchte der Kerkermeister an der Thür, und als er eine Weile nichts von Innen hörte, so dachte er: am Ende ist er todt, und ging hinein und richtete den Verurtheilten auf.

„Traunstätter," sagte er, „jetzt, das hätt' ich nicht gedacht, daß es so ausgehen sollte."

„Mein Weib!" stöhnte Eugen.

„So habt ihr sie doch lieb!" rief der Profoß. „ja, warum geht ihr denn hernach davon, laßt sie allein und schlagt euch mit Landstreichern und Kriegsleuten herum?! Strömert hin, strömert her, werdet's wohl sehen, kein Mann auf dem Erdboden hat so ein Weib wie ihr, so brav, so gut, so herzenstreu — ein gottsliebes, ein heiliges Weib, bei meiner armen Seel!"

Eugen starrte dem wildbärtigen Manne ins Gesicht.

„Ihr leichtsinniger Vagabund," fuhr der Kerkermeister fort, „schon lang wäret ihr zu Grund gegangen mit Putz und Stingel, hätt' euch nicht Maria gehalten; euren Hof hättet ihr verlassen — so dumm, euren alten Vater hättet ihr vergessen — so schlecht wären ihr gewesen! — aber Maria hat euch gehalten, Maria ist euer Schutzengel gewesen. Die Leut haben euch gehaßt, weil ihr so stolz gewesen seid; sie haben euch verlacht und verspottet, weil euch allfort die Zeitlangerfuß 'sucht haben auf euerer ehrlichen Väter Grund — Maria allein hat euch lieb gehabt, so lieb, daß es alle Zungen auf der Welt gar nicht mögen sagen. Weiß

wohl, Traunſtätter, ſie iſt euer allergrößtes Glück geweſen und euere größte Freud. Was euch andere Leut in alle Ewigkeit hinein nicht hätten verſtanden, das hat ſie euch aus den Augen abgeſehen. — Sie hat euch das Kind geboren. — Und ihr lauft davon und verlaßt ſie in Noth und Pein."

Eugen hatte ſein Haupt geſchlagen mit beiden Händen, hatte geächzt und geſtöhnt und ſtarrte nun wieder den Kerkermeiſter an.

„Werdet mich doch kennen, Traunſtätter," ſagte der Kerkermeiſter, „zwei alte Schulkameraden da. Bin ſeither auch einmal euer Knecht geweſen auf der Traunſtatt. Der Jenzi!"

Da rieb ſich Eugen die Augen und murmelte: „'s iſt eine finſtere Klauſe, das."

„Freilich, lichter wär's ſchon auf dem Dachgiebel oben. Von euch, Bauer, bin ich fort, bin zu den Soldaten gegangen, daß ſie mich ſollten annehmen. Müßt aber bedenken, ich hab' kein Weib daheim gehabt. Bin meiner Tag viel verlacht worden in der Welt, aber ſo laut noch niemals, wie da ſie meine Creatur unterſucht haben in der Kaſerne. Da kunnt gleich Krieg ſein mit der leidigen Hölle, ſo thäten ſie keinen ſolchen Krüppel nehmen zum Militär. Die kräftigſten und ſchönſten Leut werden ausgeſucht zum Todtſchlagen, auf daß ja beileib das armſelige Krüppelvolk nicht abkommt. — Bin ihnen aber nicht vom Fleck gangen, bis ſie mich zuletzt als Kaſernwaſchel angeſtellt haben. Hätt's nicht glaubt, daß mir der Reibbadern und der Kehrbeſen und das Waſſerpumpen ſo rechtſchaffen von der Hand gehen ſollt' — 's iſt mir grad der Kopf nicht mehr ſo blitzdumm geweſen wie

daheim im Dorf. Vom Kasernwaichel hab' ich's zum Krankenwärter bracht — jetzt hab' ich mir gut Sach erspart, jetzt — haben die Leut gesagt — hätt' ich heiraten können. Ich, der Jenzi, dem die Weiber auf hundert Klafter Weite aus dem Weg laufen! — Und wie ich zuletzt in einer Krankheit gar meinen schiefen Mund hab' kriegt und den Bärenbart da, so bin ich euch ja ein Kerl gewesen, wie ein wildes Thier. — Jetzt bin ich Kerkermeister geworden."

Eugen hatte diese Worte kaum gehört, er rang die Hände. Plötzlich aber war er ruhig und sagte: „Kerkermeister, die Red' von dem Mann, der vorhin da war, ist doch nur Spaß gewesen?"

„Ei, beileib, wer wird denn bei der traurigen Zeit Späße machen! Und schon gar, wenn der Feind so in der Nah' ist. Traunsiötter, ihr werdet sehen, es vergehen keine drei Tage, so werden wir was hören. Die Unsern rücken schon zusamm'!"

„O Gott, und ich!" keuchte Eugen.

„Wer? Ja, was denn?"

„Wenn sie mich umbringen!"

„Helft mir weg! Meint ihr denn, ich ließ' euch niederschießen!" sagte der Profeß.

Da fiel Eugen vor ihm auf die Knie und bat um Rettung im Namen seines Weibes.

Der Kerkermeister war selbst verwirrt. „Redet mir nichts mehr," stieß er heraus, „ich müßt' ein Spitzbub sein. Ich bin der erst' Mann gewesen, der euch zum Vagabunden hat gemacht. Aber halt ja, wie ich euch damalen zum Ringelspiel hab' geführt, da hab' ich's nicht gewußt, daß es einen solchen

Ausgang nehmen sollt', daß das letzt' End' davon für euch die Kugel sollt' sein. Hätt' ich das gewußt, bei meiner armen sündigen Seel, ich hätt' gesagt: Eugen, gehen wir nicht ins Ringelspiel, gehen wir in die Kirch' zur heiligen Meß'. — Jetzt, weil ihr aber aufgesessen seid daselben auf ein wildes Thier und so weit seid gefahren, und ich vor Gott im Himmel keine Schuld mag haben wegen euch, so reiß' ich euch jetzt aus der zuwideren Geschicht' — wenn's geht. Ihr legt flugs mein Gewand an und laßt euch aus dem Stroh da den hohen Buckel wachsen und einen rothen Bart richt' ich euch auch und was sonst noch sein muß. Hätt's meiner Tag nicht glaubt, ich bin ein höllisch durchtriebener Lump. 's ist schlecht von mir! — meinetwegen, hab' Alles schon probirt auf der Welt — zuweg sollt' ich nicht ein Spitzbub auch noch sein."

Und als es an demselben Tag zu dunkeln begann, da holperte der Kerkermeister durch den Hof und zum Thor hinaus. Die Wache spottete noch und hieß die verkrüppelte, häßliche Gestalt ein mißrathenes Kameelthier.

Und der „Kerkermeister" kam glücklich aus der Stadt hinaus und davon durch Nacht und Nebel, manches Hornsignal herend vom Lager her. Er eilte mit Hast seiner Wege, aber er gedachte dabei der Zeit, in der er diese Gestalt, die ihn jetzt rettete, mit Anderen verspottet hatte.

Endlich kam er in einsame Gegenden und als es zu tagen begann, grüßte er das Heimatsthal und das Dorf und die Traunstatt, die dort auf der Anhöhe im Morgenrothe leuchtete.

Sie sahen die merkwürdige Gestalt auf buschigen Um-

wegen dem Gehöfte zweiten. Der Großknecht fluchte über das Strawanzgesindel, aber der Haushund sprang dem Ankömmling lechzend und winselnd auf die Brust, und Maria hat im ersten Augenblick ihren Gatten erkannt.

Und an demselben Tage und zur selben Stunde war es, da ließ sich der Profoß zum Rapport melden.

„Herr Oberst!" sagte er, und stellte sich so gerade, als es sein Buckel nur immer erlaubte, und legte den Kolbe seiner rechten Hand grüßend an die Schläfe: „Herr Oberst, ich melde, daß gestern der Arrestant Numero 19 entflohen ist."

Da horchte der Oberst auf und sein Gesicht lief dunkelrot an.

„Warum hat Er nicht sogleich Rapport erstattet?" frug er noch scheinbar gemäßigt.

„Weil sie mir nachher den Mann wieder eingefangen hatten," antwortete der Kerkermeister, „denn ich habe ihn befreit. Er ist unschuldig verurtheilt worden. Er hat einen Bauer, der ihn überlistet und zum Soldaten genommen hat, ein Merkmal ins Gesicht gegeben und hätte deswegen erschossen werden sollen. Das wär aber ein himmelschreiendes Unrecht gewesen, denn der Mann hat ein ehrlich Bauernhaus und ist verheiratet und so hab' ich ihn davon geben lassen.

Weiß es wohl, Herr Oberst, hätt' nicht sein sollen von mir. Hätt' auch davon laufen können, aber ich zeig' mich an und bitt' um meine Strafe!"

Der Herr Oberst hielt den Mann für wahnsinnig und wollte sich erst selbst von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen. Und als er sah, daß es wirklich so war, wie der Kerkermeister gesagt hatte, ließ er diesen zu sich rufen, um seine Wuth auszuschütten.

„Gott verflucht! kreuzweis schwere Noth!“ fuhr er los, „Er bittet um Seine Straf? Weiß Er wohl, daß bei uns Hochverräther nicht erschossen werden? Hängen, schinden, viertheilen, spießen laß' ich Ihn!“

„Und rösten — ist der Rindsbraten fertig,“ versetzte der Zenzi schier ernsthaft, mit bebenden Lippen zu Boden starrend, „um mich ist's nicht Schad', bin gut weg, bin ein armer, blutarmer Teufel gewesen.“

Er wurde abgeführt und in den Kerker geworfen.

Im finsteren Gewölbe, wo er ganz allein war, hub er an zu lachen, daß ihm die Thränen über den Bart rollten.

„Maria,“ rief er, „so hab' ich doch was für dich thun können. Jetzt hast ihn wieder, jetzt bleib im Glück und gib Acht, daß er dir nicht wieder davonläuft. Fährt meine Seele in den Himmel, soll sie dein Schutzengel sein.“

Am nächstfolgenden Tage kam ein Feldpater zu Zenzi und blieb bei ihm die ganze Nacht, auf daß er den Delinquenten vorbereite.

Da sie die ganze Nacht wachten, so sagte der Zenzi: „Das ist spaßig, mit der Nachtwächterei hab' ich angefangen und mit der Nachtwächterei hör' ich auf. Ihr Herren und Frauen, laßt euch sagen, der Hammer hat zwölf geschlagen;

gebt Acht auf Glut und Licht zu aller Frist, es gibt ein Feuer, das nicht zu löschen ist. 's hat zwölf geschlagen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Morgen kam, da war großes Geschrei vor den Thoren des Kerkers. Zwei Leute baten und drangen und wollten herein und den Gefangenen sehen. Sie wurden mehrmals zurückgewiesen, bis der Feldpater den Eintritt vermittelte.

Enzen und sein Weib Maria fielen dem Jenzi um den Hals. Sie hatten es erfahren, daß es ihm an die Gurgel ginge, sie wollten ihn retten, ihn loskaufen mit ihrem Haus und Hof, mit Allem, was sie hätten; er, der Jenzi, wär' ihr einziger, treuer Freund, sie wollten mit ihm noch recht lange beisammen auf Erden verbleiben.

Da sagte der Jenzi: 's hilft Alles nichts, ihr, meine lieben Leut'. Ich dank' euch tausendmal, daß ihr seid gekommen; diese letzte Stund' ist mir lieber, wie meine ganze Lebenszeit. Geht jetzt in Ruh' wieder heim zu, ich sag' euch, 's ist diesmal nichts Lustiges zu sehen in der Stadt."

In diesem Augenblicke war draußen Lärm und Glockenläuten.

„Aha, jetzt kommt der Henker," sagte der Jenzi, und dann zum Vater gewendet: „Ist's weit hinaus auf den Platz? So zieh' ich die Stiefel aus, 's ist kein Geh'n in so einem Lederſack. — Traunstätterin, seid um Eins gebeten: wenn die alte Kapelle noch steht — Maria im grünen Walde — so denkt dort einmal mit einem Vaterunser an den Jenzi."

Und als ob es im Himmel geschrieben stand, daß es so sein müsse zur selbigen Stunde.

Die Thür sprang auf. Helle Stimmen: „Amnestie! Sieg! die Schlacht ist gewonnen, der Feind flieht, Amnestie den Gefangenen!“

Die Thür blieb offen in allen Angeln, so daß Musikschall und Glockengeläute klingend hereindrang.

Das Ehepaar aus der Traunstatt jubelte auf. Der Zenzi wußte schier nicht, was das war.

Zuletzt zog er doch noch seine „Lederſäcke“ aus, denn der Weg war weit bis in das Gaustädtchen.

Im Gaustädtchen harrte Roß und Wagen, die Eugen auf der Herreise des streifenden Kriegsvolkes wegen zurückgelassen hatte.

Als Eugen und Maria im Traunstätterhof einzogen, da brachten sie das verkrüppelte Männlein mit. Niemand lachte mehr über seinen großen Höcker und seinen häßlichen Bart. —

Eugen sehnte sich nicht mehr hinaus in die weite Welt. Glück und Segen war auf der Traunstatt, und der Zenzi — das war der Ausspruch des Bauers — sollte davon genießen und sein Lebtag nichts mehr arbeiten.

„Nichts mehr arbeiten!“ begehrte der Zenzi auf, „da hättet ihr mich gleich lieber hängen lassen sollen. Hab ich kein Geschäft, daß ich mir ehrlich mein Brot kann verdienen, so bleib' ich nicht. Ich geh' wieder in die Fremde.“

Aber der Zenzi blieb daheim im Dorfe, hub den nächsten Sohn des Traunstätterpaares aus der Taufe, mauerte

mit eigener Hand die verfallene Kapelle „Maria im grünen Walde wieder auf und wurde endlich, wozu er eigentlich geboren war — wieder Nachtwächter.

„Ihr Herren und Frauen
Laßt euch sagen:
Der Hammer hat Eins geschlagen,
Ein neues Leben und ein neuer Tag;
Wer wieder weben und walten mag,
Dem sei Gottes Segen beschieden,
Und im Menschenherzen sei Frieden.
's hat Eins geschlagen."

—

Der Dorfmessias.

Nimmer hätte es der gute Sonderling zugegeben, daß seine Geschichte aufgeschrieben würde. Nun ist er todt; und ihm einen Grabstein aufzurichten, wie er es wohl verdiente, dazu ist kein Geld da.

Das thut nichts, habe ich mir gedacht, ein Grabstein durch Geld erbaut, purzelt ohnehin bald über'n Haufen. In's Herz der Menschen will ich sein Denkmal setzen — da steht es länger.

So schreibe ich die Geschichte.

Leute, es ist doch der Mühe werth, daß ihr sie leset; sie thut gut in Zeiten, wo man gar so viel von bösen Menschen hört. Sie wird, hoffe ich, auch unterhaltsam sein und euch ein ihr geschenktes Stündlein wohl vergelten.

Mit einem Dorfschmied im Böhmerwald heb' ich an. Der hieß Reinhart und hatte so ein siebenjährig' Büblein.

Das Büblein hielt sich brav und war für sein Alter rechtschaffen gescheidt. Gottfried hieß es. Ei, das ist freilich ein Name! — Ein gestricktes Wollenhäubchen trug er allerwege. Alle Leute hatten ihn lieb, aber der Schulmeister, der — 's ging diesmals umgekehrt — der fürchtete den Jungen. Sonst frägt der Schulmeister den Schüler aus! hier frug der Schüler den Lehrer! und der Lehrer, der Schlingel hatte zu wenig studirt, konnte nicht Antwort geben.

— Herr Lehrer! wenn mein Vater ein Rad beschlägt: warum geht denn ein heißer Reif lieber auf's Rad, als ein

kalter? — Herr Lehrer! warum spucken denn die Steine Funken aus, wenn das Roß seinen Huf dreinschlägt? — Herr Lehrer! wenn ich meinen Ballen gegen Himmel werfe: warum fällt er denn zu Boden, und die Wolken und die Sonne und die Sterne bleiben doch oben? —

Was sagte der Herr Lehrer hierauf? — Ein Narr frägt mehr, als ein Weiser antworten kann! war sein Bescheid; da bekam der kleine Gottfried gar großen Respect vor dem Lehrer: der muß schon sehr weise sein, weil er gar nie antworten kann.

Der Pfarrer wußte mehr; der erklärte dem Knaben Manches, der hatte aber auch Bücher — mehr, als ein Esel auf dem Rücken kann tragen.

So gescheidt sein und so viele Bücher haben, das kommt dem Gottfried herrlich vor. Und eines Tages läuft er in die Schmiede, steht eine lange Weile vor der Esse und kaut an seinem Zeigefinger. Ja, wenn man so ein Junge ist und man möchte dem Vater gerne was sagen und man getraut sich nicht recht, da kaut man gern an dem Zeigefinger.

„Was willst denn du heut?" fragt ihn endlich der Schmied.

„Vater, ich will ein Pfarrer werden."

Da lacht der Meister und haut tüchtig auf den Amboß los. Die Funken springen weit dahin. Dem Alten glüht das Herz.

Sechs Monate später ist der Schneider im Haus, zerkümmert sich nachgerade den Kopf. Da sollt' er ein Stadtjopplein machen und hat's nicht gelernt. Es kommt aber doch zu Wege, und der Gottfried zieht's an und geht fort

in die Stadt — in's Seminar. Der Pfarrer geht mit ihm. Die Leute küssen Beiden zum Abschied die Hand. Ja, zwei Priester, und einer davon in der Pfarr gebürtig — das ist ein' Ehr'!

Die Männer machen Feiertag und eilen in's Wirthshaus und verabreden sich, wo die Kanzel aufgerichtet werden müsse, wenn des Schmied's Gottfried Primiz hält. Und die Weiber stehen vor den Hausthüren beisammen: „Meine Kinder müssen mir alle vom Gottfried getauft werden!" — „Die Meinen muß er mir firmen!" „Oh, der wird Bischof eher ja, wie nein!" —

Nach fünf Jahren hatte der Gottfried schon die siebente Schule. „Die schwarze Schul'," wie die Leute sagen, wo das Geisterbeschwören und das Teufelaustreiben gelernt wird.

Die allerschwerste und gefährlichste Schul' — wer die übersteht, für den ist das Meßkleid schon bereit!

Und Gottfried überstand sie und überstand noch ein paar Jahre, bis ihm der Bischof den geölten Finger auf das Haupt leßte.

Glühendheiß brannte dieses Oel bis tief hinein in sein Herz. —

Die Hauptarbeit war gethan, Gottfried kehrte zu den Vakanzen nach Hause in sein Dorf.

Da lugten die Leute! des Schmieds Gottfried, der Student, das war ein Bursche worden! — Aufgewachsen hoch und kräftig, wie ein junger Tannenbaum. Und doch zart dabei. Lange, blonde Locken hatte er, die waren nach rückwärts gekämmt, daß die hohe schneeweiße Stirne recht zu sehen war. Die Wangen waren schier ein bischen bläßer,

als die der Dorfburschen, hingegen wollte an den runden Backen schon ein wenig Flaumbärtchen werden.

„Schon ein Bart!“ sagte das junge Weibsvolk, „wie alt ist er denn?“

Ueber die großen tiefblauen Augen wurde gestritten. „Waren sie früher wohl auch blau gewesen?“ „Braune muß er als Bub gehabt haben.“ — „Nein grau sind sie gewesen.“ — „Bigott, wüßts wirklich nicht zu sagen.“

Aber wie Gottfrieds Augen *jetzt* waren, das wußten sie allmiteinander.

„Der wird aber ein schöner Pfarrer, der!“ kann die Eine oder die Andere nicht unterlassen auszurufen.

„Zu dem muß ich wohl auch einmal beichten gehen,“ meint eine Dritte, „ich sag', der ist nicht gar straflig (strenge.)“

„Meinst? du, ich sag', der ist streng; der wird noch ein Heiliger!“ —

Gottfried weiß es nicht, was über ihn gesprochen wird. Er hat auch an Anderes zu denken.

Am dritten Tage seiner Vakanzzeit lädt er seinen glückstrahlenden Vater zu einem Spaziergang hinaus in den Wald. Und als sie so hingehen unter den Bäumen, erfaßt der Student plötzlich des Alten Hand: „Vater, ich kann kein Priester werden!“

Der Schmiedmeister schaut seinen Sohn so von der Seite an, weiß nicht recht, ist das Spaß, oder ist der Bursche ein Narr.

„Nein, ich tauge für keinen Priester,“ fährt Gottfried fort, „ein Priester muß besser, braver sein, wie andere Leut',

sonst muß er heucheln. Ich bin nicht besser, Vater, ich bin gerade so, wie die allermeisten Leut'. Ich kann die Eitelkeit nicht überwinden und beim Gebet kommen mir allfort weltliche Gedanken. Mit meinem jungen Blut weiß ich auch nichts mehr anzufangen; — ihr versteht mich schon, Vater."

„Oh, ich versteh' dich, du kannst das Gurren nicht mehr lassen!" ruft der Alte wild aufgebracht, „bist ein Lump, hast mich um mein Geld betrogen. Hab' ich all' mein' ersparte Sach' geopfert, daß da ein Taugenichts magst werden?"

„Ihr sollt euer Geld wieder zurückerhalten, Vater. Mit diesen Händen will ich arbeiten. Schaut, der Mensch soll den Beruf auserwählen, in dem er am mehrsten leisten und am leichtesten brav sein kann. Wie ich da steh' bin ich ein braver Handwerker aber ein schlechter Priester."

Der Alte hielt den Kopf mit beiden Händen, als ob er ihm davonlaufen wollte. „Du Bub!" rief er dann, „all die Streiche, die ich mein Lebtag aufs Eisen hab' than, hätt' ich auf deinen Buckel sollen führen. Du hast mir mein Haus gekostet und bist ein Taugenichts geworden, hast mich in die Schand' gebracht vor allen Leuten! — Nein, nein, mein liebes, einziges Kind!" brach er plötzlich aus und sank auf sein Knie und schlug flehend die Hände zusammen: „Das thu' mir nicht an! der Leute wegen und mir zu Lieb und Ehr! sündhaft ist ja auch der Bischof und der Papst; das soll dich nicht schrecken. Kannst ja thun, was du willst, nur trag' mir das priesterlich Kleid!"

Erschrocken hub der junge Mann seinen Vater von der Erde auf: „O, was hilft euch die wohlfeile Ehr' von den Leuten und das Glockenklingen bei der Primiz, wenn's in

kurzer Zeit heißt: des Schmieds Gottfried, der ſchlechte Lump iſt abgefallen vom Prieſterſtand. Und ein abgefallener Prieſter muß auch aus der katholiſchen Religion hinaus! das bedenkt!"

„Geh, geh!" rief der Alte bebend vor Wuth, „von dir hab' ich genug, du ungerath'nes Kind! du komm' mir nimmer vor mein Aug'! Geh weg! weg!" —

Seine Mutter iſt todt; ſein Vater hat ihn verflucht. — „Mit meinem Glück es iſt vorbei!" klagte Gottfried und floh tiefer in den Wald hinein. In die finſterſten Wildniſſe wollte er fliehen; aber kein Wald iſt ſo groß, es ginge denn wieder der Richtung zu, und kein Schmerz ſo tief, es winkte denn wieder ein Troſt.

Einen Tag ſpäter wanderte Gottfried auf der Straße, die in die Fremde zieht.

Wie hat der alte Schmied in derſelbigen Nacht ſo ſchlecht geſchlafen! der Arzt und der Pfarrer wichen ſtundenlang nicht von ſeinem Bette. Der Schlag hatte den alten Mann in einer fürchterlichen Erregung getroffen; er ſah, daß es zum Sterben.

„Ehrlich — ehrlich, das iſt er doch geweſen," hauchte er vor ſich hin, „der Menſch hat Fleiſch und Blut. Geiſtliche müſſen ihr Geſetz übertreten, daß ſie ſein dürfen, was ſie doch ſind vor Gott. Geht, ich bitt' euch, holt mir meinen Sohn zurück!"

Er hat ſein Kind nicht mehr geſehen.

— „Mein Sohn, wir beide gehen in die Fremde. Mich führt Gott in die Ewigkeit hinüber. Du wirſt auf

Erden noch guten und bösen Menschen begegnen. Lebe so, daß dich die Guten lieben und die Bösen fliehen. Du bist der Schmied deines Schicksals. Ziehe mit Gott!"

Im Grenzdorfe des Landes waren diese Worte des sterbenden Vaters auf einem Blatt Papier, vom Pfarrer geschrieben, dem Gottfried zukommen. Zur Stunde, als er sie las, lag der Vater schon in der kühlen Erde.

Mit unzähligen Thränen hatte Gottfried seiner Heimat Scholle noch benetzt, ehe er über die Grenze schritt.

„Mein Leben muß sich zum Segen wenden!" rief er sich selbst zu.

Er zog weiter. Wie ist Gottes Welt so weit und schön! und die frischen Lüfte haben nach und nach an seinen Gram zu verwehen.

Er zog den Gegenden zu, über welchen zur Mittagszeit die Sonne steht; er zog über Ebenen und Hügelland.

Andere Handwerksburschen haben freilich leicht wandern. Die haben im Brustfleck ihr Schärflein, von der Mutter wohl sorgsam eingenäht — jeden Nadelstich mit einer Thräne segnend. Aber Gottfried hatte nichts dergleichen mit vom Heim. Er klopfte, den Hut in der Hand, höflich an gar manche Thür. Hatte ja auch sein Vater viel geschenktes Brot gegessen, und er selber wird auch dereinst gerne wandernden Handwerksburschen von seinem Tische reichen. Gottfried ist Keiner von denen, die ihrer Väter ehrsam Handwerk verachten, so bald sie die Weisheit in der Druckerschwärze riechen. Ihm ist das Handwerk das Weltgemeinsame, das darf anklopfen vor jeder Thür; dem wird überall geöffnet, das findet überall

Vier. Der ehrliche Handwerksbursche mag wohlgemuth an jede Vorrathskammer pochen, denn er zieht auf Arbeit aus — da sollten ihm Ehrenbögen gebaut werden über seine Straßen.

Endlich fuhr Gottfried über den stattlichen Strom der von Abend gegen Morgen zieht, und kam in das Land der Berge. Sein Lebtag hatte er zur Hochsommerszeit noch keinen Schnee gesehen, und da oben lag er leuchtend auf weiten Feldern; und unten im tiefen Thale auf thauiger Wiese waren Menschen in weißen Hemdärmeln und mähten das duftende Futter.

Ist der Vater todt, so lebe der Sohn! — Leichtsinnig war der Bursche nicht, aber in der Luft lags, in der Alpenluft, die das Gemüth so leicht und das Blut so lebendig macht.

Ein blondhaarig Mädchen, das seine schneeweißen Aermel weit hinter die Ellbogen zurückgestreift hatte, war von der Reihe der Mäher zurückgeblieben. Dem Mädchen war die Sense los geworden und da suchte es nun dieselbe wieder an der Halde zu befestigen.

Gottfried stützte seinen Arm so auf den Stock und sah dem Mädchen eine Weile zu, und da das Weibervolk in so Gegenstandsarbeiten denn einmal nicht praktisch ist, so warf der Bursche lustig seinen Stock auf den Rasen und nahm dem Mädchen mit fein artigen Worten das schadhafte Werkzeug aus der Hand. Gottfried war ein Schmiedsohn, der wußte mit dem Eisen umzugehen; nach wenigen Minuten saß die Sense wieder fest und nagelfest auf der Halde.

Das Mädchen hatte ihn so von der Seite angesehen. — Ist nicht uneben, gar nicht! wer kann er denn sein? — dachte sie bei sich. „Bedank' mich schön! sagte sie und ging emsig wieder an die Arbeit. Sie blickt zu Boden — ja das muß sie doch, sie mäht Gras. Hochrothe Wangen hat sie jetzt auf einmal. Mein Gott, die Arbeit macht heiß, treibt das Blut zu Kopf. Oder schämt sie sich, daß sie mit der losgewordenen Sense nicht fertig geworden war? Oder —

Er sieht ihr auch so zu und geht gar nicht weiter. — Was nur Der so lang stehen bleibt? dachte die Mähderin, und als er endlich weiterwanderte: jetzt geht er schon wieder. —

Im nächsten Dorfe ging Gottfried schnurgerade der Schmiede zu. Er hatte schmieden gelernt — gut, so wollte er schmieden. Er hielt um Arbeit an.

„Ihr müßt schon hübsch lang' auf der Reis' sein?" sagte der Dorfschmied. „Wollt ihr bei mir auf Arbeit sein, so dürfen euere Hände nicht so fein verbleiben. So glatte Hände trägt bei uns nur der Pfarrer."

Am Abende, als die heimkehrenden Mähder an der Schmiede vorübergingen, hämmerte Gottfried schon frischweg an einem glühenden Stück Eisen. Die Funken stoben nach allen Seiten, und da sei — sagte man — zur selbigen Stunde der blondhaarigen Mähderin so ein Funken gerade an den Busen geflogen. Gewesen muß so was sein, denn hinter diesem Busen ist später ein fürchterliches Feuer ausgebrochen, das gar nicht mehr zu löschen war.

An einem der nächsten Tage hat sich zwischen der jungen

Mähderin und dem neuen Schmiedgesellen schon nähere Bekanntschaft zugetragen. Der rothe Hies, ein verrufener Strolch und Streicher, war der Mina — so heißt die Mähderin — in den Garten nachgeschlichen und hub dort an, gefährlich keck zu werden, als Gottfried herankam und das angstvolle Mädchen befreite. Da ist freilich auf der ganzen Welt keine Gelegenheit günstiger, um mit einem schönen Kinde Freundschaft zu machen, als da man demselben eben einen solchen Dienst erweist.

Auch kriegte Gottfried bald mit den Dorfleuten zu thun.

An einem Sonntag war's, im Wirthshaus saßen sie.

„Ja," rief der Schuster dem Todtengräber zu, „du, Friedhofbauer hast es freilich gut, du kannst die frischbegrabenen Kinder in der Nacht wieder ausscharren und ihnen die Herzen aus der Brust nehmen. Kein Mensch erfährts."

„Nu, und was sollt' ich denn mit so Herzen?" frägt der Todtengräber.

„Zaubern!" schrie der Schuster.

„Was denn Zaubern? könnt' man sich damit leicht gar einen Fünfguldenbeutel wünschen?"

„Ei freilich kannst das," lacht ein Dritter, „ob du ihn aber kriegst, das ist eine andere Frag'."

Da lachten sie toll.

„Ja," schreit der alte Weinschlager Jörg, „spöttelt nur! So ein Kindesherz kann euch einmal kurios erwischen! — Ja, wartet nur, werdet es schon sehen! Wetter machen kann man damit, den Donnerkeil kann man damit schleudern, kann erschlagen lassen, wen man will."

Da lachten sie wieder. Gottfried war auch da. Der entsetzte sich Anfangs über so krassen Aberglauben. „Jörg", sagte er dann, „zum Donner hinein, was schwätzest du da? Der Donner erschlägt ja Niemanden, sondern der Blitz!"

Der rothe Hies saß im Ofenwinkel. So oft Gottfried ein Wort sprach, biß er die Zähne in einander, daß sie knarrten. — Oh, hätt' ich nur ein Kindesherz, dir, du rufsiger Schmied, wollt' ichs weisen, ob der Donner schlägt, oder der Blitz.

Gottfried dachte, so alberne Ansichten muß man tödten. Er stand auf: „Leute wenn ihr wollt, so mach' ich euch heut' über acht Tage dahier in der Stube ein Wetter mit Blitz und Donner!"

„Das läßt sich hören!" rief Alles.

„Geht," sagte ein Spaßvogel, „der bringt seine Frau Meisterin mit, die ist eine wahrhaftige Wetter-Maschine!"

Indeß, Gottfried hatte nicht umsonst ein bischen Phisik studirt; er sah es, hier waren einige Experimente eine gute Medizin gegen den Aberglauben. Er bereitete sich etliche Beispiele aus der damals neuen Erfindung der galvanischen Batterie und des Elektromagnetismus vor. —

Und am Nachmittage des nächsten Sonntages ist das Wirthshaus gedrängt voll Menschen. Sonst füllt sich die Taverne gern, wenn draußen ein Donnerwetter tobt! heute aber, weil in der Stube selbst eines in Aussicht stand.

Horch! was knistert, was schmalzt? ein Funke zuckt über den Ofen hin, das Zimmer ist einen Augenblick blendend hell.

Ein Knall der an den Wänden hallt. Ein drückender Dunstkreis; häufiger und mächtiger zucken die Blitze über dem großen Kachelofen, unheimlich wächst das Schnalzen und Knallen.

„Jesses!" stöhnt Mancher, „das ist bigott die leibhaftig' Hellen!"

Plötzlich sind alle Gesichter blutroth und ein schmetternder Krach erschüttert das Haus.

Das ist zu viel. Stöhnend vor Angst eilen die Leute der Thür zu. Da ruft eine Stimme zum Fenster herein: „Schlagt ihn nieder, den Zauberer! er hat Gott verlassen und hält mit dem Teufel. Schon die heilige Salbe auf dem Haupte ist er von dem Priesterthum abgefallen. Das ist kein Schmied, das ist der Antichrist!"

„Wohl!" sagte Gottfried, „ich bin dem geistlichen Stande aus dem Weg gegangen, um wie ihr dieser Welt zu sein. Was ich euch hier gezeigt habe, ist Naturmacht, die seit undenklichen Zeiten besteht. Ihr und meinen Mitmenschen will ich dienen. Das Wissen ist unser Zauberstab, den vereinst auch eure Kinder schwingen werden!"

Kaum verstanden sie den Rede Sinn, doch aber traten viele hin zu dem jungen Manne mit dem offenen Gesichte und reichten ihm die Hand: Sie wollten, wenns so wäre, schon seine Freunde sein. Andere aber stürmten hinaus und wollten Steine herein durch die Fenster schleudern.

So hatte Gottfried der Schmiedgeselle im Dorfe seine Freunde und Feinde.

Jahr und Tag war Gottfried in der Schmiede. Einmal im Laufe der Zeit war er heim in seinen Böhmerwald gegangen, zu seines Vaters Grab; zu seinem Geburtshause, das in fremden Händen war; zu seinen wenigen Verwandten, die von ihm nichts wissen wollten, weil er ein „Abgestandener."

Er war hierauf wieder zurückgekehrt ins Alpenland, in das Dorf zu den altklugen, gutmüthigen, verwahrlosten und zumeist herzlich albernen Leuten.

Aber eine kleine Erbschaft hatte Gottfried mitgebracht, und vermittelst dieser erwarb er sich nun die Schmiede im Gebirgsdorfe als sein Eigen.

Mina, die blondhaarige Mähderin, war mittlerweile noch schöner geworden, und sie hatte eine Sense, die von Gottfried geschmiedet und geschärft worden war.

Es blieb aber gottswahrhaftig nicht bei der Sense.

„Mina," sagte der junge Schmiedmeister eines Tages, „wolltest nicht Schmiedmeisterin werden?"

Auf dieses jähe Wort war das Mädchen unsäglich erschrocken. Sie ließ das Köpfchen sinken; — schier so wägt man auch den Kopf, wenn man ja sagt.

So ist ein Band geschmiedet worden in der Schmiede, jene Kette von Freud und Leid, die nach dem Spruche nur der Tod kann lösen.

Wenige Tage hernach zog Gottfried sein Feiertagskleid an und ging zum Vater des Mädchens, der oben am Rain ein Bauernhäuschen besaß.

Der Bauer wollte eilig die Thür verriegeln, ehe der Schmied eintrat, allein noch rechtzeitig erinnerte er sich, daß

er das nicht thun dürfe, da er dem Meister noch ein paar Schinkenkurfer schuldig war. Er legte sofort das Geld auf den Tisch; — nun hatte er bezahlt, nun war er Herr im Hause und konnte seine Meinung sagen.

Und wahrhaftig, er hatte ein gut Stück Meinung zu sagen.

Er räuperte sich — das ist immer vonnöthen, wenn ein großes Wort anrückt — und sagte: „Ich seh' es nicht gern, daß der Meister in mein Haus kommt."

„Er, wie so?" entgegnete der Schmied, „ich dächte, daß euch der Gottfried nichts in den Weg —"

„Ja, ja," unterbrach ihn der Bauer, „Er heißt Gottfried, aber Er stiftet Unfried. Unfried im Dorf und Unfried unter meinen Leuten. Singen es doch schon die Spatzen, daß mein Madel Seinetweg närrisch ist, durch und durch. Da sollt' Er schon so viel Einsicht haben —"

„Ich habe ehrliche Absichten," sagte Gottfried, „ich bitte um die Hand euerer Tochter."

Auf diese Worte wurde der Bauer um zwei Zoll länger. Und ein um zwei Zoll verlängerter Bauer hat noch zu allen Zeiten was bedeutet!

Aber Gottfried ließ sich nicht schrecken. „Mir gefällt euere Tochter," sagte er ruhig, „und sie wird für mich die Rechte sein. Und das will ich euch gleich sagen: nach Vermögen frag' ich nicht. Ich verstehe mein Handwerk und besitze Haus und Werkstatt."

Der Bauer stutzte und haschte nach Worten. Wenn einem rechten Bauer Worte nicht gleich bei der Hand sind, so flucht er, oder er lacht.

Der Kleinhäusler lachte also vorläufig. Dann aber sagte er gedehnt: „Und Er redet so daher, wie ein anderer Mensch? — Wäre es etwa zuletzt doch nicht wahr, was die Leute von Ihm sagen? Sonst kunnt' ichs nicht verstehen auf alle Mittel und Weis', daß Er ein rechtschaffen christlich Haus betreten sollt' —"

„Meinen ehrlichen Namen hab' ich bewahrt," versetzte Gottfried ernst.

„Herr Jesses, Herr Jesses!" rief der Alte und schlug die Hände ineinander, „was soll das bedeuten? ein Heidenmensch freit um mein Kind!"

„Ein Heidenmensch?"

„Was denn sonst? leicht gar der Teufel selber?" fuhr der Bauer drein, „hat Er nicht geistlich' Schulen studirt und ist von der heiligen Weih' geflohen? Je, das wissen wir Alles! Und hat Er nicht Hexenstücklein getrieben im Wirthshaus unten und die Leut verführen wollen? Meister! ich muß Ihn recht bitten, daß er aus meinem Haus geht!"

Gottfried ging denn.

Und des Geredes wegen sollten nun die zwei Liebesleute unglücklich verbleiben? Das wäre doch Schade um den wackeren Schmied und um die schöne Mina, mochte sich der liebe Gott denken und sah sich nach einem Werkzeug um, daß er das Paar, dessen Ehe im Himmel geschlossen, auch auf Erden zusammenbringe.

Der rothe Hies, der Stromer und Streicher, an dem jedes rothe Haar bereit war zu einer Schandthat, dieser nun war so ein Werkzeug, wie es der liebe Gott brauchen konnte.

Da zog der Hies auch einmal sein Feiertagsgewand an

— das war dasselbe, das er tagaus, tagein am Leibe trug, weil der Strolch tagaus, tagein Feiertag hielt — und ging ins Häuschen am Rain.

„Dieser Heid und Türk und Antichrist ist bei euch gewesen, Bauer," sagte der Hies, „Gott Lob und Dank, daß er das Madel nicht in seine Klauen mag kriegen; umbringen that er's — bei meiner Seel! Bauer, 's ist wohl wahr, bin dann und wann ein Bisl leichtsinnig gewesen, ein wenig lustig und — ihr wisset es ja. Alles ist aber gar nicht wahr, was die Leute von mir sagen. Sollen mir beweisen, sollen mich einsperren lassen, wenn sie können! Wie der Will: ein guter Christ bin ich geblieben, und als ein solcher halt' ich fein schön um eure Tochter an!"

Da wurde der Bauer nicht um zwei Zoll, sondern um vier Schuh länger, wenn ich den Stock miteinrechne, den er jetzt über den rothen Hies schwang, bis dieser zur Thür hinauskollerte.

Was thut ein Mensch, wie der rothe Hies, wenn er mit einem Fußtritt zur Thür hinausgestoßen wird?

Er setzt den rothen Hahn aufs Dach.

In einer der nächsten Nächte steht das Haus am Rain in hellen Flammen.

Die Kirchenglocken jammern zuerst, dann jammern alle Leute mit und eilen herbei, aber das Feuer kracht und lodert, und dort oben hinter dem Dachfenster steht Mina und ruft kläglich um Hilfe. Die Flammen lecken schon zu ihr hinan. „Jesus und Maria!" schreit der Kleinhäusler, „ist denn Niemand da, der mir mein Kind rettet? Schaut, es ist die

schöne Mina, wie ihr sie allfort habt geheißen — o, eilt, und rettet sie aus dem Feuer!"

Ja, mit den Augen sind sie Alle oben, aber die Arme und Füße zittern herunten auf dem festen Erdboden.

Alles ringt die Hände und der Pfarrer predigt, es sei keine Rettung mehr für das arme Kind, Gott wirke denn ein Wunder und sende seinen heiligen Engel, der die Jungfrau unversehrt aus den Flammen führe, wie einst den Proseten Daniel aus dem Feuerofen.

Der Pfarrer ist gottgelehrt und weiß bei jedem Anlaß ein Beispiel aus der heiligen Schrift. Und Daniel war doch nur ein Jude, und Mina ist eine katholische Christin — da findet sich gewiß einer aus den Legionen der Engel.

Und siehe, wie das Feuer schon die Balken des Dachfensters ergreift und das Mädchen nach rückwärts in Ohnmacht sinkt, da fangen es zwei Arme auf — und die Wogen des Rauches verdecken das Bild.

Bald darauf legt ein junger Mann das Mädchen unversehrt auf den kühlen, thauigen Rasen. Wie sind jetzt die Leute gleich da von allen Seiten, daß sie auch was zur Rettung beitragen, und Jubel und Verehrung umströmt den Engel Gottes. Und dieser steht da, leuchtenden Auges, und verschwindet nicht, und hat keine Flügel; da dämpft sich plötzlich der Jubel, das Jauchzen und Johlen erstirbt in ein armseliges Gemurmel. Der Engel ist der „Abgestandene", der Zauberer — Gottfried der Schmied.

Es gibt verknöcherte Bauern im Thale, und mancher ist viel zu fromm, als daß er sich durch so eine Feuerprobe eines treuen Herzens rühren ließe.

Mina's Vater, der Kleinhäusler, ist aber von Natur aus ein braver Mann.

„Meister," sagte er eines Tages nach dem Feuer zu Gottfried, „mein Haus, das baut sich wieder auf, aber ein verbranntes Kind wird nicht mehr lebendig. Meister, Er —"

Da stockte der Alte. Wie soll er die Sache nun anfangen? Der Schmied ist gar so kühl und zurückhaltend.

— „Meister, Er hat mir mein Madel wieder gegeben und —"

„Ist schon gut, deswegen keinen Dank. Ist meine Pflicht gewesen."

„Ja, schon recht, aber jetzt — ich will das Mädel nicht fest für mich allein behalten; und wär' der Meister so nichtsnutzig, wie die Leut' sagen, der Herrgott hätt' den Meister nicht in Feuersnoth beschützt."

Das war brav gesprochen von dem Mann, und von so Leuten kann man wohl sagen, sie haben Religion.

Der Herr Pfarrer des Dorfes hatte sie doch gewiß auch. Aber wie nun die Zeit und die Herkommlichkeiten erfüllt waren und sich Gottfried und Mina zur Hochzeit rüsteten, da lächelte der Pfarrer mitleidig.

„Ja, liebe Leute," sagte er, „meint ihr denn wirklich, daß das ginge? Ei, ei, das ist einfältig. Der Meister ist studiert, der sollt' ja wissen, daß einen Abtrünnigen die katholische Kirche nicht trauen kann."

„Abtrünnig?" entgegnete Gottfried, „wie so?"

„Der Meister ist für den geistlichen Stand bestimmt gewesen und er hat dafür die Studien genossen und die heilige Salbung empfangen. Aber er ist abgefallen, hat die geist-

lichen Studien profanirt, treibt Hexenkünste und spielt sich zum Aergernisse der Gemeinde auf den Aufklärer hinaus. So einen erkennt die katholische Kirche nicht mehr als den ihren. Mir thut es leid."

Sie stellten dem geistlichen Herrn die Sache mit Vernunftgründen vor, doch dieser wehrte mit beiden Händen: „Geht mir weg, macht mir keine Späße!"

Den beiden Liebesleuten flimmerte es vor den Augen; Mina schluchzte; Gottfried rief: „Deß will ich mich überzeugen, und einer Confession, die solche Gesetze hat, kann ich nach bestem Dafürhalten nicht angehören."

Der Pfarrer zuckte die Achseln. Das Achselzucken ist eine gute Erfindung; wenn man nichts zu sagen weiß, so zuckt man, und die Antwort ist fertig.

Gottfried führte seine Braut davon.

„Wie du den dummen Leuten nur das Wetterspiel hast vermachen können" sagte Mina betrübt, „jetzt bist du der Hexenmeister allerwärts."

„Ich hab damit das Gegentheil erreicht von dem, was ich wollte," versetzte Gottfried, „ich hab mit meinem künstlichen Blitz ihren Aberglauben tödten wollen. Aber ich sehe es wohl, ist die Einfalt zu groß, so schlägt sie in Dummheit über, sobald sie der Lehrer berührt."

Es wurden nun Auswege geplant. Wie, wenn Gottfried die Schmiede verkaufte und mit seiner Braut ins Ausland reiste? Im Auslande gibts etwa Zustände, in denen auch ein Mann wie Gottfried glücklich sein kann. Beide protestantisch werden, dann wäre des kirchlichen Gezänkes ein Ende.

Aber Mina's Vater war anderer Ansicht. „Wenn ich," sagte er entschieden, „meine Tochter schon einem Abgestandenen zur Frau gebe, weil er sonst brav ist, so denke ich, ist das genug. Sie bleibt daheim und sie bleibt gut christkatholisch und die Kinder werden es auch sein, und das ist mein letztes Wort. Oder willst du entarten, mein Kind? Als vor zwei- und dreihundert Jahren die Lutherischen in der Gegend die Herrschaft gehabt haben, da sind es meine Großeltern schier allein gewesen, die im alten Glauben verblieben sind. Meine Nachkommen sollen getauft werden mit dem Wasser meiner Vorfahren und sollen ruhen im Kirchhof neben mir und unseren Ahnen. Wäre unser Stamm lutherisch gewesen von jeher, ich sagte dasselbe. Rechtschaffen kann Einer sein, ob Heid oder Jud' oder Christ, aber wer einen Ausreißer macht, der ist nichts werth."

So sprach der Alte und weiteres war kein Wort mehr von ihm herauszubringen.

Wer gibt unserem Paare nun den Segen?

Ja, das ginge Niemanden was an, da wüßten sie schon selbst, was sich machen ließe.

Ging Gottfried eines Tages zum Pfarrer: „Hochwürden! ich bin gestern bei der Messe gewesen und habe gesehen, daß der Kelch durch und durch voll Maiern ist, und die Vergoldung ist auch beim Teufel. Und da habe ich mir gedacht, das ist eine Schande für die Gemeinde, wir müssen einen neuen Kelch haben. Was kann er auch kosten? Ich denk', für hundert Gulden stellt der Goldschmied einen anständigen Becher. Was meinen Hochwürden?"

„Nu, ich meine, des Goldschmieds wegen wär' keine Frag', aber der hundert Gulden."

„Ich gehöre zur Gemeinde und thu' gern ein Uebriges. Bitte, Hochwürden, wollten Sie die hundert Gulden in Empfang nehmen?" Und er hielt die Note hin.

Hocherfreut, gerührt war der Pfarrer. „Der Herr wird euch segnen, Meister!"

Am nächsten Sonntage rief er's von der Kanzel: „Ein hochherziger Menschenfreund hat hundert Gulden zur Anschaffung eines neuen Kelches gespendet!" und fast in einem und demselben Athem las er es von einem Blatte herab:

„Es wollen sich verehlichen: der Bräutigam Gottfried Baumann, katholischer Religion, großjährig, Schmiedmeister allhier; die Braut Hermina Stifter, katholischer Religion, minderjährig, u. s. w."

Nach wenigen Wochen war Gottfried der Dorfschmied mit seiner lieben Erwählten und Errungenen getraut, und da sprühten in der Schmiede die Funken daß es eine Freude war. Und so hatte der liebe Gott durch den Pfarrer das Werk vollendet, das er durch den Hies begonnen.

So dient in dieser Welt Mancher als Werkzeug zum Glücke seines Feindes.

Und auf dem Altare funkelte ein neuer, reichvergoldeter Kelch! und die Gemeinde lobte den Spender sehr! und der Pfarrer — viel fehlte nicht, daß er bei der Messe aus dem neuen Becher auf Gottfrieds Gesundheit trank.

Nun, Gottfried, du deines eigenen Glückes Schmied, ist das Glück nun fertig?

Das Glück ist, wie eine Kette; nie kann man sagen

sie ist voll und fertig, immer und immer kommen neue Glieder daraufkommen, und das letzte Glied streckt sich erst recht begehrend nach einem neuen Nachbarsgliede.

Gottfried fühlte sich geliebt zu Hause und sah sich geachtet allerwärts. Aber er wußte nicht, daß dieses letztere nur des neuen Kelches wegen so schien; er wollte der Gemeinde bei jedem Anlasse zeigen, wie gut er es meine.

Ein Kinderfreund war er und mit der Schule gab er sich ab. Oft, am Feierabend, wenn Gottfried mit seinem Weibe auf der Bank vor der Schmiede saß, kam die ganze Dorfjugend zu ihm heran, und er mußte erzählen. Gottfried erzählte von der weiten Welt, von Naturwundern, von großen Menschen, wie sie die Dampfmaschine und den Telegraph, den Blitzableiter u. s. w. erfunden hatten. Und er erzählte von anderen Erfindungen, Entdeckungen und gab Beispiele. Da klebte er einen glimmenden Feuerschwamm auf den inneren Boden eines Trinkglases, stieß dies umgekehrt in das Wasser des Werkflosses, und siehe, der Schwamm blieb trocken und glimmte weiter. Dann sagte er erklärend, daß das Trockenbleiben im Wasser von der Luft herkomme, die in dem Trinkglase sei und das Wasser nicht eindringen lasse. Das beweise, daß die unsichtbare Luft auch ein Körper sei, der seinen Platz behaupte. — Dann wieder stürzte er das Glas über eine brennende Kerze, und diese verlosch sofort darunter; die Flamme atme in der Luft, und sei nun erstickt, wie der Mensch in verschlossenen Räumen ersticken müsse, sobald er den Lebensstoff von der Luft verbraucht habe. — Ferner warf Gottfried einmal eine elastische Kugel an die Wand und bestimmte schon in vorhinein genau, nach

welcher Seite sie abprallen würde, und er erklärte dadurch viele Erscheinungen im Leben, z. B. die Lage des Bildes in einem Spiegel und das Gesetz des Wiederhalls. Und endlich zeigte er ihnen auch elektrische und galvanische Erscheinungen.

Und der gute Schmied war ganz glückselig, wenn er sah, wie die Kleinen das Erzählte begriffen und auf das Leben anzuwenden wußten.

„An dir ist ein guter Schulmeister mißraten," sagte ihm sein Weib einmal.

„Das sage ich selber, nur möchte ich keiner sein," antwortete Gottfried, „zum lieben Hungerleider fühle ich nachgerade gar keine Neigung. Gibts was Gutes aus mir mitzutheilen, so kann ichs auch als Handwerker thun; die Menschen sollen sich einander belehren und weiterhelfen, wie sie können."

Einmal aber kam der Schuster zum Schmied: „Du Nachbar, was soll denn das sein? Was bringen mir denn meine Buben für Narretheien ins Haus? Was geht die Jungens die Luft und der Blitz an! nur daß sie mir darüber ihre Katechismusaufgaben versäumen. Gib dich mit so Kindereien nicht ab, Nachbar, hebst dir damit keine Ehr' auf!"

Und selbst Mina sagte einmal zu ihrem Manne: „Gottfried, laß das gut sein, du verfeindest dich wieder; die Leute sind Narren!"

„Und sollen sie es denn auch verbleiben?" antwortete der Meister, „und sollen denn unsere eigenen Kinder unter Narren aufwachsen, bis sie selber welche werden? Nein,

Mina, ich kann nicht anders, es liegt in meiner Natur, die Leute zu weisen nach meinem Gewissen und Wissen. Und die Erkenntniß von auch nur geringfügig scheinenden Dingen hat großen Einfluß auf die Anschauungen und Thaten der Menschen. Nun, mit den Alten habe ich mir genug den Kopf an die Mauer gestossen, aber mit den Jungen wird es gehen. Wirst sehen, Mina, wir machen eine bessere Zeit. Wie gut hat's der Pfarrer, der braucht nur ein Wort von der Kanzel zu sagen, und es glaubt's die ganze Gemeinde. Wenn es nur immer auch das rechte Wort wäre!"

„Schau, so hättest doch noch ein Pfarrer werden sollen," scherzte Mina.

„Nichts weniger als das!" lachte Gottfried, „und gesetzt, ich hätte das Häuserl am Rain und das Mädele drein nicht gesehen, ich wäre doch exkomunizirt, denn ich hätte die Einfalt nicht gepflegt."

Neuerdings giag im Dorfe das Gerücht vom ketzerischen Schmied, und der Pfarrer warnte: „Hütet euch, Leute, das ist ein Wolf im Schafspelz, das ist ein falscher Messias!"

Der rothe Hies saß schon lange im Kriminal, aber Gottfried hatte noch andere Feinde, die nicht so wild wie der Stromer, aber desto gefährlicher waren. Manche wollten sich um einen neuen Schmied umsehen. Zwar, das gestand sich Jeder, Pflugschar und Axt hatte noch Keiner so gut und haltbar hergestellt, als Gottfried. Aber ob auch der Segen Gottes sei auf so einem Felde, das die Pflugschar eines Abgestandenen umgebrochen, das war eine andere Frage.

Freilich, eine ganz andere, aber wer hat denn gesagt, daß der Schmied ein Abgestandener und ein Hexenmeister ist?

Ja, eigentlich, gesagt hat es Niemand, aber man braucht ihm nur zuzuhören, wenn er mit den Kindern spricht und man braucht nur seine Zauberstücklein zu sehen, so weiß man's.

Richtig, so weiß man's. O, die Dorf-Fama ist ein grausamer Henkersknecht!

Manches alte Weibchen blieb stehen vor der Schmiede und sah dem rüstigen, stets wohlgemuthen Meister zu bei seiner Arbeit, und dachte dabei kopfschüttelnd: Noch tausendmal heißer als seine Esse ist die Hölle, darin er einstmalen brennen wird. Ei, ei, es ist aber völlig Schad' um ihn.

Der Herr Pfarrer wußte es wohl, wie sie den Schmied anfeindeten, aber er sagte nichts dagegen. Er fürchtete sich gar sehr, die „freimaurerischen" Grundsätze des Meisters Gottfried und besonders dessen naturwissenschaftlichen Anläufe möchten weitergreifen und er, der Herr Pfarrer, könne sonach halb und halb überflüßig und von seinen Pfarrkindern vernachläßigt werden.

Schmied und Freimaurer! ja, hat denn Der zwei Handwerke gelernt? dachten die Leute; sie verstanden es ja nicht, was der Pfarrer unter seinem Ausdruck „freimaurerisch" verstanden wissen wollte.

Indeß, die Kinder im Dorfe wuchsen auf zu Leuten, die was verstehen und in den Dingen der Alten was drein zu reden haben. Denen war nun unter allen Umständen ein guter Spaten lieber, wie ein frömmelnder Schmied, und sie merkten es und sie sagten es laut: „Meister Gottfried ist ein prächtiger Kerl!"

Und Meister Gottfried that die jungen Männer zusammen und richtete sie zur Feuerwehr ab und schmiedete ihnen

dazu die entsprechenden Werkzeuge. Und Meister Gottfried verband sich an Feiertagen mit dem Schullehrer und übte die Jugend in Musik und unterwies sie zuweilen in praktischen Einrichtungen seiner Heimat, die zumeist viel vernünftiger sind als die alten Herkömmlichkeiten des Berglandes, in dem sich diese Geschichte zugetragen hat.

In Stunden der Gefahr war Gottfried stets zur Hilfe bereit; in den Tagen der Noth war er der opferwilligste. Er war nicht im Orte geboren und doch liebte er ihn, wie seine Heimat. Es muß ja eines jeden Einzelnen That allen Menschen insgesammt zu Nutze werden.

Und das muß ich ganz besonders bemerken: Gottfried war keiner von jenen Weltverbesserern, die nur außer ihrem Hause verbessern, im Innern desselben aber verschlechtern, so daß das Weib Hunger leidet und die Kinder verwahrlosen.

In Gottfrieds Hause herrschte Glück und Segen und als die Kinder heranwuchsen, hatten alle einen gesunden, blühenden Leib und eine wohlgebildete Seele.

Das gefiel den Leuten doch und sie frugen den Schmied, wie er's denn mache. Und das Gemeinnützige betreffend, wollte, wo der Schmied voran war, doch auch der Wagner nicht zurückbleiben, konnte der Kaufmann sich nicht ausschließen, durfte der Wirth nicht den Engherzigen spielen. So wurden sie mit- und vorangerissen, und der Schmied hämmerte das Eisen, so lange es warm war; und so kam mancher Reifen zu Stande, der die Gemeinde immer enger und kräftiger in sich verband.

Der Pfarrer war oft recht mißlaunig; er für sich konnte gar nicht beistimmen, wenn der Schmied behauptete: Die

Zeiten werden besser. Er stichelte zuweilen ein wenig auf den Schmied und nahm seine Anspielungen gerne aus der heiligen Schrift, als hätten Moses und alle Propheten schon gegen Gottfried den Dorfschmied gestritten.

Einmal saßen sie im Wirthshause zusammen, der Herr Pfarrer und ein guter Theil seiner Gemeinde. Selbst Gottfried fehlte nicht, weil der Neubau des Schulhauses besprochen wurde, zu welchem er die Gratislieferung der Schlosserarbeiten zugesagt hatte.

Neben dem Meister saß sein Obergeselle, ein hübscher, offener Bursche, aber aus dem Sachsenlande her und — lutherisch. Und neben diesem Burschen saß ein hübsches, freundliches Mädchen, die Tochter des Dorfschmiedes, die natürlich katholisch war. Und die beiden jungen Leute waren ein Brautpaar.

Dem Pfarrer war das ein Dorn im Auge. Er bemächtigte sich des Gespräches über das neue Schulhaus, kam vom Schulhause auf die Schulkinder, auf eheliche und endlich auf uneheliche. Von solchen Kindern kam der Seelsorger zuletzt auf Ehen, die nicht im Himmel geschlossen würden und warf dabei Blicke so in die Quer hinüber gegen das Brautpaar mit den verschiedenen Confessionen.

Dem Meister wurde warm. Er fühlte, wie seinem Kindern Unrecht geschah und war in seiner Aufwallung schon entschlossen, ein herbes Wort zu sprechen, das ihm vielleicht auf lange Zeit Ruhe vor anspielenden Salbadereien verschafft hätte. Da erhob sich in demselben Augenblicke ein altes, höckeriges Holzbauermännlein, ein Gläschen in der Hand und eines dem Anscheine nach schon im Kopfe, und mit fast lallender, wiegender Stimme sang er:

„Und will dir die Welt
Dein Dirndl nit laſſen,
Hupf' hinaus auf die Gaſſen
Und mach' dir nichts d'raus;
Und werd' ein fein Pfäfflein,
Und nehm' dir dein Mägdlein
Als Köchin ins Haus!"

Einen Augenblick Stille, als ob Alle ſchliefen rings am Tiſch herum. Plötzlich aber brach ein gellendes Hurrah und Gelächter los, daß das alte Männlein erröthend nur ſo in die Runde blickte und ſchier gar nicht wußte, was das zu bedeuten.

Dunkelroth war des Pfarrers Geſicht; wuthbebend erhob er ſich und verließ die Stube.

So morſch war der Thron ſeiner Würde, daß das gefallte Lied eines Halbbetrunkenen ihn zu ſtürzen vermochte. Frei und loſe wurden nun all die Geſchichtchen erzählt, die man von des Herrn Pfarrers Privatleben kannte, die man aber bisher kaum zu munkeln wagte, weil man doch nicht wußte, wie geheimnißvoll heilig eine Ehe, die nicht im Himmel und nicht auf Erden geſchloſſen war.

Meiſter Gottfried, der indeß ſolche Zügelloſigkeiten nicht liebte, verließ mit dem jungen Paare das Haus.

Wenige Wochen danach zog ſeine liebe Tochter mit ihrem Bräutigam in das ferne Sachſenland, um ſich dort trauen zu laſſen. Die Reiſe war gar weit; ſie machten ſich im Sachſenland anſäſſig und kehrten nicht mehr zurück.

Gottfried weinte um ſein Kind und ſagte einmal zum Pfarrer: „die katholiſche Kirche hat es von meiner Seite geriſſen."

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

Indeß, bald zuckte er die Achseln noch mehr; denn er sah, daß für ihn mit seiner Gemeinde nichts mehr zu machen sei, daß er in derselben Achtung und Vertrauen eingebüßt habe.

Als er kurz darauf seine Abschiedspredigt hielt, thaten ihm nur wenige alte Weiblein die Liebe an, zu schluchzen.

In der Gemeinde war ein neues Leben aufgegangen. Die Schule gedieh und die Arbeit gedieh, und der Friede der Wohlhabenheit zog in die Häuser ein. Und auf den Dächern waren Blitzableiter, und die Leute schwätzten vom keinem geherten Wetter mehr, und nicht mehr von Zauberkräften, die in todten Kindesherzen ruhen sollen.

In lebendigen Kindesherzen liegt der Zauber. —

Allzulang aber will das Glück denn einmal nicht währen. Ein Krieg brach aus, da mußten die Besten unter den jungen Männern davon. Auch Gottfried's zwei Söhne zogen freudig zum Kampf für's Vaterland. Sie kehrten nicht mehr, sie liegen begraben auf der Wahlstatt.

Daheim aber in der Alpengegend wüthete eine Seuche und raffte die Leute der Reihe nach dahin. Mina, tiefgebeugt durch den Verlust ihrer Kinder, weihte sich, voll der edelsten Selbstaufopferung der Krankenpflege. Aber der Sarg, der für den Sterbenden gezimmert wird, ist immer auch groß genug für den Wärter, und — kehr' die Hand um — ist der arme Gottfried allein.

Alt und allein. — Ist das seines Vaters Fluch? — Hatte er ein solches Schicksal sich selbst geschmiedet?

So frägt nicht ein Mann, der stets nach seinem Gewissen gehandelt hat. — Alles muß ein Ende nehmen und

ich habe das Glück des Lebens genossen, dachte der Meister und blieb aufrecht.

„Gottfried," sagte er einmal zu sich selbst, „lebst du noch ein Stückchen Zeit, so wirst du nicht ganz umsonst auf der Welt sein."

Krieg und Krankheit war vorbei, aber die Armuth war in der Gegend verblieben.

Arme Leute haben einen Sinn mehr, als Andere — die Noth. Arme Leute sind in ihrem eigenen Hause nicht daheim. Arme Leute müssen tanzen, wie die Reichen pfeifen. Armer Leute Reden gehen viel in einen Sack. — Das sind so Sprichwörter, die sich leicht sagen lassen; und wohlhabende Leute philosophiren stets gescheidt über die Armuth.

Armuth ist keine Schande, sagen sie bei ihrem gutbestellten Tisch; — aber ein leerer Sack steht nicht, das fühlen Andere in ihrer elenden Hütte.

Es ist besser, die Armen sitzen vor meiner Thür, als ich vor ihrer, dachte Gottfried der Dorfschmied, und kein Hungeriger ging an seinem Hause vorüber.

Wir wissen es längst, daß Gottfried keiner von denen war, die zwei Hände haben: Die eine zum Nehmen und die andere zum Behalten. Er hatte zwei andere: Die eine zum Arbeiten, die andere zum Geben. Mit Geben wuchert man am meisten, sagte er, denn unser Herrgott zahlt gute Zinsen.

Das Wohlthun war nun des guten, betagten Mannes Glück und Freude — sein Alles. Und er that wohl und sah nicht um, und er schrieb sein Wohlthun nicht in den Kalender.

Gott aber wird es wohl aufgeschrieben haben in den Herzen seiner Armen.

Vielleicht auch nicht, darüber machte sich der Meister kein Kopfzerbrechen. Er übte Gutthat aus Liebe zur guten That.

Seinen feinsten Rock behielt Gottfried vorläufig allerdings noch für sich, aber seinen wärmsten gab er einem Bettler.

Einmal nach schwerem Hämmern zur Mittagszeit, ist er sehr hungrig und setzt sich schmunzelnd zum gedeckten Tisch. Da humpelt ein Dorfarmer herein. Gottfried steht auf und sagt: „Grüß euch Gott! setzet euch auf dieses Plätzchen da und esset; ich krieg' mit Gotteswill heut noch mein Nachtmahl; wer weiß aber, ob an euch gedacht wird, wenn die Leute zu Abend essen."

Ein armer Kleinhäusler stiehlt ihm einmal Holz von der Lege weg. Gottfried erwischt den Dieb, der vor Schreck die Scheiter fallen läßt. „Geh, Hans," sagt der Meister, „heb' nur wieder auf. Und wenn du wieder Holz brauchst, so sag' mir's, daß ich dir's gebe; denn wenn ich dich nochmals auf solchem Weg erwischte, so müßte ich dich schier einführen lassen."

Im Dorfe war ein Armenhaus gebaut worden, zwei Drittel der Kosten deckte des Schmiedmeisters Sack. „Das dritte Drittel," sagte er, „lasse ich die Anderen zahlen, damit sie sich an die Erhaltungskosten gewöhnen, wenn ich nicht mehr bin."

Oft, wenn ein Festtag war, sagte Gottfried zu sich: „Heut thu' ich mir was Gutes an," steckte seine Geldtasche

zu ſich und ging davon. Ins Armenhaus ging er und unterwegs beſchenkte er jeden mühſeligen Greis, jedes arme Weiblein, und als ſein Beutel leicht war, war auch ſein Herz leicht, und dann lächelte er zu ſich: „'s iſt halt rechtſchaffen wohl, wenn man ſich zuweilen einen guten Tag anthun kann.“

„Der lieb' Herr Jeſus kann nicht beſſer ſein, wie unſer Schmiedmeiſter!“ ſagte manches Weiblein. — Ja, ihr lieben Leute, der Meiſter iſt ſeiner Tage auch gekreuzigt worden als ein „falſcher Meſſias“, aber er iſt wieder auferſtanden. —

Wer gibt, was er hat, iſt werth, daß er lebt, iſt das Sprichwort. Ja, werth wäre er's freilich, aber verhungern muß er.

Gottfrieds Haus war endlich leer geworden. Die wahre, ſtille Armuth blieb nun freilich weg von ſeiner Thür, aber das Bettelvolk polterte an derſelben: „Iſt er ein Geizhammel geworden?“

Sie wollten das letzte Stäubchen Mehl aus ſeiner Kammer, ſie wollten die Bretter von ſeinem Dache. Sie waren ſein Geben gewohnt worden und glaubten es nun verlangen zu können, und ſie vergaßen, daß von der vielen Armuth, die an Gottfrieds Thür geklopft hatte, nun bereits einige im Hauſe geblieben war.

Die Nachbarn ſchüttelten auch nur ſo den Kopf und murmelten: „Warum thut er ſichs! Sollen wir ihm ſeine Leichtfertigkeit vergüten?“

Leichtfertigkeit, ſagten ſie, und er hatte gekargt gegen ſeinen eigenen Mund und hatte Almoſen gegeben.

Jetzt, da er dürftig war, zogen sich die Armen und Reichen von ihm zurück.

Und der Gottfried saß einsam vor seinem Hause und stützte das grauende Haupt auf seine Hand.

So kam einmal der Spätherbst. Alle Aecker waren leer, bis auf den Gottesacker; alle Scheunen waren voll, bis auf die Vorrathskammer des Dorfschmiedes. Und es kam das Fest Allerheiligen mit seiner schönen, alten Sitte.

In allen Häusern wurde das „Allerheiligenbrot" gebacken, um es an die Armen zu vertheilen. Die Meisten thaten das freilich nicht aus Wohlthätigkeitssinn, sondern, weil es der Gebrauch war, und weil das Sprichwort geht: Ein Vergeltsgott zu Allerheiligen ist mehr werth für das Kornfeld, als eine Fuhr Dünger, und: Viel Arme zu Allerheiligen, viel Kornfuhren im nächsten Herbst.

Beim Dorfschmied wurde nicht gebacken, da war heute, als die Schaaren der Brotsammler kamen, sogar die Thür verschlossen.

„Meint denn der Meister, er habe sich die Himmelsstiege schon fertig gebaut, weil er den Armen kein Stück Brot mehr reicht! O, da fehlen ihm noch viele Stufen und der heilige Petrus reckt ihm die Hand nicht entgegen!" So sagten sie zu einander und zogen fürbaß. —

Ein Schwarm Kinder johlte durch die Dorfgasse — zu den Häusern heraus und zu den Häusern hinein mit Sack und Pack und mit hellem Ruf: „Bitten gar schön um einen Allerheiligenstriezel!"

Da wurde nun wacker ausgetheilt, da bekam Jedes sein Brotlaibchen, und lustig riefen die Kleinen: „Glück und

Segen für dieſes Haus, das Glück zieh' ein, das Unglück hinaus!"

Und wer auch ſo ſchrie, und wer Brot ſammelte und mit den armen Kindern ging, das war der Meiſter Gottfried.

Wie war das kleine Volk vergnügt, daß der Meiſter den Bettelſack am Rücken mit ihm herumrannte. Sie umkreiſten ihn, hingen ſich an ſeine Arme, zerrten luſtig an ſeinem Bündel, krabbelten ihm gar auf die Achſeln hinauf. Ja, es war eine Zutraulichkeit der armen Kinder, wie wenn ſie ſagen wollten: Meiſter, jetzt gehörſt du zu uns, jetzt wollen wir dich nimmer laſſen! —

Die Nachbarn aber: „Was? der Schmied geht betteln? ei, nachher ſteht die Welt nicht mehr lang. Das iſt doch ein Schandfleck', den armen Leuten ſchnappt er das Brot weg. Zurückhaben will er's wieder, was er einmal — kaum der Müh' werth zu reden — verſchenkt hat. Graben aus und Graben ein kann Einer ſuchen, bis er ſo einen Geizkragen findet, wie den Schmied da. Hat nicht Weib und Kind und ſcharrt die Sach' zuſamm'!"

Gottfried hört gar eines oder das andere der böſen Worte, aber er wird nicht irr, ſammelt Brot und iſt luſtig mit den Kindern der armen Leute.

Und er war fleißig; ſein Sack war bald voll, da nahm er einen Zweiten; zuletzt konnte er nicht mehr Schritt halten mit den Kindern und er keuchte unter ſeiner Laſt.

Die Leute mußten ihm wohl, mußten Jedem geben, denn ſo war der Gebrauch, aber ſie gaben ihm das kleinſte und das ſchwärzeſte Laibchen; und wo den Sammlern Suppe und Schmalzmus vorgeſetzt wurde, da gaben ſie ihm keinen Löffel.

Draußen auf dem Anger, im dürren Laub der Holzbäume, lag der alte verkommene Stromer Hies. Von Herzem erſt war er wieder in die Gegend gekommen nach langer Zeit. Er ſagte, er ſei in Amerika geweſen. Der Kerl hatte mehr Scham, als man ihm zugetraut hätte; er wollte es nicht geſtehen, daß er zwanzig Jahre lang im Zuchthauſe ſaß.

Zuchthaus! Zucht für den alten Sünder? — Still doch, hat er ſeine Strafe abgebüßt, ſo iſt er wieder ein ehrlicher Mann.

Als die Brotſammler an dem Alten vorüber kamen, hob er ein wenig den Kopf und bat um Almoſen.

„Du Faulpelz!“ rief ihm Gottfried zu, „heute ſind Thüren und Hände offen; geh, kannſt haben, ſo viel du tragen magſt; wir haben unſere Sach ſelbſt erbettelt!“

Da fluchte der alte Wicht, hub einen Stein und warf ihn der jungen Schaar nach.

Zornig kehrte Gottfried um, nannte den Alten einen Galgenſtrick, den man noch heute in den Kerker werfen müſſe.

Der Hies fletſchte die halbverfaulten Zähne. — „Das iſt ja der Herr Meiſter Gottfried?“ ziſchelte er, „ſchau, ein alter Bekannter und eine alte Rechnung!“

Gottfried zog weiter und ſammelte Brot. Und als es Abend wurde, keuchte er mit ſeiner mächtigen Laſt — dem Armenhauſe zu. In dieſem Hauſe der Trübſal leerte der Meiſter ſeine Säcke unter die Lahmen und Blinden, die nicht hatten ſammeln können.

Tauſend Vergeltsgott wurden ihm entgegengeweint, gelacht; ſie zerrten ihm ſchier die Kleider vom Leibe, als ſie dieſelben küßten.

Gottfried lächelte still und ging seinem Hause zu.

Aber wie er in der Dämmerung ruhig und vergnügt so hinschreitet über die Au, da — was ist es denn? Haben die Vergeltsgott goldene Flügel bekommen? Leuchtet der Segen Gottes so sehr über seinem Hause? — Ein grell glühender Schein loht auf über seiner Schmiede, und zu allen Fenstern des Hauses qualmen die Flammen heraus, und roth sind die wogenden Wellen des Rauches und die Nebel des Herbstes.

Die Nachbarn sehen von Ferne zu und schütteln die Köpfe. Das sind doch jene Leute, die einst als Kinder vor der Schmiede gesessen waren und den lieben, belehrenden Worten des Meisters zugehört hatten.

Aber die Menschen sind einmal so; am liebsten kreuzigen sie ihre Heilande.

„Das ist die Strafe Gottes für seinen Frevel," meinten Einige, „er hat ja heute so sauber den Bettler gespielt, jetzt ist er's geworden. Jetzt mag er gehen mit dem Sack', und sehen, daß ihm Einer was hineinwirft."

Die Schmiede brannte nieder bis auf den letzten Balken und die Esse stand unter freiem Himmel. —

Gottfried ist fertig und die Geschichte ist zu Ende.

Ihr seht mich fragend an! Wollt ihr etwa noch den alten Stromer Hies aus dem Schmiedbache ziehen? Der hat sein diesmalig Brandlegen ungeschickt angestellt, ist vom Dache in den Bach gefallen, hat sich zu todt getrunken. Aber eine Grube muß er doch haben.

Oder wollt ihr den guten Gottfried noch einmal sehen?

Im Armenhause sitzt er noch manches Jahr; sein Haar ist weiß wie Edelweiß auf den Zinnen der Berge; sein Antlitz ist heiter. Wohl sind seine Knochen altersmorsch, aber das Arbeiten kann er nicht lassen. Er strickt Strümpfe für arme Kinder. Er merkt es gar nicht, daß ihm selbst die Füße frieren, er lächelt selig vor sich hin, er strickt sein Herzensglück mit hinein in die Maschen. —

Und wollt ihr den guten Gottfried noch einmal sehen? Es ist zu spät. Der Sargdeckel ist festgenagelt; die Truhe rollt in das Grab.

Der neue Pfarrer, ein treuer, redlicher Seelenhirt, hält eine kurze Anrede. Er schließt sie mit den Worten: „Undank ist der Welt Lohn. Aber, wer im Wohlthun selbst sein Glück findet, der wartet nicht auf anderen Gewinn. Die schönste Vergeltung, ein Himmelreich schon auf Erden, trägt er in seiner Seele: das Bewußtsein, Gutes gethan zu haben um des Guten Willen."

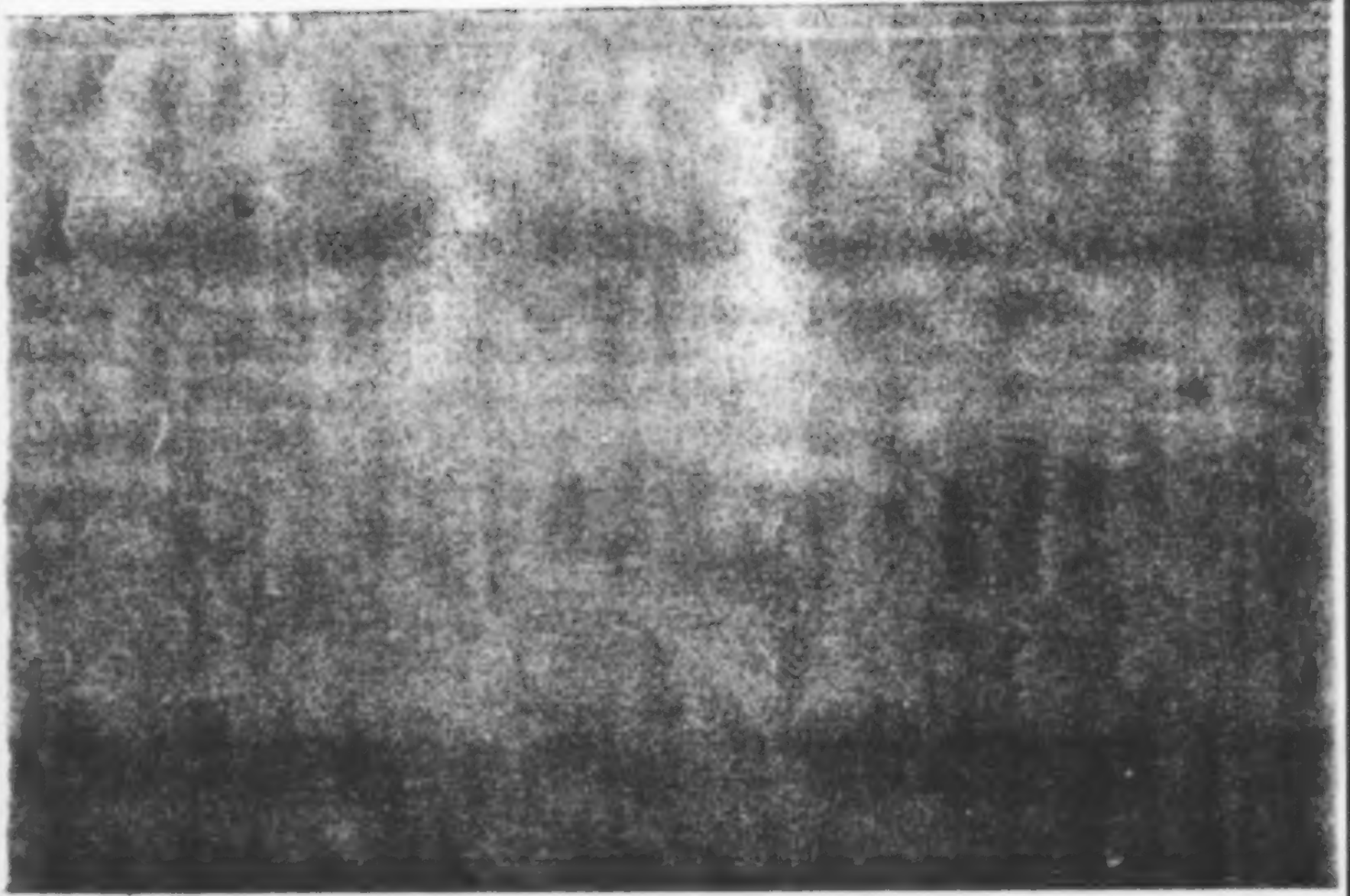
Vergessen aber haben sie es doch nicht, was der Schmied gewesen ist und gethan hat. Ein aus Eichenholz festgezimmertes Kreuz steht auf dem Grabhügel, und in demselben sind die Worte eingemeißelt: „Hier ruht Gottfried der Dorfmessias."

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Der Geldfeind	3
Erich in der Wildnis	85
Der Jenzi	165
Der Dorfmessias	221



BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Aus Wäldern und Bergen.

Aus

Wäldern und Bergen.

Stille Geschichten

von

P. K. Rosegger.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1875.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Verfasser

weiht dieses Büchlein seiner lieben Gattin

Anna.

Graz, im Oktober 1876.

Inhalt.

	Seite.
Alpenroth	1
Das Haus auf der Höhe	37
Das Fest der Gürtelsprenge	91
Die goldene Grethe	111
Unter den Wänden	147
Der Fenichart	181
Auf der Todtenwache	215

Alpenroth.

Das Portal der Akademie zu Lehbruck war umwunden mit einem ungeheuern Kranze aus Tannenreisern. Bunte Bänder waren in denselben geschlungen und rothweiße Fähnlein flatterten daran und als Haupt dieses Festbogens prangte die Inschrift: „Willkommen!“

Die Anstalt und das ganze Städtchen mit ihr erwartete aus der Stadt einen neuen Professor, der als Schulmann und Gelehrter einen berühmten Namen hatte und zu dem sich die Akademie zu Lehbruck sehr beglückwünschte. Darum der festliche Schmuck. Roland, des Postmeisters Sohn, ein hübscher, anstelliger junger Mann, hatte den Festbogen gezeichnet und das „Willkommen“ geschrieben. Roland, der denn schon als Festordner thätig war, hatte auch Hermina, die

liebliche Tochter des Stadthauptmanns, vermocht, daß diese die Schulmädchen der Stadt zu einem feierlichen Empfange des neuen Professors vorbereite. Auf Anregung des jungen Mannes that es Hermina besonders gern, denn Roland war — ohne Umschweife zu reden — ihr Bräutigam. Die kleine Stadt hatte ihr wohlgefällig Auge auf dem jungen Paare, obwohl Roland wie Hermina nicht ganz ohne Neider waren. Es war auch behauptet worden, die Beiden paßten nicht zusammen. Roland war ein sehr wilder, leidenschaftlicher, trotziger Knabe gewesen; Hermina hingegen die Milde und Sanftmuth, die Zartherzigkeit selbst. Aber den Burschen, den des Erziehers Ruthe und des Schulmeisters Ermahnungen nicht zu dämmen mochten, den zähmte die Liebe. Seitdem er sich die Tochter des Stadthauptmanns errungen hatte und ihn nur noch die Militärpflicht von der Heirath fern hielt, war er friedsam und heiter und wuchs zu schöner Männlichkeit heran.

Das Mädchen, dem sein Einfluß auf den Burschen nicht unbewußt blieb, war ihm herzlich zugethan und wie eine Schwester stets um ihn besorgt. Drohte

Roland zuweilen, was anfangs nicht selten geschah, in seine alte Wildheit zu gerathen, so war ein leiser Wink von Herminen genügend, die Ebenmäßigkeit in ihm wieder herzustellen.

So war sein ganzes Wesen gewendet. Hatte er sich sonst gern mit den Jägern, Fischern und Scheibenschützen herumgetrieben, so fand er jetzt Gefallen an feineren Bestrebungen und Genüssen und besonders an den Arbeiten der physikalischen und chemischen Werkstatt der Akademie; und vom Laboratorium gerieth er zuletzt gar in den Lehrsaal, wo Naturwissenschaften vorgetragen und schöne Künste getrieben wurden. Er hatte sich sonst auf sein bevorstehendes Soldatenleben gefreut; jetzt aber, da das Aufbot durch das Land ging, meinte er zu sich, er hätte lieber studiren und ein Beamter im Städtchen werden sollen, da wäre ihm Hermina stets in der Nähe gewesen und er hätte können frischweg Hochzeit mit ihr halten. Ob aber Roland's so rasche Verwandlung eine nachhaltige war, das sollte sich erst zeigen. —

Als der Tag der Ankunft des neuen Professors da war, fuhr Roland selbst als Postillon hinaus zur

zwei Meilen entfernten Bahnstation, um den Erwarteten abzuholen.

Ein junger, hochgewachsener Mann sprang flink aus dem Waggon. Er stand einen Augenblick still und strich mit der handschuhlosen Hand sein blondes Schnurrbärtchen; da erblickte er das seiner harrende Gefährt und den Kutscher, der eben eine Weinflasche geleert hatte und dem Ankömmling mit vielen Hutschwenkungen zugrüßte. Nicht lange darauf saß Professor Ernfried im zierlichen Wagen; aber in den Sammtlehnen behagte es ihm nicht, bald setzte er sich auf den Bock und plauderte mit dem Kutscher.

Roland hatte sich, für den wahrscheinlichen Fall, daß er mit dem Professor in ein Gespräch kommen sollte, seine Redeweisen ausgedacht; er wollte als gebildeter Mann, der heute nur ausnahmsweise den Leitriemen führte, einen guten Gesellschafter abgeben. Und nun wußte er keine einzige seiner Redensarten anzubringen; der Professor plauderte lustig in den Tag hinein, hatte für jeden Gegenstand, an dem sie vorüberfuhren, Auge, Ohr, Verständniß und eine treffende, anregende Bemerkung.

So wurde Roland bald zutraulicher, erzählte nicht allein vom Städtchen Lehbruck, von der Akademie, sondern auch von sich selbst, und daß er, und zwar schon in den nächsten Tagen, zu den Soldaten müsse, daß er aber viel lieber daheim bleiben, das Haus des Vaters übernehmen und ein Weibchen heimführen möchte.

„Es giebt wohl recht hübsche Mädchen in Lehbruck?" fragte der Professor.

„Sehr saubere, wenn auch nicht viele," sagte Roland in zutraulicher Weise. Dann betrachtete er seinen Fahrgast; der war nicht allein jung, hübsch, geistreich und berühmt, der hatte eine prächtige, einflußreiche Stelle als Director der Akademie in Aussicht; dem ist in Lehbruck die Schönste und Beste gewiß.

Wer aber ist die Schönste und Beste in Lehbruck?

Roland wurde kleinlaut und seine Augenwimpern zuckten, denn die Schönste und Beste im Städtchen ist Hermina. Die Zuneigung, die Roland gleich in den ersten Stunden für den Professor empfand, spielte ihm einen ganz entsetzlichen Streich. Sie entzündete seine Eifersucht und verleitete vorläufig den im guten

Tone nicht sehr sattelfesten Mann zu der Bemerkung: „Herr Professor, beim Bürgermeister müssen Sie sich aufführen lassen, der hat ein paar wunderschöne Töchter."

Der Professor wendete ein wenig überrascht den Kopf; so viel Vertraulichkeit hätte er just nicht beansprucht. Aber Roland erzählte weiter von den Töchtern des Bürgermeisters; es wären deren drei, und die Eine schöner und liebenswürdiger als die Andere. Der Professor nickte nur lächelnd und dachte bei sich: dem jungen Mann hat das Weibsvolk den Kopf verrückt.

Die Schimmel trabten gut; nach ein paar Stündlein fuhren sie in Lehbruck ein, und als der Wagen im Hofe des Akademiegebäudes hielt und der Professor vom Bocke sprang, wurde er hundertstimmig begrüßt, und Hermina führte eine Schaar weißgekleideter Mädchen vor. Der Professor war betroffen, sagte einige Worte, mehr ablehnend als dankend, und wendete sich, um diesen Förmlichkeiten die Spitze abzubrechen, mit einigen Artigkeiten an das erstbeste Mädchen. Dieses war Hermina. Aber kaum hatte

Herr Ernfried einige Worte mit der Jungfrau gewechſelt, ſo begann ſich in ſeinem Weſen ſofort eine tiefere Innigkeit auszudrücken, als es für eine einfache Höflichkeit gerade nöthig iſt. Dem ohnehin lauernden Roland fiel das ſogleich auf.

„Sehen Sie, Herr Profeſſor, dort iſt gleich eine von den Bürgermeiſter'ſchen!“ raunte er dem Manne zu, gegen das Einfahrtsthor weiſend, in welchem ſich viele Menſchen angeſammelt hatten.

Die Bemerkung des Burſchen wurde überhört.

Es folgte die amtliche Begrüßung durch den Lehrkörper. Und als Ernfried ſich anſchickte, mit dieſem ſich zu entfernen, richtete er nochmals Blick und Worte an Hermina, die hoch erröthend vor dem jungen freundlichen Mann die Augen zu Boden ſchlug.

„Herr Profeſſor wünſchen vielleicht, daß ich Sie bei den Bürgermeiſter'ſchen —“ fuhr Roland fieberhaft dazwiſchen.

„Ei, was ſcheren mich die Bürgermeiſter'ſchen!“ verſetzte Ernfried haſtig, ſeinen Blick kaum abwendend von der lieblichen Geſtalt Hermina's.

Da lief Roland's Geſicht dunkelroth an, ſeine Augen

zuckten, seine Lippen bebten. „Mein Herr!“ stieß er heraus, dann hastete er nach dem Arm des Mädchens.

Ruhig, aber mit befremdeter Miene stand der Professor da.

Ein vorwurfsvoller Blick des Mädchens auf Roland und ein höflich grüßender auf Ernfried, und Hermina eilte davon.

Roland aber schwingt sich ohne Gruß auf den Wagen, haut wüthend auf die Pferde los und sprengt wie toll zum Hofe hinaus.

Der Professor schüttelt das Haupt und mischt sich unter die seiner harrenden Collegen.

* * *

Nach zwei Tagen ist Roland zu seinem Regimente eingerückt. Sein Abschied von Hermina war leidenschaftlich und trotzig zugleich. Er beging die Taktlosigkeit, das Mädchen vor dem neuen Professor zu warnen, das sei ein arger Mensch, ein boshafter Mensch.

„Ich danke für den Wink, ich werde ihn berück-

sichtigen," versetzte Hermina gereizt und wünschte dem Scheidenden in kurzen Worten viel Glück und Gesundheit.

Seit der Ankunft des Professors Ernfried wußte die Tochter des Stadthauptmanns, daß sie den Sohn des Postmeisters nicht geliebt hatte und nicht lieben werde. Selbst jene Achtung und schwesterliche Zuneigung zu ihm, die sie bisher für Liebe gehalten, war geschwunden seit jenem Augenblicke, als im Hofe des Universitätsgebäudes die beiden Männer vor ihr standen. Die schöne, männliche und ruhige Gestalt des Professors, mit der Wärme seines Blickes, mit der Milde und Klarheit seiner Rede, mit dem Geistesadel seines ganzen Wesens. Und daneben Roland, der vor Gift und Galle Zitternde, von einer Ungeschicklichkeit in die andere tappend und zuletzt der Leidenschaft schmählich unterliegend.

Das war ein schreiender Gegensatz. Hermina wünschte sehr herzlich, daß es dem Roland bei den Soldaten gut gehen möge; dem Professor wünschte sie ausdrücklich nichts, aber sie dachte an ihn und sie träumte von ihm. Anfangs zitterte ihr Herz, dann

flüsterte es, dann schrie es auf: ich liebe ihn! Und Ernfried hatte es sich schon im Hofe des Akademiegebäudes mit gelassenem Nachdrucke gesagt: dieses Mädchen muß ich mir erringen! —

Ich will nicht eine Geschichte dieser Liebe erzählen, sie geht den kürzesten geradesten Weg dem Ziele zu, wie Alles, was Professor Ernfried unternimmt und ausführt. Kaum ist ein halbes Jahr vergangen, so schreibt die Tochter des Stadthauptmanns an Roland folgende Zeilen:

„Lieber Freund!

Schon bei deinem Abschiede dürfte es dir klar geworden sein, daß wir Beide miteinander ein Paar nicht werden können. Unsere Wesen passen nicht zusammen, wir müßten Beide unglücklich sein. Beschuldige mich keines Treubruches, denn es ist Treue zu mir und zu dir, mein Freund, wenn ich aufrichtig bin. Du wirst eine Gefährtin finden, die Gott dir schuf. Lebe wohl und glücklich!

Hermina."

Roland zerstampfte den Brief unter seinen Füßen; er wüthete. „Da steckt dieser Schulfuchs dahinter!"

ſchrie er und riß ſeinen Säbel aus der Scheide. Seine Cameraden verlachten ſein Toben. Da ſchlug er dem Nächſten die gezückte Waffe über den Rücken, daß ſie ſprang.

Als er hierauf bei Waſſer und Brot im Arreſte ſaß, brach ſein Schmerz in ein heftiges Weinen aus. Er hatte das Mädchen geliebt im tiefſten Herzen. — In der Dunkelheit des Gefängniſſes ſchmiedete er einen Plan. Ein Fenſtergitter, das Menſchen einſetzen, werden Menſchen wohl auch vermögen auszureißen. In der zwölften Nacht war es geſchehen. Den herbeieilenden Wächter betäubte er durch einen Schlag, dann floh er — floh der Heimath zu, um ſich das Liebchen wieder zu erringen und den Nebenbuhler unſchädlich zu machen.

„Willkommen!“ hatte er ihm einſt entgegengerufen, und jetzt — —

* * *

Wieder iſt das Portal des Akademiegebäudes bekränzt wie damals, und heute auch das Kirchenthor.

Roland kommt gerade recht zum Hochzeitszuge — zum lustigen Hochzeitszuge, der aus der Kirche wallt, inmitten zieht das schöne Brautpaar: der Director der Akademie und die Tochter des Stadthauptmanns!

Nur Wenige im Städtchen haben an jenem Tage den Postmeisterssohn gesehen. Einen glühenden Fluch hatte Roland ausgestoßen, einen wildschrecklichen Racheschwur, dem jungen Paare zum Glückwunsch, dann war er verschwunden, wie er gekommen.

Wenige Tage danach wird im Städtchen gefahndet nach einem Militärflüchtling. Im Posthause wird jeder Winkel durchstöbert. „Was wollt Ihr denn?" fragte der alte Postmeister, „mein Sohn ist beim Regiment!"

Nein, Alter, er ist nicht beim Regiment! — Nein, Schergen, er ist nicht im Posthause, nicht im Städtchen, er ist —

Die Welt ist weit! —

Das Gerücht, Roland sei am Hochzeitstage in Lehbruck gewesen, und noch dazu als entflohener Häftling, träufelte doch ein bitter Tröpflein in die Honigwochen des jungen Ehepaares.

„Je nun, so hat er sich's selbst geschmiedet," sagte Ernfried, setzte aber sogleich hinzu: „Er oder ich. Was können wir für unsere Artung? Auch an der Wage der Gerechtigkeit muß die eine Schale sinken, wenn die andere steigt."

Hermina verstand die Worte kaum. Und in der treuen innigen Liebe zu ihrem Gatten suchte sie Roland ganz und gar zu vergessen.

Sie hätte ihn vergessen. Da ging die Nachricht durch das Städtchen: unten an der Seewand hätten die Häscher den flüchtigen Postmeisterssohn erblickt und nach dreimaligem vergeblichem Haltrufe nach ihm geschossen. Der Flüchtling sei getroffen worden und in die Tiefe des Sees hinabgestürzt.

Der alte Postmeister ließ den See durchforschen nach dem todten Sohn, aber der gab ja nie ein Opfer zurück, und so fand man auch die Leiche nicht trotz allem Suchen. Tief gebeugt war der alte Mann und trauerte um den Verlorenen. —

Auch an Herminens junges Herz hatte der Gram geklopft; eines Tages fand sie der Gemahl in Thränen. Sie gestand ihm sogleich, sie weine Roland's wegen;

er war bei all seiner Wildheit doch so treu gewesen und er hatte so unselig geendet. Er lebte und starb für sie, er ist wohl einer Thräne werth aus ihrem Auge.

„Du gutes Herz!“ sagte der Professor, „dieser Schmerz ist edel, er macht dich in meinen Augen nur noch schöner und grosser. Ich theile ihn selbst, ich schulde Roland das Glück meines Lebens. Bist du einverstanden, daß wir seinen Todestag wie den Sterbetag eines Bruders alljährlich durch eine stille Erinnerung feiern?“

Und da war es denn alljährlich am Tage des heiligen Täufers Johannes, daß im Gemache Herminens auf einem weißgedeckten Tische ein Kranz aus frischen Blumen lag und eine rothe Ampel dabei brannte.

Es verging ein Jahr um's andere. Lebendig und heiter waltete der Ehe süßes Glück im Hause des Directors; ein paar holde blühende Sprößlinge durchflatterten und belebten den Hausfrieden. Doch am Johannestage leuchtete auf dem Tische stets der Blumenkranz und die rothe Ampel.

Aber eben die kleinen Hausgeister machten es, daß das Gedenken an den unglücklichen Roland doch nach

und nach schwand; und wenn Ernfried auch oft den ganzen Tag über auf der Anstalt beschäftigt war oder gar zum Behufe, von Naturstudien Ausflüge machte auf das Land, ins Gebirge — so gesellte sich in Herminens Seele dem Gedenken an den abwesenden Gatten nie mehr eine Erinnerung an Roland.

Ernfried war in ihrem Herzen; für Ernfried lebte und webte sie, ihm erzog sie ihre Kinder, sie mußten werden wie Ernfried war, sollten sie den Mitmenschen zum Segen sein.

* * *

Von Lehbruck gegen Mitternacht und Sonnenuntergang hin lag die Alpenkette. Hellgrünes Vorgebirge, dunkelschattige Wälder, Almmatten und Felsgruppen stiegen höher und höher hinan, und über dieses weitläufige Gebirge aus fernstem Hintergrunde hervor leuchtete an klaren Tagen der Weißkampgletscher. Von Lehbruck aus war der Gletscher zu sehen wie ein weißes gezähntes Wolkenstreifchen, das weit hinter den Vorbergen schweben mochte, das zuweilen in der Sonne

wie Silber gliperte, zumeiſt aber ſchier ganz verwiſcht war.

Der Weißkamp war bös angeſchrieben im Städtchen; nicht blos, weil der ſcharfe unſtete Wind, der von dort kam, ſtets arges Wetter brachte; auch nicht, weil der Sage nach feindliche Berggeiſter in den unwirthlichen Schluchten und Höhlen des Gebirges wohnten, ſondern weil in der wilden Zerriſſenheit des Weißkampgletſchers ſchon ſo mancher kühne Bergkletterer zu Grunde gegangen war.

Director Ernfried war ſchon lange mit dem Plan umgegangen, den Weißkampſtock einmal zu beſteigen und für wiſſenſchaftliche Zwecke zu durchforſchen.

Hermina war es ſtets geweſen, die ihn davon abhielt, wenngleich der Director anderwärtige Bergwanderungen machte, die, wenn auch nicht ſo beſchwerlich, doch nicht minder gefährlich waren, als es eine Beſteigung des Weißkamp ſein konnte. Ernfried war ſtets neu gekräftigt und heiteren Geiſtes von den Ausflügen zurückgekehrt, und ſo war Hermina endlich auch einverſtanden, als ihr der Gatte ſeinen Entſchluß mittheilte, die Beſteigung des Weißkamp zu unternehmen.

Es wurden dazu zwei Junitage, ein Sonntag und der darauf folgende Johannestag bestimmt.

„Daß Dir Roland's Geist nicht erscheint!" hatte Ernfried zu seiner Gattin scherzend noch gesagt, „morgen ist sein Todestag."

Dann ging er heiter davon. Frisch und frei am hellen Gottesmorgen ging es in die Weite.

Nach der Last und Sorge des Tages, nach dem ewigen Hin- und Wiedergeschobenwerden im Menschenverkehre — was ist es für ein Herrliches, endlich allein zu sein, mit sich selbst allein, und ganz für sich den Gottesathem zu trinken!

Ernfried wanderte dem Gebirge zu, bis es ihn umragte zur Rechten und zur Linken. Die Wasser brausten, die Luft rieselte in den Zweigen des Waldes. Heitere Menschen begegneten ihm ab und zu, theils in zerfahrener Kleidung und unter Lasten keuchend. Kein Mensch trägt so schwer an seinem Eigenthum als jener, der das kleinste besitzt. — Aber keine Traurigkeit deshalb; immer lustig, immer keck und verwegen! Hungrige Menschen haben noch wenige verzweifelt, aber übersatte haben sich zuweilen die Gurgel zuge-

ſchnürt. Luft und Waſſer und Sonnenſchein hat Jeder, alles Weitere iſt Nebenſache; luſtig, luſtig iſt's auf den Bergen! —

Immer ſteiniger wurde der Weg, immer felſiger die Gegend, immer brauſender das Waſſer, immer ſteiler wurden die Hänge.

Es war ſchon hoher Nachmittag, als Ernfried zu einer Klauſe kam, die ſich tief unter einer Felswand duckte und mit wildem Geſtrüppe umwuchert war. Ein paar Ziegen nagten an den Blättern des Geſtrüppes; ein Weib, deſſen loſes Haar die Bekleidung des Oberkörpers verſah, ſtand am Eingange. Dieſe Klauſe war unſerem Bergwanderer als die letzte Hütte bezeichnet worden, und er fragte daher das Weib, ob hier ein Führer zu haben ſei hinan an den Gletſchern des Weißkamp.

„Wird keiner ſein," ſagte das Weib. „Meiner iſt nit daheim." Sie meinte ihren Mann.

„Und glaubt Ihr, daß ich's allein wagen kann auf den Berg?" fragte der Director.

„Nit zu rathen. Meiner hat fort geſagt, wer ganz hinauf will bis über's Eis, der thut's nit allein."

Was war zu machen? Vorläufig [illegible] der Director auf einen moderigen Baumstrunk und bat um einen Trunk Wasser. Dieser ward ihm sorglich aus einem irdenen Topf gereicht. Dann ging das Berathen an. — „Einer wär' schon," sagte das Weib, „der ging gleich; wär' auch schön stark und thät das Gebirg' kennen. Aber — —" Nach einer Weile erst setzte sie bei: „Anloben will ich ihn nicht. Ist halt ein Mensch, von dem man nit weiß, wie man mit ihm d'ron. Just daß ihm Eins was Schlechtes kunt nachsagen, dasselb' auch nit. Wildern thut er wohl. Sonst ist er halt ein Kräuterer; geht allweg in der Einschicht herum, mag keinem Menschen recht in's Aug' schauen; hat keinen guten Ruf. — Ich denk', der wär' gleich zu haben als Führer; steigt sonst auch oftmalen oben in den Wänden herum. Der wär' auch nit weit zu suchen, gleich da oben hinter dem Steingröbel liegt er unter der Tann', hab' ihn voreh just geschen."

Ernfried sann eine Weile, dann blickte er nach der Sonne, die sich schon hinter eine hohe Wand zog. — „Drei Stunden von da werden noch gerechnet bis zum

Eis," murmelte der Mann, dann laut: „will den Abend oben zubringen und dann herabsteigen zu dieser Hütte. — Einen Bund Heu habt Ihr wohl für mich über die Nacht? — Gut, so erweist mir jetzt die Freundlichkeit und holt mir den Mann, der da oben unter der Tanne liegt!" —

An dem Abend desselben Tages war's, als Hermina auf den weißgedeckten Tisch einen frischen Blumenkranz legte und die rothe Ampel anzündete. Dann sah sie in die Dämmerung hinaus und ihr Blick wendete sich gegen das Gebirge.

Siehe, so blutig roth hatte der Weißkamp noch niemals niedergeleuchtet wie heute. Sie konnte ihr Auge nicht wenden von dem wundersamen Alpenglühen, und eine unsägliche Bangigkeit kam über ihr Herz.

— — — — — — — — — — — — — —

Ernfried stieg in Begleitung des gedungenen Führers den Berg hinan. Jeder der beiden Männer hatte ein schweres, eisenbeschlagenes Griesbeil zur Hand, wie ein solches auf Gletscherfahrten unerläßlich ist. Der Führer hatte auch noch Steigeisen an den Füßen. Ernfried konnte die Worte des Weibes in der Klause

nicht so ganz vergessen; der Begleiter sah ein wenig seltsam aus. In den Kleidern lag es nicht; diese waren wie die eines jeden anderen Aelplers, der mit Wind und Wetter zu kämpfen hat und für Gestrüpp und Gestein und Bergrutschen eingerichtet sein muß. Aber der verwilderte, dunkelrothe Bart, der fast das ganze Gesicht verdeckte, nur die scharfen Züge um den Mund und das stechende, zuckende Auge nicht, dieser Bart war ein wenig unheimlich. Auf dem linken Fuß hinkte der Mann ganz bedeutend, sein Griesbeil stieß er derber und tiefer in den Boden, als es nöthig gewesen wäre. Er sagte selten ein Wort und gab auf Fragen des Directors nur kurze, trotzig klingende Antworten. Ein paar Mal durchzuckte es den Mann, als wüthe ein Kampf in seinen Nerven; dann schnob und pfauchte er vor sich hin und ging wieder ruhig weiter.

Ernfried wendete sich der Natur zu. Auch diese war nicht mehr freundlich, sie war herb und wild und großartig von den fliegenden Wolken an bis hinein in die Spalten der Felsen. Tief unten lag das grüne Bergland, weit draußen die graue Ebene mit der kleinen Reihe weißer Punkte — dort war Lehbruck. Rings

um und hoch oben die Felswände, anscheinend kaum erklimmbar. Aber der Führer wußte die Fährte, geleitete den Director geschickt und sicher, bis sie plötzlich auf hohem Grat standen, wo das Eis beginnt.

Eine neue Welt; zwischen Zacken und Kanten und steilen Abgründen lag das gewaltig weite Schneefeld im Glanze der untergehenden Sonne. Das Eis war hart wie Felsen und völlig trocken; es war grobkörnig und schmutzig grau und hatte Sprünge und Klüfte, und Höhlen und allfort hörte man das Krachen und Knirschen berstender Schollen.

Hinter den Zacken und Spitzchen fernster Gebirge im röthlichen Abendwolkenschein ging die Sonne nieder. Die weiten Eis- und Schneefelder waren übergossen von dem rothen Widerschein, und tiefer und tiefer wurde das Roth in der wachsenden Dämmerung, und endlich war es Ernfried, als wandle er über ein grellrothes erstarrtes Hochmeer und die Schneekuppe war wie ein tiefglühender, ungeheurer Eisenklumpen in nächtigem Dunkel. Unten auf den schwarzen Gründen der Waldungen selbst lag ein rosiger Anhauch des Widerscheines von dem Widerscheine.

Ernfried war selig und unersättlich in diesem erhabenen Genusse; er schwelgte ganz in der Poesie dieser Stunde. Alles sonst vergessend stieg er noch immer höher empor. Sein Begleiter war hinter ihm und stieß seine Steigeisen zuweilen wie mit einem verbissenen Fluch in den spröden Schneeboden. Wohl spiegelte sich in seinem finsteren Blick die Röthe des Alpenmeeres, aber in diesem Auge wurde das milde Leuchten zu einer wildwogenden Lohe. Gegen die höchste Spitze hinan ließ der Unheimliche sein sprühend Auge schießen, dort war das Ziel für Ernfried und — für ihn.

Noch standen sie still und nahmen Erfrischung aus einer Blechflasche, die der Director mit sich trug. Der Führer that einen langen Zug, einen fast leidenschaftlichen Zug, als hätte er ein Feuer in seinem Innern zu dämpfen. Aber Wachholderbranntwein dämpft kein Feuer, facht es vielmehr an.

Sie schritten über einen schmalen Riff, an dem zu beiden Seiten der Abgrund war. Ernfried ging, stets mit dem Alpenstock den Boden prüfend, voraus; der Führer hinterdrein. Mehrmals blieben sie stehen;

Ernfried fühlte einige Ermattung. Plötzlich that der Führer den Mund auf und sagte lauernd: „Was würden sie unten sagen, wenn Ihr nicht mehr zurückkämet?“

Ernfried stutzte über diese Frage, dann entgegnete er gleichmüthig: „Als Erstes würde man Euch zur Verantwortung ziehen.“

Sie schritten weiter. War es die Abmattung, daß der Führer mehrmals tief aufathmete? —

Endlich hatten sie den höchsten Punkt erreicht. Es war die einzige der vielen Spitzen, auf welcher jetzt noch die tiefe Gluth des Abendrothes lag. Ueber dem fernen schwarzen Gebirgsrund lagen goldige Fäden der Abendrothe. Eine feine, eisigkalte Luft ging; eine unsägliche Stille war über Allem, nichts war zu hören, als das rasche Athemholen der beiden Männer. Sie standen nicht auf Schnee oder Eis, sie standen auf nacktem Gestein, zerrissen und zerfetzt von den Stürmen. Sie hatten über einige Klüfte gestiegt und waren mittelst des Alpenstockes kühn über einen gefährlichen Schrund geklettert, aus dem hervor die Finsterniß eines ungemessenen Abgrundes gähnte.

Als sie nun auf der höchsten Spitze standen, starrte

Ernfried ſchweigend und ernſt in die verſunkene Welt hinaus. Er hatte ſich ſo ſehr geſehnt nach dieſer Naturgröße und Einſamkeit der Höhe, er hatte ſich ja vorgenommen, mittelſt einiger mitgebrachten Inſtrumente wiſſenſchaftliche Beobachtungen zu unternehmen, und er hatte eben früher noch aufgejauchzt vor Alpenluft. Und nun plötzlich wollte ihn das Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit überkommen, und er ſpähte gegen die ferne Ebene hinaus, ob er nicht etwa die Lichter von Lehbruck erblicken könne. Nein, kein Licht auſſer dem Glitzern der Schneeflächen und Eiswände da unten und auſſer dem hellen lebendigen Geflimmer des Sternenhimmels.

„Leiht her!“ murmelte der Führer jäh, und nahm dem Director den Stock aus der Hand, „hundert Klafter tief, ſagt man, iſt dieſer Abgrund da!“ er zeigte mit des Directors Stock gegen die Tiefe, da fiel ihm dieſer wie unverſehens aus der Hand und rutſchte und kollerte hin und über die ſteile Schneefläche, daß es ſauſte; und eine Weile war es zu hören, wie der Stock klingend an Schollen und Geſtein ſchlug, bis er in den Tiefen verſcholl.

„Was bedeutet das?“ rief Ernfried erregt.

Da hatte ſich ſein Führer bereits hohnlachend mittelſt ſeines Griesbeils über den Schrund zurück auf den Riff geſchwungen.

„Was ſoll das?!“ rief Ernfried nochmals.

Wieder lachte der wüſte Mann, und ſein Lachen war hohl und ſchrecklich, wie man erzählt, daß Rübezahl lachte, wenn er als böſer Geiſt erſchien.

„Jetzt iſt die Stund'!“ ſchrie der Führer aus ſeinem Lachen hervor, „die hab' ich lang' ſchon haben wollen! Kennſt mich nimmer, Herr Profeſſor? Poſtmeiſters Roland bin ich, den du haſt geſtoßen von ſeinem Glück. Haſt geglaubt, tief im See läg' ich begraben? Herr Profeſſor, das iſt der rechte Glauben nicht geweſen. Bin wohl ins Waſſer geſprungen, wie die Häſcher nach mir und in meinen linken Fuß da haben geſchoſſen. — Hat's denn Keiner mehr gewußt in Lehbruck, daß ich ſchwimmen hab' gelernt? — Beſſer freilich, ich wär' ertrunken; denn nachher iſt mein Elendleben angegangen. Schau an das Alpenroth, das jetzt verblüht: ſo hell und rein iſt meine Lieb' geweſen, und ſo blutig wie dieſes Alpenroth

auch meine Pein. — Die Hermina hab' ich nimmer vergessen, und ein Lump bin ich dennoch geworden und im einschichtigen Gebirg muß ich irren wie ein wildes Thier. Die Menschen muß ich fliehen; zu todt thäten sie mich schlagen. Ich bin ja Soldatenflüchtling. Wegen ihr und wegen dir bin ich's geworden." — —

Ernfried wußte kaum wie ihm geschah. Heiß und kalt ging's ihm durch das Herz. Wohl unklar war die Sache, aber da es dem Director nicht möglich war, auch nur einen Augenblick an Gespenster zu glauben, so mußte er sich sofort mit dem Gedanken fassen, er habe in dem wilden Mann seinen unversöhnlichen Nebenbuhler vor sich. „Roland," sagte Ernfried, „Sie wollen sich also an mir, dem Wehrlosen, rächen?"

„Ja," sagte der Andere düster.

„Und Sie wollen mich auf dieser einsamen Höhe ermorden?"

„Ermorden?" versetzte der Führer, „nein. Ihr habt mich zu einem Elenden gemacht, aber zu einem Mörder sollt Ihr mich nicht machen. — Hat mich Gott zu Eurem Hüter gestellt? Nein. Ich weiß von

nichts, will von nichts wissen. Ich steige hinab zu meiner Höhle. Der Stock ist unversehens davon gefahren. Ihr seht selbst zu, wie Ihr ohne Stock über den Schrund kommt."

„Jetzt wurde dem Director die Lage klar; er stand auf der Spitze des Berges, von Klüften und Abgründen umgähnt. Ein Fehltritt bringt ihm den Tod; eine Nacht Weilens in der Region des Eises bringt nicht minder sicher den Tod: und ohne Stock und Halt über den tückischen Schrund zu gelangen, ist nicht möglich.

„Lebt wohl, Herr Professor!" rief der Führer höhnisch. „Ihr seht, ich bin nicht mehr der junge leidenschaftliche Mensch; ich bin ganz ruhig, ganz besonnen. Ich weiß, was ich thue, ich gehe und führe Hermina heim."

„Roland!" schrie der Director mit bebender Stimme. „Laß' mich nicht verderben; denk' an mein Weib, an meine Kinder!"

Roland haftete über den Riß und die Schneelehnen hinab. Seine Ruhe war gar sehr erheuchelt gewesen. Ein einziger Fehltritt konnte auch ihn in den Abgrund

ſchleudern; aber er dachte nicht daran, glühend heiß kochte es in ſeinem Innern, in Rachelaſt preßte er die Zähne zuſammen.

Als er aber hinabgekommen war auf die Stelle, wo die grünen weichen Matten anhuben, da ſtand er plötzlich ſtill und legte die Hand an ſeine heiße Stirn — „Denk' an mein Weib und Kinder" — dieſe Worte hallten nach in ſeinem Herzen und peinigten ihn. „Du haſt Hermina ſo tiefſinnig geliebt," ſagte er zu ſich, „und du liebſt ſie noch und ſie iſt dein Sinn im Leben und im Sterben. Und du thuſt ihr jetzt das Leid an, wie ihr ein größeres kein Menſch anthun kann auf der ganzen Welt. Du raubſt ihr den Gatten und den Vater ihrer Kinder. — Roland, wie blutig haſt du Jahre lang das Unrecht beklagt, das dir geſchehen? wäreſt du ihrer Liebe würdig geweſen?" —

Ein halbverwehter Schall zitterte durch die Luft. — Iſt es Herminens Stimme? — Nein, es iſt der Hilferuf des Verlaſſenen auf der Höhe.

„Roland," murmelte der Mann, der dieſen Namen trug, „dieſer Schrei iſt nicht ſein Ruf allein, iſt

auch ihren herzens Schrei. Ewig wird er deine Seele martern, und so groß und rein war deine Liebe, daß du sie mit einem Verbrechen hast besiegelt und nicht mit einer edlen That? — Roland! Roland! in deinen Händen liegt ihr Glück und Unglück! gedenke, wie unendlich du Hermina hast geliebt!" —

Ein lautes Stöhnen rang sich aus seiner Brust. — Der Bann war gebrochen: anstatt in stiller Nacht über die weichen Matten abwärts zu wandeln, stieg er wieder empor über Schnee, Eis und Gestein, und ehe die Stunde verging, stand er auf der Höhe und schleuderte seine Gewehre über den Schrund.

Ernfried, der nach vielen fruchtlosen Versuchen, über die Kluft zu gelangen, sich fest in seinen Mantel gewickelt auf einen Stein niedergelassen und sich mit männlicher Ergebung seinem Schicksale anheimgestellt hatte, fuhr empor, als neben ihm der Stock schrillte. Sogleich raffte er sich auf und erfaßte den derben rettenden Stab, um sich mittelst desselben über die wilde Stelle zu helfen.

Roland kam, im Sternenschein die Stelle prüfend, von der anderen Seite herbei und mahnte mit seltsam

bewegter Stimme zur Behutsamkeit. Unbeholfen waren Ernfried's halberstarrte Glieder; mehrmals strauchelte der Stock und losgelöste Steinchen rieselten.

„Vorsicht!“ rief Roland fast kreischend, da stieß Ernfried einen matten Schrei aus und hub an zu rutschen.

„Anstemmen! Anstemmen!“ schreit der Führer und thut einen Sprung ins klüftige Gewände, klammert die Linke an die vorspringende Kante eines Steines, um mit der Rechten den Arm des sinkenden Mannes zu erfassen. Es gelingt, Ernfried vermag sich auf die nahe Felsbank zu schwingen; in demselben Augenblicke löst sich der Stein in Roland's Linken los — ein wilder gellender Schrei — und der Mann fährt nieder in die Finsterniß des ungemessenen Abgrundes.

Lange kollerten und rieselten die Steinchen — dann wurde es todtenstill. —

Ernfried stand wie vor Schreck zu Stein geworden. Er war nun freilich gerettet und stand auf dem ziemlich sicheren Boden des Risses, aber der arme Führer — Roland! — — war's Wirklichkeit? war's ein Traum? —

Und als Ernfried nach Stunden auf milder Matte stand, fragte er sich nochmals: „Ist das Wirklichkeit gewesen oder ein Traum?“ — —

Blaß und völlig verwirrt kehrte der Director zurück nach Lehbrunk. Kaum als er Weib und Kind weinend begrüßt hatte, bot er mehrere kernfeste Männer auf und zog mit ihnen wieder ins Gebirge und in das wilde Gebiet des Weißkamp.

Sie suchten den verunglückten Führer. Sie fanden ihn liegen in einer Schlucht, und Eis und Schneewasser rieselten über den Körper. Viel Blut der zerschmetterten Glieder war mit diesem Wasser davongeflossen, aber der Mann lebte noch und labte sich selbst mit Wasser.

Auf einer Bahre aus Birkengeäst trugen sie ihn dann hinaus gegen Lehbrunk.

In Ernfried's Haus kehrten sie ein und legten ihn auf weiche Unterlagen. Er sah Hermine, die ihn sogleich erkannte; er sah ihre Kinder, die sich anfangs vor dem bärtigen Gesichte fürchteten, bis ihnen gesagt wurde, es sei der Mann, zu dessen Andenken am Jahrestage immer die rothe Ampel brenne.

Roland hörte nun von den Kleinen, wie sein Gedenken gefeiert worden war. Er sagte kein Wort, er lächelte.

Und in diesem Hause schlief Roland ein zu besserem Leben. An demselben Abende, als Hermina ihre Finger auf des Todten Augenlider legte, lag auf den fernen Höhen des Weißkamp ein herrliches Alpenglühen. Von lichtem, goldigem Schein ging es über zu dunkler Gluth, bis es sachte emporstieg zur höchsten Spitze des Berges, wo es in einem Dreizack verdämmerte.

Das Haus auf der Höhe.

Auf sonniger Bergeshöhe steht ein Haus. Zur Morgenstunde leuchtet es mit seinen röthlichen Holzwänden und seinen hellen Fensterscheiben freundlich nieder in das thaufrische Thal, wo zwischen den Wiesen und silberweiß schimmernden Weidenbüschen der dunkle Forellenbach hinzieht, und wo das Dorf liegt. Zur Morgenstunde hängt stets ein bläulicher Aetherschleier über dem Dorfe, aber die schlanke Kirchthurmspitze ragt heraus und läßt ihr vergoldetes Kreuz in der Sonne funkeln. Und wer nicht Augen hat, diesen Strahlengruß zu sehen, der hat wohl Ohren, das Morgenlied der Glocke zu vernehmen.

Zwei Männer, die aus dem Thale langsam gegen das Haus auf der Bergeshöhe emporsteigen, hören den Glockenklang und ziehen ihre spitzigen Hüte ab. Ein

vorgeneigtes Greisenhaupt und ein nach rückwärts strebender strohlichter Lockenkopf sind es, die im Gehen ihre Morgenandacht verrichten und sich fromm einschließen in des Pfarrers Messe, deren Beginn die Glocke eben verkündet hat. Die beiden Männer haben mit einander eben nichts zu sprechen, und so überläßt sich jeder seinem Gebete. Der Alte ist demüthig, blickt zur Erde, zuweilen auch ein wenig nach rechts und links, denn es verlangt ihn zu wissen, wie die Saaten grünen. Der Kopf mit den Strohlocken richtet seine großen Glotzaugen und seinen halb offenen Mund geradewegs zum Himmel hinauf; da oben fliegen und zwitschern die Meisen und die Amseln, und er, der Strohlockenkopf, erwirbt sich durch Vögelfangen sein Kegelschiebgeld und seinen Bruderschaftsbeitrag zum Jünglingsverein.

In solcher Andacht versunken, langten sie endlich oben am Hause an.

Das Haus stand auf freier Höhe und lehnte sich rückwärts an einen sanft abfallenden Tannenwald. Es war weder Stall noch Scheune da; ein kleiner Garten umgab den Bau und gegen die Morgenseite

hin blühten Büsche und ragte eine Eiche. Das Haus war in dieser Gegend ganz seltsam; es war weit geschmackvoller als andere Menschenwohnungen der Waldlandschaft, und doch wieder viel einfacher als die Landhäuser der Reichen. Es war mit keiner dieser Gattung vergleichbar. Das Haus ragte hoch, hatte an den Fenstern und Thoren feingeschnitzte Zierrathen nach Art korinthischer Säulen mit schön durchbrochenen Gesimsen. Die Fenster waren schmal und hoch, das Dach aus glatten Schindeln flach und luftig; gegen Mittag hin stand ein erkerartiger Söller hervor, mit festen Seitenwänden wohl verwahrt, mit einem Kranzgesimse in dorischer Form überbaut. Das Haus stand wie ein Tempel.

Wie die beiden Männer bisher ihr Haupt entblößt gehalten hatten, so bedeckten sie es jetzt, da sie in diesen Tempel traten.

War aber doch kein Tempel, war theils ein bequem und zweckmäßig eingerichtetes Wohnhaus, theils eine Künstlerwerkstätte.

An den Wänden standen Statuen aus Holz in allen Gestalten und Größen; mitten im Raume ragten

Klötze, halbfertige Schnitzwerke, ihrer völligen Vollendung harrend.

An einem solchen Klotz stand der Bildner, ein schier gebeugter, aber doch behendiger Greis mit schneeweißen Locken, starken weißen Augenbrauen und mit frischrothen Wangen. Auf diesem Antlitze hatte der Meißel des Schicksales den Ausdruck stiller Freude und Befriedigung, aber auch den Zug einer schweren Vergangenheit und den ehernen Hauch eines starken selbstbewußten Geistes eingegraben.

Als die beiden Männer aus dem Thale eintraten und einen christlichen Gruß sagten, zog der Bildner sein Kappchen vom Haupte. Aber die Ankömmlinge thaten nicht desgleichen, diese ziehen ihre Hüte nur vor dem lieben Herrgott und vor dem Herrn Pfarrer.

Der Bildner wies ihnen in der Nähe der Wandfiguren Sitzplätze an; das Grauhaupt nahm den seinen sofort in Beschlag, der junge Goldlockenkopf aber stand ganz verlegen und wendete sich und wußte nicht, wo er sein erröthendes Gesicht hinthun sollte.

„Nu, Steff!“ sagte das Grauhaupt, und das Wort war ein Ermahnen zum Platznehmen.

„Na," versetzte der Bursche weinerlich lächelnd, „da setz ich mich nicht hin, ich nicht. Das ist schon gar aus der Weis'! — So — hell mutternackt!"

Wie konnte nur Meister Eman dem jungen unverdorbenen Kirchensteff, der zur Bruderschaft des heiligen Aloisius zählte, zumuthen, neben der capitolinischen Venus Platz zu nehmen! Indeß bemerkte der Bildner lächelnd sein Fehl und in der Nähe einiger Kobolde und ziegenfüßiger Faunen fand sich eine prächtige Sitzstelle für den jungen Mann.

„Was verschafft mir nur heute den Besuch?" fragte der Bildner.

„Gelt, das ist zum Verwundern!" rief das Grauhaupt und rieb sich vergnüglich einigen Erdstaub von seinem Zwilchärmel, denn er war der Todtengräber. Aber nicht in dieser Eigenschaft war er heute zu dem Hause des Bildners emporgestiegen, sondern in jener seines zweiten Amtes, denn er war auch Kirchenvater, d. h. der Mann, der nebst dem Pfarrer die Aufsicht über die Dorfkirche führte und an Sonn- und Feiertagen als Meßner waltete.

„Schaut, Meister Eman," sagte er schmunzelnd,

„ein Grabkreuz brauch ich diesmal nicht, und redlich herausgesagt, Meister, die Grabkreuze macht Er nichts nutz. Mehr Blut muß auf die Herrgötteln kommen, viel mehr Blut; und die armen Seelen im Fegfeuer läßt Er ganz und gar aus. Hätt Ihm auch sagen mögen, daß sich ein Bildniß, wie Er es auf Seiner Gottseligen Grab gestellt, in einen christlichen Freithof gar nicht reimt. Geht mich aber insoweit nichts an; und wir wissen es allmiteinand', der Meister kann Seine Sach schon auch gut machen, wenn Er nur will. Wir bringen Arbeit, Meister."

Der Meister lächelte ein wenig über den bevormundenden Ton des Kirchenvaters, und da er von den Leuten vollständig unabhängig war, so ließ er sich derlei Bemerkungen um so gleichgiltiger gefallen. Nun hatte er seinen Schnitzer bei Seite gelegt und sich dem Grauhaupte gegenübergesetzt.

„Ja, ja," sagte der Kirchenvater und schlug seine flache Hand auf die Lederhose des Oberschenkels, daß es klatschte, „das ist eine verzweifelte Geschichte, jetzt; wir brauchen eine neue schmerzhafte Mutter Gottes auf unseren Hochaltar. Die alte ist schon caput über

und über. In drei Tagen ist Fronleichnam, mag Er uns bishin eine schaffen?"

Der Meister zwinkerte mit den buschigen Brauen, hob langsam seine Stirn empor, daß sich das Gesicht erklecklich verlängerte und über die Schläfe scharfe Runzeln zog.

„Drei Tage arbeitet der Schneider an einer Joppe," sagte er hierauf.

„Halt nu," brummte der Kirchenvater, „wenn der Meister meint, daß Er in drei Tagen nicht fertig werden kann mit der Schmerzhaften, so hat's leicht wohl Zeit bis zum Sonntag."

„Mein sehr guter Vetter," entgegnete der Meister in der landesüblichen Redensart, „unfertig kommt nichts aus meinen Händen, denn die Dinge, die wir als Bildnisse aufstellen, halten länger als ich, als Ihr, als das jüngste Knäblein Eurer Gemeinde. Und wehe dem, der Aergerniß giebt einem kommenden Geschlechte! Wenn ich bereit bin, die Arbeit zu übernehmen, so kann das Frauenbild bis zur Weihnachtszeit hin fertig werden."

Schier sprachlos war der Kirchenvater. Da ergriff

ſein Sohn, der Steff, das Wort, und meinte, gut Ding brauche Weile, und man müſſe halt einſtweilen den Faſtenſchleier über die Mutter Gottes hüllen, denn es ſei ſchon gar alles Gold weg von ihrem Rock, und von den ſieben Schwertern in ihrer Bruſt ſeien fünf ſchon armſelig abgebrochen: in ſolchem Zuſtande, das ſei wohl einzuſehen, könne ſie ſich nicht mehr länger anbeten laſſen.

„Liebe Leute," ſagte nun der Bildner, „wenn ich das Bildniß ſchnitze, ſo ſoll es, ſo weit das in meinen Kräften ſteht, ein Kunſtwerk werden. Ein einfaches, würdiges Bild, die Geſtalt einer glorreichen Himmelskönigin und demüthigen Jungfrau zugleich; ein Bild, das die frommen Beter mit Andacht und Liebe erfüllt."

„Und der ſieben Schwerter wegen wollt ich noch ſagen," meinte das Grauhaupt, „wenn ſie halt thäten vergoldet werden: die Ottenkircher haben es auch ſo."

„Soll ich das Bild verfertigen," ſagte der Meiſter nicht ohne Nachdruck, „ſo werden die Schwerter ganz wegbleiben. Der Schmerz der Gottesmutter ſoll in der Stellung der Geſtalt und auf dem Antlitze ausgedrückt ſein."

„Eine Schmerzhafte ohne Schwerter!“ rief der Kirchenvater aus.

„Wohl,“ ſagte der Meiſter, „die alte Darſtellung mit den ſieben Meſſern in der Bruſt iſt ſo albern und lächerlich, abgeſchmackt im höchſten Grade — läßt ſich mit der Kunſt nimmer vereinen.“

„Thäten aber doch bitten,“ verſetzte das Grauhaupt, „thäten ja die Ueberkoſten gern extra bezahlen —“

„Eine ſolche Beſtellung lehne ich dankend ab,“ ſagte der Bildner und erhob ſich, „wollt Ihr Fratzen haben auf Euren Altären, ſo ſeid Ihr bei mir am unrechten Mann.“ Sein Geſicht war dunkelroth, das Künſtlerthum in ſeiner Seele war beleidigt.

Die Männer aus dem Dorfe ſchlichen achſelzuckend davon.

Der Meiſter meißelte an ſeinem Lindenholze weiter. Aber nicht lange. Sein Arm zitterte, er legte das Werkzeug aus der Hand und ſtarrte auf die Statuen hin, die an den Wänden aufgeſtellt waren. Der ganze ſinnenlebendige Mythus der Griechen war hier verkörpert. Aber des alten Mannes Blick hing heute nicht an der lieblichen Eos, nicht an der hehren Pallas

Athene, nicht an dem ehrwürdigen Zeus, nicht an den heiteren Gestalten der Musen; etwas länger weilte er an den finsteren trotzigen Recken der deutschen Götterlagen. — Tretet aus eurer Starrniß und stürzet die Götzen der Nachkommen! — Das war vielleicht des Greises Gedanke. Endlich verließ er die Werkstätte und ging in das Freie.

An der schattigen Rückseite des Hauses, gegen den sonnengoldigen Tannenschachen gekehrt, stand ein anderes Bild. Es war eine junge lieblichschöne Gestalt, halb noch Knabe mit frischen vollen trotzigen Lippen, mit aufgeweckter stolzer Körperhaltung; halb Jüngling mit zarten weithingegossenen Locken, mit großen schwärmerisch seligen Augen. Die Gestalt, in ein sich gefällig schmiegendes Schäferkleid gehüllt, war ein wenig vorgebeugt; am linken Arme trug sie eine Tafel, in der rechten Hand hielt sie einen Stift. So stand sie in ihrer Unbeweglichkeit da und betrachtete den herrlich leuchtenden Wald..

Die finstere Wolke verschwand auf des Meisters Stirn; er hielt seinen Schritt an und blickte wohlgefällig auf dieses freundliche Bild.

Nach einer Weile rief er den Namen: „Aladar!“

Da löste sich die Unbeweglichkeit der Gestalt, sie hüpfte heran und sagte mit heller Stimme:

„Vater, jetzt habe ich es erfaßt, was in den Wipfeln der Tannen ist. Aber sag', hab' ich es wohl auch ganz erfaßt?“

Mit dieser zweifelumschatteten Zuversicht hielt der Knabe die Tafel seinem Vater hin.

Der Meister betrachtete aufmerksam die Zeichnung; dabei wurde sein Angesicht fast furchenlos und er sagte die Worte:

„Es ist gut. Aber höre: ganz hast du es nicht erfaßt, was in den Wipfeln der Tannen ist. So geht es immer. Der Junge rechtet mit der Gegenwart, der Alte mit der Vergangenheit; der Junge mit der Natur, der Alte mit der Kunst; aber mich will es zuweilen bedünken, beide ringen vergebens. Wohl, mein Sohn, und es ist gut. Der Künstler darf in seinem Werke nie die volle Befriedigung finden; steht das Ideal seines Zieles nicht über dem Erreichbaren, so steht es zu tief. Das gilt besonders in der bildenden Kunst. Aus dem Nichtbefriedigtsein entspringt das ersprieß-

liche Streben. — Komm, Aladar, du ſollſt das Gedeihen meines Helios ſchauen."

Sie gingen in das Haus und ſtanden vor dem Lindenklotz, an dem der Alte vorhin gearbeitet hatte. Aus dem rauhen Holze ſtarrte ein Antlitz hervor, zwar noch herb und eckig, aber in ſeinen Hauptpartien doch edel und ſcharf markirt.

Der Bildner ſchien den böſen Eindruck des Morgenbeſuches nun vergeſſen zu haben. Sein Blick lag freudig auf der allerdings noch ſehr unvollendeten Arbeit und auf dem Jünglinge, der die Holzſäule ſtill und eingehend betrachtete.

„Der Gedanke in mir, das Sinnbild des Licht- und Flammengottes darzuſtellen, iſt vielleicht dreimal ſo alt, als du, mein Junge," ſagte der Meiſter. „Aber das Geſchick meines Lebens hat mich niemals zu jener Ruhe und Klärung kommen laſſen, die zu einem ſolchen Verſuche durchaus nöthig iſt. Nur die kurzen Tage, die mir an deiner Mutter Seite zu leben geſtattet waren, hätten dazu vielleicht die Helle und Begeiſterung geboten, nicht aber die Ruhe. Es iſt in Stunden hochwogender Glückſeligkeit, ſowie in Tagen

wilder Qual noch kein Kunſtwerk geſchaffen worden. Mir ſind ſolche Zeiten nun vorüber und in dieſen ſtillen Nachſommertagen habe ich mich endlich an meinen Lieblingsgedanken gemacht. Der Gottheit, die uns das Licht hat gegeben und von deren flammendem Wagen Prometheus das Feuer hat geholt — das göttlichſte und wunderbarſte der Elemente — dieſer Gottheit will ich das letzte Werk meines Schaffens weihen, ehe ich eingehe zur ewigen Nacht."

Die letzten Worte waren in großer Gefühlsbewegung geſprochen. Aladar's dunkle Augen ſaugten jedes Wort von den Lippen des Vaters, und ſie entflammten in Begeiſterung. Der Jüngling legte ſeinen Arm um die Statue, und als der Meiſter aufgehört zu reden, ſagte er: „Mein Vater, du haſt heute wieder ein Wort geſprochen, das ich nicht recht verſtehen kann. So erzähle mir endlich von deiner Vergangenheit und von meiner Mutter."

„Du wirſt noch zu jung dazu ſein," antwortete der Greis.

„Ich weiß das nicht. Ich bin erwachſen und ſchon ein Mann; ich werde morgen ſechzehn Jahre alt."

Nach einer Weile entgegnete der Vater: „Daß man aufblühende Blumen nicht in den Schatten stellen soll, das weißt du. So hätte ich dich gern verschont, mein Kind, und dich blühen lassen im Sonnenlichte. Ich wollte dich nicht vorzeitig aus dem Arkadien deiner Kindheit verstoßen, so sehr es mich oft gedrängt hat, mich ganz und voll dir mitzutheilen. Nun, ich sehe, du wendest dich freiwillig von den kindlichen Freuden und bist ernst und männlich geworden schier vor der Zeit. So will ich dir auf dein Begehr, und da es doch einmal sein muß, zu deinem sechzehnten Geburtstage das Angebinde des Schmerzes machen. Morgen zur Nachmittagszeit, wenn die Sonne hinter die Wipfel des Tannenwaldes wird gezogen sein, wollen wir miteinander niedersteigen in das Thal."

Ein Weiteres von dieser Sache wurde heute nicht mehr gesprochen. Jeder ging an seine Arbeit. Der Meister meißelte an seinem Helios, und Aladar — das Bedürfniß des Tages ist stets der Herr im Hause — wirthete in der Küche.

* * *

Und am anderen Tage, als die Sonne hinter die Wipfel des Tannenwaldes gezogen war, wurde das einsame Haus auf der Bergeshöhe verschlossen und der Greis und der Jüngling stiegen niederwärts gegen das Thal.

Aladar hatte vom Hause weg kein Wort mehr gesprochen; auch der alte Mann schritt stumm dahin. Gar die Waldvöglein schwiegen zu dieser Tageszeit; nur daß zuweilen vom Tanne her das eintönige Hacken eines Spechtes vernehmbar war. „Selbst im Walde ist kein Sang mehr, ist nur das harte Pochen der Arbeit," sagte der Bildner. Eine Hummel summte über das grüne Heidekraut; da stand der alte Mann still und flüsterte: „Hörst du die Glocken läuten?"

Der Bursche gab keine Antwort. Und als sie weiterschritten, hub der Mann an zu reden:

„In einem Thale jenes Gebirges, welches das weite Ungarland gegen Mitternacht hin begrenzt, bin ich geboren worden. Mein Vater war Hirt und hütete die Pferde des Gutsherrn. Auf wilden Pferden bin ich gesessen und habe sie gebändigt. Den Gutsherrn habe ich unsäglich gehaßt, denn der hatte ein-

mal meinen Vater schlagen lassen bis aufs Blut. Gewesen ist's des einen Wortes wegen, das mein Vater gesprochen: Herr, unsereins ist auch ein Mensch, und es ist himmelschreiend, wie wir unterdrückt werden! So ein Wort hat zu jener Zeit schwerer gegolten, wie drei Todtschläge. Dazumal — Aladar, und das ist noch nicht lange her, diese junge Eiche hier ist noch in den Tagen der Knechtschaft aus der Erde gesprossen, — dazumal hat der Gutsbesitzer willkürlich verfügt, nicht blos über seine Pferde und Schweine, sondern auch und weit rücksichtsloser noch über seine Unterthanen. Meine Mutter soll ein schönes Weib gewesen sein; als sie starb, war ihr letztes Wort zu mir: ‚Emanuel, und halte deinen Nährvater in Ehren!' — Mich hat dieses Wort in eine große Wirrniß gesetzt; aber meinem Vater, dem armen schutzlosen Hirten, bin ich treu gewesen, und zutiefst im Herzen habe ich geschworen mitten unter den wiehernden Rossen: ‚Die blutigen Streiche sollen nicht vergessen sein!' — Gar bald bin ich von dem alten Manne gerissen worden, ich weiß heute noch nicht, wie; nur das weiß ich, mit meinem Willen ist es damals nicht geschehen. Ich

mag wohl irgend welche geistige Anlage gehabt haben; ich erinnere mich nur, daß ich nicht mit meinen Genossen hielt, daß ich sie aber beeinflußte. Auch schwebt es mir noch vor, daß ich als Hirte aus dem Lehme der Heide allerlei Gestalten formte. War das die Ursache, oder war es, weil ich unter meinen Standesgenossen mehrmals Aufwieglungsversuche gegen den Gutsherrn gewagt hatte, die indeß stets armselig zu Schanden geworden sind — oder war es ein anderer Grund, kurz, ich wurde entfernt und bestraft, wie so großmüthig noch kein Thunichtgut bestraft worden ist. Der Gutsbesitzer ließ mich in die Hauptstadt Pest bringen und dort in eine Lehranstalt stecken. Anfangs war ich hier wie vom Himmel gefallen, wußte gar nicht, was das Alles zu bedeuten. Bald aber sah ich die gute Wendung ein.

„Ich habe lange und mit Liebe studirt. Nach wenigen Jahren schon war ich aus mir herausgewachsen. Ich sog den Geist der Alten ein und auch die Ideen der Neuen; das entzweite mich anfangs, ich empfand die Nothwendigkeit, daß hier eine Brücke gebaut werden müsse, und ich fand, daß nach den

Gräueln zweier finsterer Jahrtausende sich die Welt wieder anschickt, in die Fußtapfen der Alten einzulenken. In dieser Zuversicht atzte ich mein Herz an dem ewigen Schönheitsidole des alten Hellas und seiner heiteren Weisen, und in diesem Bewußtsein habe ich mich mit jauchzender Seele der bildenden Kunst ergeben. Nach zwölf Jahren arbeitete ich in klingendem Marmor. Meine Bilder wurden aufgestellt in Palästen.

„Jetzt wäre ich glücklich gewesen, aber das Wort der sterbenden Mutter hat mir im Herzen gebrannt. Und wehe dem Kinde, vom Verhängnisse berufen, seine Mutter etwa an seinem Vater rächen zu müssen!"

Der Greis schwieg. Sie gingen durch jungen, duftenden Anwuchs hinab, der dichter und höher wurde und endlich die Wandelnden in seine Schatten hüllte. Der Boden war steinig und von Wurzelarmen durchzogen. Da sagte der Vater zu seinem Sohne: „Habe Acht, daß du nicht strauchelst!"

Endlich fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Einst zur Sommerszeit kehrte ich in mein Heimathothal zurück. Der alte Hirt — mein Vater —

war begraben, seine Hütte verfallen. Aber ich wohnte ja im Schlosse und der Gutsherr ging mit mir Arm in Arm. Ich empfand stets, ich hatte durch das Studium meinen Beruf glücklich getroffen, aber ich fühlte gegen meinen Wohlthäter nicht die begeisterte Dankbarkeit, die ich wohl schuldig gewesen sein mochte. Mehrmals wollte ich den Herrn Arm in Arm auf den Kirchhof führen und zu einem Mauerwinkel hin, wo Nesseln wuchsen — unter denen meine Mutter lag. Er folgte mir nicht. — Zerstreuung, oder was man so nennt, gab es genug; der Gutsherr war ein Meister des Vergnügens. Würfeln und Schwelgen wußte er hoch zu betreiben; auch die Prügelbänke und den Galgen zählte er zu den Gegenständen seines Ergötzens. Einst ließ er zu Ehren eines erlauchten Gastes drei eingefangene Korndiebe ohne gesetzliche Aburtheilung an den Platanen des Lustgartens hängen. — Wohl, mein Sohn, es ist schade um deine rothen Wangen, die ich jetzt verblassen sehe; aber sei ein Mann und höre mich weiter. — Eines Tages während meiner Anwesenheit im Thale war große Hirschjagd. Die Treiber waren schon zwei Tage und Nächte

ununterbrochen bei Sturm und Regen in ihrem über Berg und Thal gezogenen Kreise gestanden, um das zusammengedrängte Hochwild einzuschließen. Die Jagd begann, wir durchbrachen auf unseren Rossen den Kreis; die Hörner schrillten und die Schüsse knallten von allen Seiten und das Johlen der leidenschaftlichen Jägerrotte gellte fast unheimlich durch die Waldung. Ich hielt mich abseits, mir war nicht um Schuß und Wild zu thun; ich band das Roß an eine Eiche und lagerte mich auf einen stillen, schattigen Anger und lauschte einer Quelle. Einen unsäglichen Ekel hatte ich vor dem Treiben dieser rohen, der krassen Willkür ergebenen Gesellen, die sich die Großen des Landes nannten. Unter den Schatten jener Eichen beschloß ich, keinen Tag länger in der Gegend zu verbleiben, sondern wieder dem geistigen Leben der Hauptstadt zuzueilen. Da hastete keuchend ein Mädchen durch das Dickicht heran, wild aufgeregt, mit zerfetzten Kleidern, blutenden Gliedern und angstglühenden Augen. Ein junges, kaum erwachsenes, schönes, merkwürdiges Mädchen, Aladar! — Vor meinen Füßen ist es zu Boden gestürzt, hat mich angefleht um meinen Schutz. Es

war seiner Schönheit willen verfolgt von Jägern, eingeschlossen von dem Kreise der Treiber. — Das Kind hat seine Noth noch kaum in Worte gefaßt, so durchbrechen Pferde das Gestrüppe, zwei Reiter sprengen lachend auf das Mädchen zu; einer davon ist mein Gutsherr. Ich erfasse mein Doppelgewehr: ‚Hat solches Wild Vater Nimrod gejagt? Ihr Buben, wollt Ihr's wagen, das Kind ist in meiner Hut!' — Lachend ritten sie davon, aber ich sah es wohl, wie mein Gutsherr in stiller Wuth erblaßt war. Das Mädchen geleitete ich in sein Haus; es war sehr armer Leute Kind, das jeden Tag in den Wald ging, um wilde Früchte zu sammeln. Ich sah die Gefahren, die von diesem Tage ab doppelt über dem schönen Wesen schweben würden, und ich beschloß, es zu schützen. Allein noch an demselben Abend ließ mich mein edler Gönner und Gastherr in ein Gemach führen, das nur von außen zu schließen ist. Es war gar fest und sicher eingewölbt und das Fensterchen kräftigst vergittert; aber der Blick meiner Augen flog doch hinaus, und über der Hofmauer dämmerte der Bergwald herein — der Bergwald, in dem die Klause der

armen Leute ſtand. Ich bin aber nicht lange in dieſer Kammer geſeſſen. Die Zeit, mein Junge, war das Jahr des Heiles. Der Aufruhr wogte auch in das Bergthal hinein und da hat ſich gewaltig viel Zündſtoff gefunden. Die Vaſallen, ſonſt feig und blöde wie eine Herde von Maulefeln, wurden wach und verſtanden die Stunde. Menſchenmaſſen verſammelten ſich um das Schloß und ein langer hagerer Mann rief: ‚Mach' uns auf, du übermüthiger Schloßherr, in deinem Hauſe iſt unſer gutes Recht vergraben, das wollen wir uns holen!' Da flog ein Schuß aus des Magnaten Fenſter und ſtreckte den drohenden Waldmenſchen nieder. Dieſer Schuß hat dem Gutsherrn Schloß und Schlag gekoſtet. Das Gebäude wird geſtürmt, bald brennt es an allen Enden, und der Gutsherr, für ſein Leben zitternd, ſucht ein ſicheres Gewahrſam, ſtürzt in mein Kerkergewölbe und ſchutzflehend mir zu Füßen. — ‚Was ſteigſt du in den Kerker, in den du mich geworfen haſt!' rufe ich bebend; ‚weißt du es wohl, warum du mich gefangen hältſt, und weißt du, Tyrann, vor wem du liegſt? Vor dem Sohne des Mannes, den du mißhandelt!

Heute giebt das Volk den Streich zurück!' — ‚Erbarmen!' ſtöhnt er, ‚Emanuel, vielleicht fleht in dieſem Augenblicke dein leiblicher Vater dich an um ſein Leben —'

„Ich habe den Mann vor der wüthenden Rotte beſchützt; es gelang mir, ihn auf kurze Zeit in Sicherheit zu bringen. Bald aber iſt er dem Zorne ſeiner ſich ſelbſt befreienden Unterthanen erlegen. — Ich habe in jenen Tagen nicht geruht, habe mitgerungen den wilden Befreiungskampf, der empörenden Unthaten gedenkend, die meinem Volke waren angethan worden. Das erſte Opfer dieſes Kampfes, der durch des Gutsherrn Kugel hingeſtreckte Mann war Nella's Vater geweſen. Nella, freilich, ſo hat ſie geheißen, die ich im Walde ihren Verfolgern entriſſen. Nella — mein Sohn, du kennſt ihr Bild, es ſteht in unſerem Hauſe und iſt jene Büſte, die ich dir bisher Eos genannt habe. Nella iſt mein Weib geworden.

„Faſt zur ſelben Zeit aber wird der Aufſtand durch Schwert und Strick gebändigt und den Aufrührern werden lichte Pfähle zum Denkmal geſetzt. Mir hat es mein Gewiſſen laut genug geſagt, was ich gethan,

ich habe für mein Volk gestritten. Wäre ich los und ledig gewesen, ich hätte mich ja hingestellt meinen Blutrichtern: ‚Da habt ihr mich, ihr Menschenschänder, mordet mich hin, wie ihr Tausende gewürgt habt; ich bin ein redlicher Kämpfer meines guten Rechtes!‘ — Aber ein geliebtes Weib an der Seite bin ich geflohen. Ueber die Landesgrenze konnten wir nicht; wir wären verloren gewesen. Doch es hat auch brave Magnaten im Ungarlande gegeben. Ich sage das von dem Manne an der Theiß, nicht, weil er uns in seine Burg nahm und beschützte; das that er vielleicht dem Künstler zu Liebe, den er in mir verehrte. Ich sage das von jenem Manne, weil er den Geist der Zeit verstanden und ihm Rechnung getragen hat. Dieser Magnat hat seine Leibeigenen freigelassen vor den Tagen der Gewalt; so haben die Leute freiwillig sein Haus und sein Leben beschützt vor den wilden Stürmen der Revolution. — Ein Jahr lang haben wir unter fremden Namen in seinem Hause gewohnt. Hier hatte Nella Gelegenheit, ihren eigenen Geist zu bilden, auf daß er ihrem großen Frauenherzen ebenbürtig wurde. Ich habe in dieser Zeit unserem Schir-

mer aus Dankbarkeit ein Marmorbildniß gestaltet, von dem der gute Mann so entzückt war, daß er mich bittend zwang, eine Summe anzunehmen, die mir die Sorge für die Zukunft meiner Familie mit einem Male löste. Freilich kam rasch eine andere größere Sorge auf mich angestürmt. Unser Schützer starb an einem Herzleiden, und wir waren dachlos. Und wir waren mitten im Lande, das mich in Acht und Bann hatte gelegt. — O, mein geliebtes Kind! der heißeste Vatersegen vermag es nicht, des Lebens allumfassendes Ungemach von deinem Haupte zu scheuchen; aber niemals möge ein Tag dir kommen, an dem du heimathlos mit einer jungen Gattin die Menschen mußt meiden und friedlos Nächten und Wüsten entgegenflieheſt, um für die zermarterten Glieder eine kurze Ruheſtatt zu finden!“

Der alte Mann beugte tief ſein Haupt und die ſchneeweißen Brauen ſeiner Augen wogten auf und nieder.

Der Wald war gar hoch und finſter geworden. Die beiden Menſchen ſchritten raſch. Auf Aladar's Antlitz hatte während der Erzählung Gluthröthe und

Marmorblässe gewechselt. Jetzt preßte er die Lippen fest aneinander. Plötzlich aber stand er still und rief in erregtem Tone: „Vater, laß meine Eltern nicht so lang in der Noth!“

„In Bettlerlappen gehüllt sind wir gegen den Untergang der Sonne gezogen,“ fuhr der Greis fort, „sind endlich in das grüne Bergland gekommen, dessen Alpenkronen den Satzungen der Menschen nicht unterthan sind, in dessen jungeslebendigen Wäldern blutdürstige Bannflüche spurlos verhallen. — Wir sind frei gewesen. Im Kreise des ewigen Menschenrechtes sind wir leichten und frohen Gemüthes langsam weiter gezogen, um in den deutschen Landen eine bleibende Stätte zu suchen. — Siehe, mein Sohn, nun lichtet sich der Wald; wir sind im Thale und vor uns liegt das Dorf mit den friedlich rauchenden Schornsteinen.

„So ist es auch an jenem Abende gelegen, als ich und meine Gattin — das liebe treue Weib — des steinigen Weges gegangen kamen. Vor Freuden haben ihre schönen süßen Augen geweint, als sie zu dieser Stunde die traulich umfriedeten Menschenwohnungen gesehen. Allein, als wir durch die Dorfgasse

ſchritten, da ſind an den Häuſern alle Thüren zugegangen. Ja, ich glaube es, die Bettlerlappen! Aber ich habe mein Scherflein wohl gewahrt gehabt an der linken Bruſt, unter einem häßlichen Filzpflaſter. Und auf meinen Ruf, daß wir getreulich Alles bezahlen wollten, hat uns das Wirthshaus des Ortes aufgenommen. Und nun war es in derſelbigen Nacht —"

Die Stimme des Alten wurde tonlos, wollte verſagen. Tüchtig räuſpern mußte er ſich, dann ſchlug er mit beiden Armen in die Luft hinein und rief: „Ei, geh, das iſt albern; hätt's längſt ſchon verwunden gehabt! — In derſelbigen Nacht, da — ja, Freuden, Freuden hat's gegeben! — Ein Kind hat mir mein Weib geboren. — — O, du armer, armer Knabe, daß du das Mutterherz nicht haſt empfunden in deinen Kindestagen! All die Liebe und Freude und Sorge und Sehnſucht und Treue des Vaters iſt nimmer im Stande, das Mutterherz zu erſetzen. — Am Tage deiner Geburt iſt deine Mutter geſtorben. — Komm, Junge, wir wollen an dem Kirchhofe nicht vorübergehen; du weißt ja den Hügel unter dem Ginſter."

Sie traten in den kleinen Friedhof, ſchritten ſtill

zwischen den armen Holzkreuzen hin, einer grauen Statue zu, die im Dunkel eines Strauches ragte. Diese Marmorstatue stach ganz wundersam ab von den stümperhaften und abgeschmackten Darstellungen des Gekreuzigten, der „Schmerzhaften", und insonderheit von den plastischen Menschengerippen mit Stundenglas und Hippe, wie sie auf dem Kirchhofe zu sehen waren.

Die Marmorstatue stellte eine Frauengestalt dar, die in ernstem Sinnen an einer Urne stand, die linke Hand leicht an die Stirn legte und mit der rechten eine gesenkte Fackel hielt. Ein schönes Ebenmaß lag in dem Bilde, man fühlte Beruhigung und Frieden, wenn man es betrachtete.

Als sie vor der Statue standen, ergriff der Greis des Jünglings Hand und sagte: „Hier, Nadar, habe ich deine Mutter begraben."

Und nach einer Weile banger, schmerzlicher Stille brach der Bildner in den Ruf aus: „O, du göttliches Volk der Hellenen! du hast deine Todten der heiligen Flamme gegeben und ihr Aschenschnee hat deine Wohnstätten zu Tempeln geweiht. — Uns Heilverlassene

feſſelt die Liebe an einen öden Hügel und unſere Herzen müſſen zu des Gedächtniſſes Feier niederſteigen in die Grauen der Gräberfäulniß. — — Vielleicht, mein lieber Junge, habe ich an dir gefehlt, daß ich dich einer ſtädtiſchen Bildung entzogen; aber es iſt mir unmöglich geweſen, dieſes Grab zu verlaſſen. Ich war noch nicht an die vierzig Jahre, und dennoch, mein Schickſal iſt erfüllt geweſen. Meine ganze Welt lag in dieſem umwaldeten Thale. Dort oben auf der Bergeshöhe kaufte ich ein Stück Erde und baute das Haus. Das Waldland iſt deine Wiege geworden, mein Kind, der Frieden der Berge hat dich gehütet, dein einſamer Vater hat das wenige Gute, das in ihm ſelber zu finden, in dich gelegt. Ich hoffe, du haſt nichts verloren dadurch, daß dir die Welt, oder was ſie ſo heißen, bisher fremd geblieben. An der Kunſt erfreut ſich deine junge Seele, ſo wie die meine noch; und können wir hier unſere Ideen auch nicht in Marmor gießen, ſo hauen wir unſeren Olymp aus den Stämmen des Tanns und meißeln unſere Götter aus dem weißen Holze der Linde. — Ueber ein Kurzes, und meine Zeit wird

ja erfüllt sein. Und ist sie erfüllt, dann, mein Kind, bette mich hier an die Seite deiner Mutter. Vergiß es nicht, Aladar, und lasse mir das zum Troste sein. Das Menschengemüth liegt über die Schrecken des Todes und im Gedanken der Vereinigung läßt sich's freudig sterben. Und hast du mich begraben, so verlasse das Haus auf der Bergeshöhe und ziehe mit deiner jungen frischen Kraft in die Welt. Ziehe nicht gegen Mitternacht hin, dort herrscht die kalte herztödtende Vernünftelei; ziehe nicht gegen Abend, dort waltet die schale Phrase und die stolze Ichsucht. Ziehe gegen den sonnigen Mittag, und küsse mir den Boden der Hellenen." — —

Diese feierliche Stunde ist aber auf eine recht widerliche Weise unterbrochen worden.

Es lag schon das Abendroth auf dem Marmorhelde, welches das Grab unter dem Ginster hütete. Der alte Mann wendete sich zum Gehen.

Eine Magd trieb drei mäkernde Ziegen heran und gerade dem Kirchhofsthore zu. Als Aladar sah, daß die Thiere Miene machten, in den heiligen Garten zu trippeln, stellte er sich sofort vor den Eingang.

„Weg davor!“ rief die Magd, „wirst aber gleich weggehen, du vertrackter Bub', du!“

„Was wollt Ihr denn?“ sagte Aladar, „die Ziegen gehören nicht auf den Gottesacker.“

Da hub die Magd gewaltig an zu keifen, und bald eilte aus dem nahen Pfarrhause ein junges kugelrundes Frauchen herbei; das stemmte seine Arme in die Seiten und konnte gar possirlich schwatzen. — „Du Lotterbub'!“ rief sie hell, „die Gassen laß durch, hörst du?“

„Nein,“ sagte Aladar gelassen, „die Gassen laß ich nicht durch, und sollte ich bis zum jüngsten Tag da stehen müssen. Ich habe ein Grab in diesem Garten, und habe das Recht, dasselbe vor Entweihung zu schützen.“

„O du nichtsnutzig Volk!“ schrie das Frauchen, „anionsten sind sie Heidenkerle über und über, verlästern die Mutter Gottes ihrer heiligen sieben Schwerter wegen, schnitzen Weibsbilder, rein wie sie Gott erschuf —“

Ueber ihre eigene Wendung erschrocken, hielt sie inne.

„Ja wohl," lachte der Jüngling, „wie sie Gott erschaffen in der Schöne und in der Unschuld."

„Ei ja, spott' nur zu; du kannst lange spotten, bis du unserm lieben Herrgott ein Ohr abspotte st. Euch ist schon gar nichts heilig, als etwan der schwarz' Bub' mit den Hörnern. Wollt' aber einmal so ein unschuldig Zicklein da drin ein paar Halme nagen, gleich hol euch der Himmel ein. Ja, der Herrgott ist um eine Klafterlänge barmherziger, als so ein hergelaufen Gesindel, der läßt auch im Kirchhof Futter wachsen. Für wen denn? Fressen die Todten Gras? Gut, du Reidhammel, so laß es den Ziegen, und troll' nicht und mach' dich fein bald auf die Socken, du Vagabund, du!"

Der Greis hatte sich bei dieser Angelegenheit jeglichen Wortes enthalten. Nun hielt es auch Aladar für überflüssig, noch einmal den Mund aufzuthun. Er verscheuchte die Thiere, schlug das hölzerne Thor zu und nahm den Schlüssel mit sich. Das Frauchen zeterte noch, daß es im ganzen Dorfe nachklang.

Der Bildner suchte den Kirchensteig, um ihm den Schlüssel zu übermitteln. Er fand den Strohkocken-

kopf in der Futterkammer seiner Stallung, unweit der Kuhmagd, und zwar in einem Zustande, der sich nicht ganz zu jener Entrüstung reimen wollte, die den Steff gestern abgehalten, bei der capitolinischen Venus Platz zu nehmen. Die Beiden, der Steff und die Magd, führten nämlich in dieser Verborgenheit ein behendig Tänzchen auf, zu welchem der Brunnen draußen den Tact plätscherte. Das eben ist das Mißliche bei den Mitgliedern der Aloisibruderschaft, daß sie öffentlich kein Tänzchen und kein Küßchen dürfen halten.

„Der Zeilthofschlüssel ist das?" stotterte der Bauernbursche nun vor dem Alten, „ja, dann muß ich ihn aber gleich der Pfarrerköchin schicken, sie kunnt ja die Waisen nicht unterbringen über Nacht, und der Ziegenstall ist noch nicht fertig."

Als unsere Bildner wieder durch den abendlichen Wald hinaufgingen, sagte der Greis zum Jüngling:

„Was meinst du, mein Junge, wirst du noch einmal den Anwalt der Todten spielen?"

„Das werde ich," versetzte Aladar trotzig.

„Du Schwärmer, ich will dir ein Wort sagen."

„So sage es."

Der Alte blieb stehen und sagte gelassen: „Der Lebende hat Recht."

* * *

Das Fronleichnamsfest war pomphaft abgehalten worden. Die Gemeinde war mit Fahnen und Kränzen durch das Thal gezogen; der Weihrauch stieg empor und verschwamm in dem Sonnenäther des Morgens. Weiße Jungfrauen trugen das dicht verschleierte Bild der „Schmerzhaften" mit den Schwertern. Kerzenlichter flimmerten und zwei Glöcklein begleiteten den Zug. Der Kirchenvater hatte einen rothen Mantel um, und trug mit noch drei anderen ehrenhaften Männern den „Himmel", unter welchem der Priester ging. Der Steff trug die Aloisiusfahne und seine Augen schlug er fromm zum Himmel auf oder züchtig zur Erde nieder.

Der alte Erwin stand auf dem Söller seines Hauses und blickte in das Thal und auf den Gottesdienst

unter freiem Himmel. Er hörte die Glöcklein, er sah das Flimmern der Lichter.

„Wohl," lispelte er, „die Trophäe des Prometheus tragen sie auch mit sich. Noch lebt ein Funken des Lichtreiches unter den Menschen."

Aladar hatte den kirchlichen Aufzug von der Nähe besehen; als er hinauf nach Hause kam, war er kleinlaut und schwermüthig.

„Du bist ergriffen, Aladar," bemerkte der Alte, „ja es liegt etwas unendlich Rührendes in dem Gedanken, wie heiß die Menschen aller Länder in ihrer Art nach dem Reiche Gottes ringen."

Aber der Jüngling wendete sich ab und schwieg. Und sein sonst so freundlich offenes Gesicht war betrübt.

Das blieb tagelang so, und Meister Eman kam schon auf den Gedanken, es sei in seines Sohnes Herz jener Funken gefahren, der ewiglich aus Eros' Fackel sprüht, alle Jugend durchlodert und die Welt vor Erstarrniß wahrt.

Aber es war was Anderes, und seines Jungen Schwermuth sollte der Alte auch an sich selbst erfah-

ren. Eines Tages, als Eman wieder das Grab ſeines Weibes beſuchte, fand er die Marmorſtatue zertrümmert. Jedes der Stücke, die auf dem Hügel lagen, trug die Spur einer gewaltſamen Zerſtörung. Eman fragte nicht, wer es gethan. Er wankte nach Hauſe, that einen Blick nach der Büſte der Eos, ſtieg empor die Treppe, ſetzte ſich auf den ſonnigen Söller und ſtarrte hinaus in die Himmelsweite.

In ſeiner Werkſtatt hatte er von dieſem Tage ab nichts mehr angerührt. Helios' ſchönes, kunſtreich vollendetes Haupt ragte faſt dämonenhaft aus dem ſtarren Holzklotze; kein Schnitt wurde an dem Bilde mehr gethan. Der alte Mann ſaß, ſelbſt eine Bildſäule geworden, auf dem Söller und blickte unverwandt in den lichten Sommer hinaus. Er war im Herzen getroffen.

Aladar war Tag und Nacht bei ſeinem kranken Vater. Einmal hatte er es verſucht, ihn zu tröſten, da lächelte der alte Mann und ſagte: „Des Menſchen Werk wird vergehen, aber ſein Ideal lebt. Und es lebt die Treue. Laß mich, mein Kind, das Auge noch im Lichte weiden, ehe es in den Schatten des Grabes vermodert."

Als in den nahen Tannen die reinen Lüfte des Herbstes begannen zu rieseln, war der alte Eman in dem Tempel seines Hauses entschlummert.

Aladar, der schöne Jüngling mit dem stolzen freundlichen Lockenhaupte, stand vor dem Schläfer und ließ sein großes umschattetes Auge ruhen auf dem lieben alten Antlitze, das die Silbersträhne des Haares und des Bartes ehrwürdig umrankten. Das war ein freundliches Bild; die Furchen der Stirn waren völlig geglättet, auf den schmalen Wangen lag ein mildes Weiß und auf den Lippen lag die Güte und das Lächeln des Entschlummernden versteinert.

Aladar umarmte den Todten und küßte mit Innigkeit das liebe Angesicht. Dann ließ er ihn auf dem wohlverwahrten Söller sitzen, das Antlitz nach dem Aufgange der Sonne gewendet.

Und dann verschloß er das Haus. Im Freien stand er still und blickte rings um sich. War das sein heiteres Heimathsthal? Nein, das war die kalte Fremde.

Zum Dorfe stieg er hinab, im Pfarrhofe klopfte er an.

Das Fräuchen ließ ihn unzähligemal klopfen und

war gar außerordentlich vergnügt, daß es jenen verweigerten Eingang in den Kirchhofsgarten an diesem Thore vergelten konnte. Endlich kam der Pfarrer selbst, um zu öffnen.

Aladar berichtete den Tod seines Vaters und bat den Pfarrer, das Grab für den Verstorbenen an der Seite jenes seiner Gattin bereiten lassen zu wollen.

„Lieber junger Herr," entgegnete der Seelsorger, „selbst der beste Christ kann bei uns die Stelle seines Grabes nicht wählen; wir begraben die Leute nach der Reihe."

„Irre ich nicht, Hochwürden, so ist in dieser Zeit die Reihe ungefähr am Grabe meiner vor sechzehn Jahren hier verstorbenen Mutter. Der Todtengräber hat mir gesagt, daß der Kreis auf dem Kirchhof von fünfzehn zu fünfzehn Jahren vollendet wird. Der Preissatz wird für beide Gräber sofort bezahlt werden."

Der Pfarrer ging langsam die Stube auf und ab und barg sein Hände in die Taschen seines Taffettalares.

„Es ist gar sehr die Frage, junger Mann," entgegnete er nun, „ob es überhaupt statthaft ist, Ihren

Vater in unſerem katholiſchen Friedhofe zu begraben. Wie ſtand es mit ſeiner Religion?“

„Ich kann den Taufſchein aufweiſen,“ ſagte Aladar.

„Ei jerum!“ machte der Pfarrer, „auf den Taufſchein kommt es nicht an; einen ſolchen hat der Luther auch gehabt. Es ſind ganz andere Bedenken. Ihr Vater hat lange Jahre in unſerer Gemeinde gelebt; iſt er aber jemals in der Kirche geſehen worden? Hat er nicht mit unſeren altehrwürdigen Bildniſſen gehadert? Hat er nicht zum Aerger der ganzen Gemeinde eine ſtockheidniſche Darſtellung mitten in unſeren Kirchhof geſetzt? Und ſein Haus dort oben, iſt es nicht ein wahrer Götzentempel voll gottloſer unzüchtiger Bildniſſe? Der Künſtler hat ſein Talent von Gott; wehe dem, der es zu Gottes Schmach mißbraucht!“

„Mein Vater hat ſein Künſtleramt gewiſſenhaft erfüllt!“ verſetzte Aladar mit Nachdruck.

„Leider hat er dieſen frevelnden Stolz bewahrt,“ entgegnete der Prieſter mit leiſer Stimme und blieb vor dem jungen Manne ſtehen. „Verirrungen ſind menſchlich, und Gott, der ein verlorenes Schaf mit Schmerzen ſucht, hat Ihrem Vater durch eine wochen-

lange Krankheit reichliche Gelegenheit zur Bekehrung und Buße gegeben. Hat er die Gnadenzeit benutzt? Hat er auch nur ein einzig Mal die Tröstungen der Religion verlangt? Nein. In vorsätzlicher Unbußfertigkeit ist er gestorben."

„Herr!" unterbrach hier Aladar, aber er kämpfte seine Aufwallung nieder.

„Sie junger Mann," sagte der Pfarrer, „rufen Sie Ihr „Herr" auf der Gasse, wo Ihresgleichen ziehen. Im Pfarrhofe haben Sie Ehrerbietung zu beobachten. Verstehen Sie mich?"

„Ich bitte um Verzeihung, Hochwürden, aber die Vorwürfe, die Sie gegen meinen Vater schleudern, sind sehr ungerecht; er war ein Ehrenmann. Auch er hat Ehrerbietung zu fordern."

Der Seelsorger schwieg einen Augenblick, dann sagte er etwas gedämpft: „Mag sein, darüber wird Gott im Himmel richten. Was aber das Begräbniß Ihres Vaters anbelangt, so thut es mir leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß die Kirche einem solchen Mann ihren Segen und die geweihte Erde nicht gewähren kann."

Aladar erblaßte.

„Und Sie wollen meinem Vater ein Grab auf dem Kirchhof verweigern?“ sagte er fast tonlos.

Der Priester zuckte die Achseln:

„Ich verweigere es nicht, ich bin ein Diener der Kirche. Und die Kirche kann einen Menschen, der so weit entfernt war, der Unsere zu sein, der so böses Aergerniß gegeben — sie kann schon aus Rücksicht für die Gemeinde einen solchen Menschen nicht in die Gemeinschaft der Christgläubigen aufnehmen.“

„Und wissen Sie, daß mein Vater, als er sein Weib hier begraben hatte, auf die Welt, auf ihre Güter und Ehren, auf Künstlerlaufbahn verzichtete, in dieser Gegend verblieb, Entbehrung, Schmach und Kränkung in aller Weise erduldete, nur um den Grabhügel seiner Gattin zu hüten und dereinst an ihrer Seite ruhen zu können? Aber nein, Ihr wißt ja nicht, was Gattenliebe heißt, was Herzenstreue bedeutet —“

Diese unüberlegte Aeußerung traf.

„Jetzt hab ich genug!“ rief der Geistliche mit dunkelrothem Gesicht, „lästern Sie den Satan! Wir

ſind fertig, und der Todte wird hinter der Kirchhofsmauer begraben."

„Das wird er nicht, mein Herr!" ſagte Aladar und legte ſeine rechte Hand auf die Bruſt.

Ruhigen Schrittes verließ er den Pfarrhof. Durch das Küchenfenſter grinſte ein volles Geſichtchen heraus und ahmte das Mäckern einer Ziege nach.

Zur ſelben Stunde läuteten die Kirchenglocken, ſie läuteten alle vier, ſie läuteten lange. Es waren Todtenklänge; ein reicher Bauer der Gemeinde war verſchieden.

Aladar ſchritt in den Kirchhof. Der Kirchenvater und ſein Sohn, der ſtrohlockige Steff, arbeiteten am Ginſterſtrauch und gruben ein Grab. Sie gruben es nicht für den fremden Mann, der oben im fremden Hauſe verſchieden war; ſie gruben es für den reichen Bauern.

Aladar blieb entſetzt ſtehen und ſtarrte auf die Arbeiter hin. Sie gruben in den Grabhügel ſeiner Mutter ein. Schon wollte er hinſtürzen und ihnen den Spaten aus der Hand reißen, da beſann er ſich: Ei, ſie haben ja Recht, ſie ſind an der Reihe. Das

Weib, das sie vor sechzehn Jahren zur ewigen Ruhe bestattet, hat nur zur Miethe hier gewohnt. Die Zeit ist aus, die Schaufel klopft an, hinausgeworfen wird sie —

Er trat an das Grab heran und blickte hinab. — Moder des Sarges, fahle Lappen, Knochen, Haarlocken — Jüngling, das war ein grauenhafter Anblick, der hat dir das lieblich schöne Bild der Mutter, wie es dir dein Vater in der Erzählung und in dem Bildnisse der Eos als Erbe hinterlassen, ganz und gar zerstört. Das Grab wurde durchwühlt, die Gebeine herausgeworfen auf den Rasen. Aladar erfaßte das Knochenhaupt mit beiden Händen und seine thränenschweren Augen starrten in die tiefen Höhlen.

So hat das Kind seine Mutter zum ersten Mal gesehen. — —

Als Aladar zu seinem Hause zurückkam, stand der Todtenbeschauer vor der Thür. Er beschaute nun kopfschüttelnd den ehrwürdig schönen Greis, der auf dem Söller saß, und er beschaute die vielen Bildnisse in der Werkstatt und er beschaute das Haus.

„Werden Sie hier verbleiben?“ fragte er den Jüngling.

„Ich werde nicht hier verbleiben," war die Antwort.

„So werden Sie das Haus und diese Statuen verkaufen?"

Aladar sann, dann entgegnete er: „Das weiß ich nicht."

Der Dorfarzt stand noch eine Weile da, dann zuckte er die Achseln und ging davon.

Und als Aladar wieder allein war, ging er auf den Söller und setzte sich zu seinem todten Vater. Fast so regungslos wie dieser saß er da und richtete sein Auge in die weite blaue Himmelsglocke hinaus. Es war so still und mild. Das Laub der gegenüberstehenden Eiche wollte schon ein wenig gilben. In der Luft spannen die Fäden des Herbstes. Ein einziges Mal läutete eine Waldbiene vorbei, dann war es wieder still. Gegen Abend hob sich unten aus dem Gebüsche ein hellrothes Flämmchen, es flackerte und schwamm empor gegen den Söller und hin über das Haus. Ein verspäteter Aurorafalter war es gewesen.

Als auf der fernen Felsenhöhe, die hinter den

Wäldern hervorleuchtete, die Gluth der Abendsonne verlosch, stand Aladar auf, erfaßte die kalte blasse Hand seines Vaters und sagte: „Sie wollen dir das Grab an der Mutter Seite verweigern. Aber dein Kind wird dich verstehen und die Treue erfüllen."

Als der Mond aufging, stieg Aladar nieder zum Dorfe und ging in den Friedhof hinein. Er ging zwischen den Kreuzen hin bis an die finsterstarrende Grube. Auf dem thaufrischen Rasen lagen noch die Knochen. Der Jüngling hub sie auf, schlug sie in ein Tuch und trug sie davon.

Am Thore schritt ein Mann vorüber, der hielt ihn an: „Was tragt Ihr da?"

„Einen Auferstandenen."

Der Mann schauerte und eilte weiter.

Aladar stieg mit seiner seltsamen Last langsam den Berg hinan. Auf der Höhe leuchtete das Haus im Mondenscheine.

* * *

Am anderen Tage war ein völliger Feiertag im Dorfe. Die Kirche war in Trauer gehüllt. Stille

Messen und laute Gebete wechselten ab und am Nachmittag rüstete sich Alles zum Begräbnisse.

Der verstorbene Bauer war ein sehr angesehener Mann gewesen, und in seinem Testamente stand ein Satz, der seiner christlichen Gesinnung wegen dem Pfarrer so gefiel, und dessentwillen er schon eine ganze Stunde vor dem Begräbnisse wieder alle Glocken läuten ließ. Die Kirche konnte ja doch wohl füglich klagen; sie gehörte mit zu den Erben.

Der Arzt des Ortes stand auf der Gasse und plauderte mit dem Kirchenvater. Beide waren gar ernsthaft und in würdiger Trauerkleidung.

„Hätten auch den alten Kauz da oben in den Kirchhof tragen lassen können," sagte der Arzt, gegen das Haus auf der Bergeshöhe weisend. „Der Mann war mehr Narr als Heide. Und auch sein Sohn tritt in die Fußstapfen des Alten. Der hat mir gestern gesagt, daß er fortziehen will. Gut, mag es thun, das ist die Narrheit nicht. Bin heute wieder bei ihm gewesen: ob er sein Haus verkaufe. — Nachbar, wie hoch schätzest du dieses Haus?"

„Den Heidentempel!" versetzte der Kirchenvater,

„wer kann ihn denn brauchen? Ich achte das ganze Holz, das darin ſteckt, auf zwei Kohlenmeiler; das ſind kaum hundert Gulden.“

„Da habe ich allerdings anders gerechnet,“ entgegnete der Arzt, „mir gefällt der Bau, es iſt Geſchmack daran und die Holzſchnitzereien ſind nicht ohne Werth. Ich habe dem Burſchen eine Tauſendernote dafür geboten.“

„Vater, du biſt ein Narr!“

„So iſt dieſer Junge ein noch größerer,“ rief der Arzt, — „verzehnfacht die Summe, hat er geſagt, und dann kommt und ich werde euch dafür das Haus meines Vaters noch nicht verkaufen.“

Der Kirchenvater lachte laut auf, und das hatte ſich ſchier nicht geſchickt, denn es nahte ſchon der Leichenzug.

Die Menſchen der ganzen Gegend waren beiſammen, es wurde faſt der Kirchhof zu klein. Die Windlichter flackerten hell in die Abenddämmerung hinein. Drei Prieſter im Ornat ſtanden an dem Grabe und ſchwangen Sprengwedel und Weihrauchgefäße.

„Morgen kommt der Jude dran, oder was er iſt,“

flüsterte ein Weib der Nachbarin zu, „haſt du die Grube hinter der Mauer ſchon geſehen?“

Die Antwort wurde abgeſchnitten durch das Rollen des Sarges, der in die Tiefe glitt. Der Sarg war bunt bemalt. Jetzt goſſen ſie Weihwaſſer darauf hinab, da die Thränen mangelten. Der Verſtorbene hatte weder Weib noch Kind hinterlaſſen; und fremde Erben weinen nicht. Der Pfarrer nahm die Schaufel, ſtreute Erde hinab und rief in ſeiner todten Sprache die Worte:

„Ruhe deiner Aſche!“

Der Spruch war einem Anderen nachgerufen.

In demſelben Augenblicke ging ein Getöſe durch die Menge und Feuerrufe wurden laut. An der Wand des Kirchthurmes und auf den Dächern der Häuſer lag ein mattzitternder Schein. Das Haus auf der Bergeshöhe ſtand in Flammen.

Die Leute drängten aus dem Gottesacker; an der finſteren Grube gab es nun für ſie nichts mehr zu thun und zu ſchauen. Einſam ſteht der Sarg im tiefen Grabe, der Verweſung harrend, die nun naht mit ihrem jahrelangen Grauen.

Durch die hellerleuchteten Dorfgaſſen wogten die Menſchen; einige eilten den Berg hinan.

Das Haus auf der Höhe war zu einer herrlichen Flammenſäule geworden; ſenkrecht ſtieg ſie in den Abendhimmel auf und die anſtrebenden Funken ſchienen ſich mit den Sternen des Himmels zu vereinen.

Aladar ſtand unter der Eiche und ſah dem brennenden Hauſe zu. Seine Seele loderte vor Begeiſterung mit den Flammen um die Wette.

Ein halb Stündlein früher war es, da hatte Aladar den brennenden Span in eine Spalte der Heliosſtatue geſteckt. Er hatte geſehen, wie die glühende Zunge aufflackerte zu dem Bilde des Lichtgottes, wie die hellen Flüglein emporflatterten zu den übrigen Kunſtgeſtalten und an der Wand hin, mit Begier wachſend und ſprühend. Bald war die Werkſtatt zu einem Flammentempel geworden und nur einzelne Häupter der helleniſchen Mythe ragten aus dem wogenden Feuerbrodem. Gar bald brachen die Flammen zu den Fenſtern heraus und flutheten die ſonnengebrannte Holzwand hinan und züngelten gegen die Erker des Söllers. Das Feuer krachte, brüllte, durch-

brandete das Haus nach allen Ecken hin; und von allen Seiten kam es nun mit wilder Gewalt gegen den Söller gebrochen, wo der alte todte Mann saß, wo vor dem Bildnisse der Eos ein Häufchen Friedhofsknochen lag. Aladar blickte durch Rauch und Flammen noch hin auf des Vaters Angesicht. Mit einer blühenden Röthe hatte dieses des Feuers Widerschein übergossen. Da sprühten von dem Haupte des Todten plötzlich Strahlen aus — wie Regenbogenstrahlen — und es loderten die Locken, ein Gluthmantel schleuderte sich über den Leichnam, über den Söller, über das ganze Haus.

Wie versteinert, aber mit leuchtenden Augen stand der Jüngling unter der Eiche und sah den Opfertisch seines Erbes in unbeschreiblicher Herrlichkeit verlodern.

Leute aus dem Dorfe waren herangeschlichen, aber als sie den Leichnam verbrennen, als sie im rothen Scheine die Bildsäule unter dem Baume sahen, da zogen sie sich mit Entsetzen zurück.

Als der Mond aufging, war das Haus auf der Höhe bereits in sich zusammengebrochen. Aus den einstürzenden Bränden sprühten noch die Funken-

ſchwärme, entfachte ſich noch ein letztes Aufleuchten, und als der Morgen dämmerte und dort auf den Wipfeln des Tanns die Vögel zwitſcherten, war Alles und auch der letzte Strunk zu Aſche verzehrt.

Aladar ſuchte am Rande der Brandſtätte, wo der Söller niedergebrochen war, nach Knochen. Er fand keine. Der Morgenwind fachte und wirbelte in der weißen Aſche und trug manches Stäubchen hin über die Häupter der Tannen zum Aether empor.

Und als die Sonne aufging, blickte Aladar noch einmal in die Runde des Waldlandes, in das Wieſenthal mit den Weidenbüſchen und dem Dörfchen. Und noch einmal richtete er ſein überthautes Auge auf die Aſchenſtätte — dann wendete er ſich und zog davon.

Er zog durch ſchattige Wälder, er zog über Berg und Thal, er zog über Meere. Er zog gegen den ſonnigen Mittag, um den Boden der Hellenen zu küſſen.

Das Fest der Gürtelsprenge.

Ein Geschichtchen aus den Hirtentagen.

Wenn man in Alpengegenden wandert, in einer Hütte einkehrt und den Eigenthümer derſelben nach der Anzahl der Bewohner ſeines Hauſes fragt, ſo mag wohl folgende Antwort geſchehen: „Bewohner? Ja, die muß ich mir ſelber erſt zuſammendenken. Da bin ich; — thut nur fleißig nachzählen — ich und mein Weib und unſere fünf Kinder und der Knecht und acht Rindvieher und die Magd.“

Und er meint es nicht anders; das iſt ihm all' ſein Lebtag nicht eingefallen, daß die acht Rindvieher etwa nicht zu ſeiner Familie gehören dürften. Schützt ſie doch allzuſammen ein Dach, lebt doch Eines für Alle, wie Alle für Eines leben, und ſie ernähren ſich gegenſeitig und erfreuen ſich das Leben, und die Kinder und die Kälber laufen luſtig durcheinander

herum. — Für die Rinder hat der liebe Gott die Almen und fetten Weiden erschaffen; den Rindern zulieb läßt er den blumigen Frühling und üppigen Sommer kommen, denn der Heustadel muß sich füllen zu jedem Herbste. Und wenn er sich gefüllt hat und die Zeit der Heue vorüber ist, so wird in der Hütte des Hirtenbauers ein sinniges Fest begangen. Der Bauer giebt den Seinen ein Mahl. Und da wird nicht Mehl und Fleisch, Rahm und Butter geschont, ist doch die freudige Verheißung erfüllt, und der Heustadel voll.

Und besonders Hansjörgl, der Knecht, dem in letzterer Zeit der Bauchriemen ohnehin schon zu lang geworden ist, läßt sich das Fest in seiner sinnigen Bedeutung sehr angelegen sein, und die Knödeln sind trefflich, und die Fleischnudeln ausgezeichnet, und die Krapfen unvergleichlich, und so eine Bäuerin wie die unsere, sagt er, giebt's nimmermehr, — und der Riemen wird kürzer und kürzer und die Enden seines Ringes wollen nicht mehr reichen, und mit Gewalt zusammengeschnallt springen sie wieder mit Gewalt auseinander.

Darum heißt die Feier dieſes Tages auch: Das Feſt der Gürtelſprenge.

Mir iſt aus jener Zeit, in der ich — in Arkadien geboren — ſolche Feſte noch mitmachte, ein kleines Geſchichtchen in Erinnerung.

Die Heue war vorüber und die Bäuerin hatte zwei Tage lang gebacken und geſchmort, und unſer Knecht hatte zwei Tage lang nichts gegeſſen, um ſich auf den nahenden Genuß gebührend vorzubereiten. Es waren Stunden aufgeregter Erwartung, bis am dritten Tage zum ſpäten Mittag der Bauer das weiße Tuch, mit dem rothen Streifen in der Mitte, über den Tiſch zog. Dann legte er die glänzend gefegten Meſſer und Gabel und Löffel auf ihre beſtimmten Plätze, was nur bei außerordentlichen Feſtivitäten geſchah. Dann begann er in ſichtlich gehobener Stimmung — er hatte heute auch reine Wäſche an — durch eine ganze halbe Stunde Weißbrot aufzuſchneiden. Ich ſtand neben dem Tiſch und war zur ſelben Zeit noch ſo klein, daß ich es kaum ſehen konnte, wie der Haufen der Brotſpalten immer mehr anwuchs und anwuchs. Zwei Brotlaibe lagen hier auf weißem

Grunde. Hansjörgl, der Knecht, beobachtete diesen Vorgang nicht ohne Mißtrauen; — wozu das viele Brot hier? Soll das etwa bestimmt sein, die Hauptraumlichkeiten zu füllen, auf daß edlere Bissen nicht untergebracht werden können sollen? — Endlich kam der dampfende Milchtopf, und der Tisch ächzte, und die Massen der Brotspalten wurden hineinversenkt, so wie sich bei Erdrevolutionen Berge versenken in die Tiefen des Meeres. Wir beteten: „Was uns gesetzt wird auf den Tisch, das gesegn' uns der liebe Herr Jesu Christ, und er speis' uns mit dem göttlichen Wort, auf daß wir satt werden hier und dort in der ewigen Freud' und Seligkeit, Amen."

Dann setzten wir uns Alle zu Tische.

Ich saß an der Ecke und hatte meine Noth, daß ich mit meinen kleinen Armen einigen Inhalt aus den Gründen des Topfes heraufzuholen vermochte. Der Knecht begann zu essen, still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Als die Milch und das darauffolgende Speckkraut abgethan war und die Lasten der Roggenknödeln erschienen, fühlte ich die früher so mächtigen Sympathien für die Gegenstände nach

und nach schwinden — ich war gesättigt. Ich sah nur sinnend zu, wie die bedeutsamen Reihen der Gerichte vorüberzogen, die Butterschnitten und die Rahmstrudeln und die Fleischnudeln, und das Schottenkoch und die Milchkrapfen und das Schmalzmus. Sie aßen und redeten dabei von Dingen, die sich früher bei dem Feste der Gürtelsprenge zugetragen hatten und in der Zukunft noch zutragen können. Der Knecht redete nicht, er saß und aß still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Es kamen noch fernere Gerichte und fernere Gespräche, und der Knecht aß still und langsam fort. Als sie bei den Butterkrapfen waren, hörte man ein leichtes Schnalzen — es war sein Gürtel auseinander gesprungen. Der Knecht ließ ihn auseinander gesprungen sein, blieb in seiner erhabenen Ruhe und aß.

Endlich aber blieb die geleerte Schüssel auf dem Tische stehen und es kam nichts mehr. Der Knecht blickte befremdet auf; — wo spannt sich's denn? ja, geht's denn nicht allweg so fort? — Er war schwermüthig, er dachte an das Loos alles Zeitlichen, er erhob sich, er ging in das Freie, er stand eine Weile

still und sah hinaus in die Berge und Thäler, er stieg empor zum Heuboden, er legte sich in sein Bett.

Es nahte schon der Abend.

Ueber den Almen zogen Nebel, wie sie sich zur Herbstzeit gern über das Gebirge niedersenken. Ich ging hinaus auf die Halde und rief so lange: „Hoi ho, hoi ho!" bis die Kuh mit der Glockenschelle auf mich zukam und ihr die Herde nachfolgte. Dann führte ich sie zum Hause und in den Stall.

Als dieses geschehen, und als gemolken war, gingen wir zur Abendsuppe; ich hatte wieder recht Appetit, und der Bauer sagte, so eine saure Suppe könne er zu jeder Zeit essen und sie sei ihm lieber wie die besten Butterkrapfen. Aber der Knecht erschien nicht zur Suppe.

Endlich gingen wir Alle zur Ruhe. Ich hatte mein Lager im Stalle, um die Rinder zu bewachen, daß sich keines etwa von seiner Kette losmache und die anderen beschädige. Mir war recht behaglich unter der wohl ein wenig' steifen Decke, ich erquickte mich an der Ruhe und dem lauwarmen Stalldust. Die Glockenkuh schellte noch eine Weile, weil sie sich

an den Lenden leckte, und der Stier rasselte noch dann und wann an der Kette und gaukelte mit den Hörnern. Nach und nach ließen sie sich alle nieder auf die frische Fichtenstreu und begannen das Wiederkäuen. Einige Zeit hörte ich noch das gleichmäßige Gescharre der Zähne, dann sanken mir nach und nach die Augen zu. — Noch war mir, als säße auch der Knecht auf der Fichtenstreu, und rasselte mit der Kette und gaukelte wie der Stier, und kaute, wie alle anderen. Er scharrte auch mit den Zähnen und kaute lange, und als seine Nachbarschaft schon längst damit fertig und in Ruhe war, hob es ihm noch immer neuen Stoff herauf, und er kaute und kaute und konnte zu keinem Ende kommen. —

Plötzlich weckte mich ein Poltern außen an der Stallthür. „Stallbub', schreck' dich nicht und steh' auf!" hörte ich rufen; es war des Bauers Stimme und das Poltern an der Thür wurde heftiger.

Ich kollerte von dem Bette auf die Streu hinaus, stieß in der Verwirrung an die Glockenkuh, daß sie mit einem ohrenzerreißenden Geschelle aufsprang, und ich taumelte endlich der Thür zu.

„Schreck' dich nicht, Bub', und mach' dir nichts draus," rief der Bauer wieder, „schlupf' geschwind in dein Höslein hinein, du mußt eilig hinablaufen nach Kirchdorf um den Herrn Pfarrer, 's will uns der Hansjörgl sterben!"

„Der Hansjörgl will sterben!" sagte ich zitternd und nestelte die Thürkette auf, „ja warum denn und wegen was denn?"

„Der lieb' Herrgott wird's wissen! Da kugelt er oben in seinem Bett und schiebt die Augen über und ächzt — und — nein, meiner Tag hab' ich so was nicht erlebt. Geh', Bübl, geh', wenn du den Pfarrer bei Zeiten bringst, so kriegst einen Sechser. Und das letzt' Oel soll er dennoch wohl auch mitbringen, — und begraben laß ich den Hansjörgl mit dem großen Conduct. Ach, mein guter, rechtschaffener Knecht!"

Ich weiß nicht, wie ich's gemacht hatte; ehe noch der Bauer aufgehört zu sprechen, war ich angezogen, und in den nächsten Augenblicken schon eilte ich den Berghang hinab. Zerrissene Wolken hingen am Himmel, matt schien der Halbmond, in den Aesten der

Tannen fächelte zeitweilig der Wind. Meine Schuhe machten ein Getöse in den Steinen des Hanges, mir voran und zur Seite kollerten diese hinab und ich kollerte schier auch selbst mit ihnen. Und ich ging durch bewaldete Thäler und Schluchten hinaus, oft hingen Felsen und Bäume derart über mir zusammen, daß ich keinen Boden, keine Wurzel, keinen Stein mehr sah, daß ich im Schwarzen dahinwandelte, stolperte, in Pfützen sprang, an Bäume prallte — in Todesangst war. Neben mir hin rauschte der Waldbach. Oft hörte ich Gekrächze über mir, Schritte hinter mir, und ich meinte, der Knecht sei bereits gestorben und sein irrender Geist folge mir. Ich hatte Angst um meine arme Seele, ich betete im Herzen, ich versicherte den lieben Gott und alle Heiligen, daß ich all' mein Lebtag keine Sünde mehr begehen wolle, wenn ich diesmal in Gnaden bewahrt bliebe. Und bis auf einige blaue Ballen an Gesicht und Händen blieb ich in Gnaden bewahrt. Nach drei Stunden kam ich in das weite Thal, in welchem Kirchdorf lag, und da ging die Morgenröthe auf.

Ich eilte zum Pfarrhof und riß mit beiden Hän-

den an dem Drahte der Thürglocke so heftig, daß ich von innen einen Jammerschrei hörte. Dann wurde ein Fenster aufgerissen, und die alte Haushälterin in schneeweißem Nachtgewande rief alle Namen der Himmel um Antwort an, wer denn Sturm läute in solcher Stunde. Da öffnete ich denn mein bedrängtes Herz: „Der Hansjörgl will sterben — das letzte Oel soll er auch mitnehmen, und begraben läßt er ihn mit dem großen Conduct!“

Meine Botschaft war albern vorgebracht, aber ich wurde verstanden. Schwer mag's dem greisen Mann gewesen sein, nun aus den weichen Federn fort, in die frostige Herbstluft hinaus, und nüchtern hinein in das Hochgebirge. Aber er ging. Lautlos kleidete er sich an, eilte zur Kirche, läutete selbst das Zügenglöcklein, holte das Heiligste und ging mit mir. Ich ging voran, trug in der einen Hand die brennende Laterne, in der anderen das Metallglöcklein, mit dem ich schellte, auf daß die Menschen in den Häusern und Hütten, an denen wir vorüberzogen, auf die priesterliche Handlung aufmerksam gemacht würden.

Wir gingen denselben Weg, den ich hergegangen

war — hinein gegen die Schluchten und waldigen Thäler. Das Waſſer rauſchte; ich ſchellte den Fiſchen, daß nun ihr Schöpfer vorüberziehe, und daß ſie anbetend ihre Köpfe emporrecken ſollten aus den ſchäumenden Wellen. Keine einzige Forelle hat mein Glöcklein gehört.

Als es nach und nach licht geworden war, begann der Pfarrer hinter mir plötzlich zu lachen. „Ja, was haſt du denn gemacht, Kleiner, du haſt ja dein Höslein verkehrt an!“

Da gab's mir einen Stich im Herzen; vor meinen Augen tanzten Sterne. — Was hat er geſagt, mein Höslein verkehrt? — Es war wohl ſo! — Das Hintere war vorn, das Vordere war hinten, und kein einzig Knöpflein war zu.

„Iſt ja kein Unglück,“ ſagte der Pfarrer, „haſt es halt ein wenig ſchnell gemacht. Setz' die Laterne da auf den Stein, und geh' hinauf in den Wald, ich wart' auf dich.“

Ich ging hinauf in das Dickicht und zog aus und zog an, und eilte, daß doch der Knecht dieweilen nicht ſterbe, und endlich, als Alles recht ſaß, getraute ich

mich erst kaum herab zum Pfarrer; ich barg mein Gesicht in den Ellbogen.

Um mich aus der Verlegenheit zu befreien, begann der Greis ein Gespräch und erkundigte sich um die näheren Zustände des Knechtes. Er beschleunigte seine Schritte und sagte mir, daß es für einen Priester sehr peinlich sei, auf seinem Versehgange zum Kranken nur mehr einen Todten zu treffen, und unverrichteter Sache wieder zurückkehren zu müssen. „Einmal hab' ich das erfahren, mein lieber Kleiner. Es war vor mehreren Jahren. Ich wurde hinein in die Riengräben zu einem Holzhauer gerufen, den als Wilderer die Kugel eines Jägers getroffen hatte. Sein einzig Sehnen war nach einem Priester; stundenlang rang er mit dem Tode und in Verzweiflung rief er: ‚Ich muß warten auf meinen Gott und Richter, muß ihn fragen, ob's ein so großes Unrecht, wenn ein armer Mensch ein herrenloses Thier schießt im Walde!' — Aber der Weg bis in die Riengräben ist weit, und ich fand den Mann erstarrt, und auf seinen Zügen und in seinem gebrochenen Auge lag noch die Todespein. — Im Chorrock, und auf den Händen das Sakrament, so

mußte ich wieder umkehren; und auf demſelben Gang hab' ich keine einzige Vogelſtimme gehört im Walde, und mir iſt ſo ſchwer und weh geweſen, als hätten mich alle unerlöſten Seelen der Erde verfolgt. Kleiner, was das heißt, ein Prieſter ſein — es iſt nicht zu ſagen!"

Der Pfarrer ſchwieg, trocknete ſeine Stirn und wir ſchritten weiter und weiter.

Wir ſtiegen den Berghang hinan gegen unſer Alpenhaus. Die Nebel hatten ſich aufgelöſt und die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch am tiefblauen Himmel. Die Almglocken klangen auf den Höhen, und zeitweilig hörte man, in hohen Lüften getragen, das helle Jauchzen eines freudigen Menſchen. — Ei wohl, unſer Knecht hatte auch ſchön geſungen und hell gejauchzt, und an dieſem lieblichen Morgen lag er gar auf dem Todtenbette.

Das Haus ſtand ſtill und traurig auf der Anhöhe. Wohl glänzte die Sonne in den Fenſtern, aber dieſe ſahen uns entgegen, wie verglaſte Augen eines Sterbenden.

Ich zitterte vor Angſt; ich hielt die Laterne hoch

und das Glöcklein ließ ich klingen. Niemand kam uns entgegen, Niemand kniete vor dem Hause, um sich den Segen des nahenden Heilandes zu erbitten. Die Thüren waren offen, wir gingen in das Haus und durch die Vorlauben in die Stube. Es war Niemand da, nur die Uhr an der Wand tickte und tickte.

Der Kranke ist noch auf dem Heuboden, dachte ich, und sie sind Alle bei ihm. Der Pfarrer stellte das Sakrament auf den Tisch und sank erschöpft auf die Bank daneben. Ich eilte auf den Heuboden und rief laut, daß wir da seien. Der Heuboden war still und dunkel, nur das frischduftende Heu war da. Und das Bett des Knechtes war leer! — Da erfaßte mich ein Grauen und ich lief zurück in die Stube: „Kein Mensch ist da, und kein Mensch im ganzen Hause; sie haben ihn gar schon fortgetragen!“

Da erhob sich der Priester, sein Antlitz röthete sich und er sah mich an mit strengem Blicke. Ich brach in ein Weinen aus. Wir ließen die Heiligthümer auf dem Tische stehen und gingen vor das Haus, und ich rief, was ich rufen konnte, nach den Leuten.

Endlich hörte ich von dem Schachen herüber halb-

verhallte Schläge. Ich lief gegen den Wald und schrie, und mein Schreien wurde aus Angst und Furcht schier zum Kreischen.

„Sakra, was ist denn das für ein abscheulicher Lärm da unten? Was hat's denn?" hörte ich plötzlich eine Stimme von dem Wipfel einer hohen Fichte.

Ich schau' hinauf, hör' ihn, seh' ihn — es ist der Hansjörgl. Und er hackt die Aeste herab, einen und den anderen, und jetzt hebt er gar an zu singen und zu jauchzen.

Da lauf' ich wohl wieder zurück zum Hause, zum Pfarrer, auf daß ich niederfalle vor ihm auf die Knie und ihn tausendmal um Verzeihung bitte, daß der Knecht wieder kernblitzgesund ist und von den Bäumen die Aeste herabhackt zur Streu für die Rinder.

Aber wie ich zurückkomme, steht schon der Bauer vor dem Pfarrer und bringt Entschuldigungen vor. Der Knecht habe gestern ein klein wenig mehr von Speisen zu sich genommen, weil die Gürtelspreng' gewesen sei, und drauf habe er in der Nacht so einen heftigen Kolikanfall bekommen, daß schon Alle gemeint, es sei sein letztes End'. Deswegen habe er

gleich um den Priester geschickt, aber die Krankheit habe bald darauf nachgelassen, und der Hansjörgl habe in der Früh wieder rechtschaffen viel Käsuppe gegessen. Man habe hernach wohl einen zweiten Boten geschickt, daß der Herr Pfarrer nur daheim bleiben möge, aber dieser Bote sei wahrscheinlich einen anderen Weg gegangen, und so sei es geschehen, wie es geschehen war.

In der Stube aber brannte das geweihte Wachslicht und stand das geistliche Brot. Sollte nun der Pfarrer wirklich mit dem Hochwürdigsten jenen peinlichen Weg zurückmachen, den er so gefürchtet? Oder will er auf der Alm die Messe lesen und selbst das Himmelsbrot verzehren? Oder will Jemand sterbenskrank werden, auf daß er die bereitete Wegzehrung erlange?

Ich sann auf Wege, sann auf Stege, die uns aus der Verlegenheit führen sollten. Und endlich hatte ich was ersonnen. Ich war noch nüchtern. Aus Liebe zum alten Herrn, der mich in der Seele erbarmte, bekannte ich ihm auf der Ofenbank meine Sünden, und so konnte ich nun der Communion theilhaftig werden.

Und als die Handlung vorüber war, legte der Pfarrer den Chorrock ab und athmete auf. Die Bäuerin, die nun auch von der Weide gekommen, gab mir meine Morgensuppe und wollte dem Herrn Pfarrer mit Butter und einer Eierspeise aufwarten; er konnte aber nichts genießen, weil er an demselben Tage noch die Messe zu lesen hatte. So mußte der gute Mann fasten, weil unser Knecht Tags zuvor so ungebührlich gegessen hatte, und so mußte ich eine Beichte ablegen, weil unser Knecht Tags zuvor gegen die Mäßigkeit gesündigt hatte, und so endete in demselben Jahre das Fest der Gürtelsprenge.

Dafür hatte ich heute Feiertag und durfte den Pfarrer wieder nach Kirchdorf begleiten. Als wir über den Haug hinabstiegen, hörten wir Hansjörgl, den Knecht, von den Waldwipfeln herüber jauchzen. Der Pfarrer stand still und sagte zu mir: „Was meinst, Kleiner, hört sich das nicht besser, wie Todtenklage?"

Die guldene Grethe.

„Es begeben sich in den Stand der heiligen Ehe: Der Bräutigam Michael Rehling, katholisch, großjährig, Besitzer des vulgo Seesteinerhofes in hiesiger Pfarre. Die Braut Maria Haldegger, katholisch, minderjährig, derzeit in Dienst beim Bauer an der Wand. Dieses Brautpaar wird heute zur Aufdeckung eines allfälligen Ehehindernisses öffentlich verkündet zum erstenmal."

So las es der Pfarrer von der Seeau auf der Kanzel aus einem großen Papierbogen der Gemeinde vor.

Es war das Fest der heiligen drei Könige.

Die Gemeinde war in Festkleid und in Festfreude versammelt, und vor dem mit frischen Tannenzweigen umgebenen „Krippel" — der bildlichen Darstellung von unseres Heilandes Geburt — brannten zwei

Wachskerzen, die heute nicht, wie sonst gern, nach einer Seite hin abrannen, da es sehr kalt war und das Wachs gefror ganz nahe an der Flamme.

Wenn plötzlich die Thür aufgegangen wäre in allen Angeln, und die heiligen drei Könige mitsammt ihren goldenen Kronen und Schätzen, und ihren Mohren und Kameelen und mit ihrem Stern hochfeierlich durch die Kirche gezogen wären, und hin zum Krippel, es hätte kaum so viel Aufsehen gemacht unter den Leuten, als die Verkündung der Heirath des jungen Seesteiners und der Maria Haldegger. Der Seesteiner, ein Bursche stramm und frisch, hoch und stolz wie ein junger Tannenbaum, dem der größte Hof gehörte jenseits des Sees. Sein Hof stand da wie ein Schloß, und seine Waldungen waren so groß und weit, daß wenn neun Jäger in denselben zu gleicher Stunde ihre Gewehre abschossen, einer von dem anderen keinen Schuß hörte und keinen Hall. Vorwitzige Leute nannten den Seesteiner den Gaugrafen, weil ihm schier Alles unterthan war weit und breit. Wenn dich in der Gegend ein böses Wetter überraschte, und du stelltest dich unter eine buschige Tanne, so standest du

unter einem Seesteiner'schen Schirmbaum; und wäre auf dem Seesteinergrunde keine Quelle aufgeronnen, die ganze Pfarre hätte verdursten müssen, und die hunderttausend Forellen im See dazu.

Das Altarbild der Seeauer Kirche stellte den heiligen Erzengel Michael dar; aber gar viele Seeauer und Seeauerinnen, wenn sie davor ihre Andacht verrichteten, dachten dabei schier gottlos an den Michael Rehling; der war es eigentlich, was das Altarbild vorstellte: der Schutzengel, der Erzengel, der Patron der Gemeinde.

Und Maria Haldegger war die blutarme Dienstmagd, im Sommer auf der Alm, wie hundert Andere, im Winter beim Bauer an der Wand, bei dem ein Festtag war, wenn sie sich einmal an der Haferbrotsuppe satt essen konnten. Kein Mensch, außer vielleicht ein armer, pechiger Waldteufel, hätte sich um die Maria Haldegger gekümmert, wenn im letzten Sommer mit ihr nicht etwas vorgefallen wäre, was eben nicht gar oft vorfällt.

Ein Prinz, der einen so klingenden Namen hat, daß sie ihn in der halben Welt hören, war auf der

Jagd dageweſen, hatte die Maria Haldegger auf der Alm geſehen, hatte ſich ſchaudertich in ſie verliebt, und hatte ihr einen Ring geben wollen, der zweimal ſo viel werth war, wie das ganze Bauernhaus an der Wand. — Die Maria Haldegger aber hat geſagt: „Nichts für ungut, Herr Prinz, ich bitt', aber für Gnad und Geld und alle Herrlichkeit der Welt iſt eine ehrliche Magd nicht zu kaufen. Wollt Ihr's aber redlich meinen, ſo fragt bei meinem Pathen an; ich kann nichts verſprechen." Der Prinz hat ſich zufrieden gegeben und die Maria Haldegger nur noch erſucht, daß ſie ihm für mehrere Stunden möge Unterſtand gewähren auf ihrem Heuboden, da ſchon die Nacht käme. Aber die junge Magd hat ihm's rundweg abgeſchlagen, und der Prinz iſt zornig davon gegangen bis zur nächſten Almhütte.

Zwei alte Seeſteiner'ſche Jäger, die hinter der Hütte geſtanden, haben den Vorgang belauſcht und haben ihn erzählt im Wirthshauſe der Seeau, und jenſeits des Waſſers, und überall, wo Schick war zum Erzählen.

Da hat denn Alles weit und breit von der Maria

Haldegger gesprochen, und der Bauer an der Wand hat nur so lächelnd mit dem Kopf genickt, wie seine wackere Magd im Herbst von der Alm zurückgekommen ist und Rechenschaft abgelegt hat über Alles, was sie auf der Alm zu verwalten gehabt.

Es kam der kalte Winter, es fiel klaftertiefer Schnee, es fror der See. Es war stetiges Jagen im Wald, der junge Seesteiner ging oft mit der Flinte am Dorf vorüber, und ging gegen die kleinen Bauerngüter hinaus, und stieg die Holzleiter der Loserwand hinan gegen die Waldhöhen. Zu Weihnachten war großes Eisschießen auf dem See, und jetzt zu Heiligendreikönig wurde, unerwartet wie ein Blitz vom Himmel im Eismonat, die Neuigkeit von der Kanzel verkündet.

Das also war heute, und als hierauf das Hochamt wurde mit dem festlichen Weihrauch und dem feierlichen Orgelklang, betete kein Mensch ein andächtig Vaterunser, und der Pfarrer am Altare selbst rechnete aus, was bei der Trauung des Großbauers wohl für ihn abfallen könne.

Der Seesteiner saß heute im hintersten Stuhle des Chores; seine Braut war gar nicht in der Kirche.

Noch bevor der letzte Segen und die Sprenge — das Bespritzen der Gemeinde mit Weihwasser durch den Priester — zu Ende war, verließ Michael die Kirche und eilte seines Weges.

Er ging nicht über den See seinem Gehöfte zu, er nahm die Richtung gegen die Wand. Als er nach dem tiefen Schneepfade durch die Halde schritt, kreischte ihm eine Stimme nach: „Laß' Zeit, Herr Bräutigam! Hast aber eilig."

Die „guldene Greth" war's, ein kaum vierundzwanzigjähriges Mädchen mit krausen, gelblichten Locken, falben Augenbrauen und stets gerötheten, zuweilen sommersprossigen Wangen. Sie war mehr klein als groß, hatte eine sehr geschmeidige Gestalt, hatte gern ein Lächeln um den scharfen Mund, konnte schmeicheln und spotten und näschenrümpfen und liebäugeln, wie gar Keine mehr sonst um den ganzen weiten See. Sie war die Tochter einer Häuslerin. Man kannte sie als ein leidenschaftliches Mädchen, zuweilen boshaft, zuweilen gar ein wenig bösartig, und dann doch wieder gutmüthig in hohem Grade. Man nannte sie die „guldene Greth", weil sie gold-

haarig war, und weil sie das Gold wohl zu schätzen wußte, mehr wie manch' Andere auf der Alm, „die sich im Bettlerstolz aufbläst, daß eine halbe Welt von ihr spricht."

Die Greth ging zuweilen Wurzelgraben und Kräuterrupfen auf die Alm, aber ihr wollte ein Prinz nimmer begegnen. —

Der junge Mann blieb nun auf den Ruf unwillkürlich stehen.

„Magst mich heut' nimmer über den See rudern, junger Herr Seesteiner?" sagte das Mädchen ihm näher kommend.

„Der See ist gefroren," entgegnete Michael kurz.

„Aber ich bin's nicht," rief sie, „ich weiß noch recht gut eine warme Kirchweihnacht —"

„Wo ich dich aus Gefälligkeit über den See geführt habe."

„Wo du mich an deine Brust gezogen hast —"

„Weil du mir sonst im Finstern leicht über den Rand gefallen wärest."

„Wo du mir die Liebschaft mit dem Holzmeisterfranzl abgeredet hast —"

„Weil er leichtſinnig iſt und ſein Lebtag Weib und Kind nicht ernähren kann."

„Du haſt damals geſagt, daß du meine alte Mutter unterſtützen wollteſt."

„Das thue ich, weil ſie eine arme Frau iſt."

„Michael, du haſt geſagt, daß du heirathen wolleſt, und daß dir kein Mädchen zu arm und zu gering ſei —"

„Das hab' ich nicht vonnöthen, ich ſchau nur auf die Bravheit."

„Und daß du redlich ſeieſt und Keine betrügen wolleſt!"

„Das hab' ich geſagt und gehalten."

„Aber du haſt mich an der Hand genommen, an deine Bruſt gedrückt, und ich habe den Franzl fahren laſſen, und hab' Keinen mehr angeſchaut, und hab' gearbeitet im Taglohn, und bin brav geweſen, und nur an dich hab' ich gedacht. — Michael, du biſt ein Falſcher, haſt mich betrogen. Der Teufel ſoll in deine Maria fahren!"

Die Gretl lief davon, ſie war wild anzuſehen; ſie ballte die Fäuſte gegen den Bräutigam, und als ſie

hinauf kam zum Waldrande, warf sie sich in den Schnee, und schlug mit den Händen um sich, daß der dichte, weiße Staub auseinanderstob nach allen Seiten.

Michael war aufgeregt, aber er schritt nun ruhig weiter, sein Gewissen warf ihm nichts vor. Er stieg über die Leiter die Loserwand hinan und ging über den Hochboden hinaus; dadurch schneidet man den halben Weg ab, der zum Bauer an der Wand führt.

* * *

Ein Windwehen hatte die dicken, schweren Schneemäntel von den Bäumen geschüttelt. Da war es umgekehrt, wie im Sommer; die Waldwipfel waren dunkelschwarz, und die Gründe waren lichtweiß. Aber da kam ein Nebel, der legte sich hin über das ganze Waldland, nur die höchsten Berge ragten aus ihm hervor und standen in der Sonne, während unten Alles versunken war in die feuchte Trübe und in die frostige Winterlichkeit. Darüber grämte sich der Wald, und er bekam einen grauen Bart, und allen Geästen und allen Gezweigen wuchsen weiße, zartbezähnte Rän-

der von unzähligen, glitzernden Nadelchen. Selbst auf der glatten Eisdecke des Sees keimte dieses schneeweiße Moos des Nebelfrostes, daß es knisterte, wenn Mensch oder Thier darüber hinschritt.

Es war sehr schön, und die Städter würden gesagt haben, das ganze Waldland sei versilbert, oder sei aus weißem Kandiszucker geformt. Die Leute der Seeau aber greinten über so ein Wetter; es sei den ganzen Tag finster, und doch nicht die Nacht zum Ruhen; es sei frostig, und doch nicht frischkalt, und es werde zu thauen anheben noch weit vor der Zeit.

Im großen Seeauer Wirthshaus wurde zur Hochzeit vorbereitet. Es war eine Unzeit für alle Kälber und Hühner im ganzen Gau, und selbst für die Thiere des Waldes, obwohl die Jagdmonate schon vorüber, und die übrig gebliebenen Hasen und Rehlein sich zu Paaren schon wieder des Lebens freuten. Der Wirth ließ im Keller sein großes, ältestes Weinfaß aufspunden.

Schon tagelang stiegen zu ungewöhnlichen Stunden aus dem Schornstein des Wirthshauses liebliche, blaue Rauchwölkchen auf, und ein hocherfreulicher Geruch reichte sogar bis zum Pfarrhofe hinüber.

Der Pfarrer hatte seine Sache schier gethan; er hatte das löbliche Brautpaar bereits dreimal von der Kanzel würdevoll verkündet, und beim letzten Aufgebot hatte der Schulmeister auf dem Chor einen vollen Tusch blasen lassen, eine Ehre, die er sonst nur seinen Musikanten anzuthun pflegt, wenn einer davon sich ein Weib nimmt.

In der Kirche arbeiteten zwei Meßner, und schmückten den Altar mit allen vorräthigen Bändern und Papierblumen. Die alte Häuslerin vom Ende des Dörfchens, die Mutter der Greth, half auch mit; sie saß in der Sakristei und band mit halberfrorenen Fingern aus immergrünem Reisig einen großen Kranz für das Bild des heiligen Michael. Die „guldene Greth" aber saß daheim im Häuschen, und starrte in die verlöschende Herdgluth hinein. Ihr Auge funkelte und ihre Züge waren schauderhaft verzerrt. Jetzt fuhr sie sich mit den Fingern in die losen, geschlängelten Locken und riß und zerrte wüthend an ihnen. Dann ließ sie ab, sah auf die ausgerauften zarten Haarfäden in ihrer Faust, that einen wilden Athemzug aus der wogenden Brust und murmelte: „Was

soll ich dich ausreißen, du mein goldenes Haar! ja wären es seine, wären es die von der Haldeggerin, dann wohl! Pfui, Greth, mit den Haaren fängst nicht an, das thut jede eifersüchtige Dirn. Ich bin nicht eifersüchtig — aber in der Leut' Mäuler hat er mich gebracht, um meinen Franzl hat er mich gebracht. Was schert mich der dalkert' Michael mit seiner vornehmen Lahmleidigkeit — aber Seesteinerin hätt' ich mögen sein, und sie haben mich gar schon so geheißen. Jetzt hab' ich die Schande und den Spott, jetzt kommt Keiner mehr um mich. Jesus, ich weiß nicht, was ich thu'; wenn nur ein schwer Unglück wollt' ni[illegible] fallen, und thät' uns all' miteinander erschlagen! Aber ihn und sie um drei Minuten früher als mich, daß ich's noch kumm sehen! — —"

* * *

Wenn sie am jenseitigen Seeufer vor dem Seesteinerhause einen Böller los[illegible]ssen, so sieht man's von der Seean aus wohl aufb[illegible]en, aber man kann bequem bis in die Zwanzig hinein zählen, bis der Schuß

kracht. Der Knall fliegt wohl über die glatte Fläche hin, doch er prallt an zahllosen Felsvorsprüngen an, und weckt in den Wänden und Wäldern zahllose Echo's auf, bis er endlich an das Ohr der Seeauer schlägt.

Heute aber hört man hier nur den dumpfen Knall, sieht aber kein Aufblitzen. So dicht liegt der Nebel über dem See, daß man ihn — wie die Leute sagen, mit einem Messer könnte in Stücke schneiden.

Es ist ein Januarmorgen. Ein großer Theil der Seeauer steht am Ufer und guckt und horcht. Jetzt fallen drüben drei Schüsse rasch nach einander, jetzt gehen die Hochzeiter ab. In einer halben Stunde sind sie da, denn über das Eis gleitet sich's leichter mit behendigen Schlitten, als mit Kähnen zur Sommerszeit.

Eine Weile ist es still, daß man völlig den Nebelthau könnte rieseln hören; haben kein Lärm und Laut, drüben kein Schuß. Dann flüstern die Leute wieder; sie haben dem Brautpaare alle mögliche Ehre vorbereitet. Der Schulmeister rückt mit seinen Musikanten aus, gar die große Fronleichnamstrommel mit den mächtigen Klingscheiben wird mitgeschleppt. Keiner

versucht mehr sein Instrument, es ist Alles schon gestimmt. Die Meßner in der Kirche zünden alle Kerzen an, und das ist am düsteren Morgen ein feierlicher Schein in dem festlich gezierten Raum. — Drei Jungen stehen unter dem Thurm und haben die Glockenstricke in den Händen. Sie warten nur noch auf das Zeichen.

Das Wirthshaus steht still da, aber in der großen Küche schießt ein Rudel Weiber umher, und die Herdflammen knattern wie ein wildes Schlachtfeuer.

Endlich dringt ein Jauchzen her über den See und ein Schellenklingen. Da fächelt ein Mann gewaltig mit seinem Hut. In demselben Momente klingen alle Glocken. Dunkle Massen treten auf der Seefläche aus dem Nebel hervor — rasch werden sie zu Gestalten; die Rosse traben heran, die Schlitten fliegen nach, und auf den Schlitten jauchzend und johlend und hüteschwingend die Hochzeiter.

Bums! fällt die große Trommel ein, und die Trompeten schmettern auf, und die Pfeifen jodeln drein, und von der Loserwand knallen Böller, daß die Kirchenfenster schrillen.

Der Hochzeitszug steigt ab, und in der Mitte das schöne, schmucke, ernst heitere Brautpaar, so zieht er zur Kirche hinan.

* * *

Sie knieten am Altare, und der Pfarrer legte die Stole um ihre Hände. In demselben Augenblick huschte die Greth an der offenen Kirchthür vorüber, und that einen Fluch, und eilte davon.

Sie watete durch den Schnee hinaus in den Wald; die fallenden Esnadeln strichen ihre gluthheißen Wangen. — Jetzt werden sie getraut, dann ist diese Haldegger Seesteinerin. Ist sie reicher, vornehmer, besser wie ich? — Mir hat er's verheißen, ihr hält er's; jetzt reicht er ihr den Ehering. Dann ist lustige Hochzeit den ganzen Tag, und sie heben die Gläser und trinken zum Gutleben, und sagen Ehrensprüche für das Brautpaar, und singen Spottlieder auf die guldene Greth. — Und wenn der Abend kommt, da fahren sie wieder über den See, fahren ein in den Hof —

Eine unbeschreibliche Gewalt wüthete im Busen der Dirne. Sie eilte am Ufer des Sees dahin; dann rief sie laut: „Und wär' das Wasser auch nicht zugedeckt, hineinspringen thät' ich nicht! Ja, wenn ich sie mitreißen kunnt, all' miteinander — nachher mit Freuden — mit Freuden!"

Sie raste fort. Sie kam in Gefälle und auf wüste Gründe; Rehe und Füchse und wildes Geflügel spürte sich im Schnee. „Jetzt gehe ich und zünde den Seesteinerhof an," sagte sie und eilte weiter. Sie lief über den See, sie war gehüllt in Nebel, kein Mensch konnte sie von der Ferne sehen.

Sie kam ans Ufer. Der Hof lag still da; die Eiszapfen der Dächer troffen rings umher; das war die ganze Wache.

Seitab stand ein Fischerhäuschen. Der alte Fischer Wolf saß davor auf einem Bänklein. Er rauchte eine Pfeife, und zog jedes hervorgeblasene Wölkchen fast gierig mit der Nase wieder an sich. Das ist ein Tabak, wie ihn sonst kein Fischer raucht; der Kaiser raucht ihn. — Der Seesteiner hatte dem Alten zur Hochzeitsfreude eine ganze Schachtel davon bringen

lassen. So ein Kraut! Das ist dem Alten das höchste Ereigniß in seinem Leben; die Eisdecke möchte er aufreißen und es den Fischen zurufen: „Laufet, laufet, laufet euere guten Wege; ich rauche Kaisertabak!“

Die Greth schritt rückseits des Häuschens vorüber und schlüpfte durch ein Thürchen in die Stallungen. Kein Mensch war da; Alles ruhig und verlassen. Große Heu- und Strohvorräthe waren hier aufgehäuft; ganze Wände von Hafer- und Roggengarben, noch theilweise mit den Fruchtähren, waren geschichtet und darüber spannte sich das mächtige Gebälke des Dachstuhls und das weite, hohe Schindelgedache. An diese Stallung schließen sich andere Scheuern, Fruchtkammern bis hin zu dem weitläufigen Wohngebäude. — „Das ist dein Hof, du schöner, stolzer Seesteiner Michael. Wenn die Brautleute heimkommen, wird's recht warm eingeheizt sein. Aber so viel finsterer Nebel wird sein, daß sie gar das Haus nicht mehr finden. Morgen stellt dir der Pfarrer einen Brief aus: „Brandsteuerschein für Michael Rehling.“ —

Die Greth sucht aus ihren Taschen Zündzeug hervor, da hört sie unter ihren Füßen poltern. Sie er-

schrickt, legt sich auf den Boden und guckt durch die Bretterfugen hinab. Da unten stehen und kauern an den Barren die Rinder in ganzen langen Reihen. Dort steht eine Kuh und daneben hüpft ein junges, falbes Kälbchen flink umher und legt seinen Kopf an den Hals der Mutter, um den die Hängkette liegt, und macht so große kluge Augen.

Das stoßt der Greth ans Herz. Sie bewacht ihre Hand; nur ein einziger Strich mit dem Zündholzchen ist nöthig, und es prasselt und schmettert das Feuer, es wogt der glühende Rauch. Die Thiere brüllen, sie hängen an der Kette; nur das Kälbchen ist frei, aber es läuft nicht zum Ausgang, es verläßt die Mutter nicht. Da stürzen die lodernden Balken nieder — —

Blaß ist das Mädchen geworden, zurückgleiten läßt es das Zündzeug in den Sack, und flieht aus der Stallung und davon, als stehe hinter ihm der große Hof wirklich in Flammen.

Jetzt schlug der Kettenhund an. Eine Magd sah zum Fenster heraus:, „Uh da läuft die guldene Greth vorbei, ist die denn heut' nicht im Dorf? Und ist sie

vom Hund so erschrocken? Sie fürchtet sich sonst nicht einmal vor dem bösen Feind!"

Die Greth eilte über die Eisfläche des Sees; bald sah sie nichts mehr vom Ufer, nur den Hund hörte sie noch eine Weile bellen.

Es graute, als wollte schon die Nacht anbrechen. Im Dorfe zünden sie die Lichter an und es klingen die Gläser und die Geigen.

Grethe fühlte, daß sie unsäglich einsam war. — Ueber dem Haupte die dichte graue Hülle; der Himmel hat seine finstersten Wolken auf sie nieder geworfen. Unter den Füßen Eis und Fluthen — ist das eine trübe, kalte Welt!

Ihre Kleider, ihre Haare waren feucht, aber auf ihrer Stirn glühte das aufwallende Blut.

So floh sie über die Oede dahin, sie war das einzige Menschenwesen hier, über und unter den brausenden Gewässern. Da stand sie plötzlich still, sie hörte ein Schnalzen, ein Knistern, wie wenn ein Hirt mit der Peitsche knallte. Sie wußte nicht, woher es kam; war das Ufer nahe, zog ein Schlittengespann heran? Sie horchte. Da war wieder Alles still.

So still und lind war's auch in jener Sommernacht, da sie mit Michael über den See fuhr; die Wellen rieselten leise, lose Fischlein schnappten empor, und da gurgelte das Wasser, und oben und unten leuchteten die Sterne. Michael hielt sie an der Hand und sagte: „Margarethe, schlag' dir den Franz aus dem Kopf, der bringt dich nur ins Unglück. Schau gut auf deine alte Mutter; leidet sie Noth, so stehe ich euch gern bei." Später sagte er das vom Heirathen, und daß ihm keine zu arm und zu gering sei. Sie lag an seiner Brust. — Jetzt sitzen sie im Wirthshaus bei der Hochzeitstafel. —

Wieder ist das seltsame Knistern und ein zwei-, dreifaches Schnalzen, und heran auf der Fläche, und hin an den Füßen des Mädchens in Zick und Zack fliegt eine dunkle Linie — ein Riß — — es berstet das Eis.

Angstvoll beginnt das Mädchen zu fliehen. Sie fühlt den Boden wanken; sie eilt hin über das große Grab, jeden Augenblick kann es sich aufthun.

Endlich aber ist sie aus dem Bereiche der Gefahr; es ist kein Knistern mehr, der Boden ist fest und sicher, wie er seit Monaten war.

Die Greth geht noch eine gute Strecke dahin — der See ist breit — und kommt endlich gegen das Dorf. Die hellbeleuchteten Fenster des Wirthshauses ziehen breite, röthliche Bänder hinaus in den Nebel. Die Greth hat Hunger und Durst, und da oben ist Ueberfluß, da oben ist Pracht und Stolz. Die große Seesteiner-Hochzeit!

Plötzlich kommt ihr ein Gedanke, der noch viel düsterer ist, als dieser Wintertag. — Die Hochzeit wird zu Ende sein, der Seesteiner fährt mit seiner Braut lustig über den See; die Rosse traben und schnauben und schellen, der Schlitten saust hinten drein, die Hochzeitsbänder flattern in der Nacht — der Boden kracht — wankt. — Glückliche Fahrt, Seesteinerleut'! — Es muß so sein, der Himmel will es selbst so haben. Der Michael hat ein Herz gebrochen, nun will er mit einer Anderen in die Brautkammer gehen; aber das Brautbett ist im See, im tiefen, kalten Seegrund. Sie, die Greth, thut nichts dazu, Gott hat's gestellt — sie weiß es nur um eine Stunde früher. —

Hunger und Durst ist vergessen. Die Greth schleicht durch die Dorfgasse und wieder dann am Ufer hin. Da kommt ein Mann über den See.

Der alte Fischer ist's; der hält das Pfeifchen noch immer in der Hand, raucht aber nicht. „Das ist kein Gehen mehr jetzt, da herüber," murmelt er, „'s ist wohl wahr: Paulibekehr, Schlitten weg, Wagen her. Wir brauchen aber den Kahn; der Weg um den See herum ist zu weit und toll verschneit."

Der Greth fährt's durch den Kopf: Der Alte geht gerades Wegs ins Wirthshaus, verräth die Sach' und kehrt Alles um. — Sie eilt auf ihn zu: „Gut, Wolf, daß Ihr da seid, hätt' hinüberlaufen sollen zu Euch, Ihr sollt geschwind, aber geschwind zum Bauer an der Wand hinauf, und schrecket Euch nicht, ich denk' leicht gar, Euere Schwester liegt im Sterben!" Sie erschrak fast über ihr eigenes Wort, aber sie gehorchte dem Rachegefühl.

Des Alten Schwester war Dienstmagd beim Bauer an der Wand und war schon jahrelang krank.

„Ei schau, die Kath," sagte der Wolf wie zu sich, oder zur Sterbenden, „will's dich doch packen, jetzt auf einmal! Du arme Haut; die Welt ist schon allweg so übel gewesen auf dich, ist der lieb' Herrgott doch so gut, und nimmt dich zu sich. — Ja, ja, ich

komm' schon. Dank dir Gott, Greth!" — Er steckte die Pfeife in den Sack, und holperte hastig die Dorfgasse entlang und durch die Halde, und kletterte die Holzleiter der Loserwand hinan, und ging hin über die Höhe.

Die Greth eilte ihm nach, und als er davon war, stieß sie an der Wand die Leiter um. Diese fiel lang und schwer hin in den Schnee; das Mädchen lief seitab.

* * *

Es war nicht so arg mit der alten Rath; es hatte auch kein Mensch nach dem Bruder geschickt. — „Diese liederlich Dirn da, jetzt hebt sie zu lügen auch schon an! — Na, weil du nur nicht schlecht bist, Rath; jetzt geht der Winter vorbei, ich mein', du stehst mir wieder auf." So sagte der alte Fischer, dann ging er bald wieder davon.

Es war schon Nacht, aber der Nebel hatte sich ein wenig gehoben, es zog ein frisches Lüftchen. — Die Hochzeiter werden doch nicht schon abfahren? dachte

der Alte, sie wissen es nicht, daß draußen von der Hirschwand herüber der See einbricht. — Ei, ja, die bleiben heut' schon noch eine Weil' beisamm'; 's ist nur, daß ich mich völlig nit in's Wirthshaus trau', sie werden meinen, ich bin da, daß sie mir ein Glasel sollen einschenken. Thun wird er's gern, der Seesteiner, thät's aber nicht verlangen; ich hab' schon meinen Theil und bin zufrieden. — Der Fischer griff nach seiner Pfeife und eilte recht hastig dahin.

Wie er jedoch zur Loserwand kam, da wäre er schier in den Abgrund gepurzelt. Es war die Leiter umgefallen, nun konnte er nicht weiter.

Sollte er umkehren und den weiten Fahrweg gehen; da kommt er wahrhaftig spät in das Dorf hinab.

Er blickt hinaus; sein Auge ist alt, aber er sieht nun in der dunkeln Nacht fast mehr, als am nebeligen Tag. Der Wald, die Felsen sind schwarz bis empor, wo sie wieder in die Nebelschichte hineintauchen. Dorthin liegt die breite, graue Tafel des Sees. Der Seesteinerhof drüben ist nicht zu sehen, vor ihm ragt die finstere Hirschwand. Vom Dorfe da unten ist

nichts zu erkennen, als einige rothſchimmernde Fenſterſcheiben. Plötzlich aber klingen Trompetenſtöße herauf und Fackeln ſchweben zwiſchen den Häuſern hinab gegen das Ufer.

Sie gehen, ſie ſind auf der Heimfahrt.

Den alten Fiſcher erfaßt eine fürchterliche Angſt. — Sie rennen in ihr Verderben und er kann nicht hinab, um ſie zu warnen. Er läuft über der Felswand hin und her, und weiß es doch, es giebt keinen Abſtieg. Er hebt an zu rufen, aber ſeine Stimme iſt dumpf; unten ſchallt die Muſik, ſchallt das Gejohle der angeheiterten Hochzeiter. Er hört jauchzen, er hört die Pferde wiehern, hört das luſtige Schellengeklingel. Da trennen ſich zwei Fackeln von den übrigen und gleiten hinaus über den See.

Der Alte iſt in Verzweiflung. Er brummt über das raſche Heimfahren heute, wo man doch ſonſt die halben Nächte im Wirthshauſe verſchwärmt, er flucht über den Leichtſinn der jungen Leute, die außer ihrem Heirathen ſchon gar nichts mehr denken mögen. Sie haben kein Thauwetter wahrgenommen die Tage her, ſie meinen, wenn im letzten Jahr das Eis erſt im

März gebrochen ist, so muß es heuer auch so sein. Die merken's nicht in ihrem Taumel, wenn die Decke kracht, Jesus, und nachher ist Alles vorbei! —

Die zwei Fackeln zogen hin über die Fläche. Immer weiter entfernten sie sich vom Ufer, immer leiser wurde das Schellen der Pferde. Sie waren schon weit draußen, sie nahten endlich der Hirschwand; die Fackeln waren wie zwei Sternchen.

Der Alte starrte hinaus und hielt den Athem an, als wäre sein warmer Hauch im Stande, die Eisdecke vollends zu lösen. Er meinte, sie würden, ja sie müßten stehen bleiben und umkehren. Aber die Sternchen glitten weiter. Da sank der alte Wolf auf ein Knie, schlug die Hände zusammen und rief wild aus: „O, Herrgott, hast denn keinen Schutzengel für sie! Ist der Seesteiner nicht allweg ein braver, wohlthätiger Mensch gewesen, und sein junges Weib von Herzen gut und rechtschaffen! O Gottesmutter Maria rein, so nimm sie du in deinen heiligen Schirm!"

Still war die Musik, still lag der See, weit draußen ragte die finstere Hirschwand. Und die Sternlein waren dem Alten verschwunden.

In demſelben Augenblicke dämmerte unten im Dorfe ein blutrother Schein auf. — —

* * *

In den zwei größten Stuben des Wirthshauſes war die Hochzeitstafel abgehalten worden. Luſt und Frohlocken war überall, und Alle ſahen in dem jungen Brautpaar ihren König und ihre Königin.

Als das Mahl zu Ende war, und der Pfarrer auf das Wohl des Seeſteiners und ſeiner anmuthigen Frau einen Spruch ausbrachte und mit dem lächelnden Ehepaare anſtieß, ging ſein Glas in Scherben, und der Wein löſchte gar eine Kerze aus und ergoß ſich über den Tiſch.

Das war keine gute Vorbedeutung; viele Anweſende ſtutzten; draußen im Vorhauſe gellte ein wildes Auflachen.

Die Grethe war's, die eine Weile an der Thür geſtanden und durch das Menſchengewühle das Brautpaar angeſtarrt hatte. Ihre alte Mutter, die Gſtettnerin, ſaß in der Küche bei Krapfen und Braten, heute

hatte sie in Ueberfluß; sie war ja bei den Vorbereitungen Helferin gewesen. Das alte Weib sah sich nach der Tochter um; die hatte es heute den ganzen Tag wieder nicht zu Gesicht bekommen; wäre sie jetzt da, so bekame sie auch.

Die Wirthin sah sie wirklich stehen im Vorhause, und sagte: „Geh' her, Greth, magst was essen, was trinken? Deine Mutter ist auch da."

Zum selben Moment aber zersprang dem Pfarrer das Glas; da kreischte die Greth auf, und verließ das Haus.

Sie ging wieder am Ufer entlang und horchte, ob auch nicht hier die Eisdecke krache. Sie hörte nichts, ja, das Wirthshaus hörte sie, und den Jubel, und immer nur das.

Da kamen sie endlich gar mit Hall und Schall heraus in die Nacht, und als die Schlitten zurecht gerückt, und die Pferde eingespannt wurden, da duckte sich die Greth hinter einen Strauch. Ihr war, als müße Alles auf sie hinsehen, auf sie zukommen, und sie war ja keine Verbrecherin, sie war unschuldig — der Herrgott hat das laue Wetter gemacht, und das

Eis bricht ſelber ein. — Laut war's am Ufer, aber zum erſtenmal war's, daß die Greth das Pochen in ihrer Bruſt hörte, und ſie hatte doch nicht darauf gehorcht. Einen Zweig des Hagebuttenſtrauches zerknitterte ſie in ihren bebenden Fäuſten; die Dornen gingen in's Fleiſch.

Endlich zog das Gefährte hinaus auf die Fläche; die Fackeln loderten nach rückwärts, wie bluthrothe Fähnchen.

Eine Weile ſtand die Dirne ſtill, wie eine Säule, dann ſprang ſie einige Schritte auf den See hinaus und breitete die Arme und that einen heiſeren Schrei. — — . Die Fackeln eilten weiter und blickten zurück wie zwei Augen. Wie ſeine Augen.

Die Greth lief durch die Dorfgaſſe und rief: „Eilet, eilet zu Hilf', das Eis bricht ein!“ Sie lief zur Kirchenpforte, der Glockenthurm war geſperrt. Leute eilten zuſammen und wußten nicht, was das zu bedeuten. „Kein Menſch holt ſie mehr ein!“ ſchrie das Mädchen und ſchlug ſich in's Geſicht, und raſte wieder hinab gegen den See. Weit draußen ſchwebten die zwei glühenden Aeuglein.

Sie sah hin. Sie preßte die Hände auf die Brust und that einen fiebernden Athemzug. Ist denn kein Mittel, sie zurückzurufen? — Plötzlich fuhr sie sich gegen die Stirn. Rasch holte sie ihr Feuerzeug hervor, eilte, watete im Schnee gegen die Dorfwiese; dort war ein Heuschober gestanden. Aber er war eingeheimst. Die Greth kehrte um. Immer den Blick auf den See gerichtet lief sie gegen das obere Ende des Dorfes. Die letzte einzeln stehende Hütte, das war ihr Haus und Heim. Sie erreichte es, im Nu hatte sie ein Flämmchen und fuhr damit unter das Strohdach.

Wie ein freigelassenes Vöglein hüpfte die Flamme weiter, knisterte, leuchtete.

Bald war die helle Lohe da, das Dorf glühte im Feuerschein, das Gewände oben war ganz roth, auf der Seefläche spiegelten sich die Flammen.

Während die Leute herbeieilten, und die Achseln schüttelten, weil nichts mehr zu retten war, und nur ihre eigene Habe wahrten, irrte die Greth draußen auf dem See. Sie sah noch die zwei Lichtlein, sie standen auf der Fläche nächst der Hirschwand und

waren völlig im Erlöschen. Jeden Augenblick konnten sie erblinden, versinken.

Was da hinter ihr vorging in der Noth des Feuers, in der Verwirrung des Dorfes, das achtete sie nicht; ihr Blick bewachte mit unsäglicher Angst die zwei Aeuglein auf dem See. — Und siehe, endlich leuchteten sie heller, wurden frischer, größer, kamen näher. Da johlte die Greth auf, und das war das lustigste Jauchzen an diesem Hochzeitstage.

Sie waren gerettet.

Das Mädchen zog ihnen entgegen über die Fläche. Sie sah schon das Sausen des Windes in den heranschwebenden Fackeln. Sie fiel den Pferden in die Zügel. „Was ist's, wo brennt's?" rief der Seesteiner aus dem Schlitten. Da stürzte ihm das Mädchen wortlos an die Brust, sank zurück auf den kalten Eisboden, und das Gefährte glitt weiter.

„Das ist ein Hochzeitstag! Seid Ihr auch wieder zurück!" sagte ein Mann, als der Seesteiner aus dem Schlitten sprang und seinem jungen Weibe den Arm zum Aussteigen gab. „Nu, Gott sei Lob und Dank, die Gefahr ist wohl vorüber, der Gstettnerin ihr Häu-

sei ist halt niedergebrannt. — Eine Närrische haben wir auch im Dorfe. Ist's denn wahr, daß auf dem See das Eis einbricht?"

Die Brautleute sahen sich an, und sagten kein Wort. — Das Eis bricht ein auf dem See! — Man konnte in der Dunkelheit nicht sehen, wie sie erbleichten.

Die alte Ostettnerin hatten sie in's Wirthshaus zurückgebracht; sie verlor kein Wort über ihr zerstörtes Heim, nur ihre Tochter rief sie mit kläglicher Stimme.

Ihre Tochter aber saß an der Brandstätte und wärmte sich. Sie saß zwischen den glühenden Balken und rief ein über das anderemal: „Das Eis bricht ein!" Und dann lächelte sie. Flämmchen wollten emporhüpfen in ihr goldiges Haar. Es war ihr aber kühl, ach, die Welt war für sie so kalt. Dort stand der kleine Feuerherd — jetzt dachlos in der Nacht; die Grethe kletterte über kohlende Trümmer zu ihm hin.

Da kam von seinem Umweg der alte Fischer vorüber, der wollte sie von der rauchenden Brandstätte entfernen.

„Gehet, gehet Eures Weges," rief sie ihm zu, „und wollet Ihr zum Seesteinerhof hinüber, so fahret über

Land, auf dem See bricht das Eis. — Ich habe geschwind das Feuer gemacht, daß sie umgekehrt sind.“ Sie sagte ihm noch ein Wort, darob der Alte das Haupt schüttelte. Er eilte zum Wirthshaus und rief schon zur Thür hinein: „Geht, Leute, helft mir die Greth von der Brandstelle wegbringen, sie ist von Sinnen!“

Als sie zu den rauchenden Trümmern kamen, fanden sie das Mädchen am Herde kauern — erstickt und verbrannt.

* * *

An dem Tage, als die arme Grethe begraben wurde, schnalzte und krachte es hin über den ganzen weiten See. Unzählige Sprünge zuckten hin und her, und der Reihe nach brachen die Schollen durch in das dunkle Gewässer. An der Hirschwand waren sie zwei Tage früher durchgebrochen.

Auf dem stundenlangen Landweg verkehrte das Dorf mit dem Seesteinerhofe, bis sich die schwimmenden Schollen im Wasser zerrieben und gelöst hatten. Auf

dem Landwege wurde die alte Gstettnerin in das Gehöfte gebracht, wo ihr für ihre letzten, einsamen Tage eine gesicherte, warme Stube bereitet war. Auf dem Landwege ging der Pfarrer in den Seefteinerhof, daß er sich umsehe nach dem jungen Ehepaare, und wie es die heitersten Tage des Lebens begehe.

Aber im schaukelnden Kahn rudert der alte Fischer an einem schönen sonnigen und lebendigen Frühlingsmorgen nach Seeau herüber. Er schritt, ein hölzernes Kreuz auf der Schulter, die Torgasse hinan, in den kleinen Kirchhof hinein und zu einem grasKeimenden Hügel am Heckenzaun.

Heute noch steht dort das hölzerne Kreuz, und folgende Worte sind darauf geschrieben:

„Hier ruht die guldene Grethe,
Geläutert hat sie erst der Tod;
Sie starb in Lieb' und Feuersnoth.
Gedenk' an sie und bete!"

Unter den Wänden.

In einem kleinen Thale der Wildniß stand eine einzige Hütte verlassen und verloren. Die gewaltigen Hochwaldbäume, aus denen die Hütte gezimmert war, trugen zum Theil noch ihre Rinden, unter welchen behende Käfer und nagende Würmchen hausten. Aber das Holz war hart geworden; länger als vierhundert Jahre war es her, daß dieser alten, verlassenen Hütte Gezimmer emporgesprossen war als junger, grünender, säuselnder, wohldufthauchender Wald. Das flache, steinbeschwerte Dach war vermoost, es wuchs ein hellgrüner Filz darüber, es wuchs Wildfarren darauf und dort und da guckte ein Tannenwipfelchen hervor, da[illegible] als beflügelt Samenkörnchen auf das Dach gehüpft war. Das wollte hier auf dem Dache verbleiben und gar gegen Himmel wachsen zu einem großen Baum.

Das Wild- und Waldleben hatte wieder Beſitz genommen von dem Menſchenbaue und flocht und wob ihn ein und zog ihn wieder ſanft zurück in den Schoß der Natur.

Das Koſtbarſte an der Hütte waren die Glasſcheiben an den winzig kleinen Fenſtern. Aber dieſe Scheiben waren altersgrau und ſchon erblindet; und längſt vergangene Bewohner des Häuschens hatten etwa mit einem ſcharfen Nagel Kreuze oder Herzen in dieſe Scheiben eingegraben, auf daß ſie auch ein Denkmal hinterließen an dieſer Stätte, die ſie lebelang ihr Daheim genannt.

Ueber der ſehr niedrigen Thür an der Wand war mit einer Kohle in einem dreieckigen Umriß das Auge Gottes gezeichnet; dem lieben Herrgott war die ganze Sach' anheim geſtellt.

Gewaltige Felsmaſſen ſchloſſen die Hütte ein. Seit die Welt ſteht, war kein Sonnenblick gefallen in dieſes Thal, und wie der Morgen und der Abend auch glühen mochte oben an den luftigen Zinnen und Alpenhörnern, es war in dieſer Tiefe nicht zu ſehen.

Hier lebten und ſtarben Leute, die außer dem

blassen Lichte an den Felstafeln all ihrer Tage keinen Sonnenstrahl gesehen hatten.

Einst standen sechs Hütten in der Thalschlucht. Sie waren da seit undenklichen Tagen, die Menschen wußten ihr Beginnen nicht. Die Bewohner dieser Hütten nährten sich durch einige Aeckerlein, die von den Vorfahren zwischen den grauen Felsblöcken und Schuttriesen waren ausgereutet worden, und sie nährten sich von den Ziegen, die auf den Matten des kleinen Thales Futter fanden.

Ihrer Tage mochten unzählige gewesen sein, aber sie vergingen und es kamen andere.

Da war — so haben die ältesten Leute des Alpenthales erzählt — ein weißlockiger Wurzelgräber niedergestiegen von Gestein zu Gestein bis in das tiefe, schattige Thal. Die schneeweißen Haare dieses Mannes waren so lang gewesen, daß sie weit hinter ihm nachgewallt über Wände und Riffe. Unten bei den Hütten hatte der Greis um Nachtherberge gebeten, aber die Leute hatten ihn hell ausgelacht und übermüthig geschrien: „Geh, du alter Eisbär, wickle dich in deine Haare ein, so hast du Dach und Fach wohl

für jegliche Sturmnacht! —“ Darauf hatte der Wurzelgräber nichts entgegnet, sondern war wieder aufwärts gestiegen von Gestein zu Gestein. Aber er war kein Wurzelgräber, er war ein Berggeist gewesen, der die Menschen hatte prüfen wollen, und als darauf die Nacht gekommen war, da ist er wieder herabgefahren gegen das Thal und seine langen Haare haben Felsen gesprengt, haben mächtige Furchen und Schründe gerissen im Gebirg — und Eis- und Schneelawinen sind niedergebrandet, und alle Wände ringsum haben gellend laut gelacht, und der größte Theil ist verschüttet worden mitsammt seinen Hütten und Bewohnern. — Und wie die übermüthigen Leute zuerst den Berggeist lachend verhöhnt haben, so hat der Berggeist zuletzt sie allsammt ausgelacht. — So die Sage.

Eine wilde Naturrevolution muß wohl gewesen sein; ein graues Sandmeer lag nun im Thale und durch dasselbe hin wälzte sich der Wildbach, tief und breit und zerrissen, und schwemmte nach allen Seiten hinaus. Heute ging da sein Bett, morgen dort, das ganze früher so bräutliche Thal gehörte dem Wild-

bach. Auf den Vorhügeln, wohl auch einst aus Schutt aufgebaut, blühten freilich noch die Erlen und wucherte das Gesträuch des Wachholders und der Alpenkiefer, aber mitten hinein hatte der Berggeist Felsstücke geschleudert, über die nun die Flechten woben und Eidechsen glitten. Von den schwindelnden Wänden nieder gingen schneeweiße Sandriesen und graue Schutthalden, in denen es allfort leise rieselte und rieselte. Wie viel tausend Jahre, bis das ganze, gewaltige Hochgefelse niedergerieselt sein wird in die Tiefen! Allein, wer rechnet hier mit Jahrtausenden, wenn sich die ungeheuere Burg der Alpen nachbaut herauf aus dem Urgrunde der Erde!

Zwischen den Schutthalden zog sich wohl hier und da ein Streifen Erdgelände hinan, auf welchem Sträuche und verknorrte Fichten und Lärchen mühsam fußten. Und am unteren Ende einer solchen Wildwachszunge, die einige kleine Wiesenhänge wahrte, nicht weit von dem Thalsande des Wildbaches, duckte sich das alte, moosbewachsene Häuschen. Das allein war übrig geblieben von der kleinen Hüttengemeinde im Felsenthale, und das war die einzige und letzte

Menschenwohnung weit und breit. Hoch, von zwei Wänden nieder lag und sickerte ein breiter, schwerer Schuttstrom; er würde längst niedergetost sein auf das arme Häuschen, wenn er nicht ziemlich hoch über demselben von einem Felshorn aufgehalten und nach links und rechts seitwärts geleitet worden wäre, so daß auf dem Hange unter dem Felshorn das Wildgesträuche wuchern und die Hütte stehen konnte. Diese Lehne war wie eine grüne Insel mitten in dem Steinstrome des Gerölles, und das Felshorn darüber war der Hort.

In der Hütte wohnten vier Menschen, das waren der Schründenhans, dem die Hütte gehörte, sein Weib, sein Kind und sein Bruder.

Sein Weib hatte sich der Schründenhans vor wenigen Jahren erst vom Waldgelände hereingeholt. Dort war es eine arme Köhlerdirn gewesen, deren Mutter eines Tages in die Gluthen des Meilers gebrochen und jämmerlich zu Grunde gegangen war. Ihr Vater war ein Wilderer gewesen, aber alljährlich nur ein einziges Reh hatte er sich angeeignet von den Hunderten, die im Walde mit ihm lebten, auf daß er

und sein Weib und sein einzig Kind das gut' Stücklein Fleisch nicht ganz entbehren durften. Aber ein Wilderer war er dennoch, und einmal in der Mondnacht gerieth er mit den Jägern zusammen. Sie fielen auf den Kohlenbrenner her, es entbrannte ein wildes Ringen, und zuletzt warfen sie ihn die Felswand hinab, daß der Stürzende den Wipfel eines Baumes knickte, der unten in der Tiefe stand. Keinen Athemzug hat der Kohlenbrenner mehr gethan. Der Mond ging nieder und die Sonne ging auf, und das Mädchen daheim sah allfort zum Fensterchen hinaus und wartete auf den Vater.

Da ging langsamen Schrittes der Schründenhans vorbei, der wußte von der traurigen Geschichte und sollte der Waise die Nachricht überbringen.

Aus dem Meiler zuckte ein blaues Flämmchen heraus. „Verlösche es nicht, Hilda," sagte der Hans, „es brennt auf der Welt sonst kein Licht für ihn."

Hilda hatte das Wort verstanden, hat nicht mehr nach dem Vater ausgesehen, hat sich verschlossen im Köhlerhause und hat geweint.

Nach Tagen kam der Hans wieder und sagte:

„Hilda, ich habe mir gedacht, da du jetzo keinen Vater mehr haſt, ſo ſollſt du einen Mann haben."

Und nicht lange hernach zog Hilda mit Hans in ſein Haus unter den Wänden. Ein Jahr hierauf hatte Hilda ihrem Manne einen Knaben geboren, der zur Zeit dieſer Geſchichte ſeine Nahrung noch an der Mutterbruſt genoß.

Der vierte Hüttenbewohner nun war Hanſens Bruder, der Jok. Der Jok war ein armer Menſch. Er wußte es aber nicht, wie ſehr arm er war, er war blödſinnig. Er war ein Krüppel mit kurzem Halſe und ſehr langen Händen. Er war ſchon über die zwanzig Jahre alt und konnte noch nicht reden. Seine Stimme war wie ein Stöhnen und Röcheln. Das einzige Wort „Hans" konnte er halbverſtändlich ſagen. Mit ſeinem Bruder war er ſeit ſeinem erſten Lebenstage beiſammen geweſen in der Hütte ihres Vaters. Mit ſeinem Bruder hatte er die erſten Forellen aus dem Wildbache gefiſcht; mit ſeinem Bruder hatte er die letzte Thräne der in Armuth-Kümmerniß ſterbenden Mutter geſehen und die Segensworte des verſcheidenden Vaters gehört. Dieſen Bru-

der, der nun sein Alles und Einziges war, mußte der Jok unsagbar lieb haben, ihm nahm er im Tagwerke die schwersten Arbeiten unter der Hand weg; ihm schob er beim kaum erklecklichen Mahle, das sie gleich auf dem Lehmgrunde des Herdes zu sich nahmen, die feinsten Bissen zu. Und als der Hans das Weibchen ins Haus brachte, lächelte der Jok glückselig, und als der Jok das neugeborene Knäblein sah, da stöhnte er vor Freude und haschte gleich mit beiden Händen nach dem kleinwinzigen Wesen.

Das Aufrechtgehen auf zwei Füßen hatte der Jok auch nicht gelernt, aber gern und behendig kletterte er mit allen Vieren wie die Ziegen und Gemsen. Ein Jägersmann verglich ihn einmal scherzhaft mit einer Ziege. Darüber grinste der Jok freundlich; er hielt den Spott für eine Schmeichelei, denn mit den Thieren hielt er's immer gern. Aber dem Schründenhans that der Schimpf weh, dem zuckte sein Herz und sein Auge und seine Faust: „Du Jäger, wem geht das Elend meines Bruders was an?"

Der Jägersmann schlich von dannen und brummte: „So halb närrische Leut' verstehen keinen Spaß."

Wenn Gottes Sonntag war, und die Beile der Holzhauer ruhten, ging der Schründenhans mit seinem Weibe hinaus gegen das ferne Walddorf, wo die Kirche stand. Zuweilen redeten sie gern ein wenig mit dem lieben Herrgott. „Vater unser", sagte der Hans, und legte seine rauhen, waldharzigen Hände recht innig zusammen, „nicht meinetwegen red' ich, aber unser Bübel laß aufwachsen frisch und gesund, und daß es ein braver Mensch mag werden."

Aber die Hilda wendete sich zum Frauenaltar: „Gegrüßt seist du, Maria, und ein warm Pelzlein für den heurigen Winter thät mein Bübel wohl brauchen!"

Der Jok aber ging nie hinaus in das Walddorf; er hütete daheim stets das Haus und die Ziegen, und kletterte an den Hängen hin auf allen Vieren, und pfiff wie die Gemse, und bellte wie das Reh.

Von all den Bewohnern der wilden Oede war es seit jeher keinem bewußt geworden, daß sie mitten lebten in der Größe und Herrlichkeit der Natur, und daß um sie eine Gottheit in der Schöpfungswerkstatt ewig meißelte. Sie hatten kein Auge für die wilde

Erhabenheit ringsum. Nur zu dem Felshorn, das dem Schuttstrom wehrte, blickten die armen Leute zuweilen auf, aber auch nicht, weil dieser Thurm als Wall ihr Beschützer war, sondern einer anderen Ursache wegen. Das Felshorn stellte nämlich in seiner Auszackung und Durchfurchung ein kolossales Bildniß vor, eine sitzende Frauengestalt mit einem Kinde auf dem Schoße.

„Da ist unsere liebe Frauen mit dem Christkinde herausgewachsen aus der Erden," so lautete der alte Glauben der Bewohner des Felsthales, den auch der Schründenhans in seinem Herzen pflegte.

Und wahrlich, allzugroße Einbildungskraft gehörte nicht dazu, der Felsthurm war die Himmelskönigin mit dem Scepter und der zackigen Krone; von der Tiefe aus gesehen saß sie auf dem Throne und hielt das Kind.

Das Kind war etwas vorgebeugt und blickte gerade hinab in die Thalschlucht. Das Bild war den Bewohnern der Hütte der Hausaltar, zu dem sie gern beteten. Die Leutchen konnten nicht daran denken, daß die sonderbare Felsstatue vielleicht Jahrtausende

vor der Erwartung des Erlösers und der Geburt Mariens hier oben in den Stürmen der Urzeit gestanden haben mochte.

Nun aber war an dem Felsenbilde noch eine andere Merkwürdigkeit. Zur frühen Morgenstunde, wenn es oben in den hohen Wänden graute und sich die Tafeln sanft zu röthen begannen, klang von dem Marienbilde ein Ton herab, wie das ferne Läuten einer Glocke. „Die Himmelschöre läuten unserer lieben Frauen den englischen Gruß," sagten da die Hüttenbewohner, und erhoben sich von ihrem Lager und beteten.

Der Ton kam von einer Spalte, welche zwischen dem Throne und dem Marienbilde klaffte, und durch welche der Morgenwind blies. Das war nicht seit ewigen Zeiten so, erst seitdem die Hütten waren zu Grunde gegangen im Felsenthale, läuteten die Chöre.

Sollten aber nicht immerdar läuten. Da kam nun ein Sommer und ein Herbst, im welchem das liebliche Klingen der Aveglocke in ein tiefes Dröhnen und in ein klägliches Stöhnen übergegangen war.

„Hans," sagte da die Hilda einmal, „die Engel

läuten nimmer. Was ist unserer lieben Frauen angethan, daß sie so bitterlich thut weinen?"

„Wohl, das hab' ich auch schon bedacht," antwortete der Hans, „ich hab' herumgesucht in meinem Gewissen, bin wohl recht sündig, aber dasselb' kann ich sagen, schlechter bin ich nicht, wie eh vor Zeit. Leicht hab' ich mein Bübel zu gern, und thu' es in allzugroßer Lieb' verderben."

„Etwa ist es meines Vaters arme Seelen, die so thut weinen," meinte das Weib, „ich will neun Tag' fasten und das Essen der blinden Bachwabi hinausschicken in das Waldland."

Sie that das Buß- und Liebeswerk, auf daß ihr ermordeter Vater erlöst sein sollte, aber das Marienbild oben weinte und weinte.

Da sagte die Hilda einmal, am Ende sei gar die Zeit nahe, in welcher nach Prophezeiung der Vorfahren der Drache wieder hervorbreche, der in irgend einer Höhle der Felsen lauere.

An das dachte Hans nicht, obwohl der klägliche Ton von dem Bilde, der zur Morgenfrühe, und gar zuweilen auch mitten in der Nacht zu weinen anhub,

ihm eine tiefe Besorgniß verursachte. Oft, wenn er nach der Tageslast im süßen Schlummer ruhte, oder ein liebliches Bild aus Kindeszeiten träumte, erwachte er plötzlich und hörte das schauerliche Weinen.

Und eines Tages, da stieg der Hans die Halde entlang und kletterte hinan bis zu dem Felshorn, und an demselben empor, so weit es ging, und prüfte das Gestein.

Die Hilda stand vor der Hütte, hielt die flache Hand über die Augen und blickte hinauf. Wie wenn über dem Arm der Mutter Gottes und über dem Haupte des Jesuskindes eine Fliege krabbelte, so war von dieser Ferne ihr Mann zu sehen.

Als der Hans hierauf wieder herabkam zur Hütte, war er sehr schweigsam. Er setzte sich zur Wiege seines Kindes, und wiegte. Er sagte dabei kein liebkosend Wort wie sonst; er sang kein Liedlein. Still und schier wehmüthig blickte er den lächelnden Kleinen an. Der Jok grinste zum Fensterchen herein und kicherte und that unverständliche Laute. Der Hans glaubte ihn zu verstehen und reichte ihm ein Stücklein Brotes durch das Fenster.

Aber nicht Brot wollte der Jok, viel lieber an der Wiege wollte er sein; allweg wollte er das Büblein tragen und herzen.

Das Weib saß am Herdwinkel, und sonderte in Körben die gesammelten Wurzeln und Kräuter, die für den Winter bereitet waren.

Als sie lange so still gesessen waren, sagte der Hans halblaut: „Da oben schaut's nicht gut aus. Mein Großvater hat oft erzählt, er hätte nicht einmal seine flache Hand in die Felsenspalte legen können. Mein Vater hat schon leicht die Faust hindurchgebracht, und jetzt —" der Mann brach ab, das Weib ließ die Hände in den Schoß sinken und blickte ihn fragend an.

„Jetzt," fuhr er endlich fort, „das muß schon ein flinkes Gemslein sein, will es die Spalte übersetzen.

Die Hilda war bei diesen Worten rasch aufgestanden und hinaus zur Thür gegangen. Bald kam sie zurück und setzte sich schweigend an die Arbeit.

* * *

Es kam der Herbst. Stetig rieselte der Bach hin über die Sandfläche; er hatte hier stellenweise Schluch-

ten gerissen, Felsblöcke angeschwemmt, als wollte er ein neues Gebirge gründen im Thale. Im Sande funkelten hier und da winzige Sternchen, als hätten treue Körner die Sonnenstrahlen von den lichten Höhen mit herniedergebracht in die ewigen Schatten des Felsenthales. Ein Wassersturz rauschte in einer der hinteren Schluchten. Der Jok stand zuweilen am Bache und sah hinein, und wunderte sich vielleicht, daß ewig das alte Wasser und doch ewig ein neues — und wo es denn herkommt, und wo es denn hingeht. Er lachte die Wellen aus. Dann legte er sich auf den Sand und starrte schnurgerade in den blauen Himmel hinein, so viel er davon zwischen den Berghäuptern sehen konnte. Dann lachte er wieder. Sagte die Hilda einmal: „Der Narr lacht, und weiß es nicht, warum."

„Wenn er nur lacht," antwortete der Hans, „der gescheidteste Mensch auf der Welt kann in seiner Freud' nichts Besseres thun als lachen."

Freilich, der Hans selber lachte selten.

Es kam der Winter. Oben in den Felskanten und durch die Schluchten her brausten die Stürme. Es

toſte und wogte und ſtöberte in den Lüften, und die grauen Felswände ragten in den Nebel hinein. Es ſauſte der Wind um die Ecken der Hütte und er winſelte zu den Fenſterchen hinein; aber die Töne des Marienbildes waren verſtummt. Alle Spalten und Schründe waren gefüllt mit Schnee. Kalte, trockene Luft rieſelte nieder von den Mulden der Wände, und mit ihr manches Steinchen, das nicht juſt feſtgefroren war. An den ſteilſten Sandrieſen hielt ſich kein Schnee.

In der Hütte war Dämmerung und die längſte Zeit Nacht. Das Herdfeuer kniſterte, die Spanlunte im Eiſenhaken flackerte und wollte nimmer ruhig brennen. Warm und trotz aller Einſamkeit traulich war es in dem Stübchen. Die Hilda pflegte ihr Kind; ſie ſagte ihm Worte von dem Vater, der für ſie im Waldlande arbeite und allfort ſein Kindlein liebe. Sie ſagte dem Kleinen Worte von Gott Vater, der im Himmel lebe und ſeine Englein ſende, daß ſie den Vater auf Erden beſchützten.

Da lächelte das Kind zu den Worten; und ſchloß es die Aeuglein, ſo ſah es ſelbſt den Himmel und

Gott Vater darin, und die Englein flogen an den goldenen Felswänden hin und her.

Der Mannbruder pflegte stets die Ziegen und erzählte ihnen in seiner Weise seine Freude und sein Leid, wie er's empfinden konnte. Die Ziegen nahmen Theil an Allem und gaukelten ihm mit ihren Hörnern vor und beleckten seinen Hals. Das that dem guten Burschen gar

Der Hans war im Tagelohn und half holzschlagen draußen in den Herrschaftswäldern. Er wollte Tag und Nacht arbeiten und immer ein doppeltes Tagewerk machen; er wollte sich ein Häuschen erwirthschaften im Walddorfe, wo kein grauenhaftes Felsgebilde ewig drohend schwebte über dem Scheitel seiner Familie.

Wie karg ist der Tagelohn im Walde, und jede Woche nur einen einzigen Stein, nur einen einzigen Baum zum neuen Heim konnte sich der Hans erwerben. Am Sonnabend, wenn er sich durch die Eisschluchten und Schneewehen seinem Felsenthale zukämpfte, that er immer einen scheuen Blick hinauf zum Frauenbilde am Hang über seinem Hause. Frei-

lich war es da häufig schon dunkle Nacht und er konnte es nicht sehen, wie sich „unsere liebe Frauen" immer mehr und mehr von ihrem Throne nach vorn neigte.

„Es ist zum Erbarmen, Hilda, wie du die ganze Woche in der Einschicht bist," sagte der Hans einmal.

„In der Einschicht bin ich nicht," versetzte das Weib, „ich hab' das Kind, und der Jok thut uns hüten. Gieb du nur Acht im Walde, daß dich kein Baum mag letzen, und die Stege sind auch so vermorscht, gehst du aus und ein in den Schluchten."

„Warte nur, Hilda, zur Auswärtszeit (im Frühling) über's Jahr heb' ich an mit dem Hausbau; hernach leben wir draußen im Dorf bei den Leuten."

Als ob er's verstanden hätte, so jauchzte jetzt der Kleine und zappelte mit den Füßchen. Gar dem Weibe selbst zitterte das Herz; so klagend, sehnend, so eigen waren die Worte gesprochen — — — und leben bei den Leuten!

Es kam der Frühling. Wochenlang blies der Föhn und von den Bergschluchten hervor kam der „Maibrunn", wie die Schneewässer des Frühjahres

geheißen werden. Eine Schneelawine um die andere fuhr nieder von den Karmulden der Berge, und begrub die größten Bäume unter ihrem Schutt.

Zur selben Zeit verfolgte der blöde Burſche ein Gemslein. Es war niedergeſtiegen bis unter das Muttergottesbild und nagte dort an einigen Fichtenreiſern. Dann erhob es ſeinen Kopf, daß die krummen, ſcharfen Hörnchen gar nach rückwärts ſtanden, und lugte herab auf das Hüttendach, unter welchem es die Ziegen mäckern hörte. Es wollte ihm ſchier einſam werden zwiſchen den Schneelehnen und Felſen, es wollte niederſteigen zu Genoſſen. Das ſah denn der Jok, und rechtſchaffen flink, wie wenn er ſelbſt eine Gemſe wäre, kletterte er hinan, um das Thier heimzuholen. Es war nicht das erſte, das er auf dieſe Weiſe heimgeholt hatte, und die Thiere mochten ſich denken: der Jok da, der iſt gut, der gehört mehr zu uns als zu den mörderiſchen Geſchöpfen, die auf zwei Füßen gehen: der Jok, der thut uns nichts.

Und der Jägersmann hinwiederum durfte dem Jok nichts thun, holte ſich dieſer auch manches Stück Wild, denn was man mit den Händen fängt in der

Wildniß, das verſchreibt Gott dem Erwerber zu eigen.

Heute aber machte das Gemslein, als es den Burſchen gewahrte, lange Füße die Lehne hinan; das Thierchen geſtand es ja zu: der Jok mag ein ehrlicher Kerl ſein, aber es traute nicht; wollte man es wirklich für den Ziegenſtall oder gar zu etwas weit Unerquicklicherem? wer konnte es wiſſen?

Die Gemſe war fort, und der Jok ſtand oben beim Felshorn und ſtarrte verdrießlich drein. Zuletzt kletterte er auf den Felſen, wie er es von ſeinem Bruder einmal geſehen hatte, und guckte durch die klaffende Spalte, in welcher Schnee und Eis und niedergebrochene Steine lagen. Er guckte eine lange Weile, und legte dabei den Kopf auf die rechte Achſel und auf die linke, und er röchelte und ballte die Fäuſte zuletzt und war glühroth im Geſicht.

Als er hierauf zurückkam ins Thal, wich er der Schwägerin aus; ſie ſollte es nicht merken können in ſeinen Augen, was er oben geſehen. Wozu der Schreck und die Angſt, wenn die Sache verhütet wird? Er ſchlich in den kleinen Bretterſchuppen, nahm Scheiter

und Balken und eine schwere Axt, trug sie hinan auf den Hang und schlug die Blöcke durch Schnee und Gestrüppe tief in die Erde.

Was mag dem Jok wieder eingefallen sein? dachte das Weib bei sich, aber sie ließ den Burschen gehen und schaffen. Es wurde Abend, die Ziegen mäckerten im Stalle: wo denn heut' der Jok sei? Gar das Büblein in der Wiege ließ klug seine Aeuglein lugen, wo denn der Jok sei, der sonst gern daneben saß und mit den langen hageren Fingern Schattenspiele und sonst allerhand Schwänke mache, daß es recht zu lachen war. Der Jok war oben am Hang; die Hilda sah ihn nicht in der Dunkelheit, aber sie hörte die Schläge auf die in den Boden zu treibenden Blöcke. Die Schläge hallten in den Felsen, und als die Hilda rief: „Jok!" so hallte es wieder nur in den Felsen, und das Pochen da oben währte die ganze Nacht.

* * *

Wanderer, die in das Walddorf kamen, erzählten, daß draußen in den weiten Thälern das Getreide schon

hoch in Aehren schieße und die Apfelbäume blühten. Im Hochgebirge aber brausten die fahlgrauen reißenden Fluthen des Hochwassers, und sie wälzten Eisstücke und Bäume und gar wuchtige Steinblöcke aus den Schluchten. In den Schutthalden war es lebendiger als je; in die Mulden sickerten immer mehr die Schneelasten der Kare und Schründe zusammen, und Wässerlein rieselten von allen Hängen in zitternden Schleierfällen, bis die ungeheuren Schneelasten in den Mulden ins Schieben und Rutschen kamen, und mit einem gewaltigen Donnern, Alles vor sich niederwerfend und mitwälzend, in die Tiefen fuhren.

Da hielten die Holzschläger im Waldland ein bei ihrer Arbeit und horchten dem dumpfen Gedonner, das hier und dort durch die Felsschluchten brandete und an den hohen Wänden wiederhallte.

Und an einem milden, leuchtenden Maitag war's. Der Hans hatte am selbigen Morgen unter vermorschtem Gefälle das erste Vergißmeinnicht gesehen und es gleich auf seinen spitzigen Hut gesteckt. — Es knatterte da, es donnerte dort, aber das Waldland war sicher, und die Vöglein haben nie fröhlicher gesungen als an

dieſem Maitag. Gegen die Mittagsſtunde hin erhob ſich im Gebirge ein fürchterliches Krachen und Dröhnen, von allen Mulden ſtürzten Schnee- und Erdlawinen nieder, manche Felszacke löſte ſich von ihrem Grund, manches Gemslein wurde begraben in Schnee und Schutt, und aufgeſchreckt von dem wüſten Lärm flatterten grauſchimmernde Habichte und Steinadler durch die Luft und ſchwammen dem ruhigeren Waldlande zu. Wie lichtgraue oder bläulich ſchmutzige Ströme, ſich untergrabend und überſtürzend, in breiten, wogenden Tüchern oder in ſchmalen, ſchlüpfenden Schlangen, glitten die Lawinen nieder. Kein Baumwall hielt ſie auf, die hundertjährigen Stämme brachen, ehe die Laſten noch kamen, bloß vor dem Drucke des Sturmhauches; nur an mächtigen Felsnaſen ſchäumten die Schneewogen empor, daß das ganze Kar in eine Staubwolke gehüllt war; aber weiter unten ſammelten ſie ſich wieder und fuhren mit eherner Gewalt unter dem Beben der Veſten dem Abgrunde zu.

Da blieben im Waldlande die Wildbäche aus, aber nur für kurze Zeit, bald hatten ſie die Hochwälle der Lawinen durchbrochen oder überfluthet und

kamen nun wie Ungeheuer herangewogt mit Schutt und Eisblöcken, und Holzstämmen und Felsmassen.

Die Holzhauer schüttelten die Köpfe; das ist ein schlimmer Tag! — Etwan ist im Felsgebirge doch der Drache losgeworden!

Der Hans hatte lange ruhsam Scheiter gespalten und sich gedacht: 's ist eben böse Auswärtszeit, aber über's Jahr heb' ich an in Gottesnamen, und im Dorfe ist keine Gefahr mehr, und bis lang wird die liebe Frauen schon Hüterin sein. — Als aber das Getöse ärger wurde, da lehnte er die Axt aus der Hand und horchte; und endlich als die Erde zu beben anhub von den tobenden Gewalten im Gewände, da that der Hans plötzlich einen großen Sprung und eilte über Stock und Stein hin gegen sein wirthliches Felsenthal.

Schuttwälle und Gießbäche schnitten ihm oft den Weg ab, dann starrte er zuweilen in die Fluthen und vermeinte in den heranwogenden Holzblöcken Theile von seiner Hütte zu erkennen. Das immerwährende Donnern auf den Höhen und das Tosen in den Schluchten wollte ihn betäuben, aber die Hutkrempen

tief über die Ohren gedrückt, und mit halbgeschlossenen Augen wand er sich ruhelos weiter bis zu dem schroffen Felsenthore, das in sein kleines Thal mündete. Er bog um die Wand, er sah in den Felskessel — da wollten ihm plötzlich seine Füße und sein Athem versagen. Er sah am Hange das Frauenbild nicht mehr. Eine ungeheuere Sandriese ging nieder von den höchsten Gewänden und schnurgerade der Stelle des kleinen Hauses zu. Und das Haus stand nicht mehr da.

Der Hans stand, als wäre er selbst ein Steinbild geworden.

Erst nach einer Weile begann es wieder zu zucken und zu zittern in seiner Brust. Wie verloren wankte er dahin — er suchte die zerschmetterten Leiber der Seinen, er suchte die Trümmerstätte seiner Heimath.

Auf dem Platze, wo das Häuschen gestanden, lag ein Berg aus Schnee und Schutt still und starr, als ob er in Ewigkeit so dagelegen wäre. Aus ihm hervor ragte das niedergebrochene, kantige Felshorn.

Daneben hüpften ein paar Ziegen auf und ab und mäckerten. Aber an dem Schuttberg in der Tiefe

nagte ſchon der Wildbach, und jenſeits des Wildbaches — der Hans fuhr ſich mit beiden Händen über die Augen, er träumte doch nicht, er ſtand ja mit wunden Füßen im Geſtein — aber jenſeits des Baches ſtand ſein Häuschen.

O Gott, da dachte der Hans wohl an keine Gefahr, er ſetzte über Geſelſe, er ſprang durch die Fluthen, er ſtand vor ſeiner Hütte. Sie war wohl ein wenig ſchief und verſchoben und einige Balken waren geborſten, aber ſonſt war ſie unverſehrt. Die Thür war offen.

Den Athem an ſich haltend trat der Hans ein. Die Hütte hätte kein Flötz (hölzernen Fußboden) und keinen Herd, und keinen Ofen mehr, nur die in ſich zuſammengefügte Zimmerung ſtand da. Und ſiehe, an der Wand kleppte das Wiegenbettchen, und darin ſchlief, ſorgſam verhüllt und eingeſchichtet, das Kind. Es erwachte nun vor dem hellen Schrei, den der Mann ausſtieß; da faßte der Hans den Knaben in wildem Ausbruche des Gefühles und preßte ihn herb an ſeine Bruſt; den Gewalten der Elemente entgangen, wäre der Kleine ſchier vor der Liebe des Vaters erdrückt worden.

Bald aber ließ der Mann das Kind wieder auf das Bettchen ſinken, und ſein Auge ſtarrte, und ſeine Wangen erblaßten. Dort hinter der Thür, ſich noch feſt an einen Balken klammernd, kauerte ſein Weib. Hilda war unverſehrt aber — leblos.

So hatte es der arme Hans gefunden.

Hierauf kamen die Leute des Waldes zuſammen, um das Wunderbare zu ſehen. Jeder gab ſein Erachten ab, wie das geſchehen ſein mochte. Viele meinten, es ſei der Drache endlich losgebrochen aus ſeiner Höhle und habe das Unheil angerichtet. Andere glaubten, daß das Häuschen und das Kind erhalten geblieben, ſei ein Mirakel von dem ſteinernen Marienbilde, das jetzt im Lawinenſchutte begraben lag. Ein alter Hirte ſagte, nach ſeiner Meinung ſei es ſo geſchehen: Von den hohen Mulden ſei eine große Lawine niedergegangen, habe das ſchon lockere Felshorn mit ſich fortgeriſſen und ſei ihre gerade Straße weitergefahren. Daraus habe ſich nun ein mächtiger Luftdruck entwickelt, welcher der Lawine vorausgeſtrömt ſei und das Häuschen durch einen plötzlichen Ruck an das jenſeitige Ufer geſetzt habe.

Das Kind sei wahrscheinlich durch die Wände geschützt gewesen, das Weib an der offenen Thür aber durch den Luftdruck erstickt worden. Es hätte sich bei Lawinenstürzen schon mehrmals auf ähnliche Weise zugetragen; der Luftdruck bei großen Abrutschungen vermöge ja ganze Urwälder vor sich niederzuwerfen und die größten Bäume und Felsklötze über tiefe Abgründe zu schleudern.

Die Leute sagten, es werde schon so gewesen sein, und gingen aus einander.

Der arme Hans blieb bei seinem todten Weibe und bei seinem lebendigen Kinde in der Hütte. Oft ging er vor die Thür hinaus und rief nach dem Jok. Die Ziegen kamen herbei und blickten ihn mit ihren eckigen Augen an: sie wüßten auch nicht, wo der Jok sei.

Wenn dann der Knabe schlief, saß der Hans still und einsam in der Hütte. Die erblindeten Glastäfelchen an den Fenstern waren nicht zerbrochen; der Hans betrachtete die dürftigen Zeichen der Vorfahren. Kreuze und Herzen, von sonst haben auch die Alten nichts gewußt, und dieses Erbe haben sie hinterlassen allen Nachkommen im Felsenthale.

Nach zwei Tagen kamen die Leute des Waldes wieder zusammen und trugen das Weib des Holzers fort aus dem Hause unter den Wänden und hinaus durch die Felsschluchten auf den kleinen Gottesacker des Walddorfes.

Hans stieg hierauf tagelang in dem Felsenthale umher und suchte nach seinem Bruder.

Er fand ihn nicht. Da schloß er sich einzig und ganz an seinen Knaben. Im Waldlande, in der Nähe der Holzgeschläge, in welchen der Hans arbeitete, haben sie sich aus dicken Baumrinden eine Klause gebaut.

In dem unwirthlichen Felsenthale hatten sie nichts mehr zu suchen. Drei Jahre nach dem Naturereignisse, im Hochsommer verschmolzen und verschwemmten die letzten Reste der niedergestürzten Schneelawine, und da fanden sich neben dem zackigen Felshorn im Schutt halb begraben die Gebeine des armen Jok. Neben ihm lag noch die Axt und ein zugespitztes Scheit, und der Block, mit dem er in den letzten Tagen vor dem Unglücke an dem Hang Pfähle in den Boden getrieben hatte. Die treue Seele hatte

das drohende Unheil geahnt und wollte durch solche Schutzpfähle das Haus des Bruders noch retten. Da sind die wilden Gewalten, die keine Lieb' erkennen, über das Bruderherz hingefahren.

Im Felsenthale wächst heute kein einzig Hälmlein mehr — Alles Schutt und Gestein. Von dem letzten und einzigen Hause haben tosende Gießströme längst die letzten Reste davongeschwemmt, und an den Hochmulden steigen immer tiefer und tiefer die Gletscher nieder.

So sind aus diesen verlorenen Schründen die letzten Menschen verdrängt worden. Im Waldland draußen lebt heute noch der Hans als alter Mann. Er lebt still in sich und ist ergeben; nur im Frühjahre, wenn im Hochgebirge die Lawinen stürzen, hebt er an zu zittern und umfaßt seinen Sohn mit beiden Händen.

Sein Sohn, nun, das ist ein hübscher kräftiger Bursche geworden; von frühem Morgen bis in die späte Nacht arbeitet er im Walde. Aber der Hausbau im Dorfe ist heute noch nicht begonnen. In der Dürftigkeit muß auch der junge Holzer sein Leben verbringen, darf vielleicht gar sein Herzenslieb nicht

freien, weil er kein Daheim hat. Wen ſoll er darob anklagen? Etwa die Mächte der Natur?

Wenn der Burſche daran denkt, wird es ihm manchmal ſchier krampfig im Herzen. Aber hinſchleudert er den Gram, daß er in die Tiefe fährt wie eine Schneelawine, und hell aufjauchzt der Burſche, daß es im grünen Walde und in den ſonnigen Hochwänden des Gebirges vielfach wiederhallt.

Der Feuerbart.

Eine Geschichte aus meiner Wanderzeit.

„Ööia wirds ma noh gehn,
Bin nit reich, bin nit schön,
Mit da Liab gonz allaon
Konn sich's ah nit dathoan.

Mit da Liab gonz allaon
Konn sich's ah nit dathoan
Und von Busserle gebn
Konn Oans doh ah nit lebn!"

So sang ein halberwachsenes Mädchen in der Wirthsstube des Weilers, während es mit einem breiten Messer blauen Enzian schnitt und in einen Kübel strich.

„Wenn du's nur einsiehst, Wabili! 's ist gottswahrlich hohe Zeit," sagte die alte Wirthin. Das Mädchen blickte verwundert auf; das konnte es der

tausend nicht ahnen, was die Mutter mit dem Worte gemeint hatte; das Liedchen hatte ihm, weiß Gott wie oft, in das Ohr geklungen, war ihm im Kopfe gelegen. Hatte es sicher nur so gedankenlos herausgesungen, dabei weder an Lieb', noch an „Bussierle" je gedacht, und nun rief die Mutter plötzlich: „Wenn du's nur einsiehst!"

Das Mädchen nahm seinen Kübel und ging davon; die Alte schüttelte den Kopf und brummte etwas. Dann ging sie zum Tisch, an dem ich saß, und ein früheres Gespräch fortsetzend fragte sie: „Nu, hast dir's überlegt, bleibst oder gehst?"

„Zum Dableiben scheint mir die Sonn' noch zu hell, und zum Gehen —" nicht überall haben sie ein so herziges Mägdelein, wie unter diesem Dache, hätte ich gern dazugesetzt.

„O mein, o mein, das Sonnenlicht wird auch den heutigen Tag nicht überdauern, und nachher willst leicht herumpoltern in der Nacht, bis dich der Böse ins verwunschene Haus lockt!" So sprach die Wirthin und blickte mich so treuherzig an, als ob sie mich lieb hätte wie ihr Kind.

Wie ihr Kind? wie sie ihr Kind, oder wie mich ihr Kind lieb hatte?

Ei, wenn Letzteres gewesen wäre, und wenn ich das gewußt hätte, ich hätte draußen die Nachmittagssonne leuchten lassen, ich hätte dafür bis hinein in die späte Abendstunde in Wabili's helle Aeuglein geblickt.

Doch nein, Wabili hatte gesungen:

„Mit da Liab gonz alloan
Konn sich's ah nit dathoan."

Da kannte ich aber — warum soll ich's nicht treuherzig sagen — daheim in Steiermark ein blondlockig, helläugig Kind, das hatte so oft gesungen:

„Im Herzerl do drin
Wochst a Rosnmarin,
Brockst'n o, g'hört er dein.
Oba treu muaßt ma sein!"

Die Sonne über den Gletschern leuchtete so mild zum Fensterlein herein, und legte eine lichte Scheibe vor mich auf den Tisch — ein Liebesbrieflein aus meinem heimathlichen Thale, daß ich kommen möge.

Wie Heimweh war es plötzlich. Noch zu dieser Stunde auf und der Steiermark zu, das war mein Sinn.

Ich zahlte der Wirthin meine kleine Zeche.

„So laßt's dir leicht keine Ruh' bei uns?" rief die Alte fast ärgerlich. „Daß ich dir's sag', der Wald ist weit, wenn du dich verirrst, wirst an mich denken. Jesus, der wild' Peter, der jetzt wieder allweg herumhuscht und das verwunschene Haus! Gott behüte dich, Wanderbursche, da hast einen Weihbrunn'!"

„Der wilde Peter und das verwunschene Haus?" fragte ich, „was ist es damit?"

„Leicht magst es heut' noch erfahren; leicht wachsen dir die Füß' in den Boden, wenn du ihn siehst, und er schneidet dir das Herz aus dem Leib — dann magst laufen ohne Herz zu deinem Schatz — Gott verzeih' mir die kindische Red'. Oder leicht nimmt er dich gar mit in sein Haus und verzaubert dich zu ganz was Anderem, als du bist. — Du lachst jetzt, willst mir's nicht glauben, so frag' andere Leut'. Wer den wilden Peter fangen will, der geht selbst in die Schlinge, und die Kugel, die ein Jäger nach ihm abschießt, prellt ab von der steinernen Brust des

Mannes und fliegt leicht ins Herz des Schützen zurück. — Weil der wilde Peter sich dem Teufel verschrieben hat mit seinem Blut. Eine Wildfrau hat er im verwunschenen Haus, und Kinder mit Ziegenfüßen und — nein, aber ausreden läßt Einen nicht, jetzt fragst schon wieder nach dem verwunschenen Haus. — Mein, wie die heilige Noburga noch herumgangen ist im Tirolischen, da ist sie an einem späten Abend zu einer Waldhütte kommen und hat dort um Einlaß gebeten. Weil die Leut' aber nicht aufgemacht, so hat die heilige Noburga ein Gebet gesprochen über die Hütte, und seitdem ist diese verwunschen, und Alle werden verwunschen, die in dieselbe eingehen. So ist's — behüt' uns Gott der Herr — auch dem wilden Peter passirt. — Ja und — geh', mir steigt schon der Graus auf, mag nicht mehr weiter erzählen. Wenn du schon einmal fort willst, so wünsch' ich dir noch ein christlich Vaterunser nach."

„Ein christlich Vaterunser kann nicht schaden," entgegnete ich, „dank' Euch, Frau, für Eurere Herzlichkeit; ich möcht' einen Segen sprechen über jedes Haus, das

mir, und war's auch nur für ein kleines Stündlein, eine freundliche, gastliche Stätte bereitet hat!"

„Zuletzt kannst wohl gar auch einen Segen für das verwunschene Haus?" rief mir die alte Frau noch zu.

Ich nahm meinen Stock, trat aus der Schenke und auf die einsame Straße. Ich hatte mich noch einmal nach Wabili umgesehen — doch wozu meinen Abschiedsgruß einem Mädchen, das — weiß Gott — nicht einmal mit der Lieb' genug hat!

Ich habe so ein Kind seither nicht wieder gesehen.

Die Sonne glitt doch eher hinter den schneeigen Scheiteln der Alpen nieder, als ich es vermeint hatte, und bald lag kühler Schatten in dem engen Hochthale, und ich schaute mit Sehnsucht empor zu den rothglühenden Felszinnen. — Das stille, wunderbare Leuchten, wie es niederlächelte in das tiefe, dunkle Thal zu dem armen, einsamen Wanderer in der Fremde!

Es war aber doch ein unheimliches Wandern an demselben Herbstabend. Es war schon Dämmerung, der Weg führte über eine Hochwiese.

Da ſah ich eine ſonderbare Mannesgeſtalt, die vor mir hinholperte. Am Rücken unter einem weiten, falben Mantel trug ſie einen ballenartigen Gegenſtand, und vorn ein zerlegtes Schußgewehr, von welchem ich nur das Rohr glänzen ſah. Unter der tief herabhängenden Hutkrempe wucherte ein feuerrother Vollbart hervor, und aus einem grünlich funkelnden Augenpaar ſchoß mir ein grelles Blitzen zu, wie ich nun ſo an dem Manne vorüber ging.

Ich kam in eine Waldſchlucht.

Neben mir rauſchten die Fluthen der Roſana, über mir brauſte der ſich erhebende Wind im Tannenforſt, und oben flog der Halbmond von einer Wolke zur anderen. Vor mir hatte ich finſteren, ſich ſtets dichter und dichter wölbenden Wand, durch den nur ſpärliche Mondlichtstropfen auf meinen ſchmalen, holperigen Weg niederſickerten. Und hinter mir, kaum vierzig Schritte, ging die wüſte, verdächtige Geſtalt, die langſam ſchritt, wenn ich langſam ging, und die zu laufen anhub, wenn ich meine Schritte beſchleunigte.

Ich war ein wenig aufgeregt. Ich ließ meinen Wanderſtock im Geſteine recht tüchtig raſſeln, daß zu-

weilen Funken sprühten; ich wollte dadurch der wüsten, verdächtigten Gestalt hinter mir meine Kraft und Entschlossenheit andeuten. Aber diese hinkte ungemein rührig nach, was mich zum Vorwärtseilen sehr ermunterte.

Nun wollte es mich schier gereuen, daß ich nicht in der gastlichen Schenke geblieben. Jetzt war die Nacht da, und es war die Wildniß da, von der ich kein Ende wußte, und es war der Feuerbart hinter mir. Dann fiel mir zum Ueberflusse gar auch noch der wilde Peter und das verwunschene Haus ein.

Ich begann nachzusinnen, wie ich mich am Hange verstecken und den verdächtigen Mann vorüberziehen lassen wollte; aber rechts war der Abgrund des brausenden Flusses und links das Gewände. Da sah ich aber doch im Mondlichte, wie sich quer über das Gefelse hinan ein Fußsteig zog, der vom Wege weg durch Gebüsch und junge Tannen verdeckt war. Da bog ich ein und schlich auf dem Moosboden und ließ den Stock nicht mehr rasseln. Hier wollte ich warten, bis der Mann einige Zeit vorüber sein würde, und dann langsam den Thalweg weiter wandeln; endlich mußte ich ja doch wohl zu einer Schutzstätte kommen.

Der unheimliche Mann ſchritt emſig heran und — bog auch ab in das Gebüſche, wo die jungen Tannen ſtanden. Daß er mich bemerkt haben ſollte, konnte ich nicht glauben, ich huſchte alſo noch weiter zurück gegen die Wand — er mir nach. Ich eilte den ſteilen Fußſteig hinan, — und er mir nach. Jetzt war mir der Ausgang abgeſchnitten; wollte ich nicht zurück und knapp an meinem Verfolger vorüber, ſo mußte ich vorwärts, aufwärts über das mondbeſchienene Gefelſe. Das Letztere zog ich vor und eilte wie eine Gemſe über das Geſtein. Der Sturmwind toſte an den Wänden und rauſchte unten in den dämmernden Wipfeln des Waldes. Endlich kam ich auf einen glatten, moosigen Plan, bewachſen von Lärchenzwergen und Wachholderſträuchen; und es kam wieder der hohe Wald mit ſeiner Finſterniß und mit ſeinem Rauſchen, und fortwährend peitſchte er mir welke Lärchennadeln in das Geſicht. Da ſtand ich plötzlich vor einer kleinen Hütte. Sie kauerte zwiſchen Felsblöcken und Rieſenſtämmen; durch ihre papierenen Fenſterſcheiben ergoß ſich dunkelrother Schein.

Müde und abgeſpannt, wie ich war, öffnete ich die

niedere Thür, stolperte über ein keifendes Hündchen und über ein schreiendes Knäblein, und stand in der rauchenden Klause. Mitten in der Hütte, auf dem braunen Erdboden, zwischen Steinen brannte ein Feuer — das Herdfeuer, und dabei kauerte ein gebräuntes, spärlich gekleidetes Weib, das in einem Topfe rührte und einen halbnackten Säugling an der Brust hielt. Nach der wüsten Gestalt draußen und all' den Phantasien, die ich daran geknüpft, und denen ich nun entronnen war, hatte dieses Bild etwas gar Anheimelndes.

Das Weib ließ einen Augenblick das Rühren und sah mich sehr befremdet an. Die Flammen leckten gegen ihre losen Haare hin und stellten das markirte, finsterblickende Antlitz in eine ganz eigenthümliche Beleuchtung.

„Ich bitt' Euch, Frau, daß Ihr unter Euerem Dache für diese Nacht eine Herberge für mich haben möget!" sagte ich und rückte höflich den Hut.

„Halter ja, kunnt sich schicken," antwortete sie unwirsch, „dein' Kopfstacken magst bei uns schon aufbehalten, aber den Buben tritt mir nicht todt, ist mir lieber. Was gehst denn im Wald herum, wenn du

nachher das Haus nicht g'rathen (entbehren) kannst; hätt' dir's leicht der lieb' Herrgott auf den Buckel binden sollen, wie der Schneck?"

„Ihr — Ihr brennt Euch's Haar an!" warf ich ein, denn ich war wirklich um die schönen, reichen Locken besorgt, nach denen die Flammen leckten.

„Irrt dich das leicht?" versetzte sie, „für was stünd' der heilige Floriani auf der Wand? Jetzt geh' einmal von der Thür weg, du Langweilig, und setz' dich nieder!"

Ich wußte, das war gastliche Gewährung; nach dem Niedersetzen hatte ich selbst schon geforscht, aber wo? Ein paar rußige Blöcke standen da, neben dem mächtig weiten Strohlager, und eine wurmstichige Truhe. Ich setzte mich auf einen Block und suchte den weinenden Jungen so durch „Kniepatschen" und andere Zärtlichkeitsbezeugungen zu mir zu locken, um ihm zur Besänftigung ein Feldkircher Kipfelbrot zu schenken. Der kleine Schlingel zeigte mir die Zunge, aber das Kipfelchen schien ihm doch nicht ganz gleichgiltig zu sein.

Das Weib achtete nicht auf mich. Als es am

Feuer Alles in Ordnung gebracht hatte, ſetzte es ſich auf einen Stein, wiegte den Säugling, und begann dabei in halbleiſem Tone folgendes Lied zu ſingen:

„Die Schönſte aus Allen
Im fürſtlichen Land,
Kann's ſchöner nit malen
Ein' engliſche Hand,
Maria mit Namen,
In ihrer Geſtalt
All' Schönheit beiſammen,
Gott ſelbſten gefallt.

Das Haupt iſt gezieret
Mit guldener Kron',
Den Scepter ſie führet
Im himmliſchen Thron,
Ein' mächtige Frau,
Ihr engliſcher Schritt
Der hölliſchen Schlange
Den Kopf ſie zertritt.

„Gib' fein Fried', Hansli!" rief sie sich unterbrechend dem Knaben zu, „lug, die Himmelmutter schaut dich schon harb an!"

Der Knabe wendete seinen hellen Blick erschrocken gegen ein beräuchertes, in Glas gefaßtes Marienbild, das an der Wand hing, dann wurde er mäuschenstill.

Das Weib fuhr fort:

„Wohlan denn, o Jungfrau,
Wie glänzt nit die Sonn',
Maria weit schöner
Als Sterne und Mond;
Viel Strahlen der Tugend,
Die schönste sogar,
Den wahren Sohn Gottes
Der Welt sie gebar!

Kein Stern ist auf Erden,
Kein Blümlein florirt,
Daß man's kunnt' vergleichen
Mit Maria geziert;
Die Veilchen und Rosen

Verwellen sobald,
Maria ihr' Schönheit
Auf ewig behalt!'

Die Herdesflamme selbst hatte zu knistern aufgehört und brannte still, wie das ewige Licht am Altare.

Der Säugling schlummerte.

Da schnellte jetzt plötzlich die Thür auf, und hereinpolterte — mein Verfolger, der Mann mit dem feuerrothen Barte.

Sogleich wollte er seinen weiten Mantel und Einiges, was darunter war, abwerfen, aber als er mich sah, stand er einen Augenblick unbeweglich, und starrte mich an; dann zog er seinen fast formlosen Hut vom Kopfe, daß die röthlichen Haarstruppen emporstanden und ich wieder die zuckenden Blitze seiner Augen sah.

„Dableiben will er," bedeutete ihm das Weib, auf mich weisend.

„Ho, ho, das ist gar derselb' Schußbartl, dem ich nachgelaufen bin wie närrisch, und den ich nicht hab' erwischen mögen. Weil Eins doch auch wieder einmal gern mit einem fremden Menschen plaudert.

Jager, dasselb' hab' ich gleich gesehen, bist keiner, Mannbua, und einheimisch bist auch nicht im Gei, sonst wär'st an mir nicht vorübergegangen. Und so, so leg' ich in Gott'snam' ab."

Er warf seinen Mantel weg, ließ einen Ballen Alpenkräuter und einen todten Hasen zu Boden gleiten, und lehnte die Theile seines Gewehres in den hintersten Bettwinkel. Sein grober, fahlfarbiger Anzug war reich beflickt und glänzte stellenweise vor Fett und Harz. In einem der weiten, niederen Stiefel, die bis über die halben blaubestrümpften Waden reichten, steckte eine braune, platte Flasche, die ich so im Hinschielen für einen Schnapsbehälter hielt. Die Hände und das Gesicht des Mannes waren schier so braun und knorrig, wie die rauhberindeten Zimmerwände der Hütte.

Jetzt bückte er sich nieder, holte aus einer Tasche Katzensilbersteinchen hervor und hielt sie dem Knaben hin. Dann wendete er sich gegen mich und sah mich lange und fest an. Seine sprühenden Blicke gingen mir gluthheiß durch Mark und Bein.

„Daß du dich nur gleich so hereintraut hast, ins verwunschene Haus!" sagte er plötzlich.

Ich bin sonst nicht furchtsam aus Aberglauben, aber ich erschrak ordentlich über dieses Wort. So war ich also in dem verwunschenen Hause? —

„Bist leicht ein reisender Handwerksbursch?" fragte der Mann, sich eine lange Pfeife anzündend.

„Ja, so was dergleichen," stotterte ich. Seiner Zeit wäre das wahr gewesen, an diesem Tage aber nicht mehr. Doch ich wußte, daß bei solchen Leuten das eine bessere Empfehlung für mich war, als wenn ich mich als wandernder Studiosus vorgestellt hätte.

„Was kannst denn nachher?" fragte der Mann und stellte sich aufrecht, daß sein Haupt in den Rauchwolken schier verschwand.

„Die Schneiderei," antwortete ich schnell, und diesmal log ich wahrhaftig nicht.

„Der plauscht dich an, daß du blau und grün wirst, Peter," rief das Weib und legte das schlafende Kind auf das Stroh, „die letzt' Nacht hat mir so viel von Hühnereiern träumt, und mein Ahndl hat ein- und allemal gesagt, daß man d'rauf gern angelogen wird."

„Wenn du schon dableiben und mit uns Kasuppen

essen willst," sagte die Stimme in den Wolken, „so wirst es von blutarmen Leuten auch nicht umsonst haben wollen. Schau das Hösli von mein' Buben an, guckt ihm vorn das Knie heraus und hinten was ander's. Nadel und Zwirn haben wir daheim, gelt, Weibli?"

Wie war das jetzt gemüthlich, als der Kleine aus dem Höslein schlüpfte, und in seinem nicht ganz einfärbigen Hemdchen um das Herdfeuer huschte, wie ein vorwitziger Citronenfalter.

Die Ziegenfüße, von denen die Wirthin sprach, mußten an dem Kleinen in neuester Zeit wieder in Menschenbeine umgezaubert worden sein, wenigstens sahen sie solchen auf's Haar ähnlich.

Ich saß auf der Truhe und drehte das Höslein nach allen Seiten, und schnitt einen Lodenfleck zu, und fädelte die Nadel ein, und begann wacker zu schneidern, wie mir's mein guter Meister seiner Tage gelernt hatte.

Der Feuerbart rauchte aus seiner großen Pfeife von Wachholder, die er sich selbst geschnitzt haben mochte, und an welcher zum Theile noch die Rinde

klebte. Er hatte sie mit dürren Blättern gestopft, die er mit innerer Genugthuung „Tabak" nannte, meines Erachtens aber unter einer herbstlichen Buche gesammelt haben mochte. Als dieses Kraut nun so brannte, setzte er sich auf einen der Holzblöcke, schäkerte mit dem Knaben und brummte mit dem Weibe, bis diese die dampfende Milchsuppe in eine hölzerne Schüssel schüttete, ein Stück Käse hineinbröckelte und so damit zu meiner Truhe kam. Alle Drei suchten ihre Holzlöffel hervor, der Mann schob auch mir einen solchen hin und lud mich zum Essen ein.

Ich genoß nicht viel von der Kässuppe, denn ich hatte mit der riesigen Holzschaufel meine Pein. Ich griff alsogleich wieder zu meiner Flickarbeit, während mir der Citronenfalter eine Spanfackel vorhielt, da das Herdfeuer bereits in ein Häuflein Gluth zusammengeschrumpft war.

Als ich so nadelte, dachte ich an die Worte der Wirthin über das verwunschene Haus, in welchem man zu ganz was Anderem verzaubert wird, als man ist. Wie sich doch das bei mir gleich zugetragen hat: ein fahrender Student noch vor einem Stünd-

chen, und jetzt ein leichtes, behendes, ehrsames Schneiderlein. Unglück ist eine solche Verzauberung just kein's; das Handwerk hat einen goldenen Boden, nur daß man aus lauter Kieselsteinen und Hungertüchern nicht dazu kann. Nebenbei angemerkt kenne ich fahrende Studenten, die oft in ein ganz Anderes verzaubert werden, und deshalb, oder trotzdem auf keinen goldenen Boden kommen.

Ich hatte einen recht langen Faden angefädelt und überließ ihn den Fingern und der Nadel, während ich Zeit hatte, an die Geheimnisse des verwunschenen Hauses zu denken.

Dann that ich plötzlich die Frage an den Feuerbart: „Lebt Ihr jahraus jahrein in diesem einschichtigen Hause?"

„Meinst leicht, wir stromern auch so herum, wie ein vazirender Handwerksbursch?" entgegnete er und trank die letzte Suppenneige aus der Schüssel, und leckte noch einige Käsreste auf. — „Mag's nicht leugnen," fuhr er dann fort, „bin auch einmal so Einer gewesen, hab' auch einmal gemeint, der junge Bursch gehört in die weite Welt hinaus und soll selbander

sein gutes Fortkommen suchen. Hab's nicht schlecht gehalten mit den Leuten, hab' für's Vaterland, wie sie sagen, auch was thun. Und schau, das Vaterland hat mir zu Lohn einen sauberen Bettelstock geschenkt, und die Leut' haben mich — pfui Teufel!" — Er schob die leere Schüssel auf die Herdsteine hin, daß sie schrillte. Dem Kleinen fiel über die Wildheit seines Vaters der Span zur Erde, daß er verlosch.

„So, das ist die rechte Lichten, wenn Unsereins von der Welt was erzählt," sagte der Mann, und wir blieben im Dunkeln, so daß ich in meiner Arbeit Feierabend halten mußte.

„Und ich will," fuhr der Feuerbart mit dumpfer Stimme fort, „ich will dir was erzählen von der Welt, Mannbua, weil du schon da bist. 's ist uns kein' Ehr, das sag' ich dir zuvor. Die schöne Welt, heißt es; halt ja, für Geldprotzen und Lumpen mag sie schön sein, für einen armen, ehrlichen — verworfenen Mann nicht. Wenn sie mich früher gescheidt gemacht hätten, wär' ich früher ein Lump geworden. — Geh' du in's Nest, Hansli!"

Später, als aus der Herdgluth wieder die bläuliche Flamme zuckte, fuhr er fort:

„So wohl! jetzt seh' ich schon zurück auf meine goldene Lebenszeit — aber dasselb' sag' ich, der Jud giebt keinen schlechten Groschen dafür. — Draußen im Innthal ist meine Heimath gestanden. Mein Vater ist Müller gewesen und hat schneeweiße Kleider tragen — hat sich's gleichwohl nicht denkt, daß sein Bub' einmal so schwarz werden sollt'. Zwei Laufer haben in unserer Mühl' geklappert Tag und Nacht; ein armes, bildsauberes Mädeli hat Mehl zusammengekehrt, hat Säck' gefüllt und ist wohl zu brauchen gewesen. Daß die Maid alleweil Mühlstaub auf ihrem Mund gehabt, dasselb' hab' ich nicht recht leiden mögen, und hab' ihr ihn gern weggeküßt."

„Das kennt Eins gleich, daß du ein Müllerbub' bist," rief das Weib d'rein, „dein Maul geht dir zuweilen, wie eine Beutelklapper."

„Du Donners Weibli, ist's eine Schand'?" schrie der Feuerbart, — „ja leicht gar, mein Vater hat's freilich wohl gemeint! Weggerissen hat er mich vom Mädeli, weil's so blutarm, wie eine Kirchenmaus, die

sich nur so in die Mühl eingebissen, zum Schmaus. Und weggerissen hat er mich von ihr, auch ihrer Großmutter wegen, die mit den Hexen Freundschaft haben soll, und in der ganzen Gemein' verachtet gewesen ist. Ich hab' das Gered' mein Lebtag nicht geachtet — und hätt' ich's geglaubt! — Ich bin selbunter ein Bursch gewesen mit Schick und geraden Gliedern, selber verhext, hab' ich nach keiner Hex gefragt. Mein Vater aber ist ein Mühlstein gewesen, der — zum Militär hat er mich geben! Meiner getreuen Liebschaft wegen hab' ich zu den Soldaten müssen, und da sind sie kommen und haben mich fortgezogen von Heim, hinaus — hinaus in die weite Welt. Ist gut, denk' ich, wenn's schon sein muß, und da ist mir schon all' des Teufels gewesen. Hab' angehebt, lustig und toll, wie ein rechter Tiroler sein muß. Kein Mensch hätt' mir's glauben mögen, daß mein Herz da drinnen Tag und Nacht zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt worden ist. — Ein halb Dutzend Sonnwendtage sind kommen, aber in mir hat sich nichts wenden wollen; dasselb' mühlstaubig Mädeli — Dummheiten!"

Der Mann machte eine abwehrende Handbewegung, dann beugte er sich über seine Knie und zerrte und zerrte krampfhaft an den blauen Strümpfen.

„Ist nachher der italienische Krieg kommen," fuhr er gedämpft fort, „laß's gut sein, hab' ich mir denkt, laß dich todtschießen, bist auf einmal draußen aus der dalkerten G'schicht. — Aber schau, wie so die Hörner blasen und wir vor den Feind rücken, da hat's mich auf einmal packt — wild bin ich worden! wild über die ganz' Menschenbrut, die sich martert ohn' Unterlaß, und zerfleischt wie ein räudig Wolfsgezücht — über die bestialisch' Menschenbrut, die sich mit Wollust erzeugt und mit Wollust verzehrt, die all' ihrer Tage von Bruderlieb' faselt und dabei das Messer schleift zum Brudermord. Wie ein Best bin ich hergefallen und hab' gewürgt, und wenn mein leiblicher Vater vor mir gestanden — all' eins wär' mir's gewesen zu derselbigen Stund' —"

Der Mann hatte die Fäuste geballt und sich aufgerichtet.

„Thust aber wieder grobe Reden," sagte sein Weib schüchtern.

Er sank auf den Stockel zurück und fuhr fort:

„Von demselben Feldzug haben sie mich auf einem Zeugwagen heimtransportirt; — eine piemontesische Kugel ist mir in die Kniescheibe gefahren. — Mein Lebtag, wie hat's daheim ausgeschaut! Mein Vater ist todt, die Mühl' an Gläubiger vergeben gewesen, und Alles herabgekommen zum Elend. Mir haben sie gar nicht aufmachen wollen, wie ich, der Krüppel, klopft hab' an der Thür. — Wie tief der Dumpf in der Radstub', das hätt' ich zu derselben Stund' gern gewußt — gern! aber da haben sie mich zum Amt rufen lassen. Der Amtmann hat mich am Arm in seiner Stube ein paarmal auf- und abgeführt, weil ich allein völlig nicht hab' gehen können, und er hat mich mit schönen Worten, wie sie solche Leut' schon einstudirt haben, gelobt wegen meiner Tapferkeit in der Vaterlandsvertheidigung, und hat mir — halt damit ich mich in Ruh' setzen kann — den Abschiedsschein gereicht, und hat mir wegen meiner vielen, schweren Dienstjahre und wegen meiner Bravheit — das Betteln erlaubt im ganzen Tirolerland."

Still war der Mann einen Moment, still, als ob

ihm die Stimme erstickt und der Gedanke erstarrt wäre, aber aus seinen Augen zuckten wilde Blitze. Plötzlich aber fuhr er auf: „Zu Grund gerichtet haben mich die Leut', du Herrgott im Himmel! — Wegen was denn? — Meine jungen Jahr' hab' ich dir geopfert, Vaterland! Mein Blut hab' ich für dich verspritzt, mein ganzes Leben hab' ich dir dargebracht! Und du mir nichts, als die Krücke, den Bettelstab! O — -- —"

Die Hände schlug er sich in das Gesicht — ich meine, er hat geweint.

Nach einer Pause fuhr er in dumpfer Ruhe fort: „Nu's Mädeli hab' ich nicht vergessen gehabt. Das hat noch gelebt, arm und veracht', und hat auf mich gewartet. So sind wir jetzt zusammengangen, und so hat sie mir mein trocken' Brot halt suchen helfen, und herausgraben aus den Steinen des Vaterlandes. — Wie ist's nachher gewesen, Christli? Haben die Leut' nicht gesagt, wir zwei ledige Leut' sollten nicht so miteinander gehen, 's thät sich nicht schicken. — Ei freilich thät sich das nicht schicken auf dieser heiligen Welt! — Nu, heirathen wir halt, haben wir gemeint;

— ja, auf die Elendkammer leicht! haben ſie geſagt, und haben uns wegen unſerer Armuth den Ehſtand nicht zugeben. Das iſt wohl ein ſackeriſch geſcheidtes Wort geweſen von den Leuten, aber wir haben es nicht verſtehen mögen, und wir haben zuſammengehalten wie vor und eh'. Oder hätten wir auseinander gehen und daſtehen ſollen, armſelig, ohne Beiſtand, mutterſeelenallein? Hätten wir ſo verderben ſollen? — Der Amtmann hat's verkündet und der Pfarrer hat's verkündet, daß uns die Leut' keinen Unterſtand mehr geben ſollten in der Gemein' und im Thal. Und ſo ein Verkünden wirkt was aus, wir haben es gleich erfahren. Wo wir angeklopft, iſt Niemand daheim geweſen, und wen wir auf der Gaſſen angehalten haben, der hat uns in chriſtlicher Barmherzigkeit ein Helfgott geſchenkt. So haben wir um nichts mehr gebeten und für nichts gedankt, fort ſind wir — fort in die Wälder und in dieſe Wildniß herauf. — — Steck' einen Span an, Chriſtli! Alleweil im Finſtern — iſt recht, wen's freut — mich nicht. Ich ſag dir's, Mannbua, da in der Wildniß heroben iſt's mir dreitauſendmal lieber als draußen,

im hochmüthig frommen Innthal. Ich will und ich mag nichts von der Welt, und seit ich den Leuten keinen Dienst mehr weis', lassen sie mich in Ruh'. — Sie thäten 's nicht; mit den Hunden davonhetzen und Ketten anschmieden, das thäten sie mir am liebsten, aber — 's will sich Keiner herein getrquen in das verwunschene Haus, von dem seit alten Tagen die Mähr geht, daß Jeder, der über die Schwelle tritt, durch einen Zauber verwandelt wird. 's mag wohl was Wahres d'ran sein; bin ja selber, wie ich eingetreten in diese dunkle, verlassene Hütte, die wegen der Sage gemieden ist, verwandelt worden, vom Kaiserjäger zu einem Wildschützen, vom Menschen schier zu einem Thiere des Waldes. So weit haben sie mich gehetzt, und jetzt fürchten sie mich und mein Haus. Zuweilen ein schmucker Jäger, der steigt wohl herauf, und schnuppert um die Hütte und schleicht wieder duckmausig davon. O, Alle wissen's, daß ich ein Wildschütz bin, weil sie aber die Christli nach dem Gered' von ihrer Großmutter für eine Hex halten, und weil sie meinen, die Christli hätt' mich Allerlei gelehrt, und ich könnt' die Kugel, die nach mir geschossen wird,

mit einem Blaſer ins Herz des Schützen zurückſchicken — ſo traut ſich Keiner über mich. Nicht der Glauben hält die Leut' da unten im Zaum, ſondern der Aſterglauben, und wenn ſie den nicht hätten, ich mein', ſie wären ärger wie die wilden Thier'. — So laſſen ſie uns ſauber in Fried' — und wenn ſie von Weitem den wilden Peter hinken ſehen, ſo ſchlagen ſie ein großmächtiges Kreuz, und ducken ab. — 's wär' ein Herrenleben da heroben, aber" —. Er zog das platte Fläſchchen aus ſeinem Stiefel, ſtreifte die Lederhoſe über das Knie, und begann auf dieſem mit dem Inhalte der Flaſche zu reiben. — „Das Vaterland da juckt mich allweg noch, und gar, wenn das Wetter umſchlägt. Muß halt mit dem Tannenſaft nachhelfen. Haben ja Alles im Wald, was wir brauchen, gar die Apotheken; unſer Herrgott wird auch nicht weit ſein, und ſo fragt Ein's keinen Teufel nach den Leuten."

Der Feuerbart ſtand auf, und indem er murrend die letzten Worte wiederholte, hing er ſeine Pfeife an die Wand — um den Hals des heiligen Floriani.

Der Hansli wälzte ſich vorwitzig auf dem Stroh umher und machte Purzelbäume, daß ihm ſein nicht

ganz gleichfärbiges Hemdchen luſtig über den Kopf ſchlug. Und dann hub er ein Geſpräch mit dem todten Haſen an, und zog ihn zu ſich in das Bett hinein.

Sein Höſelein war in meiner Hand endlich wieder gut geworden, und das Weib nahm und prüfte es und bedankte ſich gar fein für meinen Fleiß. Dann brachte ſie einen Arm voll Flechtenmoos und ſtreute es über die Truhe und ſagte, daß ich mich nun d'rauf hinlegen und friedlich ruhen möge.

Und als ich mich ſchon auf dem Lager ausſtreckte, trat noch der Mann zu mir und nach meiner Hand langend, ſagte er: „Es gereut mich nicht, daß ich heut' zu viel mit dir geredet hab'. Wenn du leicht gar noch nichts erfahren, ſo haſt mich ehenter nicht verſtanden; kennſt aber die Welt — gleichwohl du noch ein milchfeines Geſichtlein trägſt — und haſt mich verſtanden, ſo weißt jetzt, wohin der Verlaſſene in ſeinem Elend zu gehen hat — weit fort von den Menſchen, und hinein in die Wildniß. — Wenn du morgen aufſtehſt, und ich in der Tagesfrüh ſchon fort ſein ſollt', ſo kocht dir meine Chriſtli eine Suppe, und

nachher magst, wenn's dich freut, deiner Wege gehen; und willst eine Weil' bleiben unter unserem Dach, so bist uns für das täglich' Brot auch nicht feil. Jetzt beschütz' dich Gott!"

Er schickte sich an, zu Bette zu gehen, und der Hansli hielt ihm schon von Weitem die offenen Aermchen entgegen.

Christli kniete hin vor das Marienbild und betete leise:

„Der Tag ist vergangen,
Die Nacht ist schon hier,
Gute Nacht, o Maria,
Bleib' ewig bei mir!"

Dann löschte sie das Licht aus. Ich hörte in der Hütte nur noch einiges Poltern, dann ein Gemurmel, wie ein Gebet, dann ein Rauschen im Stroh — dann war es still in dem verwunschenen Hause, und nichts war vernehmbar, als das Brausen des Windes draußen in den Tannen.

Am Morgen des anderen Tages setzte mir das Weib der Waldhütte in seiner derb herzlichen Weise

noch eine Brotſuppe vor. Ich aß, dankte, ſchenkte hernach dem Citronenfalter eine kleine Münze und verließ das Haus. Den Feuerbart hatte ich an demſelben Tage nicht mehr geſehen, der war ſchon zur frühen Stunde fortgezogen hinaus in den herbſttrüben, rauſchenden Wald.

Er wandelt vielleicht noch heute den Weg des Verſtoßenen in der Wildniß.

Auf der Todtenwache.

Eine Geſchichte aus der Waldheimath.

Es wird hier kurz und ohne Schmuck ein Erlebniß aus Kindestagen erzählt.

— Mein Vater litt in den Vierziger Jahren an einer langen Krankheit. Es war selten wer um ihn, als sein ältestes Söhnlein. Auch der Jäger Wolf saß zuweilen neben auf der Ofenbank und freute sich, wenn dem Kranken der gespendete Hirschbraten recht gut mundete. Und der Hirschbraten stellte meinen Vater richtig so weit wieder her, daß dieser eines Tages, es war im August um die Zeit des Maria-Himmelfahrtsfestes, zu mir sagte: „Kleiner, jetzt werd' ich doch endlich wieder was anfangen müssen. Was meinst, zum Korbflechten wär' ich wohl stark genug?"

Und am nächsten Tage gingen wir schon zur Morgenfrühe aus und gegen die sogenannte Wildwiese

hinauf, wo viele Weiden wuchsen. Die Wildwiese war oben in den hinteren Waldungen. Oft blieb mein Vater unterwegs stehen, stützte sich auf seinen Stock und rang nach Luft, und dann fragte er mich immer, ob ich ein Schnittchen Brot beißen wolle.

Als wir über die Schafhalde hinaufgekommen waren, wo der junge Lärchenanwachs noch im Morgenthaue stand, sahen wir im Dickicht einen Mann dahinhuschen, der ein Stück Hochwild über der Achsel trug und ein Schießgewehr hinter sich herschleppte. Er duckte sich so sehr, daß nur ein paar kohlenschwarze Haarfetzen von seinem Haupte zu sehen waren.

Als diese Gestalt vorüber war, blieb mein Vater wieder stehen und sagte: „Hast geguckt? Das ist der schwarz' Toni gewesen."

Der schwarz' Toni war ein Mann, vor dem sie überall die Thüren verriegelten.

„Ja Kind," sagte der Vater, als wir uns auf den Stamm eines gefallenen Baumes gesetzt hatten, „ist hart für einen Menschen, dem's so geht, wie dem Toni. Der hat sein Lebtag nicht Vater und Mutter gesehen. Als Kind ist er aus dem Findelhause in unsere Ge-

gend gebracht worden. Freilich, nicht aus christlicher Barmherzigkeit, sondern des wenigen Geldes wegen, das mit ausgezahlt worden, hat ihn ein armes Köhlerweib an Kindesstatt genommen. Halb erwachsen hat sich der Toni im Wald herumgetrieben, kein Mensch hat sich nach ihm gekehrt; so ist er verwahrlost und verwildert. Wie das Köhlerweib sieht, der Ziehsohn bringe nur Schande, so hat sie gesagt: Toni, du Lump, bei mir bist nimmer daheim! — Wo denn? hat sich d'rauf der Toni gefragt, aber überall, wo er angeklopft, ist ihm die Thür verschlossen gewesen. Mögen ihn die Menschen nicht, so giebt er sich mit den Thieren des Waldes ab — verlegt sich aufs Wildern. Vor einem Jahr hat ihn der Jäger Wolf in das Zuchthaus gebracht; aber jetzt wieder frei, mag ihm kein Mensch gern begegnen, gleichwohl ich nicht glaub', daß er wem was zu Leide thät'. Schlecht, sag' ich, ist er nicht, aber verkommen durch und durch; und so, mein Büblein, wird oft ein Mensch hinausgestoßen auf die schiefe Straße, und so rutscht er ab und kann sich nicht mehr halten."

Nach diesen Worten schritten wir wieder langsam

dahin, und nachdem wir durch viel Wald und schattendunkle Schluchten gegangen waren, kamen wir endlich zur Lichtung der Wildwiese. Theilweise lag sie noch im Schatten des Teufelssteinberges; die Bachweiden aber, die in einer langen Reihe hin standen und sich über ein stillrieselndes Wässerlein wölbten, schimmerten in dem lichten Sonnentag, als ob sie alle silberne Blätter hätten. Die Wiese war bereits gemäht und das Heu fortgebracht; sehr still und verlassen lag die Matte. Es wuchsen blaue Enzianglocken und es war schon die Zeitlose da.

Wir kamen um die Weidenruthen, die am Bache standen. Wir gingen quer über die Wiese bis hin zum Rande, wo wieder die sehr hohen Fichten des Waldes begannen und wo ein rothangestrichenes Kreuz stand, dessen Dachbrettchen reichlich mit Moos bewachsen waren. Hier wollten wir vor der Arbeit uns ein wenig setzen und ein Stück Brot verzehren. Aber noch ehe der Vater sich niederließ, sah er lange und unverwandt auf eine Stelle hin.

Am Fuße einer Weißtanne lag ein Mann. Ein Jägersmann mit einem Schießgewehr; die Locken

gingen ihm über Stirn und Auge, man wußte nicht, ob er denn wirklich so fest schlafe, als es aussah.

Mein Vater trat endlich hinzu, schob aber mich mit der Hand hinter sich zurück. Dann sahen wir es: Der Mann lag in einer Blutlache; der aus einer Halswunde sprudelnde Quell war bereits gestockt.

Mein Vater legte die Hände ineinander und sagte ganz leise: „Jetzt haben sie da den Jäger Wolf erschlagen!“

Als ich hierauf zu weinen begann, hob mich mein Vater empor zu seiner Brust; und wie ruhig er auch scheinen wollte, ich hab' es doch wahrgenommen, wie sein Herz so heftig schlug.

Dann untersuchte er den Erschlagenen — die Augen waren gebrochen, die Lippen fahl wie trocken Erdreich — das Leben war dahin.

„Mit dem Weidenschneiden ist es heute nichts,“ sagte mein Vater, „jetzt muß Einer von uns Leute holen, daß sie den Wolfgang wegtragen; und der Andere wird dieweilen dableiben müssen. Einen Todten kann man nicht allein lassen, so lange er nicht im Grabe ruht. Das Beste wird sein, ich holpere

hinaus in den Brandgraben zu den Holzknechten, und du ſetzeſt dich ſchön ſtill da unter das Kreuz."

Mir gab's einen Stich im Herzen. Wie konnte mir mein Vater das anthun, mich ſtundenlang allein laſſen im Walde bei einem Todten. Aber ich wußte die Wege nicht und hätte die Holzknechte nicht gefunden.

„Freilich, Büblein, iſt das ein trauriges Warten, da," fuhr er fort, „aber wachen muß wer dahier, daß kein reißend Thier kommt und dem Leichnam kein ander Geſchick widerfährt."

Ich ſtarrte auf den Todten.

Mein Vater zog ſeine kleine Axt aus dem Gürtel, mit welcher er die Weidenruthen hauen wollte, und fällte nun Aeſte von den Bäumen und hüllte den Jägersmann dicht mit Reiſig ein. Dann kniete er nieder vor der grünen Bahre und betete ſtill ein Vaterunſer. Und als er ſich wieder erhob, ſagte er: „Und jetzt, mein Knabe, thu' unſerem Mitbruder den chriſtlichen Liebesdienſt, und wache. Die Axt laß ich dir da, die halt feſt. Fuchſen und Raben können leicht kommen; andere Raubthiere weiß ich in der Gegend

nicht. Bis zu den Weiden dort magſt hingehen, aber weiter weg nicht. Ich will recht eilen; bis die Schatten anheben zu wachſen, wird ſchon wer kommen!“

Dann legte er für mich noch Brot unter ein Bäumchen und dann ging er davon. Er ging hin quer über die Wieſe, wie wir hergegangen waren, und er verſchwand in dem Dunkel des Waldes.

Nun war ich allein auf der öden umwaldeten Wieſe und das milde Sonnenlicht war ausgegoſſen über die einſame Matte, über die glitzernden Weiden und über den ſtillen Reiſerhügel am Waldrande. Ich wollte nicht hinblicken auf die ſeltſame Bahre; ich ſchritt gegen das Weidengebüſche, aber mein Auge wendete ſich immer wieder zurück zum rothen Kreuze, und zu dem, was daneben lag.

Der arme Jäger Wolf! ich wußte es noch recht gut, wie er vor wenigen Jahren mit ſeiner Braut und ſeinem Hochzeitszuge an unſerem Hauſe vorübergezogen war. Es war ein heiterer Morgen, wie heute, die Waldhörner und die Böller ſchallten, daß die Fenſter unſeres Hauſes klirrten. Der Wolf war ein hübſcher Burſche geweſen; einen großen Strauß

trug er auf dem Hut, und ein rothes Band ging nieder über seinen Nacken, wo jetzt die Blutstrieme war. —

Ich ging den Weidenbüschen entlang. Manches Zweiglein regte sich und zitterte fort und fort. Hie und da schnellte ein Heupferdchen. Ich bog die Aeste auseinander und blickte in das Wässerlein; das stand still unter dem dichten Flechtwerke, und glitzerte kaum. Ein großgefleckter Molch kroch hervor und nahm seine Richtung gegen mich; da floh ich entsetzt davon.

Dann begann ich mit meinen kurzen Schritten die Schatten der Bäume zu messen, — bis diese zu wachsen anheben, kommen die Leute. — Noch aber wurden sie kürzer und kürzer. Die Sonne stand hoch über dem Teufelsstein und über dem Thalgrunde lag ein bläulicher Duft.

Ich kehrte wieder zum Kreuze zurück und setzte mich auf den Stein, auf welchem sonst andächtige Waldwanderer knieen. Das Kreuz war hoch und hatte keinen Heiland. Weit streckte es seine Arme aus, als wollte es den Wald umfangen.

Ich wendete mich von dem Pfahle und von dem

Bahrhügel und ſah hin gegen den Bergrücken des Teufelsſtein. Die Himmelsglocke lag in mattem Blau, kein Vogel und kaum eine Mücke war vernehmbar. Es war ein faſt traumhafter Frühherbſtmittag, durchklungen von einer ewigen Stille. —

Wildſchützen haben ihn erſchoſſen. Ich ging über die Wieſe und ſagte mir, wenn ich zehnmal über die Wieſe gegangen ſein würde, dann wollte ich wieder den Schatten meſſen. Aber der Schatten duckte ſich noch mehr unter die Bäume, als früher.

Dann ging ich hin zu der verhüllten Leiche des Waidmannes und ſtand lange vor derſelben; ich fühlte kaum ein Schauern mehr. Dann ſetzte ich mich wieder unter das Kreuz und aß ein Schnittchen Brot. Da hörte ich plötzlich ein Kniſtern; ein Reh ſtand und guckte durch das Geſtämme. Zuletzt kam das Thier gar zu dem Reiſerhügel heran und ſchnupperte; vor dieſem Jägersmanne fürchtete es ſich nicht mehr. Erſt als es den Pulvergeruch des Gewehrlaufes gewahrt haben mochte, wendete es ſich mit großen Sätzen dem Dickichte zu.

Endlich, als ich wieder den Schatten maß, hatte

er ſich um ein Weniges gedehnt. Ich mußte ja doch ſchon viele Stunden auf der Wildwieſe geweilt haben.

Wie immer, ſo hatte mein Vater auch diesmal Recht. Ich hörte einen getragenen Schall und Wiederhall im Walde. Es nahten Menſchen. Doch nicht die Holzknechte waren es, die um den Wolfgang kommen ſollten, ſondern quer über die Wieſe her kam ein junges Weib, das trug einen Korb am Rücken und führte ein etwa dreijähriges Kind am Arm. Sie ſangen ein luſtiges Kinderlied, und das kleine Mädchen lachte dabei und hüpfte flink über das weiche Gras.

Ich erkannte die Nahenden bald, es war das Weib und das Kind des erſchlagenen Jägers Wolf.

Sie kamen heran, und als ſie mich ſahen, ſagte die Jägerin zum Mädchen: „Schau, Agatha, da beim Kreuz ſitzt ein Bub', der betet ein Vaterunſer; das iſt gar ein braver Bub'."

Dann kniete ſie hin auf den Stein, legte die Hände zuſammen und betete auch. Das Kind that desgleichen und war gar ernſthaft dabei.

Mir war unbeſchreiblich weh. Wie hätte ich ſagen

können, was unter dem Reisig lag? ich ging abseits gegen die Weiden.

„So, mein Herz," sagte das Weib hierauf zur Kleinen, „jetzt geh' ich Enziankraut schneiden, du setz' dich dieweilen da auf das Grasbett und brocke dir Zäpfchen ab. Hernach kommt Väterchen vom Teufelsstein herab, und hernach setzen wir uns zusammen und essen den Schottenkäs, den ich im Korb hab', und hernach hopsen wir lustig miteinander heim zu."

Und sie setzte das Kind auf den Reiserhaufen — auf die Bahrstätte des Vaters. Dann ging sie mit dem Korb gegen den Wiesenrain, wo Gebüsche von Enzian standen. Von dort aus rief sie mich an, was ich denn so allein mache auf der Wildwiese, ob ich mich verirrt hätte oder etwa Ziegen suchte.

Ich wußte keine Antwort, deutete auf einen großen schneeweißen Schmetterling und sagte: „Jetzt schau das Thier an, wie's herumfliegt; schau, wie's fliegt!"

„Bist ein rechter Närrisch, du!" versetzte die Jägerin lachend und ging an ihre Arbeit.

Die kleine Agatha spielte auf dem Reiserhügel, sie zupfte an den Zweigen und wühlte in denselben

und neſtelte etwas hervor. Endlich wurde ihr bang und ſie hub an nach der Mutter zu rufen.

Nach einer Weile kam das Weib heran, da hielt ihm das Kind einen Ring entgegen und ſagte: „Schau, das hab' ich gefunden, das iſt des Vaters!“

Die Jägerin that einen hellen Ruf: „Kind, wie kommſt du zu dieſem Ring? Sein Brautring!“

Die Kleine lächelte vergnügt.

Das Weib hub das Kind auf die Erde, warf einen Blick auf das Gezweige und ſtieß einen gellenden Schrei aus. Sie ſah durch das Reiſig eine Menſchenhand.

Wie wüthend ſtürzte ſie hin auf die Schichtung und raffte die grünen Zweige auseinander — dann ſank ſie zurück und ſchlug ſich die flachen Hände in das Antlitz. Vor ihr lag im Blute erſtarrt ihr gemordeter Gatte. —

Zur ſelben Stunde gingen zwei Holzhauer über die Wieſe und brachten eine Tragbahre mit. Zuerſt knieten ſie vor dem Todten und beteten ſtill, dann hoben ſie ihn auf die Bahre, legten das Gewehr an ſeine Seite und trugen ihn davon.

Der Korb blieb ſtehen bei dem Enziangebüſche, das Weib folgte der Bahre; es ſagte kein Wort, es vergoß keine Thräne, es trug das ſpielende Mädchen auf dem Arm. Das blaſſe, ſtarre Angeſicht der Gattin, das rothwangige, helläugige Lockenköpfchen des Kindes hinter der Bahre her — das mag ich nimmermehr vergeſſen.

Ich bin auch hinten drein gegangen. Die Weiden ſtanden in ihrem wäſſerigen Schimmer; die Schatten der Tannen lagen hingeſtreckt über die ganze Wieſe. Das rothe Kreuz ragte reglos im Dunkel des Waldrandes.

Die Bahre ſchwankte dem entfernten Jägerhauſe zu. Ich ging gegen unſer Gehöfte. Als ich zu demſelben hinabkam, führten handfeſte Burſchen einen wüſt ausſehenden Mann herbei. Es war der ſchwarz' Toni. Da wir ihn am Morgen im Lärchenanwachs geſehen, ſo hatte mein Vater auf ſeine Spur gewieſen. Der Richter kam, und unter der großen Eſche, die vor unſerem Hauſe ſtand, wurde das Verhör gehalten. Der Toni war geſtändig, den Jäger Wolfgang aus Rache erſchoſſen zu haben. Hierauf wurde der Burſche

in Ketten gegen die Stadt geführt, aus der er einst als Wickelkind gekommen war.

Als ich in die Stube kam, saß mein Vater an seinem Bette. Er war sehr bewegt, hub mich zu sich auf das Knie und sagte: „Bübel, das ist ein böser Tag gewesen. Deinetwegen ist mir ein Stein auf dem Herzen gelegen."

Wir gingen in jenem Jahre nicht mehr hinauf zur Wildwiese. Seither aber bin ich wohl mehrmals auf derselben gewesen. Die Weiden glitzern, die hohen Fichten stehen noch heute — und ihr Schatten schwindet und wächst, wie das trübe Erdengeschick, und ihr Schatten wächst und schwindet, wie das menschliche Leben.